~~Zc. V. 109. m.~~

L. g. o. 792/12.

Johann Heinrich Jung's,

genannt Stilling,

ſämmtliche Werke.

Neue vollſtändige Ausgabe.

Zwölfter Band

enthält:

Erzählungen. — Gedichte. — Taſchenbuch-Aufſätze.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1842.

Erzählungen.

1.

Auch eine heilige Familie.

Ich habe oft von Männern, die am Chriſtus-Ekel kränkeln, den Einwurf gehört: was denn doch die Religion Jeſu viel nütze und genützt habe? — Die europäiſchen oder chriſtlichen Nationen ſeyen ja doch in Anſehung ihrer ſittlichen Vervollkommnung um keinen Grad beſſer, als von jeher auch andere gebildete Völker geweſen ſind.

Im Ganzen genommen iſt freilich etwas dran: die Staatspolitik iſt noch immer eben ſo pfiffig, als ſie bei den Aſſyriern, Babyloniern, Perſern, Griechen und Römern war; und unſere Kriege haben durchgehends ſo wenig Chriſtliches, daß man eine europäiſche Armee wohl ſchwerlich von Nebukadnezars oder Alexanders Heeren, was die Handelsweiſe betrifft, würde unterſcheiden können. Was vollends den phyſiſchen und moraliſchen Luxus angeht, ſo geben wir darin den Völkern aller Orten und aller Zeiten nichts nach. Wenn wir aber ins Einzelne gehen und die Volksmaſſe von Haus zu Haus und von Familie zu Familie prüfen, ſo findet der ruhige und Gott liebende Beobachter manches verborgene, aber eben darum deſto reinere Gute; — einen Fortſchritt in der Heiligung, den man

außer der Chriſtenheit in dem Grade vergebens ſucht. Man trifft allerdings unter Juden, Muhamedanern und Heiden auch einzelne edle Menſchen an, aber bei weitem nicht in der Menge und in dem hohen Grade der Menſchengüte, als unter den Chriſten.

„Das Reich Gottes iſt einem Sauerteige gleich, den Jemand nahm und ihn unter das Mehl verbarg, bis es ganz durchgeſäuert ward.“ Noch immer iſt der Teig nicht geſäuert, aber das Ferment wirkt im Verborgenen unaufhaltbar fort, und Er wird ſchon daraus machen, was daraus werden ſoll.

Wenn Prediger und Aerzte Augen und Willen zum Beobachten haben, ſo können ſie Wirkungen der Religion, beſonders unter dem gemeinen Volke, entdecken, die Einem Herz und Seele erquicken. Ein treffliches Beiſpiel von der Art will ich jetzt erzählen; es geht ohnehin ſtark auf Mitternacht zu: wir werden über dem langen Warten auf die Zukunft unſeres Herrn ſchläfrig, und es gibt der muthwilligen Knaben ſo viele, die immer darüber aus ſind, Einem das ohnehin ſo ſchwach brennende Lämpchen unvermerkt auszublaſen, welches ſie aufklären nennen, ſo daß es höchſt nöthig iſt, ſich untereinander wachend zu halten: und da iſt bekanntlich nichts beſſer und zweckdienlicher, als wenn man ſich etwas Hübſches erzählt. Nun, Kinder, ſeyd aufmerkſam! — Aber gebt auch Acht auf die pausbackigen Jungens und haltet die Hand um das Flämmchen!

In dem herrlichen Thal, in welchem unten am Ende Schönthal liegt, blühen die Leinwand-Fabriken in einem hohen Grade; von Oſten gegen Weſten zu, zwei Stunden lang, ſieht der ganze Grund einem Luſtgarten voller prächtiger Landhäuſer

ähnlich; hier wohnen reiche Kaufleute und wohlhabende Fabrikanten zerſtreut durcheinander. Jeder hat das, was er bedarf, um ſich her, Alles wimmelt von Thätigkeit, und im Sommer ſtaunt der Wanderer aus der Ferne die großen, prächtigen Fluren an. — Er kann nicht begreifen, wie ſich der Schnee mit ſchwüler Sommerhitze verträgt; kommt er aber näher, ſo entdeckt er erſt, daß ſie über und über mit ſchneeweißem Garn belegt ſind.

In einer abgelegenen Ecke des großen Thals, da, wo ein kleiner Bach ſich durch ein enges Thälchen herabſchlängelt und dann den Bleichern zum Begießen des Garns dient, guckt ein kleiner, einſamer Schornſtein aus einem Obſtgebüſche hinter dem Hügel hervor. Zoar fällt einem ein, wenn man dahin blickt, und es iſt einem ſo, als wenn da der Blitz nicht einſchlagen könnte. Tauſende reiten, fahren und gehen die nur eine Viertelſtunde entfernte Straße, und ſchwerlich bemerkt einer die niedrige Hütte; aber deſto beſſer kennen ſie die unſichtbaren Geſandten, die dienſtbaren Geiſter, die denen zum Dienſt thätig ſind, die die Seligkeit ererben ſollen.

In dieſer Hütte wohnte ehemals eine arme Wittwe mit einer einzigen Tochter; ſie ernährte ſich mit Baumwollenſpinnen und Garnſpuhlen, und in ihrem kleinen Gärtchen hinter dem Hauſe erzog ſie ſich die ärmliche Nahrung für ſich und ihr Mädchen. Viele Jahre lang kannte ſie die Nachbarſchaft nur von Angeſicht; der Kaufmann, für den ſie arbeitete, ſagte von ihr, ſie ſey eine arme, aber fleißige und treue Frau; aber da ſie nie in ihrem Leben, außer Gott, Jemand ihre Leiden klagte, ſo dachte auch Niemand weiter an ſie; ſie war mit ihrer Tochter ein alltäglicher Gegenſtand, von dem man weder Gutes noch

Böſes ſprach, eine Nulle in der menſchlichen Geſellſchaft, die aber gemeiniglich ſehr viel bedeutet, wenn eine gültige Zahl vor ſie geſetzt wird.

Gute und treue Prediger pflegen ſonſt wohl arme, gute Menſchen zu kennen; aber das war auch hier nicht einmal der Fall. Dieſe Frau äußerte ſich auch in Anſehung ihrer Empfindungen und Kenntniſſe nicht; man hielt ſie für dumm, unwiſſend und gefühllos, und ſo bekümmerte ſich Niemand um ſie. Immer hatte ſie gekränkelt, und ihr Leben war eine Kette von Jammer geweſen, ohne daß es Jemand wußte; auf den nämlichen Fuß hatte ſie auch ihre Tochter erzogen: dies Mädchen fiel hübſch und beſcheiden ins Auge, aber ſie hatte im Geringſten nichts Anziehendes; von allen ihren innern Koſtbarkeiten hing ſie nichts auf den Laden, um Käufer anzulocken, folglich kam auch keiner, der etwas bei ihr ſuchte.

Endlich wurde es ſchlimmer mit der Frau; ſie konnte nichts mehr arbeiten, ihre Tochter mußte ihr aufwarten. Schmerzen und Elend beſtürmten ſie unaufhörlich und ohne Zahl, und noch immer blieben beide bei ihrem Grundſatz, ihren Mund auch auf der Schlachtbank zum Klagen nicht zu öffnen. Daher kam's denn, daß kein Menſch auf der Welt von dieſen beiden großen Dulderinnen etwas wußte.

Dieſes Elend mochte ungefähr ein Vierteljahr gewährt haben, als an einem Nachmittage zwei Bleichergeſellen, von welchen der eine Johannes Langenborn hieß, in der Nähe der Hütte auf einer Bleiche geſchäftig waren. Ob ſie nun gleich oft und vielfältig da gearbeitet und ſich nie um das Häuschen und ſeine Bewohner bekümmert hatten, ſo wurden ſie doch jetzt dadurch aufmerkſam gemacht, daß die Tochter der armen Wittwe aus ihrer Hausthüre ge-

laufen kam und die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlug, dann im Hofe herumlief und wehklagte.

Beide Bleichergeſellen durften nicht zugleich vom Garn gehen, ſie wurden alſo einig, daß Langenborn hinlaufen und nachſehen ſollte, was das zu bedeuten habe; dieſer war aber auch der rechte Mann zu dieſer göttlichen Geſandtſchaft, und er war der Ehre werth, Engeldienſte zu übernehmen. Er lief, was er laufen konnte, und war in einer Minute an Ort und Stelle.

Angelegentlich rief er ſchon aus der Ferne: „Mädchen! Mädchen! was iſt? — was fehlt Dir?" — „Johannes," antwortete ſie ängſtlich: „komm und ſiehe es!" —

Langenborn lief an den Ort des Elends, und ſiehe da, die Kreuzträgerin lag auf ihrem Bette und ſchien todt zu ſeyn. Flugs nahm er das kleine Spiegelchen von der Wand und hielt es ihr vor den Mund; — da bemerkte er denn, daß es noch anlief; ſo hielt er ſie mit Recht noch nicht für todt. Er wuſch ſie alſo mit kaltem Waſſer und Eſſig und brachte ſie wieder zurecht; ſie konnte vor Schwäche zwar noch nicht reden, aber ſie lächelte himmliſch und ſtreichelte ſeine Wangen.

So eigenſinnig waren die beiden Dulderinnen nicht, daß ſie auf Langenborns liebevolle Fragen nicht nach der Wahrheit hätten antworten ſollen; er erfuhr alſo den ganzen Jammer. Schmerz und Mangel an Erquickung waren die Peiniger, denen die ſonſt ſtarke Natur der guten Frau unterliegen mußte. Er ſuchte alſo ſeinen Sparpfennig hervor, begab ſich ſeiner Bleichergeſchäfte und ward der Pfleger der armen kranken Wittwe.

Jetzt lernte er nun das verborgene Kleinod, das

in ein ärmliches Gewand und in der niedern Hütte verſteckt war, recht kennen, und er glaubte, die größte irdiſche Belohnung für ſeine Dienſte ſey Katharinens Beſitz; das glaubte er und er betrog ſich nicht. Eben ſo hielten auch Mutter und Tochter ihren Johannes für den größten Schatz, den ſie in dieſem Leben erringen konnten, und auch ſie betrogen ſich nicht. Langenborn und Katharine heiratheten ſich am Krankenbette der Mutter; im Himmel war Freude über dieſe Verbindung, auf Erden aber beſorgte man, durch dieſe Heirath würde nun eine Familie entſtehen, die mit der Zeit durch Betteln und durch ihre Bedürfniſſe dem Armenfond zur Laſt fallen könnte; allein dieſe Sorge war unnöthig: denn Johannes ernährte ſich, ſeine Frau und nachher ſeine Kinder recht ordentlich, er war allgemeinerer Wohlthäter als alle, die für den Armenfond beſorgt geweſen waren.

Die alte Kreuzträgerin wurde ſo lange auf den Händen getragen, bis ſie von den Engeln in Abrahams Schooß getragen wurde. In ihren letzten Tagen beſuchte ſie der Prediger; dieſer erfuhr nun, welch' eine koſtbare Seele er in der Nähe gehabt hatte, ohne ſie zu kennen. Er bedauerte laut und öffentlich dieſen Verluſt, und zog den großen Nutzen daraus, daß er von nun an die Hütten des gemeinen Mannes fleißiger beſuchte und die daſelbſt wirkenden Geiſter genauer prüfte; er hielt der abgeſchiedenen Edlen die Leichenpredigt über die Worte: Jeſ. 57, V. 1. 2. „Aber der Gerechte kommt um. Und Niemand iſt, der es zu Herzen nehme, und heilige Leute werden aufgerafft und Niemand achtet darauf: denn die Gerechten werden weggerafft für dem Unglück,

und die richtig für ſich gewandelt haben, kommen zum Frieden und ruhen in ihren Kammern.“

Johannes Langenborn und ſein Weib Katharine hielten nun lange und viele Jahre im Segen Haus; beide waren allgemein geliebt, und ihre Kinderzucht war ein Muſter für alle ihres Gleichen.

Kreuz hat jeder gottesfürchtige Hausvater. Langenborn wurde alſo auch nicht damit verſchont. Indeſſen fand es der große Schmelzer der Mühe werth, ihn auf den Treibheerd zu bringen und ihn da recht tüchtig auszubrennen. Erſt ſtarben dem guten Ehepaar alle Kinder bis auf die zwei älteſten Töchter, darauf bekam Langenborn einen Zufall ans rechte Knie, ſo daß er Jahr und Tag das Bett hüten mußte, und als er es wieder verlaſſen konnte, ſo war das Knie ſo krumm gewachſen, daß er ein hölzernes Bein anſchnallen und auf einer Krücke gehen mußte. Jetzt war er nicht mehr fähig, mit Bleichen ſein Brod zu erwerben; er ſah alſo, wenn er blos ſeine Vernunft zu Rathe zog, einer traurigen Zukunft entgegen; allein er war ein Chriſt, das heißt: er glaubte und hoffte, wo nichts zu glauben und zu hoffen war, und dann war er zu jedem ehrlichen Gewerbe, ſey es auch das niedrigſte, geringſte und verächtlichſte, bereit, ſobald es ihm die Vorſehung anwies, ſich dadurch zu ernähren.

Es währte nicht lange, ſo bekam er ein Geſchäft, womit er ſich zwar kümmerlich, aber doch ehrlich durchbringen konnte: es wurde nämlich eine Maſchine erfunden, womit man durch bloßes Drehen einer Kurbel, nachdem die gehörige Vorrichtung geſchehen war, in großer Geſchwindigkeit viele Ellen Schnürbänder flechten konnte. Ein Kaufmann verſchaffte dem lahmen Johannes eine ſolche Maſchine; nun

konnte er ſich dabei ſetzen und wenigſtens das trockene Brod verdienen, ſeine Frau und die beiden Töchter ſpannen und ſpuhlten dazu, und ſo brachten ſich die lieben Leute ehrlich und redlich durch.

Bis ſoweit findet der Menſchenbeobachter noch nichts Ausgezeichnetes, das mich berechtigen könnte, dieſer Familie vorzugsweiſe den Charakter der Heiligkeit beizulegen. Daß auch dieſe vier Leute von Herzen fromm waren, ohne Anſpruch auf den Ruf der Frömmigkeit zu machen, macht es noch nicht allein aus; daß ſie aber bei ihrer Armuth aus reinem und lauterem Liebestriebe noch die Pfleger armer Kranken und eine Zuflucht der Verlaſſenen waren, das iſt ſchon etwas Erhabenes. Dazu kommt denn noch, daß ſie alle vier einen ſo hohen Grad der Erleuchtuug und der ſittlichen Kultur erſtiegen hatten, wie ihn wenige, auch der wahrhaft Aufgeklärten unter den Chriſten erſteigen.

In dieſem Zuſtande war dieſe Familie, als der Doktor Stilling nach Schönthal kam, er hörte zwar zuweilen etwas von dieſen Leuten, das ihm wohlgefiel; allein da ſie arm und gering waren, ſo ſchätzte man ihre Handlungen nicht nach ihrem wahren Werthe. Das Gerücht ſagte daher immer viel zu wenig von ihnen, und er erfuhr vor der Hand weder ihre Geſchichte, noch ihre ausgezeichnet edlen Thaten, bis er ſie endlich bei folgender Gelegenheit ſelbſt kennen lernte.

In der Nachbarſchaft des Langenborn'ſchen Hauſes wohnte ein reicher Mann; dieſer hatte über zwanzig Jahren eine Magd gehabt, die durch vorzügliche Treue in ihrem Dienſt und durch ihre chriſtliche Aufführung als eine fromme und brave Perſon, wenigſtens ihrem Gott, und dann auch einigen Wenigen, die

das wahre Verdienſt allenthalben, auch da ſchätzten, wo es nicht mit äußerem Glanz umgeben iſt, bekannt war. Dieſe gute Seele mußte viele Jahre lang mit Engbrünſtigkeit kämpfen, die ihr ihren Beruf öfters äußerſt beſchwerlich machte. Endlich bekam ſie am Beine eine Geſchwulſt und zugleich verlor ſich ihr kurzer Odem, und die Bruſt wurde frei; jetzt aber konnte ſie nicht mehr fortkommen, ihr Dienſt wurde ihr alſo ſehr ſauer. Anſtatt nun, daß ihr Dienſtherr ſie hätte verpflegen und für ihre Geneſung ſorgen ſollen, verfuhr er mit ihr nach der gewöhnlichen Weiſe, ſo wie es die Geſetze der Dienſtordnung mit ſich bringen; er kündigte ihr alſo an, daß ſie aus dem Dienſt gehen müſſe, bis ſie von ihrem Uebel geheilt wäre.

Die arme Magd wußte jetzt weder aus noch ein; in's Hoſpital konnte ſie nicht aufgenommen werden, denn ſie war keine Bürgerstochter, und Geld hatte ſie auch nicht, um ſich verpflegen, viel weniger um ſich kuriren zu laſſen. Sie ſchleppte ſich alſo mit ihrem Jammer und arbeitete über Vermögen. Unter der Hand bemerkte ſie nahe am Schienbein, einwärts gegen den Waden zu, an ihrem braun angelaufenen und geſchwollenen Bein einen ſchwärzlichen Flecken. Dieſe Erſcheinung machte ihr Angſt, und nun ſehnte ſie ſich nach einem Arzte, den ſie auch an einem Leinweber zu finden hoffte, der zwei Stunden weit in einem Flecken wohnte und durch ſeine Kuren berühmt war. Da ſie nun nicht ſelber dahin gehen konnte, ſo erbarmte ſich ein Webergeſelle über ſie, der an einem Sonntage hinging und den Doktor Leinweber ihrenthalben konſultirte; dieſer erklärte gleich das Uebel für gefährlich und gab den Flecken für den kalten Brand aus; er verordnete alſo ſeiner Meinung nach

eine ſehr kräftige Arznei: denn er gab ein ätzendes Pulver, das auf den Fleck geſtreut werden ſollte.

Die arme Leidende folgte treulich dem Rath des Afterarztes, ſie ſtreute das Pulver auf den ſchadhaften Ort, das Pulver fraß um ſich und verurſachte ihr unleidliche Schmerzen, wobei ſie nun ihren Fuß nicht mehr von der Stelle bewegen konnte. Jetzt mußte ſie alſo das Bett hüten.

Ihr Herr wurde darüber äußerſt ungeduldig, er fuhr ſie an und ſagte: wenn ſie nicht machte, daß ſie aus dem Hauſe käme, ſo würde er ſie hinaustransportiren und auf die Straße werfen. Dieſe Unbarmherzigkeit ſchnitt Wunden in ihr Herz, und ſie rief mit unausſprechlichem Weinen in ihrem troſtloſen Zuſtande Gott um Hülfe an, der ſie dann auch gnädig erhörte.

Langenborn, der immer der Erſte war, der ſo etwas erfuhr, ward auch bald den Zuſtand der bedauerungswürdigen Dienſtmagd gewahr; flugs nahm er ſeine Krücken unter den Arm und ſtolperte nach dem undankbaren Hauſe. Gleich bei dem Eintritt begegnete ihm der hartherzige Kaufmann, der ihn anfuhr und fragte, was er wolle? — Mit dem erhabenen Ernſt des Chriſten antwortete Johannes: „ich will Ihre Magd abholen und zu mir nehmen.“ „So?“ antwortete der Kaufmann; „Ihr habt ja ſelber nichts; Ihr hofft vielleicht für die Magd zu betteln, und dann mitzueſſen!“ — Mit ſanftem Lächeln verſetzte Langenborn: „O ja! ich hoffe bei dem lieben Gott recht viel für Ihre arme Magd zu erbetteln, und dann freilich auch von dem, was Er beſcheeret, mitzueſſen! Aber,“ ſetzte er entſchloſſen hinzu: „bei Menſchen habe ich noch nie gebettelt, und wenn's ja dazu kommen ſollte, ſo würde ich

doch einem ſo ſehr armen Mann, wie Sie ſind, niemals beſchwerlich fallen; denn wahrlich! Sie müſſen wohl blutarm ſeyn, weil Sie nicht einmal vermögend ſind, Ihren kranken Dienſtboten die Koſt zu geben, wenn ſie nichts verdienen können."

Der Kaufmann eilte glühend weg, und Johannes hockte hinauf auf die Kammer. Hier war er nun freilich kein hinkender Bote, ſondern ein Engel des Herrn, der Heil verkündigt. Mit einem Wort: noch in der nämlichen Stunde trugen einige Geſellen und Knechte die fromme Dulderin in Langenborns ſegenvolle Hütte. Nun waren aber nur zwei Betten im Haus. In der Stube ſchliefen Vater und Mutter, und in der Kammer beide Töchter, allein die Liebe findet allenthalben Auskunft; die Kranke wurde in's beſte Bett in die warme Stube gelegt; der gebrechliche Vater und die ſchwächliche Mutter ſchliefen in der Kammer, und die beiden Töchter lagen bei der Kranken in der Stube auf der Erde auf bloſem Stroh, um immer bei der Hand zu ſeyn. Jetzt war nun die Magd zwar in ſoweit verſorgt, aber deswegen war ihr Bein doch immer nicht beſſer. Sie ſtreute das Pulver und duldete die fürchterlichſten Schmerzen, indeſſen wurde das Loch am Waden immer größer; Langenborns älteſte Tochter lief alſo wieder zum Arzte, der aber befahl, immer mit dem Pulverſtreuen fortzufahren. Einige Zeit wurde ieſer Rath unter unſäglichen Schmerzen noch fortſetzt; allein nun fing die Sache an, gefährlicher verden. Die Patientin zehrte ab, und es hatte nſehen, als ob das Bein verloren gehen würde. ich fiel dem guten Langenborn ein, daß dem neuen Doktor Stilling gehört habe, guter Mann, der den Armen nichts ab-

nähme, er wolle alſo ſelbſt zu ihm gehen, und ihn erſt einmal ausforſchen, ob dem Ding auch wohl ſo wäre, und was er zu dem Umſtand ſagen würde.

Stilling ſaß eben auf ſeiner Studirſtube und arbeitete, als er ein dreifüßiges Weſen, einen hölzernen Fuß, eine Krücke und einen natürlichen Fuß, die Treppe herauf kommen hörte. Er eilte an die Thür und führte den edlen Langenborn, den er jetzt zum erſten Male ſah, herein. — Das iſt wahr, ein ſolch apoſtoliſches Geſicht hatte er in ſeinem Leben noch nicht geſehen. Ehrfurcht und Liebe durchſchauerte ihn bei dem Anblicke dieſes ärmlich, aber ſehr reinlich gekleideten Mannes; er ließ ihn ſitzen und ſeine Kappe aufſetzen: denn wahrlich! Langenborn war ein vornehmerer Mann als er. Auch Stilling mußte dem ſcharfblickenden Geiſt ſo ziemlich behagen; denn er floß alſofort von Zutrauen und Leutſeligkeit über, und bedauerte, daß er den Herrn Doktor nicht eher gekannt habe. Stilling freute ſich ebenfalls über dieſen neuen und würdigen Freund, und fragte ihn dann, was ſein Begehren wäre. Jetzt erzählte Langenborn nun die Geſchichte mit der Magd ſo umſtändlich, als ich ſie hier erzähle, und im Augenblick machte ſich Stilling bereit und eilte zu der Kranken.

Nie in ſeinem Leben wird er das Leidensbild v[illegible] geſſen, das er hier zwiſchen den dienenden Chriſti[illegible] antraf. — Abgezehrt bis auf die Gebeine lag [illegible] — jede Miene war Ausdruck der ſchrecklichſten [illegible] zen, und jeder Odemzug war ein himmelan[illegible] Seufzer um Erbarmung. Dieſer Anblick [illegible] Arzte häufige Thränen aus den Augen, [illegible] herab; er eilte alſo zur Linderung. [illegible] Gott! welch ein Anblick! — er fand d[illegible]

faſt vom Knie bis auf den Knöchel entblößt, der ganze Waden hatte ſich abgelöst, und hing nur noch vermittelſt der Haut und ein Paar Muskeln mit dem Bein zuſammen, und man konnte beinahe den ganzen Vorderarm in dieſer ungeheuern Wunde verbergen.

Stilling nahm alſo die ſchleunigſten Maßregeln zur Hülfe; die älteſte Tochter Langenborns mußte in den nahen Wald laufen, um einen Arm voll Goldwurzeln (chelidonium majus) zu ſuchen; die zweite mußte in die Stadt und Bienenhonig holen, und die Mutter, der Vater und der Arzt pflückten Scharpie. Als nun Alles bei der Hand war, ſo wurden die Wurzeln und Stengel der Goldwurzel in einem Mörſer geſtoßen und der Saft durch ein Tuch gepreßt. Zu einem halben Schoppen dieſes Saftes miſchte Stilling eben ſo viel Honig, tauchte dann Büſchlein von Scharpie in dieſes Gemiſche, und füllte die ganze Höhle der Wunde damit aus; dann legte er den beinahe abgelösten Waden wieder an ſeinen Ort, und umwand das ganze Bein mit dem gehörigen Verband. Durch dieſes Arzneimittel und durch dieſe Methode nebſt der gehörigen Diät wurde das Bein innerhalb drei bis vier Wochen vollkommen heil und brauchbar, ſo daß die gute Perſon hernach wieder bis an ihr Ende in Dienſte gehen konnte. Daß ſie ihrem vorigen Herrn die Ehre nicht erzeigte, verſteht ſich von ſelbſt.

Während dieſer Kur wurden Stilling und Langenborn vertraute Freunde; beide erzählten ſich ihre Schickſale, und wenn der Erſte zuweilen in ſeinen ſchweren Prüfungen ſich erholen wollte, ſo ging er zu ſeinem Freunde Langenborn, dem kreuzgewohnten Dulder, der ihn dann aus ſeiner Fülle reichlich zu tröſten wußte.

Endlich zog Stilling bekanntlich als Profeſſor der Staatswirthſchaft nach Rittersburg; er nahm auch bei Langenborn Abſchied. Alle fünf weinten zärtliche Thränen, und das Präſent, das der erhabene Streiter ſeinem Freunde mitgab, beſtand in dem herrlichen Spruche: „Trachtet nicht nach hohen Dingen, ſondern haltet Euch herunter zu den Niedrigen.“

Jetzt dreht Langenborn nicht mehr Schnürbänder, auch braucht er ſeine Krücke und ſein hölzern Bein nicht mehr; denn er wandelt mit andern ſeines Gleichen unter den Lebensbäumen im Paradieſe Gottes, und genießt, was ſeine Thaten werth ſind.

2.

Die beiden Brüder.

(Eine arabiſche Erzählung.)

Dort, wo das wüſte und glückliche Arabien aneinander gränzen, wohnte ſeit Jahrhunderten eine anſehnliche Familie, die ſich nie durch Raub und Plünderung, ſondern blos von ihren Heerden nährte; Gott ſegnete ſie auch mit Wohlſtand, jeder Fremdling war willkommen in ihren Hütten, und rund um ſie her fand ſich kein Armer, kein Nothleidender und kein Kranker, der nicht von dem Emir oder von ſeinem Weibe wäre erquickt und getröſtet worden.

Vorzüglich aber ſchien Alreddin in der ganzen Reihe ſeiner Vorfahren der glänzendſte und weiſeſte zu ſeyn; wer in einer ſchweren Sache Rath bedurfte, der fragte den Emir Alreddin; wo Streit war, da ſtiftete ſein Anſehen und ſeine Gerechtigkeitsliebe Frieden; wer arm war, der flehte ihn nicht vergebens, und aus ſeinem Vorrath von Arznei-Mitteln wurde manchem Kranken geholfen.

Alreddin und ſein Weib (er hatte nur eine, aber ſehr geliebte Gattin) genoſſen bei allem dem ihr Glück nur halb; denn ſie hatten keine Kinder, und es ſchien, als wenn mit ihnen ihr vortreffliches und edles Geſchlecht ausſterben ſollte; je älter ſie wurden, deſto

mehr ſtieg ihr Kummer, und es hatte das Anſehen, als wenn die Sonne ihres Lebens dereinſt trübe untergehen würde.

An einem Frühlingsabend, als Alreddin über Feld geritten war und erſt ſpät wiederkehren wollte, ſaß Machpelach, ſeine Gattin, vor ihrem Zelt und ſah mit bethräntem Auge die Sonne über dem waldigten Berge untergehen, und hinter ihr ſchimmerte der Vollmond ſafrangelb zwiſchen den Cederſtämmen durch. Indem ſie nun den trüben Blick von der abgeſchiedenen Sonne ſeitwärts wandte, ſah ſie ein altes, krummgebücktes Mütterchen an einem Stabe langſam durchs Gebüſch herankriechen. Machpelach winkte ihr mit liebevollem Lächeln, ging ihr dann mit offnen Armen entgegen und ließ ſie neben ſich auf den Blumenraſen ſitzen.

Das edle Weib ließ ihr Zeit, zu Odem zu kommen, und fragte ſie dann mit einem Herzen voll Wohlwollen, womit ſie ſie erquicken könne? — Gott belohne dir dieſe Frage! verſetzte die Alte; gib mir etwas Honig mit Rahm gemiſcht, und ein Stück Brod! — Machpelach lief ins Zelt, holte das Verlangte und ſetzte es ihr in einer Schüſſel vor; die Alte aß die Hälfte, zog dann ein Fläſchchen mit einem koſtbaren Balſam aus ihrer Taſche, deſſen Wohlgeruch die Luft umher erfüllte, goß ihn in die andere Hälfte der Speiſe und ſagte: Ich bin die Fee Elfagor — die in der Felſengrotte bei der Silberquelle im Thal Bukraim wohnt; ich liebe gute Menſchen und habe vom Vater aller Weſen die Gnade empfangen, die billigen Wünſche der Sterblichen zu erfüllen. Der Ruf deiner guten Werke hat mich zu dir geführt und ich habe in dieſer armen Hülle die Wahrheit dieſes

Gerüchts erfahren; bitte alſo von mir, was ich dir thun ſoll!

Machpelach erſtaunte; ſie hatte viele Mährchen von der guten Fee Elfagor erzählen hören, und jetzt freute ſie ſich ihrer Gegenwart; gute Fee! antwortete ſie: ich habe nichts zu wünſchen, als einen Sohn, der ſeinem Vater ähnlich iſt.

Dein Wunſch iſt billig, fuhr Elfagor fort; iß nun die übrige Hälfte dieſer wohlthätigen Speiſe, und du wirſt innerhalb Jahresfriſt zween wohlgebildete und geſunde Söhne haben.

Machpelach genoß die Speiſe begierig und dankte der Fee für ihre Güte. Kaum hatte ſie den letzten Mundvoll genommen, als ſich ein Silberwölkchen im Mondenglanz vor ihren Augen bildete; Elfagor wurde in ein Kind von engliſcher Schönheit verwandelt, ſie ſtieg auf dieſes Wölkchen und ſchwang ſich dann langſam empor; aber im Hinſchwinden hauchte ſie dem Weibe des Emirs noch die Worte zu: Sey reines Herzens, Machpelach! damit deine Kinder nicht im Keime vergiftet werden mögen. Das edle Weib ging nun in ihre Hütte und dachte der ſeltſamen Erſcheinung nach, die ſie auch Alreddin gleich nach ſeiner Heimkunft erzählte. Der Emir wunderte ſich und ſagte: Söhne, die vom Himmel angekündigt und von unfruchtbaren Weibern geboren werden, waren wohl ehe zu großen Männern emporgewachſen. Gottes Wille geſchehe!

Das Verſprechen der Fee wurde erfüllt: Machpelach gebar zween Söhne auf einmal, und während dem Gebären ſchwebte eine ſchneeweiße Taube mit einem Purpurhals um ſie her, und nachdem die beiden Knaben auf ihrem Bettchen lagen, ſo ſchwang die Taube ihre Flügel über ihnen und verſchwand.

Die anweſenden Frauen wahrſagten den Kindern viel Gutes, die beiden Eltern aber dachten an die Fee Elfagor.

Die Knaben wuchſen in aller guten Zucht und Ehrbarkeit heran; Alreddin gewöhnte ſie zur Arbeit, und Machpelach lehrte ſie Gott fürchten nnd die Menſchen lieben.

So wie nun die Knaben anfingen, groß zu werden, ſo fingen auch die Eltern an zu wünſchen; darin kamen ſie beide überein, daß ſie tugendhafte und rechtſchaffene Männer werden möchten, aber Alreddin hatte ſich große Dinge in den Kopf geſetzt, und das darum, weil ihm ſeine Söhne auf eine außerordentliche Weiſe angekündigt worden; Machpelach aber wünſchte nichts weiter, als daß ſie beide nur das Glück ihrer Väter genießen möchten.

Dieſer friedfertige Zwieſpalt beider Eheleute brachte ſie endlich auf den Gedanken, der wohlthätigen Fee Elfagor ihre Wünſche zu entdecken, und ſie dann entſcheiden zu laſſen. Sie gingen alſo zuſammen in einer mondhellen Nacht in's Thal Bukraim; da, wo dieſes Thal ein Becken von einer Viertelſtunde im Durchmeſſer bildet, das rund umher mit hohen Cypreſſen und Terebinthbäumen, die einen ſchönen Raſenplatz in der Mitte frei laſſen, begränzt iſt, klingelt eine waſſerreiche Quelle an dem Eingang einer tiefen und weiten Felſenhöhle zwiſchen den Steinen hervor; tiefe Stille ruhte auf jedem Aeſtchen des Waldes, und die ganze Natur horchte der ſprudelnden Quelle; der Mond glänzte hoch über den Cypreſſen-Wipfeln herüber und verbreitete einen ſilbergrauen Schimmer über das bethaute und mit Mettenfädlein und Geweben überſponnene Grün des Raſenbodens.

Alreddin und Machpelach ſchritten langſam und mit heiligem Schauer erfüllt der Quelle entgegen, deren Kryſtall mit ſchmelzendem Gold im Mondesſchimmer gemiſcht ſchien, und deſſen Wiederſtrahl oben im Gewölbe der Grotte auf den Kieſelſpitzen des grauen Geſteins ein leuchtendes Gewimmel verurſachte. Hier neben den Brunnen ſtellte Machpelach ihr Opfer, das ſie in einem Körbchen trug, und das aus Milchrahm mit Honig und etwas Brod beſtand, auf einen breiten Stein nieder, und rief dann mit gemäßigter Stimme: Gute Fee Elfagor! Wenn's dir Gott erlaubt, unſere Wünſche zu erfüllen, ſo erſcheine uns und höre ſie! — Allmählig ſchien ein zweifelhaftes Geliſpel aus der dunkeln Tiefe der Grotte die horchenden Ohren aufmerkſamer zu machen, und zu gleicher Zeit ſchwirrte ein Haufen ſchwarz und ſilbergrau geſprenkelter Nachtſchmetterlinge in einem Zug von hinten heraus, vorwärts gegen die Quelle zu; ſie waren an graue Mettenfaden geſpannt, mit denen ſie einen Muſchelwagen zogen, der aus einer Straußeneierſchale verfertigt und mit leuchtenden Johanniswürmchen ſtatt der Juwelen beſetzt war. Vier große, dunkelblaue und mit goldenen Sternchen prangende Schmetterlinge trugen den Muſchelwagen ſchwebend ein Paar Schuh hoch über der Erde empor, auf dem die Fee Elfagor auf einem Polſter von Bienenhärchen ſaß, ſie war etwa fingerslang und hatte die vollkommenſte weibliche Geſtalt; ihr zarter Körper glänzte von Gold und Edelſteinen, und ihr feines, lockiges Haar wallte wie ein goldenes Wölkchen den zarten, ſchlanken Rücken hinab bis auf die Lenden. Dreimal ſchwirrte der Zug um die Silberquelle, dann verwandelte ſich die Fee in ein Kind von vier Jahren, genoß wieder etwas von der

mitgebrachten Speiſe, und fragte nun: was begehrſt du, Machpelach?

Das Weib des Emirs antwortete: Liebe gute Elfagor! mein Mann und ich haben verſchiedene Wünſche; du weißt, daß wir zwei wackere und liebenswürdige Söhne haben; nun geht unſer erſtes und flehentliches Bitten dahin, daß ſie beide gute und vortreffliche Männer werden mögen; dann aber wünſcht Alreddin Ruhm, Ehre und Anſehen in der Welt, ich aber begehre nichts weiter, als ein ruhiges, ſtilles und höchſt wohlthätiges Leben für unſere beiden Kinder. Jetzt ſind wir nun deßhalb zu dir gekommen, um von dir zu hören, welche Wünſche du erfüllen willſt.

Die Fee lächelte heiter und froh und erwiederte: ich will eure beiden Wünſche erfüllen, und zwar ſo: der älteſte ſoll nach dem Willen des Vaters groß, geehrt und anſehnlich in der Welt werden, und der jüngſte ſoll nach deinem Begehren ein ſtilles, unbekanntes, aber höchſt wohlthätiges Leben führen. Zeit und Erfahrung wird euch dann am Ende belehren, wer am beſten gewünſcht hat.

Nun genoß Elfagor einen Theil des mitgebrachten Opfers, goß dann einen Balſam auf das Uebrige und ſagte: da nimm dieſe Speiſe wieder mit zurück, Machpelach! und gib ſie deinen beiden Söhnen zu genießen, ſo werden ſie beide einen unauslöſchlichen Hunger nach Wahrheit und Rechtſchaffenheit bekommen; dann ſchwebte ſie über den Raſen hin und holte zwei verſchiedene wohlriechende Krautpflänzchen; eines davon gab ſie dem Vater und ſprach: dieſes Kräutchen laß deinen älteſten Sohn ohne ſein Wiſſen in irgend einer Speiſe genießen, ſo werden ihn alle gute Menſchen lieben und ehren, die böſen

fürchten, und es wird ein großer und berühmter Mann aus ihm werden.

Das andere aber gab ſie der Mutter mit den Worten: dies backe dem jüngſten in einem Oelkuchen und laſſe es ihn, aber auch ohne ſein Wiſſen, genießen, ſo wird ihm jede gute That gelingen, aber er wird dabei unbekannt und von Niemand gehaßt und gefürchtet, aber auch nur von Wenigen im Stillen geliebt werden. Jetzt verſchwand die Fee mit ihrem ganzen Zuge vor ihren Augen; beide nahmen nun die Speiſe und jedes ſein Kräutchen, und wanderten vergnügt und befriedigt nach Hauſe.

Der Rath der Fee wurde genau befolgt; Alreddins älteſter Sohn Ali bekam ſeinen Theil vom Speiſeopfer und ſein ihm zugehöriges Kräutchen, und Haſſan, der jüngſte, desgleichen.

Beide Jünglinge wuchſen heran und wurden bald mannbar; Ali konnte ſich allenthalben beliebt machen; wo eine Jagd, oder ein Pferdefeſt, oder ſonſt eine öffentliche Feierlichkeit angeſtellt wurde, da vergaß man ihn nie; wo man Klugheit, Tapferkeit und Edelmuth zeigen konnte, da war Ali gewiß immer der Erſte. Haſſan hingegen kannte man nicht weiter als eine halbe Tagereiſe umher; er beſorgte die Heerden ſeines Vaters mit unbeſchreiblicher Treue und mit überſchwenglichem Segen. Alles, was trächtig war, verpflegte er ſo, daß alles neugeborne Vieh viel vollkommener war und ward, als ſonſt jemals; er vertilgte alle reißenden Thiere in der ganzen Gegend, ſo daß auch die Heerden der Nachbarn ſicher weiden konnten; allein er rühmte ſich nie ſeiner Thaten, und Niemand erfuhr, daß Haſſan der allgemeine Wohlthäter war. Wenn auch zuweilen eine ſeiner Thaten bekannt wurde, ſo lag doch die Hülle

ſeiner Beſcheidenheit ſo darüber her, daß man das Mehrſte dem Zufall zuſchrieb. Er war in der ganzen umliegenden Gegend weiter nichts, als der brave, rechtſchaffene Haſſan, der gute, ſorgfältige Hirte.

Indeſſen verbreitete ſich der Ruhm Ali's immer weiter; und da der Baſſa von Damaskus Hülfsvölker gegen den aufrühreriſchen Baſſa von Bagdad verlangte, und dieſe ihm verwilligt wurden, ſo wurde Ali zum Anführer von zweitauſend Arabern zu Pferde gemacht, und er hielt ſich ſo tapfer, daß ihm die erhabene ottomaniſche Pforte den vorzüglichſten Antheil an der Bezwingung des Aufrührers zu verdanken hatte. Ali kam alſo mit Ruhm und Ehre gekrönt zurück, und der Großſultan zu Konſtantinopel beſchenkte ihn nicht nur, ſondern verlangte ihn auch in ſeine Dienſte, die aber Ali nicht annahm.

Haſſan führte indeſſen in dem Hauſe ſeines Vaters ſeine Heerden wie vorher, und wenn ſein Vater über den Ruhm ſeines Sohnes entzückt war, ſo freuten ſich Machpelach und Haſſan mit ihm, aber nie ſtieg dieſem auch der leiſeſte Wunſch auf, zu ſeyn, was ſein Bruder war; im Gegentheil, er freute ſich ſeines unbemerkten Lebens und des guten Fortgangs ſeiner wohlthätigen Anſtalten; denn er hatte nun auch eine Schule errichtet, in welcher er ſelbſt der Lehrer war; er verſammelte Knaben um ſich her, die er in allem Guten unterrichtete und ſie die große Kunſt lehrte, gute Hausväter und fromme Menſchen zu werden. Dann las er auch die Schriften der beſten Aerzte, ſammelte die kräftigſten Kräuter und verfertigte daraus Arzneimittel, womit er unentgeldlich die armen Kranken heilte. Das Alles brachte ihm keinen großen Ruf zuwege, Jedermann ſah ſeine Aufführung als eine Sache an, die ſich von

ſelbſt verſtand, und die nichts als Erfüllung ſeiner Pflichten war; indeſſen hieß er immer der gute, der rechtſchaffene Haſſan.

Nun erſcholl auch der Ruhm des Ali bis zu den Ohren des Königs von Yemen; der Imam ſandte einen Großen ſeines Hofes an ihn und ließ ihm die Stelle eines Weſirs antragen; Ali nahm dieſen glänzenden Poſten an, und ſtund ihm auch ſo vor, daß ſowohl der Imam, als auch alle Rechtſchaffenen Freude an ihm hatten; hier heirathete er die Tochter eines vornehmen Arabers, mit der er ſehr glücklich lebte, aber keine Kinder zeugete; Haſſan heirathete auch ein frommes, ſtilles Mädchen aus der Nachbarſchaft, das ſich für ihn und ſeine Heerden ſchickte, und er erlebte bald die Freude einer blühenden Nachkommenſchaft.

In dieſen Verhältniſſen lebten beide Brüder viele Jahre, Ali ſtand auf der Spitze des Glücks, aber er genoß es nicht mehr; weiter konnte er nun nicht ſteigen, und des Genuſſes gewohnt, fing er an, Langeweile zu ſpüren, dieſer Plagegeiſt quälte ihn ſo, daß er von Tag zu Tage unglücklicher wurde, und nun einſahe, daß alle Güter der Welt der Seele keinen Frieden geben und ihren unerſättlichen Hunger nicht ſtillen können. Haſſan hingegen wurde jeden Tag froher, denn da er keinen andern Wunſch hatte, als wohlzuthun und ſich täglich zu vervollkommnen, ſo fand er jeden Morgen und jeden Abend neue Quellen der Freude.

Endlich ſtarben Machpelach und Ali's Weib ungefähr zu einer Zeit. Alreddin trauerte ſehr um ſeine vortreffliche Gattin und wünſchte ihr bald zu folgen, und da er zugleich den Tod ſeiner Schwiegertochter und die Unzufriedenheit ſeines Sohns Ali

vernahm, ſo ſeufzte er tief und beklagte ſeine ehemaligen eiteln Wünſche; jetzt ſahe er ein, wie viel glücklicher Machpelach gewählt hatte; er ging einſam umher und wehklagte in der Stille; dieſes mattete ſeinen Körper ſo ab, daß er ſich allmälig dem Tode näherte: er ließ dieſes ſeinem Sohn Ali ſagen, der denn auch unverzüglich kam, um ſeinen Vater noch einmal zu ſehen und ſeinen Segen zu empfangen.

Einsmals an einem Abend ließ der Emir ſeine beiden Söhne zu ſich rufen, dann bat er ſie, ſie möchten ihn doch vor das Zelt in die Sonne tragen, denn er möchte ihren Untergang gerne noch einmal ſehen. Die Söhne gehorchten; als er nun da im Grünen ſaß und die Sonne ſein ehrwürdiges Antlitz und ſeinen langen eisgrauen Bart beſtrahlte, ſo ſchaute er ſie eine Weile wie ein Adler mit unverwandten Blicken an, ſeufzte dann tief und ſprach: ſetzt Euch daher meine Söhne, ich habe Euch einen merkwürdigen Traum zu erzählen!

Ali und Haſſan ſetzten ſich. Nun fing Alreddin an: höret mich, ihr Söhne Machpelachs und nehmt die letzte Rede Eures Vaters zu Herzen! Ruhm und Ehre ſind nicht die Güter, die der Menſch ſuchen muß, ſondern die ſtille und unbemerkte Tugend der Gottes- und Menſchenliebe, dieſes habe ich ſchon eine geraume Zeit eingeſehen, aber erſt vor einigen Tagen in einem Traumgeſicht ſehr lebhaft empfunden: ich wälzte mich an einem Abende lange auf meinem Lager; die glücklichen Tage der Vergangenheit, die ich mit Machpelach verlebt, und die Freuden, die ich an den Schickſalen meines Ali und an dem häuslichen Segen meines Haſſan genoſſen habe, ſchwebten mir wie Engel in aller ihrer Herrlichkeit vor der Seele, dann ſchwanden ſie weg und

ließen mich im dunkeln und öden Thal des traurigen Alters allein; nun wandte ich meinen Blick in die Zukunft, aber dieſe war in undurchdringliche Nacht verhüllt.

Endlich ſchlief ich unter dieſen quälenden Vorſtellungen ein, und nun träumte ich: — Ihr werdet euch noch der Gegend um Jeruſalem erinnern, die wir ehemals mit ſo vieler Rührung durchwanderten, als wir den Emir auf dem Gebirge Carmel beſucht hatten. Hier befand ich mich in meinem Traum; es war mir, als wenn ich durch das Thal Joſaphat am Bach Kedron hinauf wandelte, rechter Hand ſchaute ich nordoſtwärts den Oelberg hinan, und zur Linken warf ich meine Blicke auf den Gihon; ich konnte mich nicht genug wundern über meine Anweſenheit in dieſer denkwürdigen Gegend. Leichten Tritts wanderte ich fort, und bald ſah ich den felſigten Abhang des Berges Zion nordweſtwärts vor mir. Es währte nicht lang, ſo erſchien mir auch die prächtige Kuppel der Moſchee auf dem Berge Moriah.

Indem ich nun ſo mit Staunen vorwärts ſchritt und mich nicht genug wundern konnte, wie ich dahin gekommen ſeyn möchte: denn es war mir gar nicht ſo, als wenn ich träumte, ſo befand ich mich auf einmal am Fuße des Berges Zion, und zwar an ſeiner ſüdöſtlichen Ecke, auf welcher ehemals die königlichen Gärten geweſen ſind; linker Hand lief das Thal Ben Hinnom gegen Abend an den Felſenwänden des Zion fort, und rechter Hand ſchaute ich durch das Thal des Bachs Kedron, zwiſchen dem Oelberg und dem Tempelberg gegen Mitternacht hinauf.

Jetzt entſtand der Gedanke in mir, wie kommſt

du da auf den Berg? denn den Kedron hinauf bis an das Schafthor zu gehen, das war mir zu weitläufig, und dahin zu klettern ſchien mir unmöglich, und doch däuchte mir, es müßte ſeyn; ich verſuchte es alſo, und ſo wie ich mich anſtrengte, hinaufzuſteigen, ſo fühlte ich, daß ich über die Erde erhaben war und ſo hinſchwebte. Dies verurſachte eine freudige Beſtürzung in mir: denn ich konnte nicht begreifen, wie ich das Fliegen gelernt hätte, da ich mich doch wohl beſinnen konnte, daß ich nicht geſtorben war. Ich erinnere mich noch gar eigentlich, daß ich im leichten Hinaufſchweben zur Linken den Brunnen und den Teich Siloah, und zur Rechten die uralten Grundmauern des ehemaligen Tempels zwiſchen den Felſen erblickte.

Bald war ich droben, aber Gott welch' ein Anblick! — hier war das wüſte öde jetzige Jeruſalem nicht mehr, ſondern ich fand eine Stadt, die ihres Gleichen in der Welt nicht hat. Links ſtand eine Burg, die gewiß alle Pracht der Paläſte Davids und Salomons übertraf, ſie nahm die ganze Breite des Zions ein, und rechts war auch nun die Moſchee auf dem Moriah nicht mehr, ſondern es ſtand da wieder ein Tempel, deſſen Herrlichkeit nicht beſchrieben werden kann; und da ich meinen Blick auf den gegenüberliegenden Oelberg warf, ſo fand ich ſeine ganze Seite mit Gärten und prächtigen Gartenhäuſern überſäet.

Vor mir gegen Mitternacht die ganze Fläche hinab lag eine neue Stadt, die unüberſehbar weit hin aus lauter Paläſten zu beſtehen ſchien, und überall wimmelte es von Menſchen, die aus allen Nationen des Erdbodens ſchienen dahin gezogen zu ſeyn. Allenthalben aber herrſchte eine ſo friedfertige und frohe

Stille, als wenn ſie alle zuſammen nur eine Familie ausgemacht hätten.

Indem ich nun ſo da ſtand und mich an dem erſtaunlichen und frohen Anblick weidete, fiel mir endlich ein, in den Tempel zu gehen: denn ich ſahe das ſüdliche Thor offen und viele Menſchen da ab- und zugehen; ich wandte mich alſo gegen Nordoſten und ſtieg in das flache Thal hinab, das zwiſchen dem Zion und dem Moriah liegt; allenthalben fand ich ſchöne Häuſer und Gärten; nun ſtieg oder ſchwebte ich vielmehr auch den Tempelberg hinan, und ging durch das Thor in den Tempel hinein. Hier war alles voll froher Menſchen, die aber im geringſten kein Getümmel machten, ſondern ſich freundlich unterredeten, auch wurde da gebetet, geopfert und gelehrt.

Nachdem ich Alles eine Weile angeſehen hatte, ſo bemerkte ich einen ſchönen jungen Mann, der mir vornehmer zu ſeyn ſchien als alle andere; freundlich nahm er mich an der Hand und führte mich in ein überaus ſchönes Zimmer, wo eine große beſchriebene Rolle auf einem Tiſche lag; jetzt ſprach er zu mir: Alreddin, deine Wünſche und deine Bekümmerniſſe ſind mir bekannt; willſt du die Lebensrechnungen deiner beiden Söhne ſehen? ich antwortete Ja!

Darauf rollte er das große Buch aus einander und zeigte mir erſt die Rechnung meines Sohnes Ali; die eine Seite herab ſtanden alle guten Handlungen ſeines Lebens; ihrer waren viel, aber ihr innerer Gehalt war ſchwach, die Totalſumme bis dahin war nach der Größe ſeines Standes gar nicht beträchtlich. Auf der andern gegenüberſtehenden Seite aber fand ich den ganzen Genuß ſeines Lebens berechnet. — Ach Gott! wie groß war der gegen das,

was er geleiſtet hatte? — mir brachen die Thränen häufig aus den Augen hervor, und ich bat für meinen armen Sohn Ali. — Der göttliche Jüngling aber tröſtete mich und ſagte: laß ihn in ſeines Bruders Fußſtapfen treten, ſo kann er das Verſäumte noch einbringen. Jetzt entwickelte er mir auch Haſſans Rechnung; da fand ich nun gerade das Gegentheil; groß und vollwichtig war die Summe des Guten, und klein der Betrag des Genuſſes.

Nachdem ich das geſehen hatte, erwachte ich aus meinem Traum. Nun meine Söhne! folgt dem Rathe Eures ſterbenden Vaters; zieht von hinnen! Und du Ali ſey von nun an Haſſans Hirte! thue, wie er gethan hat, damit du deine Rechnung ausgleichen mögeſt!

So redete Alreddin, und bald darauf verſchied er.

3.

Geſchichte eines Mannes, welcher lernte, warum er in der Welt war.

Bertram, der arme Bettelknabe, war nun ſechszehn Jahre alt, als er an einem langen Sommertage, gegen Abend, einen hohen Bergrücken herabwandelte, um drunten in einem Dörfchen ſein Abendbrod zuſammen zu betteln, und dann irgendwo in einer Scheuer ſein Nachtlager zu ſuchen. Er hatte noch nie darüber nachgedacht, ob und wie dem lieben Gott ſeine Lebensart gefiel? — aber ich weiß auch nicht einmal, ob er auch irgend etwas vom lieben Gott wußte. Die girrende Turteltaube im Walde, die ſchön untergehende Sonne und alle Reize der Natur machten bei weitem nicht den Eindruck auf ihn, als wenn ihm eine gutmüthige Bäuerin ein Schüſſelchen ſaure Milch mit einem Stück Brod an die Thüre reichte.

Ohne etwas zu denken, oder ſich um etwas zu bekümmern, kam er in das Dörfchen, wo ein eisgrauer alter Mann vor der Thüre ſaß und ſich in ſeinem ſchönen Gegenbilde der untergehenden Sonne wärmte. Bertram kam zu dem Patriarchen, und mechaniſch, ohne etwas dabei zu denken, ſagte er: Gebt mir doch etwas um Gotteswillen! Der Alte ſah ihn eine Weile durchdringend an, dann

antwortete er: Geh', ich geb' dir nichts; du biſt geſund und ſtark, du mußt arbeiten und dein Brod verdienen. Bertram verſetzte: Ach lieber alter Vater! gern wollte ich etwas lernen und arbeiten, aber keiner gibt mir etwas zu thun, und keiner lehrt mich etwas.

Der Greis bedachte ſich ein wenig und ſagte zu ſich ſelbſt: es iſt doch auch wahr, was der Junge da ſagt; ein jeder wirft ihm vor, er ſoll arbeiten, und er kann nicht arbeiten, auch will ihn keiner nehmen und anführen. Setz' dich da, Junge, ſprach er zu Bertram, und rief dann ſeiner Tochter, welche Frau im Hauſe war, zu, ſie ſollte dem armen Knaben ein Butterbrod geben; der Knabe ſetzte ſich und aß es mit Appetit. Während der Zeit dachte der Alte darüber nach, warum doch der liebe Gott ſo wunderlich mit den Menſchen verführe? Dieſer geſunde wackere Jüngling habe nichts in der Welt zu thun, er könne wohl entbehrt werden und ſey überflüſſig; dagegen viele andere Menſchen, die ſo nöthig wären, ſtürben von unerzogenen Kindern weg, oder wären kränklich und zu ihrem Beruf unfähig. Der gute Alte hätte faſt geſtrauchelt, wie Aſaph, und den lieben Gott gemeiſtert.

Indeſſen hatte Bertram ſein Butterbrod gegeſſen, und nun fiel ihm ein, er wolle noch eine halbe Stunde weiter auf ein Dorf gehen, wo er ein beſſeres Nachtlager zu finden hoffte, als hier. Indem er nun ſo längs die Straße fortwandelte, kam er bald an einen Wald. Vorn an der Ecke ſaß neben dem Wege ein armer alter Mann, welcher weinte und betete; Bertram ſahe das, es ging ihm ans Herz, er trat zu ihm und ſahe nun, daß der arme alte Mann blind war. Was weint Ihr, alter Va-

ter? — fragte er. Ach, ſagte der Alte, ich bin ein armer blinder Mann; ich hatte einen Buben, der mich leitete, und der iſt mir vorhin entlaufen. Da ſitz' ich nun und weiß mir nicht zu helfen. Bertram freute ſich; er dachte, den Mann willſt du führen, dann wirſt dir Niemand mehr das Arbeiten vor. Guter Alter! ſagte er, ich bin auch ein Bettelknabe, ich will Euch führen und Euch nie entlaufen. Der Blinde kniete nieder auf den Raſen und ſagte: Ich danke dir, lieber Vater im Himmel, daß du mich erhöret haſt. Bertram ſahe und hörte das, es wunderte ihn, mit wem der Alte da reden möchte; von ſeinem Vater wußte er nichts, und ſeine Mutter hatte er im ſechsten Jahre verloren. Er hatte zwar von Gott gehört, auch wohl geſehen, daß die Leute Morgens und Abends vor dem Eſſen und nach demſelben die Hüte oder Mützen abnahmen, die Hände falteten und viele Worte ſagten, er wußte auch, daß das beten hieß, aber ſo beten, wie da der Blinde, das hatte er nie weder geſehen noch gehört. Er nahm nun den Alten am Rock, ging vor ihm her und führte ihn dem Dorfe zu, woher er gekommen war, denn da wollte der Blinde hin. So wie ſie gingen, fragte ihn Bertram, was er da geſagt habe, als er gekniet hätte? Der alte Leonhard erſtaunte über dieſe Frage. Er erkundigte ſich nach Bertrams Alter, wo er her wäre und wie er gelebt habe, und hörte nun alles. Jetzt konnte er es begreifen, woher es käme, daß Bertram von Gott und ſeinem Wort nichts wüßte, er ſagte alſo: Mein Sohn Bertram! du biſt doch bei deiner Armuth recht glücklich, daß du zu mir gekommen biſt, denn jetzt will ich dich lehren, wie du auch nach deinem Tode ewig glücklich werden kannſt. Ber-

tram freute ſich, das zu hören, denn er war im Grund ein guter Junge, nur mangelte es ihm an Erziehung. Er kam alſo mit ſeinem alten Blinden ins Dorf; der alte Greis ſaß noch vor ſeiner Thüre und ſah die beiden daher kommen; der Knabe lächelte ihn an und ſagte: da bin ich wieder. Der Alte aber dachte weiter, er war noch am Grübeln, wie es doch käme, daß unſer Herr Gott Leute, die zu nichts zu brauchen ſeyen in der Welt leben ließe, und dagegen ſo viele nützliche und nöthige Leute ſterben müßten. Jetzt fiel ihm ein: Siehe! da braucht ja unſer Herr Gott den armen Jungen dem Blinden zum Leiter, iſt das nun nicht Berufs genug? — iſt's nicht genug, daß er einen Menſchen ernährt? — Nun ſchämte ſich der Alte ſeines ſchnellen und kurzſichtigen Urtheils und war neugierig zu wiſſen, wie Bertram zu dem blinden Mann gekommen war; er rief ihn alſo zu ſich, gab ihm ein Almoſen und fragte: wo er den blinden Mann gefunden habe? Bertram erzählte ihm alles, und der Blinde fügte noch hinzu: er ſey von ſeinem Führer verlaſſen worden, er habe einſam da geſeſſen und zu Gott gebetet und geweint, da habe ihn der liebe Gott erhört, und ihm den Knaben Bertram zugeführt. Der alte Paul hörte den Mann ſo fromm reden, das gefiel ihm, er fing alſo ein Geſpräch mit ihm an und hieß ihn bei ſich ſitzen und Bertram auch; ſie ſaßen unter einer Linde auf einer ſteinernen Bank. Nun erzählt mir, ſagte Paul, euere Geſchichte; der Knabe da, der euch führt, war vorhin hier und bettelte, und ich hatte ſo meine Gedanken darüber, warum doch Gott die armen Leute in der Welt leben ließ, da ſie ſo wohl zu entbehren wären, und ſo viele nützliche und wohlthätige Menſchen ließ er

ſterben, das Ding konnte ich nicht begreifen; darüber geht der Knabe weg, und indem ich noch ſo nachdachte, ſiehe, da kommt er und iſt euer Führer geworden, da ſchlug mir das Herz und ich dachte: da ſieht man doch, daß der Knabe auch einen wichtigen Beruf haben kann; der alte Leonhard lächelte, reichte Paul die Hand und ſprach:

Gott ſey gelobt, lieber Freund! daß ich doch einmal einen Mann gefunden habe, der herzlich an Gott denkt und mit dem man ein gutes Wort reden kann; ich glaube auch, daß es Gott ſo gefügt habe, daß ich zu Euch kommen mußte, damit ich Euch das, was ich erfahren habe, erzählen könne. Ich habe eben ſo gedacht, wie Ihr, aber ich habe es gelernt, warum ich in der Welt bin. Nun hört mir zu, ich will Euch erzählen, wie es mir gegangen iſt.

Mein Vater war ein Schreiner auf einem Dorfe, der ordentlich ſein Brod hatte, auch ſonſt ein guter Mann war. Meine ſelige Mutter war ebenfalls eine brave Frau, ſie war aber kränklich; ich war ihr erſtes und einziges Kind, ſie wurde dann drei Jahre bettlägerig und ſtarb an der Auszehrung; ich war immer um ſie, wartete ihr auf; auch ich war ſchwächlich und voller Flüſſe, doch war mir dieſe Zeit ſehr nützlich, denn meine Mutter ſprach immer von Chriſtenthum mit mir und pflanzte mir wahre Gottſeligkeit ein, ſie ſtarb auch ſo freudig, als wenn ſie zur Hochzeit gegangen wäre.

Ich blieb noch immer kränklich, ſo daß ich faſt beſtändig das Bett hüten mußte. Ein Jahr nachher heirathete mein Vater wieder, und beging da den Fehler, daß er auf Geld und Gut ſah; er bekam auch eine reiche Frau, aber ſie wußte es auch und ließ es ihn täglich bitter fühlen; ſie machte ihm das

Leben ſo ſchwer, daß er es kaum ertragen konnte. Ich aber hatte es noch weit ſchlimmer. Kaum bekam ich ſo viel Brod, daß ich den Hunger ſtillen konnte, und Waſſer mußte ich mir ſelbſt holen; oft ſchickte ſie mir wohl etwas gewärmtes Gemüſe, das aber ſo ſauer geworden war, daß ich es nicht eſſen konnte.

So lag ich nun die liebe lange Zeit auf dem Bette und flehte zu Gott um meine Auflöſung, aber Er erhörte mich nicht. Endlich fing ich an wider Gott zu murren und mich zu beklagen, daß Er mir eine ſo böſe Stiefmutter gegeben habe. Ich konnte nicht begreifen, warum ich in der Welt wäre, da ich nichts darinnen zu thun hätte.

Nun hatte meine ſelige Mutter einen Bruder, der ein Schuhmacher war, er war viel jünger als ſie, hatte auf ſeinem Handwerk gewandert, und kam nun wieder, als ich ſchon drei Jahre lang von meiner Stiefmutter geplagt worden war; er war dreißig Jahre alt und wollte ſich nun auf ſein Handwerk ſetzen. Dieſer beſuchte uns und ſahe bald, was zu thun war; er kam zu mir und ich mußte ihm alles erzählen. Ich konnte es auch nicht laſſen, ich mußte ihm ſagen, daß ich mit dem lieben Gott übel zufrieden ſey, weil Er mich nicht von der Welt nähme, da ich doch nicht zu brauchen wäre. Mein Oheim aber verſtand es beſſer, er antwortete mir: du verſündigſt dich ſehr, Vetter Leonhard! wie kannſt du wiſſen, warum du in der Welt biſt und wozu dich unſer Herr Gott noch brauchen will? durch deine lange Kränklichkeit wirſt du in der Geduld geübt; du lernſt da beſſer Gott dienen, und deiner Stiefmutter dienſt du zur Probe; ſie verſündigt ſich an dir, ſie wird aber noch zur Erkenntniß kommen und

ſich vielleicht auch noch bekehren. Dein Vater aber muß dies Kreuz haben, weil er nach Reichthum und nicht nach Tugend getrachtet hat; ich will aber dem Dinge ein Ende machen, dich zu mir nehmen und dich verpflegen, und verſuchen, ob du nicht kurirt werden kannſt.

Das gefiel mir ſo wohl, daß ich vor Freude weinte; mein Oheim machte meiner Mutter keine Vorwürfe, er ſprach nur mit ihr und meinem Vater wegen meiner, und ſie waren beide wohl zufrieden, daß er mich zu ſich nahm; es währte auch nicht lange, ſo holte er mich ab.

Sobald ich bei ihm war, befand ich mich beſſer, er hatte eine brave Frau geheirathet; ich wurde ordentlich verpflegt, brauchte Arzneien, und in einem halben Jahre konnte ich anfangen, bei meinem Oheim das Schuhmacherhandwerk zu lernen.

Mein Vater ertrug indeſſen ſein Hauskreuz nicht lange, er bekam die Auszehrung und ſtarb. Meine Stiefmutter heirathete wieder, und nun vergalt ihr ihr Mann alles doppelt, was ſie an uns verſchuldet hatte, er ſchlug ſie täglich; wenn er betrunken nach Hauſe kam, mußte ſie ihm wie ein Hund zu Füßen liegen, dann trat und mißhandelte er ſie; auch durfte ſie ſich nicht ſatt eſſen, daß er es gewahr wurde. Jetzt kam ſie zu uns; ſie klagte uns mit rothgeweinten Augen ihre Noth, und wir machten ihr keine Vorwürfe: denn ſie fühlte ſelbſt, daß ſie ſich an meinem Vater und mir verſündigt hatte; jetzt war ich ihr größter Troſt.

Endlich, da ich mein Handwerk recht wohl verſtand, verhalf mir mein Oheim auch zu einer braven Frau. Ich heirathete ein Mädchen, das weder Vater noch Mutter, aber ein Haus, ein wenig Gü-

ter und etwas Geld hatte; dabei war ſie recht fromm und brav, ſie willigte in meinen Wunſch, daß wir meine Stiefmutter zu uns nehmen wollten; ich ging alſo hin und holte ſie ab. Es war aber auch hohe Zeit, denn ihr Mann hatte alles durchgebracht, und ſie waren nun blutarm; die arme Frau war durch die vielen Schläge und Stöße ſo kränklich geworden, daß ſie bei uns drei Jahre zu Bette lag und endlich ſtarb, wir ließen ſie ihr Unrecht nicht entgelten, ſondern wir pflegten ſie, ſo gut wir konnten.

Während dieſer Zeit fühlte ich wieder, wozu ich in der Welt war, nämlich denen wohl zu thun, die mir übels gethan hatten. Das hätte ich aber nicht gekonnt, wenn ich in meiner Jugend nicht ſelbſt gedrückt worden wäre.

Nach dem Tode meiner Stiefmutter lebten wir ruhig; es ging uns recht wohl, wir hatten fünf Kinder, und wir glaubten, es würde nur immer ſo fortgehen. Mein älteſter Sohn lernte auch mein Handwerk, und ich ſahe gerne, daß er auf die Wanderſchaft ging; er reiste auch fort, ſchrieb mir die erſten Jahre einige Mal; aber ich habe leider! in achtzehn Jahren nichts mehr von ihm gehört noch geſehen; er ſoll auf die See gegangen ſeyn.

Die mittelſten drei Kinder ſtarben innerhalb einem Jahr an der rothen Ruhr. Dann wurde meine Frau auch kränklich, ich mußte alles, was ich hatte, an die Aerzte wenden, und meine Sachen gingen allmälig hinter ſich; ich konnte nicht viel arbeiten, denn ich mußte meiner kranken Frau aufwarten, und ſo wurde ich bald auch arm.

Wie ernſtlich ich während der Krankheit meiner guten Frau gebetet habe, der liebe Gott möchte mir ſie doch am Leben laſſen, das könnt Ihr nicht glau-

ben, aber er erhörte mich nicht. Genug, meine Frau ſtarb und hinterließ mir ein Kind von anderthalb Jahren.

Nun fing ich wieder an zu arbeiten; aber nun ſpürte ich, daß meine Augen immer dunkler wurden, ich fragte einen geſchickten Wundarzt um Rath, und dieſer ſagte mir, ich hätte den grauen Staar. Ich erſchrack, als wenn mich Jemand vor den Kopf geſchlagen hätte, aber was half's, binnen einem halben Jahre war ich ganz blind. Mein Habe, Haus und Gut wurde nun völlig verzehrt, und nun freute ich mich, daß meine Frau todt war und nicht mit mir zu betteln brauchte; mein Kind wurde ins Hoſpital gebracht und darinnen erzogen, dies Mädchen iſt recht brav, ſie dient jetzt bei ehrlichen Leuten und hat gut haushalten gelernt.

Wie hart mich das Betteln ankam, könnt Ihr leicht denken, allein ich mußte. Ich betete wieder, unſer Herr Gott möchte mich doch aus der Welt nehmen, denn ich wäre da nichts mehr nütze, aber Er erhörte mich nicht, und ich lernte auch da einſehen, warum. Anfänglich konnte ich noch ſo viel ſehen, daß ich allein gehen konnte; allein endlich konnte ich auch das nicht mehr.

Nun wünſchte ich einen armen Knaben zu haben, der mich führte, und da ging es mir ganz ſonderbar. Lange konnte ich keinen ſolchen Knaben finden; endlich hörte ich von einem Diebe, der gehangen werden ſollte, welcher ein Paar Knaben hätte, die bettelten. Nun fiel mir ein: ſolche Kinder ſeyen in der Welt verlaſſen und würden geſcheuet und verachtet; ich wollte alſo die Kinder annehmen, ſie mit mir herum führen und in allem Guten unterrichten. Ich ging zu einem gewiſſen braven Mann, von dem

ich wußte, daß er mir helfen würde, und ſagte ihm mein Vorhaben. Der gute Mann lobte mich, er gab ſich Mühe, die Kinder aufzuſuchen, fand ſie und brachte mir beide.

Als ich die Knaben hatte, ließ ich ſie nicht von mir, einen Tag mußte mich der *Johann*, den andern der *Jakob* führen. Ich unterrichtete ſie in allem Guten, und damit ichs kurz mache, erzog wackere Burſche aus ihnen. Ich hatte ſie vier Jahre bei mir, da vermiethete ich den Einen zum Hirten in ein Dorf; er führte ſich gut auf, kam nachher als Knecht zu einem Bauer, heirathete endlich, und iſt nun ein rechtſchaffener Mann, der ſich redlich nährt. Der Andere blieb noch ein Jahr bei mir, dann vermiethete ich ihn auch bei einem Bauer, und auch er führt ſich brav und gut auf. Nun fiel es mir endlich bei, daß ich ſehr Unrecht gehabt hätte, mich für unnütz in der Welt zu halten: ich hätte vielleicht nicht ſo viele verlorne Kinder zu braven Leuten gemacht, wenn ich nicht blind geworden wäre.

Dann ſuchte ich mir wieder einen Buben, der mich führte, und dieſen fand ich ſo: als ich den *Jakob* vermiethet hatte, blieb er noch ſo lange bei mir, bis ich wieder Jemand hatte; wir kamen nämlich vor ein kleines Häuschen, die Frau darinnen weinte und ſagte, ſie könne mir nichts geben; ich fragte: warum nicht? Ach Gott, antwortete ſie: ich bin eine arme Wittwe, mein Mann iſt geſtern begraben worden, und ich ſitze nun da mit fünf unerzogenen Kindern und habe kein Brod für ſie. Wie alt ſind die Kinder? fragte ich. Der älteſte iſt ſechszehn Jahre alt, zwei Mädchen ſind vierzehn und zwölf, ein Knabe zehn, und noch einer acht Jahre alt. Ich fragte: Wollt Ihr mir wohl die beiden

kleinſten Knaben überlaſſen? ich will ſie erziehen. Da ſey Gott für! verſetzte die Frau, daß meine Kinder betteln ſollten. Ich mußte der Frauen bei ihrem und meinem Elend noch lachen. Ich ſtellte ihr endlich die Sache recht vor, wie ich ſchon zwei Knaben glücklich gemacht hätte, und wie ihre Kinder ohnehin würden betteln müſſen, und ſo ließ ſie ſich überreden. Ich nahm die Kinder zu mir, auch ſie dienen jetzt bei frommen Leuten und führen ſich ehrbar und chriſtlich auf.

Hierauf bekam ich den letzten Buben, der wollte aber nicht gut thun: ich hatte ihn auf der Straße gefunden, und es war kein gutes Haar an ihm. Wenn nun mein Betram da fromm und treu ſeyn will, ſo kann auch er brav und glücklich werden. — Betram hatte dieſe Erzählung recht aufmerkſam angehört, er weinte auch bisweilen dazwiſchen, und fragte den alten blinden Leonhard: ob er ihn wohl dürfte Vater nennen? Ja, antwortete Leonhard, das darfſt Du; ich will Dein Vater ſeyn und bleiben.

Der alte Paul hatte ebenfalls mit Verwunderung zugehört; nun fing er an: Hört guter alter Leonhard! Wo ſeyd Ihr her? er antwortete, von Diesburg, ſechs Stunden von hier. — Wo haltet Ihr Euch denn des Winters auf? — Der liebe Gott beſcheeret mir immer ein Plätzchen, bald hier, bald da; ſonſt geht's mir wie unſerm Heiland, ich habe keinen eigenen Ort, wo ich mein Haupt hinlegen könnte.

Der alte Paul ging ins Haus und ſprach mit ſeiner Tochter und Eidam, dieſe ließen ſich bereden, man gab dem blinden Leonhard mit ſeinem Knaben eine Kammer und ein Bette, worin ſie beide ſchlafen konnten. Leonhard ſchaute mit Augen voll

Thränen gen Himmel, dankte Gott und dem guten Paul, und bezog nun ſeine neue Wohnung.

Nicht lange hatte Leonhard bei Paul und ſeinen Kindern gewohnt, als ihn dieſe gar nicht mehr entbehren konnten, denn ſein Umgang war ausnehmend gefällig nnd erbaulich; auch konnte er noch manches thun, womit er den guten Leuten zu Hülfe kam. Auch Betram leiſtete, wenn er ſeinen Blinden nicht zu führen brauchte, gute Dienſte.

Dies mochte etwa ein Jahr gewährt haben, als auf einmal in allen Kirchen der Gegend abgeleſen wurde: wer da wüßte, wo ſich der blinde Schuhmacher Leonhard aufhielte, der ſollte es zu Diesburg bei dem Amtmann melden. Der alte Paul war gerade in der Kirche, er wunderte ſich, was das wohl bedeuten möchte? ihm war heimlich bange, der alte Blinde möchte irgendwo ein Verbrechen begangen haben. Zu Hauſe erzählte er es Leonhard, dieſer erſtaunte auch, aber er blieb ruhig, und bat Pauls Eidam, doch nach Diesburg zu gehen und ſich zu erkundigen, warum man ihn aufſuche, da er ſelbſt jetzt nicht ſo weit gehen könnte; doch dazu kam's nicht; denn nach dem Mittageſſen, als ſie Alle in der Stube beiſammen ſaßen, und Paul eben im Begriff war, eine Predigt aus der Hauspoſtille vorzuleſen, kam ein vornehmer Herr vor die Hausthüre geritten; er ſtieg ſchleunig ab und kam in die Stube. Er ſchaute den alten Leonhard ſtarr an, ging auf ihn zu; doch bedachte er ſich wieder und ſetzte ſich hin. Paul und ſeine Leute verwunderten ſich ſehr. Der alte Leonhard hatte von der Ankunft des vornehmen Herrn gehört, er hielt ſich aber ſtill und ſagte kein Wort. Nun fing der Fremde an: Seyd Ihr der Schuhma-

cher Leonhard, der in Diesburg gewohnt hat? Ja! antwortete der Blinde. — Habt Ihr nicht einen Sohn gehabt, der vor zwanzig Jahren in die Fremde gegangen iſt? Leonhard verſetzte: Leider ja! allein ich habe in achtzehn Jahren nichts mehr von ihm gehört. Dem Fremden liefen die Thränen die Wangen herab; er fragte ferner: Wie habt Ihr denn die Zeit her gelebt? guter alter Vater! Leonhard erwiederte: ich habe mein Brod leider! vor den Thüren ſuchen müſſen, und doch hat mich der liebe Gott gnädig erhalten, ſo daß ich nicht klagen kann. Der Fremde weinte noch mehr und fuhr fort: ich habe wohl gehört, daß Ihr ein frommer braver Mann ſeyd; allein jetzt hat auch all' Euer Elend ein Ende, denn Euer Sohn hat ſich wieder gefunden, er iſt ein ſehr reicher Mann, ich ſoll Euch von ihm grüßen. Leonhard wurde ganz beſtürzt und blaß vor Freude; er ſtand auf, als ob er fort wollte, tappte mit den Händen, wußte aber nicht wohin. Der fremde Herr konnte ſich nicht mehr halten, er lief auf den Alten zu, fiel ihm um den Hals, rief, weinte laut und ſagte: Ich bin Euer verlorner Sohn, liebſter Vater! Ich bin Euer verlorner Jakob!

Der Alte klammerte ſich an ſeinen Jakob an, weinte ſchluchzend und dankte Gott. Auch der alte Paul und ſeine Leute weinten. Bertram aber lachte.

Nachdem dieſer rührende Willkomm ein Ende hatte, fing der Alte an, nach tauſend Sachen zu fragen: Jakob aber erzählte ihm, wie er durch Seelenverkäufer vor achtzehn Jahren ſey weggenommen und auf die See verkauft worden, was er da alles ausgeſtanden, wie er endlich in Oſtindien glücklich geworden ſey, und eine Frau mit fünfzig tauſend Gul-

den Vermögen geheirathet habe und nun mit ihr in Amſterdam wohne, und jetzt hierher gereist ſey, um ſeinen Vater und Freunde aufzuſuchen, und ſie auch glücklich zu machen.

Darauf nahm der Sohn den Vater mit und ließ ihn auf einem Wagen nach Diesburg fahren. Bertram weinte bittere Thränen; als aber Jakob hörte, daß er ein braver treuer Knabe ſey, der ſeinem Vater treu gedient habe, ſo nahm er ihn auch mit, und verſprach ihm, wenn er ſich gut aufführen würde, ſo wollte er ihn auch glücklich machen.

Als der alte Leonhard aus Pauls Hauſe wegging, weinten ſie Alle. Paul drückte Leonhard die Hand und ſagte: in der Ewigkeit ſehen wir uns wieder! — ja, antwortete Leonhard, wer chriſtlich gelebt hat, der kann ſich darauf freuen; aber jetzt möchte ich wiſſen, wozu mich der liebe Gott ferner brauchen wird. Paul fuhr fort: darum bekümmert Euch nun nicht mehr; habt Ihr als ein blinder Bettler ſo viel Gutes geſtiftet, wie viel mehr werdet Ihr es können, wenn Euch unſer Herr Gott glücklich macht. Jakob verſprach ihm Gelegenheit genug zu geben, Gutes zu wirken; er und ſein Vater reisten nun ab und nahmen Bertram mit. Jakob kaufte in Diesburg ein Haus mit einem Garten und ſpendete es ſeinem Vater. Dann verſprach er ihm jährlich eine Summe Geldes zu ſchicken, mit der er zum Beſten der Menſchen ſchalten und walten könnte, Bertram aber mußte fleißig in die Schule gehen, damit er etwas lernen und man ihn mit der Zeit brauchen könne; dann nahm Leonhard ſeine Tochter zu ſich, die ſeine Haushaltung beſorgte.

Jetzt drückte aber den guten Alten ſeine Blindheit doppelt, er hätte doch auch ſeinen Sohn gern geſe-

hen. Dafür aber hatte dieſer auch ſchon geſorgt; denn da er den grauen Staar hatte, ſo wurde ein geſchickter Mann verſchrieben, der ihn glücklich operirte. Jetzt war der alte Leonhard vollkommen glücklich. Sein Sohn reiste nach Holland zurück und ſchickte jährlich die verſprochene Summe, wofür Leonhard Baumwolle kaufte und eine große Spinnerei anlegte, wodurch er der Wohlthäter der ganzen Gegend wurde.

Nun wurde aber auch der alte Paul mit ſeiner Familie nicht vergeſſen. Er hatte nur ein kleines Gütchen, dies mußte er verkaufen; dann kaufte ihm Leonhard nahe bei Diesburg ein größeres, wohin der fromme Alte mit ſeinen Kindern zog. Die beiden Patriarchen beſuchten ſich oft und lobten Gott für ſeine heiligen Führungen. Paul ſtarb zuerſt, Leonhard bedauerte ihn brüderlich. — Mit der Zeit wurde Bertram ſein Gehülfe, und nach ſeinem Tode Erbe des Hauſes und der Spinnerei, mit welcher er nun auch die Weberei verband und als ein frommer wohlthätiger Mann lebte und ſtarb.

4.

Der Nachtwächter und ſeine Tochter.

Konſtantine, laß uns hier ein wenig ſitzen, ich habe Blaſen an den Füßen und kann nicht weiter fortkommen, ſagte der alte Burkhard, und ſetzte ſich dahin an den Weg auf den Raſen. Konſtantine ſetzte ſich neben ihn und weinte. — Weine nicht, Tinchen, fuhr der Alte fort, und ſeine Stimme zitterte; weine nicht, Konſtantine, ſondern ſey beſtändig! Sieh, mein Kind, wie ſich der Himmel von Weſten her aufheitert: das Gewitter iſt vorüber. — Haſt du wohl je beſſer geruht, als in der Hütte des Kohlenbrenners, auf dem Mooslager neben deinem Vater? Du wirſt dereinſt noch beſſer ruhen, wenn auch das andere große Gewitter vorüber iſt, deſſen Donner jetzt um uns her brüllt.

„Vater, lieber Vater! ich weine nicht um mich. Sehen Sie —"

Erinnere dich doch, daß wir das Wörtchen Sie gar nicht brauchen dürfen, eben ſo wenig als unſere wahre Namen.

„Gut. Seht dann, liebſter Vater, meine Füße bluten; Schuh' und Strümpfe ſind zerriſſen; allein ich dulde das gern. Daß Ihr aber im hohen Alter noch mit mir bettelt, daß Ihr dies hauptſächlich um meinetwillen thut, das bricht mir das Herz."

Tinchen! ſieh dort gegen Weſten in die Ferne; welches ſchöne Blau am hohen Himmel! — Weißt du, weßwegen man die kleinen, ſanften, blauen Blümchen Vergißmeinnicht nennt? Weißt du das?

„Ei, lieber Vater, weil ſie die Farbe des Himmels haben!"

Siehſt du, die Leibfarbe des Himmels iſt: Vergißmeinnicht — und die Livree der Natur iſt: Er wird mein nicht vergeſſen! Grün iſt die Farbe der Hoffnung.

„Schön, lieber Vater. Es fällt mir dabei ein, was meine gute, ſelige Mutter ſagte. Sanfte, reine, heilige Liebe vom Himmel herab, ſprach ſie, und ſehnſuchtsvolle, kämpfende Liebe von der Erde hinauf — dieſe beide balſamiren die Luft zum frohen Athmen."

Sie hatte Recht, die Verklärte; aber auch zum Wachſen und Zunehmen. Und da, meine Tochter, bedarf's auch oft Blitz, Donner und Sturm, damit die Luft gereinigt werde.

Sieh, da tritt die Sonne hinter den Wolken hervor in den blauen Aether; lächelt und ſtrahlt uns an; und dort auf dem hohen Buchenwalde glüht der ſiebenfarbige Bogen. Geht der uns auch wohl etwas an?

„Ich meine, daß er uns etwas angehe. Sind wir doch auch Noahs Kinder. Wir haben ihm, wie ich hoffe, in unſerer letzten Sündfluth keine Schande gemacht."

Nein, Konſtantine, das haben wir nicht. Allein es iſt Zeit, weiter zu pilgern. Haſt du nicht ein Stückchen Brod im Sack, an dem ich für Zeitvertreib kauen kann?

„Das Gott erbarm!" ſeufzte das holde Mädchen, und heiße Thränen entſtürzten ihren großen blauen

Augen. Sie ſuchte und fand, und gab's ihrem Vater; dann ging ſie ſchweigend voraus; krumm und mühſam ſtieg der Greis hintennach und kaute.

Plötzlich trabte ihnen ein ſchöner, junger Mann auf einem prächtigen, iſabellfarbenen Roſſe entgegen. Konſtantine ſah ihn ſchon in beträchtlicher Entfernung, und ſchlüpfte in das Gebüſch. Sie winkte ihrem Vater, dieſer bemerkte es nicht und ging ruhig fort. Sein Geſicht war kurz; er ſah den Reiter nicht eher, bis er ihm nahe war. Jetzt erkannte er ihn, erſchrack und ſeufzte: „Gott halt ihm die Augen, damit ſie meine Verkleidung nicht durchſchauen.“ Der Reiter ſchien auf den armſeligen Wanderer gar nicht zu achten; er ritt haſtig vorbei. Konſtantine ſchlich wieder hervor, ergriff ihren Vater am Arm und zog ihn ſeitwärts auf einen Fußpfad.

Die Nacht rückte heran, und die Müden wußten kein Obdach. Ein Kirchthurm ragte links in einem Nebenthälchen hinter einem Hügel über die grünen Bäume hervor. Konſtantine ſah ihn und ſagte: „Lieber Vater, dort linker Hand iſt ein Kirchdorf. Der Thurm glänzt in der Abendſonne und zeigt in den blauen Himmel, von wannen uns Hülfe kommen ſoll. Laßt uns auf den Thurm zugehen.

Wenn wir nur ſchon da wären! entgegnete der Alte. Seine Tochter half ihm fort auf dem etwas ſteilen Fußpfade. Endlich kamen ſie an das Dorf. Schon auf dem Wege hatten ſie gehört, daß für jetzt in dieſem Bezirke kein franzöſiſches Militär liege; die Truppen hätten ſich alle näher an den Rhein gezogen. Dies machte ihnen viele Freude; mit neuem Muthe traten ſie in das Dorf. Groß, ſchön und reinlich ſtanden die Häuſer da. Die Männer ſaßen vor den Thüren und ruhten nach überſtandener Ta-

geslaſt und Hitze; Knaben und Mädchen ſpielten vor ihnen herum; und die Weiber fütterten und molken ihr Vieh.

„Nun Tinchen! fing der Alte an: Wer in dem Schutz des Höchſten iſt. Ich weiß es, hier gibt es Ohren für's Singen.“ Konſtantine trat vor das erſte beſte Haus und ſang mit einer unbeſchreiblich reinen und melodiſchen Stimme; Vater Burkhard begleitete ſie mit einem kräftigen Baß. Ein ſo ſchöner Geſang war hier noch nie gehört worden. Alles ſtrömte herzu, und bei dem dritten oder vierten Hauſe waren ſchon alle Einwohner des Dorfes verſammelt. Allmählig nahte ſich auch ein ſechszigjähriger Mann; häusliche Leiden und Amtsſorgen hatten ſein lockiges Haar ſilberweiß gebleicht, und die lange Ausübung der Religion, welche er lehrte, hatten des Erlöſers Phyſiognomie in ſein Antlitz eingeprägt; Liebe und Wahrheit ſprachen aus allen ſeinen Zügen. Er war, eben ſo wie Burkhard, ein Mann von altem Schrot und Korn; Einfalt der Sitten und Wärme für die Religion waren die Hauptbeſtandtheile ihres beiderſeitigen Charakters. Darum floſſen ihre Seelen auch ſo ſchnell in einander. Der biedere Pfarrer horchte mit wahrer Andacht dem Geſange; ſeine Augen wurden feucht, und Thränen träufelten von ſeiner grauen Wimper. So geht es gefühlvollen Seelen oft, wenn ſie gewahr werden, daß ein höherer Geiſt die Töne belebt.

Man gab den Sängern reichlich, und jeder ſtürmte in ſie mit der Frage: Wer ſeyd ihr? wo ſeyd ihr her? — „Ich bin von Unglückshauſen in der Grafſchaft Frechenburg,“ ſagte Burkhard ernſt und männlich. — Wie ſagt er? fragte einer den andern, Unglückshauſen? davon haben wir nie

etwas gehört. Der Pfarrer unterbrach ſie, indem er mit liebevoller, freundlicher Miene ſagte: „Unglücks⸗hauſen iſt wohl ein großer Ort und ſtark bewohnt?“ Sogleich faßte er den alten Burkhard bei der Hand und führte ihn nebſt ſeiner Tochter weg in ſein Haus. — Gern ſahen das die Bauern nicht, aber ſie ehrten alles, was ihr Pfarrer that. Viele ſchli⸗chen hintendrein, und der Schulz mit ein Paar der Meiſtbeerbten überlegen, ob man den alten Mann nicht zum Nachtwächter machen könne? Die Sache wurde ernſt, und man beſchloß alſofort, ihn zu fra⸗gen, ob er jenen Dienſt zu Buſendorf wohl über⸗nehmen wolle? — Eigentlich war ſeine ſchöne Stimme die Urſache dieſer Wahl; denn ob Burkhard würde wachen können? ob er Muth hätte? ob er ſtark ge⸗nug wäre, im Nothfall einen Dieb feſtzuhalten? — Dies alles kam dabei nicht in Anſchlag. Genug, er ſang ſchön.

Der Schulz ging alſo mit noch zwei Männern in das Pfarrhaus, wo ſie zuerſt dem Pfarrer ſagten, was ſie vorhätten; und als er damit zufrieden zu ſeyn ſchien, ſo machte der Schulz den Antrag und ſagte: „Hört einmal, Altvater! unſer Nachtwächter iſt vor einigen Tagen geſtorben; wollt Ihr wohl die Stelle übernehmen?“ Mit unbeſchreiblicher Empfin⸗dung, die den tiefſten Jammer verrieth, und mit gen Himmel gerichtetem Blicke antwortete Burkhard: Göttlicher Dulder! ja, ich kann eine Stunde mit Dir wachen!

Mit offenem Munde ſtarrte ihn der Schulz an: „Wie ſoll ich das verſtehen?“ Freundlich verſetzte der Alte: daß ich euer Nachtwächter werden und dies Amt nach meinen beſten Kräften verwalten will. „Nun das freut mich, fuhr der Schulz fort: ſogleich

ſoll Spieß und Horn hergebracht werden. Ihr eßt bei den Bauern im Dorf herum; morgen fangt Ihr bei mir an. Dieſe Nacht könnt Ihr ſchlafen, und am nächſten Abend Euer Amt beginnen. Beim Hirten habt Ihr ein Stübchen zur Wohnung. Das Mädchen da kann Euch aufwarten, und nebenbei etwas mit Nähen und Stricken verdienen, denn zu ſchwerer Arbeit ſcheint es nicht gemacht zu ſeyn. Ich hab' zwar die Gemeinde noch nicht gefragt; aber wenn ich und der Herr Pfarrer etwas wollen, ſo geſchieht's." Er ergriff hiebei dem würdigen Manne die Hand, ſchüttelte ſie und ſagte lächelnd: nicht wahr? Der Pfarrer antwortete: Gott Lob! daß uns die Gemeinde traut, und trauen kann.

Der Pfarrer wünſchte nichts mehr, als daß der Schulz und die beiden Bauern ſich entfernen möchten. Der Bettler und ſeine Tochter waren ihm ein Räthſel, bei deſſen Entwickelung ihm etwas Außerordentliches, ja Großes ahnete. Kaum waren alſo die Bauern fortgegangen, ſo reichte er dem Vater die eine und der Tochter die andere Hand, und ſagte: „Seyd mir willkommen! dieſe Nacht ſollt ihr bei mir bleiben! Gaſtfrei zu ſeyn, ſagt die Bibel, vergeſſet nicht: denn durch daſſelbe haben etliche, ohne ihr Wiſſen, Engel beherbergt.

Lieber Herr Pfarrer, ſagte Burkhard, das ſind wir nun zwar nicht, aber chriſtliche Leidende; und auch auf die liebreiche Aufnahme dieſer hat unſer Herr und Meiſter einen großen Lohn geſetzt. Ich glaub', es gilt von Ihnen, was zu jenem Biſchof von Smyrna geſagt wurde: Ich weiß deine Werke und deine Trübſale und deine Armuth; du aber biſt reich. Ihr Kapital in der himmliſchen Bank iſt wohl nicht klein.

Den redlichen Pfarrer ergriff dies wunderbar; er konnte ſich nicht enthalten, den Greis zu umarmen und zu küſſen. „Wahrlich, ja, ſagte er, ich beherberge Engel.“

Konſtantine (ſanftlächelnd): die beherbergen Sie auch; denn wir haben bis jetzt ihre ſchützende Obhut erfahren.

Jetzt konnte der Pfarrer nicht länger an ſich halten; er war überzeugt, daß dieſe Menſchen etwas ganz anderes waren, als ſie unter ihrer ſchlechten Hülle ſchienen. „Darf ich um Euer Geheimniß wiſſen?“ Burkhards Miene wurde ernſt. „Darf ich einmal mein Stillſchweigen brechen, entgegnete er, ſo ſollen Sie der Erſte ſeyn, gegen den ich dies thue. Dabei blieb es für dieſen Abend. Man ſetzte ſich zu Tiſche und verzehrte eine einfache, aber ſchmackhafte Mahlzeit.

Die brave Gattin des Pfarrers, welche ſchon lange an der Gicht darnieder lag, beſchenkte Konſtantinen mit Wäſche und Kleidern; der Pfarrer that eben das an ihrem Vater. Der gute Seelſorger hatte genug, aber auch nichts übrig. Was er entbehren konnte, das legte er alles in der himmliſchen Bank an.

Burkhard trat alſo abgeredeter Maßen am folgenden Tage ſein Amt an. Konſtantine nähte und ſtrickte im ärmlichen Nachtwächterſtübchen; und des Abends, wenn der Vater ſeinen erſten Umgang hielt, dann begleitete ihn ſeine Tochter, und beide ſangen durch das Dorf ein ſchönes geiſtliches Lied. Den friedlichen Dorfbewohnern gefiel dies dermaßen, daß ſie aus Erkenntlichkeit den guten Nachtwächtersleuten ſo viel zutrugen, als ſie nur immer zur Nothdurft und Bequemlichkeit bedurften. Vater Burkhard wurde von allen geehrt, und Konſtantine mit vol-

ler Zärtlichkeit geliebt. Eine unbeſchreibliche Heiterkeit und Sanftmuth war über ihr ganzes Weſen ausgegoſſen; ihre ſtille Frömmigkeit gab dem ohnehin ſchönen Geſicht einen überirdiſchen Reiz; die reinliche, ungekünſtelte, ländliche Kleidung machte ihren vortheilhaften Wuchs doppelt bemerkbar. Man glaubte eine Schäferin der Unſchuldswelt zu erblicken. Das gute Mädchen fand außerordentlichen Geſchmack am Umgange mit der leidenden Frau Pfarrerin; und dieſe faßte eine ſo warme Zuneigung zu Konſtantinen, daß ſie faſt immer um und bei ihr ſeyn mußte. Demungeachtet verſäumte ſie aber doch des Abends den Umgang durch das Dorf nie; denn es lag ihr viel daran, die Bauern bei gutem Willen zu erhalten.

Dies währte ein Vierteljahr, bis in den September, ruhig fort. Burkhard und ſeine Tochter lebten zufrieden, und harrten in der Stille dem Umſchwung ihres Schickſals entgegen. Als ſie aber einmal, in der Mitte des genannten Monats, bald nach zehn Uhr des Abends ihren erſten Gang durch das Dorf machten, bemerkte Konſtantine, daß ihnen ein Mann von ferne nachſchlich und dem Singen zuhörte. Er hatte ſich in einen weißen Mantel gehüllt und den runden Hut tief in die Augen gedrückt. Wenn ſie ſtanden und ſangen, dann ſtand er auch; gingen ſie aber weiter, ſo folgte er ohne alles Geräuſch. Konſtantine ſagte ihrem Vater nichts davon, um ihn nicht zu beunruhigen; ihr war nicht recht wohl bei der Sache, doch dachte ſie, es könne vielleicht ein Reiſender ſeyn, der dieſe Nacht im Dorf herberge und dem ihr Singen gefalle. Als endlich der Umgang beendigt war und ſie nach ihrer Wohnung zurückkehren wollten, kam der Fremde ha-

ſtig auf ſie zu und blieb dicht vor ihnen ſtehen. Burkhard erſchrack, faßte ſich aber bald, und hielt dem Fremden die Leuchte vors Geſicht; Thränen perlten auf demſelben; Burkhard gewahrte ſie und ſprach: „Sie weinen?“ „Nun auch die Thränen ſind Ausſaat zur Freudenärndte.“ Konſtantine ſah dem Fremden in ſein groſses ſchönes Auge; und unwillkührlich drängten ſich Thränen hinauf in das ihrige. Sie ſuchte dieſelben zwar mit ihren zarten Fingern zu zerdrücken; allein der Fremde bemerkte ſie, ſchlug ſeinen Mantel auseinander, und ergriff zugleich die Hand des Vaters und der Tochter. „Guter Vater, ſprach er mit weicher Stimme zum alten Burkhard, ſeyd Ihr ſchon lange hier Nachtwächter geweſen? Burkhard antwortete: Mein Herr, es gibt Dinge, die auch nicht den leiſeſten Ton erlauben. Ich traue Ihren Thränen, ſonſt ſagte ich auch das nicht. Haben Sie Zeit, ſo beſuchen Sie doch morgen unſern Herrn Pfarrer. — Noch einmal ſah der Fremde beiden in's Geſicht, drückte ihnen die Hand und ging fort.

Die Nacht verbrachte er faſt ſchlaflos; ſo früh als es mit Anſtand geſchehen konnte, wanderte er zum biedern Pfarrer. Dieſer nahm ihn, nach ſeiner Gewohnheit, mit freundlicher Würde auf, und bat ihn, ſich niederzulaſſen.

Der Fremde. Herr Pfarrer, ich bin ein Reiſender, der ſich geſtern hierher verirrte; nun hörte ich des Abends über Tiſch im Wirthshauſe, wo einige Bauern ſaßen, ſo viel Gutes und Sonderbares von dem hieſigen Nachtwächter und ſeiner Tochter, daß ich neugierig ward, die Leute ſelbſt kennen zu lernen. Man ſagte mir, ich müßte ſie ſingen hören; das iſt geſchehen. — Aber, Herr Pfarrer — ich habe ſie

ſingen geſehen, nicht blos gehört. Ich habe ſie ſingen geſehen! das will mehr ſagen. Dieſer Nachtwächter und ſeine Tochter ſind mir äußerſt merkwürdig; ich fühle mich auf eine, mir ſelbſt unerklärliche Weiſe zu ihnen hingezogen. Wiſſen Sie nicht etwas Näheres von dieſen Leuten?

Der Pfarrer. Ich weiß wenig von ihnen, aber doch genug, um verſichern zu können, daß der Vater einer der edelſten Männer, und die Tochter ein Engel in Menſchengeſtalt ſey. Sie ſind erſt vor einem Vierteljahr hier angekommen, und man hat bis jetzt noch nicht das Mindeſte von ihren vorigen Verhältniſſen erfahren können. Ich vermuthe aber, daß es vornehme Leute ſind, welche durch den Krieg und die gewaltſame Revolution unſeres Rheinufers unglücklich und des Ihrigen beraubt worden ſind. Beſondere Gründe müſſen ſie beſtimmen, dies alles äußerſt geheim zu halten. Daß ſie aber vornehmen Standes ſind, dies ſah ich vorzüglich an der außerordentlichen Bildung der Tochter. Ein ſo vollendetes Meiſterſtück der Schöpfung und der Erziehung habe ich noch nie gefunden. Die lauterſte, erhabenſte Frömmigkeit vermehrt ihre Reize. Sie iſt täglich bei meiner Frau und pflegt ihrer mit kindlicher, zärtlicher Sorgfalt. Ich habe alsdann Gelegenheit, ſie zu beobachten; mit jeder Stunde wird bei mir der Wunſch lebhafter, ſie auf immer meiner Familie einverleiben zu können. Hätt' ich einen Sohn, und er wäre ihrer werth — o wie gern nennte ich ſie Tochter!

Der Fremde. Sie haben alſo keinen Sohn, lieber Herr Pfarrer.

Der Pfarrer. Gott! — Ich hatte einen ſo braven hoffnungsvollen Sohn — —

Der Fr. Nun? was wurde aus ihm?

Der Pf. Ach! ich ſchickte ihn in ſeinem achtzehnten Jahre nach Halle auf die Univerſität. In den Ferien reiste er mit einem guten Freunde nach Hamburg — und ſeitdem — Verzeihen Sie, lieber Herr, weiter kann ich nie erzählen.

Der Fr. Und von der Zeit an haben Sie weiter nichts mehr von ihm gehört?

Der Pf. Nein! er ſoll unter die Seelenverkäufer — Schonen Sie meiner!

Der Fr. Wie heißen Sie, lieber Herr Pfarrer?

Der Pf. Kühlenborn.

Der Fr. Waren Sie hier immer Pfarrer?

Der Pf. Nein, ich ſtand damals zu Heiligenkirchen.

Sehr bewegt erhob ſich der Fremde, und der Pfarrer auch. Männlich und ſtark, aber bebend ſprach der Erſte: „Herr Pfarrer — Sie ſollen Ihren Sohn wiederſehen.“ Der ehrwürdige Mann fuhr zurück, faßte ſich aber bald und verſetzte: O ja, das werde ich — jenſeits dem Grabe.

Der Fr. Wären Sie aber auch ſtark genug, ſeinen Anblick noch hier zu ertragen?

Der Pf. Wie wird mir? — dunkle Erinnerungen ſolcher Züge im Angeſicht! O du großes Erwachen an jenem Tage — und dieſer Augenblick! Bernhard! Bernhard! ja du biſt's.

Bernhard hing ſprachlos an ſeinem Halſe; er war's! Zwei unausſprechliche, unbeſchreibliche Stunden flohen vorüber. Die Mutter verjüngte ſich, und das ganze Dorf jauchzte und ſammelte ſich um den verloren geweſenen Sohn. Konſtantine war Zeugin der Erkennungsſcene geweſen; ihr Vater hatte es nur vom Hörenſagen. Er kam alſo auch, drängte

ſich durch die Dorfbewohner in das Haus, ergriff den Fremden bei der Hand und ſagte: „Das war ein Nachtwächters Geſang! nicht wahr?" Der Fremde fiel ihm um den Hals und antwortete: Es war ein Geſang der Weiſſagung froher Tage. — „Für mich nun wohl nicht, entgegnete Burkhard; in dieſem Leben ſollen wohl keine Freuden mehr auf mich warten. Mein froher Tag dämmert jenſeits."

Der Haufe verlor ſich, und der Pfarrer war, wonach er ſich geſehnt hatte, mit ſeinem Sohn wieder allein.

Der Pf. Lieber Bernhard, ich ertrage kaum die Wonne des Wiederſehens; aber laß mich deine Geſchichte hören.

Der Sohn. Zur ruhigen und vollſtändigen Erzählung derſelben iſt's jetzt nicht Zeit; aber die Hauptſachen ſollen Sie erfahren. Ich gerieth in Hamburg ohne mein Verſchulden, blos aus Mangel an Welt- und Menſchenkenntniß, mit meinem Freunde in die Geſellſchaft einiger, dem äußern Anſcheine nach ſehr biederer und bemittelter Leute. Dieſe luden uns zu mehreren Luſtpartien ein, und lockten uns endlich auf ein nach Holland ſegelfertig liegendes Schiff. Plötzlich lichtete dies die Anker; wir ſahen, daß wir betrogen waren; alles unſer Bitten, all' unſere Thränen waren vergeblich. Wir wurden nach Amſterdam gebracht, und da Holland eben in den amerikaniſchen Krieg verwickelt worden, ſogleich auf ein bewaffnetes Fahrzeug abgegeben. Mein Freund wurde nach wenigen Tagen von mir getrennt und auf einen Oſtindienfahrer verſetzt. Er ſtarb, wie ich ſpäterhin erfuhr, auf dem Hoffnungskap im Lazareth. Ich kam mit meinem Schiff nach Surinam. Hier wurde ich einem rechtſchaffenen deutſchen Pflanzer bekannt, welcher

mich für eine beträchtliche Summe vom Matroſen-dienſte befreite und zu allerlei Geſchäften in ſeinem Hauſe gebrauchte. Da ich mich aber immer nach der Heimath ſehnte, ſo gab er mir endlich die Erlaubniß, abzureiſen. Um die Unkoſten der Ueberfahrt zu beſtreiten, trat ich bei einem Schiffskapitän in Dienſt, der nach Europa ſegeln wollte. Zum Unglück wurde unſer Schiff von einer engliſchen Fregatte weggenommen, und ich ſammt der übrigen Equipage nach Irland in enge Gefangenſchaft gebracht. Dieſer Zuſtand war mir unerträglich. Ich entſchloß mich deswegen, auf einem engliſchen Oſtindienfahrer Dienſte zu nehmen; meine Kenntniſſe verſchafften mir eine kleine Bedienung; ich machte die Reiſe nach Bengalen mit vielem Vergnügen. Nach zwei Jahren kehrte ich zurück. Nun wurde ich in London einem vortrefflichen deutſchen Prinzen bekannt; dieſer fand Geſchmack an mir, und machte mich für's erſte zu ſeinem Kammerdiener. Durch meine Treue und wenigen Kenntniſſe erwarb ich mir bald ſeine innigſte Freundſchaft; ich wurde geheimer Sekretär, und machte in dieſer Eigenſchaft eine Reiſe mit ihm durch die nordiſchen Reiche. Gleich darauf ſtarb der Vater des Prinzen; er kam zur Regierung, und ich wurde geheimer Rath. Wohl hätte ich in jenen Zeiten an meine Eltern ſchreiben können; allein der Gedanke, ſie perſönlich zu überraſchen, war mir viel zu lieb, zu angenehm. Gern hätt' ich ihn früher ausgeführt; aber der leidige Krieg, und zuletzt die Stellung der franzöſiſchen Heere machten dies unmöglich. Endlich nahm ich auf einige Wochen Urlaub, verſah mich mit preußiſchen Päſſen, und ging über den Rhein, um meine Eltern zu beſuchen, wenn ſie noch lebten, oder, wenn ſie entſchlafen wären, Thränen

der Dankbarkeit auf ihr Grab zu weinen. Mein Zweck war, nach Heiligenkirchen zu reiſen; der Zufall führte mich hieher. Ich danke Gott für dieſen Zufall, noch mehr aber dafür, daß ich meine guten Eltern noch am Leben finde. — Hier fiel Kühlenborn ſeinem Vater wieder um den Hals und weinte; der Pfarrer ſchloß ihn mit heißen Thränen an ſeine klopfende Bruſt. Nach einigen Augenblicken des ſtillen Gefühls ſagte der Pfarrer: Lieber Sohn, ich bin Prediger, ich bin es aus Ueberzeugung und mit voller Seele; verzeihe mir eine Frage! Wie ſteht's mit deiner Religion? Biſt du deinem Glauben treu geblieben?

Der Sohn. Sie brauchen nicht Prediger zu ſeyn, beſter Vater, um darnach zu fragen. Die Frage ſcheint mir ſo natürlich und doch ſo wichtig. Ja, lieber Vater, ich bin dem Bekenntniſſe und der Lehre treu geblieben, welche Sie einſt mit ſolcher zärtlichen Sorgfalt in meine Bruſt pflanzten. Wer die Schickſale erfährt, die ich erfahren habe — o der fühlt es, wie nöthig wir eine Religion haben, auf die wir uns in guten und böſen Tagen verlaſſen können; dem wird der Glaube an Gott und den Erlöſer theuer und wichtig. Ich bin, dem Bekenntniß und dem Willen nach, im vollkommenſten Sinn des Worts, ein Chriſt, und in der Ausübung hoffe ich es immer mehr zu werden.

Nun hob der würdige Pfarrer einen unbeſchreiblich frohen Blick zum Himmel hinauf, faltete ſeine Hände und ſagte: „Auch die Erde hat noch vollkommene Freuden!" Er und ſein Sohn wurden bald Seelenfreunde, und das will mehr ſagen als Eltern- und Kindesliebe. — Einige Wochen hielt ſich der Geheimerath bei ſeinen Eltern auf; jetzt

nahte die Zeit ſeiner Abreiſe. Er hatte Konſtantinen beobachtet; ſeine Liebe zu ihr war mit jedem Tage gewachſen; noch hatte er ihr aber dieſelbe mit keinem Laute zu verſtehen gegeben, denn ihre Verhältniſſe waren ihm unbekannt und ihr Geheimniß war ihm heilig. Burkhard aber und ſeine Tochter fanden länger etwas Unbehagliches darin, mit Niemand über ihre wahre Lage und über ihr Schickſal ſprechen zu können; ſie überlegten deßhalb mit einander, ob ſie ſich nicht — ohne allen Rückhalt — dem Pfarrer und ſeinem Sohne (aber unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit) anvertrauen ſollten. Dazu kam's denn auch, allein ganz anders, als ſie ſich vorſtellten.

Am nämlichen Abend ſang der Nachtwächter mit ſeiner Tochter, wie gewöhnlich, den Zehnuhrgeſang. Das junge Licht blinkte noch eben über den waldigen Gipfel herüber und der Herbſtſturm entblätterte den Forſt. Die Novemberwolken flogen von Berg zu Berg, und in den Schalllöchern des Kirchthurms begleitete das Schnauben der Eulen das Sauſen des ſchaurigen Windes — während dem Burkhard und Konſtantine ſanft und feierlich das ſchöne Lied anſtimmten: Was Gott thut, das iſt wohlgethan. Jetzt gingen ſie zwiſchen zwo Hecken durch, um auch im obern Dorfe zu ſingen und zehn Uhr zu blaſen, als plötzlich drei Kerl über die Hecke ſprangen, zwei vorn und einer hinter ihnen. Nur keinen Laut! herrſchte ihnen der Eine zu, oder ihr ſeyd beide auf der Stelle des Todes.

Gott! Gott! hilf uns! ſtöhnten beide himmelan, und der Vater in der Höhe hörte es. Zwei Bauern aus dem Dorfe kommen in demſelben Augenblicke des Weges gegangen; jeder packte ſeinen Mann an

der Kehle und rief Nachbarshülfe. Schnell wie der Wind flog Konſtantine, um dieſe Hülfe zu beſchleunigen. Als der dritte dies ſah, zückte er ſein Jagdmeſſer und ſtieß es dem alten Burkhard in den Leib, ohne daß die beiden Bauern es gewahrten, oder verhüten konnten, denn jeder hatte genug mit ſeinem Mann zu thun. Ehe aber mehrere Leute herbeikommen konnten, riſſen ſich die Kerl los und entliefen.

Da lag nun der alte Burkhard wie entſeelt. Konſtantine kam mit ihrer zu ſpäten Hülfe und ſah den Jammer beim dunkeln Schimmer in ſeiner ganzen Größe. Sie hielt den Vater für todt und ſtand mit geſenktem Haupte und mit gefalteten Händen ſtumm und ſchweigend da, während dem man ſich bemühte, den edlen Greis wieder zu ſich ſelbſt zu bringen und ſeine Wunde vor dem Verbluten zu ſchützen. Dann trug man ihn fort. Konſtantine ging unmittelbar hinter dem Vater her, immer ſtumm und ſchweigend, ohne Laut und ohne Thräne. Der Pfarrer und ſein Sohn begegneten dem Zuge und befahlen, den Verwundeten ins Pfarrhaus zu bringen. Hier wurde er ſo lange auf Bettwerk auf den Boden gelegt, bis man ein für ihn ſchickliches Lager bereitet hatte.

Konſtantine ſtand mit gefalteten Händen daneben; ihr Buſen flog; ihr ganzes Weſen arbeitete. Endlich fingen ihre Lippen an ſich zu bewegen, ihre Augen floſſen über; ſie heftete den naſſen Blick zum Himmel. — „Vater! ſprach ſie, er gab mir das Leben — er läßt das ſeinige für mich. — O nimm dies große Opfer doch jetzt noch nicht an!" — Sie begann zu wanken; ihr zarter Körper drohte der Anſtrengung zu erliegen; der Geheimerath unterſtützte

ſie, und drückte zum erſtenmal ihre ſchöne Hand. Noch wand ſich aber kein Wort von ſeiner Zunge los.

Während dem allem ſetzten die Bauern den Mördern nach; andere waren ſonſt geſchäftig. Der Eine rief den Wundarzt, der Zweite lief in den nahegelegenen Flecken, um etwas zur Stärkung und Erquickung für den verwundeten Nachtwächter zu holen, und als er dahin kam, wußte er ſelbſt nicht, was er mitbringen ſollte. — Wein? — Nun, den hat der Herr Pfarrer ſelbſt. — Alſo? Anisbranntwein! — von dieſer köſtlichen Herzſtärkung brachte er einen Schoppen mit. So that Jeder, was er konnte.

Der alte Burkhard erholte ſich inzwiſchen wieder; er kam zu ſich ſelbſt und ſein erſter Blick fiel auf Konſtantine. „Du biſt gerettet, meine Tochter? hauchte er mit leiſer Stimme. Gott, wie dank' ich dir dafür! das iſt meines Lebens werth!"

Konſt. So theuer erkauft, lieber Vater, würde meine Rettung für mich gar keinen Werth haben. — Nun knieete der Engel neben den Vater hin, küßte ſeine Hand und fuhr fort: Ich hab' um Euer Leben gebeten, und Ihr habt mich gelehrt, um nichts zu bitten, wobei ich nicht die Zuverſicht habe, daß Gott es erhören werde. Ich bin überzeugt, Ihr werdet nicht ſterben, ſondern geneſen.

Man brachte den Verwundeten auf ein bequemes Feldbett; der Wundarzt kam, verband ihn und glaubte, der Stich ſey nicht tödtlich, doch empfahl er Ruhe. Als alles in Ordnung und Niemand mehr im Zimmer war, außer dem Pfarrer, ſeinem Sohne und Konſtantinen, da begann der alte Burkhard: Meine Herren, ich kenne Sie als redlich, treu und verſchwiegen; deswegen war ich entſchloſſen, Ihnen mein Geheimniß anzuvertrauen; ich wußte, daß Sie

es heilig bewahren würden. Da es aber einmal verrathen iſt und ich nun ohnehin nicht länger hier bleiben darf, ſondern weiter fliehen muß, ſo iſt auch Verſchwiegenheit nicht ferner nöthig. Ich bin der Geheimerath Lautenheim von Bolzendorf. Nun, Konſtantine, erzähle weiter.

Alles ſtaunte. Konſtantine fuhr fort: Sie wiſſen vermuthlich, meine Herren, daß der Fürſt von Bolzendorf in fremden Dienſten ſtarb. Mein Vater verwaltete die Regierung des Landes und beſorgte die Erziehung des jungen Erbprinzen. Wie er beides gethan, das weiß der ewige Vergelter, und das iſt genug, hierher gehört es nicht.

Burkh. Auch ſo viel mußteſt du nicht ſagen.

Der Pf. Was alle Welt weiß?

Konſt. Meine Eltern hatten keine andere Kinder als mich; ihre zärtlichſte Sorgfalt wurde mir zu Theil. Meine Mutter war eine edle, fromme Frau; ſie erzog mich nach den trefflichſten Grundſätzen, und mein guter Vater wendete alles an, um ein gebildetes Frauenzimmer aus mir zu machen. Ich erwuchs und wurde der Gegenſtand einer wüthenden Leidenſchaft, welche ein junger Menſch von Adel gegen mich faßte. Nur die äußerſte Vorſicht konnte mich vor ſeinen Nachſtellungen retten.

Burkh. Aber du entgingſt ihnen glücklich. Gott ſey dafür gelobt!

Konſt. Nun kam es in Frankreich zur Revolution, und nach einigen Jahren brach der Krieg aus. Schon beim erſten Vorrücken der franzöſiſchen Heere hatten wir manches zu erdulden: allein die Oeſtreicher und Preußen ſchafften uns nach einigen Monaten wieder freie Luft. Der Revolutionsgeiſt hatte

in unſerm Lande inzwiſchen tiefere Wurzel geſchlagen; mein Vater ſah ſich genöthigt, ernſthafte, ja ſtrenge Maßregeln dagegen zu gebrauchen. Dies erbitterte die Freiheitsſchwärmer in einem hohen Grade; ſie ſchwuren ihm Rache, blutige Rache. Mein Verfolger war einer der heftigſten unter ihnen. Das unerhörte Waffenglück der Franzoſen begünſtigte ihre Plane nur allzuſehr.

Die fränkiſchen trieben die deutſchen Streiter unaufhaltſam vor ſich her bis an den Rhein, und ſogar über dieſen Strom. Alles flüchtete bei ihrer Annäherung; mein Vater konnte ſich dazu nicht entſchließen; er wollte das Schickſal ſo vieler braver Bürger theilen, und ich — ich wollte ihn in ſeinem Alter nicht verlaſſen. Wirklich begegneten auch die Franzoſen meinem Vater anfangs mit der Achtung, welche die Tugend ſo leicht einflößt. Aber doch fanden wir bald Urſache, unſern Entſchluß zu bereuen. Mein Verfolger, ein wüthender Jakobiner, hatte ſich an das Ruder unſeres Landes zu ſchwingen gewußt; mein Vater war der Gegenſtand ſeiner teufliſchen Bosheit. Mit Gewalt wollte er jetzt erzwingen, was er vorhin durch Liſt nicht erreichen konnte. Der Leiden war kein Ende, und was ſoll ich Sie mit einer detailirten Geſchichte derſelben unterhalten! Ich will mich kurz faſſen: wir kamen um Alles, bis auf den letzten Heller. Nur unſere Unſchuld blieb uns, eine höhere Macht ſchützte mich, und auch nicht der leiſeſte Gifthauch hat die meinige angeweht.

Endlich ſetzte mein Verfolger ſeinen Schandthaten die Krone auf. Man erlaubte ſich an einigen Orten unſeres Landes Gewaltthätigkeiten gegen die franzöſiſchen Soldaten. Mein Vater wurde von jenem Böſewicht als Urheber der Empörung angegeben;

die franzöſiſche Behörde ließ ihn deswegen ſogleich verhaften und befahl, ihm den Prozeß zu machen. Wir wurden beide eingezogen, und jedes beſonders in ein ſchreckliches Gefängniß geworfen. — Ich habe vergeſſen zu erinnern, daß meine Mutter kurz vor dem Kriege entſchlief. — Hier litten wir in jeder Rückſicht unausſprechlich, bis uns nach drei fürchterlichen Wochen ein Paar arme, treue Handwerksleute zur Flucht behülflich waren. Wir flohen, ſo gut wir konnten, vertauſchten unſere Kleider gegen alte Lumpen, und kamen glücklich über unſere ehemalige Gränze. Nun verſchafften wir uns Brod durch Singen an den Thüren. Bald erfuhren wir, daß der Befehl gegeben ſey, den Geheimenrath Lautenheim und ſeine Tochter aufzugreifen, wo man ſie irgend finde. Dadurch wurde unſere Flucht vermehrt; wir verließen unſern bisherigen Weg und gingen mehr landeinwärts. Ueber den Rhein konnten wir einmal nicht; dieſer Strom war dicht mit franzöſiſchen Poſten beſetzt, und an einem Paſſe fehlte es uns. Wir glaubten alſo ſicherer zu ſeyn und verborgener zu bleiben, wenn wir uns aus den Gegenden entfernten, in welchen die Truppen vorzüglich lagen. Eine halbe Stunde von hier begegnete uns mein Verfolger, der, wie wir nachher gehört haben, in Geſchäften eine Reiſe zum franzöſiſchen Oberkommiſſär nach — gemacht hatte. — Ich hatte noch eben Zeit, ins Gebüſch zu ſchlüpfen; mein Vater war für ihn durch ſeine Verkleidung ganz unkenntlich geworden. Unſer ausgeſtandenes Elend und die Hoffnung, daß die Hülle eines Nachtwächters uns völlige Sicherheit verſchaffen und Niemand unter derſelben einen Geheimenrath vermuthen werde — dies beſtimmte meinen Vater, jenen Dienſt hier im Dorfe anzu-

nehmen. Aber auch hier muß uns unſer Feind gewittert haben, denn er war einer von denen, welche uns während dem Singen angriffen. Es muß einen beſondern Grund haben, daß er ſich in eigener Perſon an dieſes Bubenſtück wagte. Dem ſey, wie ihm wolle; wir müſſen fort, und doch weiß ich nicht, wie und wohin. — Ach! ich beſorge, daß uns das größte Unglück noch bevorſteht.

Geh. Kühlenb. Dem wollen wir vorbauen, und die Sache ſogleich an den biedern, in dieſer Gegend kommandirenden Diviſions-General ** bringen. Mein Fürſt hat ihm in vorigen Zeiten einige große Gefälligkeiten erzeigt; ich weiß, daß er ſich ihrer noch mit Dankbarkeit erinnert. Dies und die gute Sache werden den Sieg davon tragen. (Pauſe.) Sagen Sie mir aber, edles Mädchen, fand ſich denn Niemand, der Sie unterſtützte? Hatte ſich in Ihren Glücksumſtänden noch Niemand um Ihre Hand beworben, der Ihnen nachher in Ihrem Jammer beigeſtanden hätte?

Konſt. Nein, Herr Geheimerath, nein! Niemand, dem ich ſie mit Zuſtimmung meines Herzens hätte geben können.

Feierlich ſtand Kühlenborn auf; ſein Auge war zum Himmel gerichtet; gewaltſam riß es ſich von ſeinem Herzen los: „Gott! darf ich ſie mir von Dir erbitten?“

Bei dieſen Worten erhob ſich der alte Burkhard etwas im Bette, ſtemmte ſich auf den linken Ellenbogen, ſtreckte die Rechte gegen Kühlenborn aus und verſetzte: „In dieſem Falle kann ich Sprecher des Menſchenvaters ſeyn. Ja Sie dürfen! Gott ſey gelobt! — Nie brachte wohl eine Thränenſaat herrlichere Früchte!“

Der Pf. Wahrlich, ja! das iſt auch mein Fall.

Konſtantine ſtand indeſſen da mit einem Blick — ähnlich dem Blicke der gen Himmel fahrenden Maria von Guido Reni in der Gallerie zu Düſſeldorf. Sie fühlte nie empfundene Wonne und — ſchwieg.

Kühlenborn ſah ſie zärtlich an und fragte: „Konſtantine, kannſt Du die Meine werden?“ Er reichte ihr die Hand hin. Den Himmel im Angeſicht, antwortete ſie in lieblicher Verwirrung: Wo die Seele ſo laut aus allen Zügen ſpricht, da bedarf's wohl keiner weitern Sprache. — Sie ſanken einander in die Arme und umſchlangen ſich auf ewig. Der Pfarrer umfaßte Beide mit heißen Thränen, und der alte Nachtwächter ſtreckte ſeine Arme aus und rief: „Ich ſegne Euch, meine Kinder, ich ſegne Euch mit Joſephs Segen!“

Lautenheim wurde wieder geſund, die Frau Pfarrerin desgleichen. Der Geheimerath Kühlenborn heirathete Konſtantinen und reiste mit ihr und ſeinem Schwiegervater nach dem Ort ſeiner Beſtimmung ab. Letzterer wurde daſelbſt in ſeiner vorigen Würde wieder angeſtellt. Bald nachher erhielt der würdige Pfarrer eben dahin den Ruf als Superintendent und Conſiſtorialrath.

Der Sturz Robespierre's und ſeiner Schreckensgehülfen brachte in der ganzen franzöſiſchen Staatsverwaltung eine heilſame Aenderung hervor. Auch Konſtantinens Verfolger wurde gleich nach jenem nächtlichen Ueberfall kaſſirt.

Die Buſendorfer Bauern kratzten ſich hinter den Ohren und ſagten zu einander: Nein, ſolch' einen Nachtwächter bekommen wir unſer Lebtage nicht wieder! Wofür uns auch der liebe Gott behüten wolle! verſetzte der Schulz, und er hatte Recht.

5.

Der goldene Vogel.

Eine Parabel.

Es waren einmal zween Jünglinge, welche außer Land wandern wollten, um ihr Brod und ihr Glück zu ſuchen; ſie waren arm und hatten nur wenig Zehrgeld bei ſich. — Sie ſtanden alſo des Morgens früh auf und begaben ſich auf die Reiſe; der Morgen war ſchön, die Sonne vergoldete der Berge Gipfel, die Vögel zwitſcherten im Wald; kein Wölkchen ſchwebte unter dem Laſur des Himmels, und die weißen Nebel ruhten ſtill in den Thälern; ſie wanderten alſo fort und dachten: der Vater im Himmel, der nie ein Vögelchen hungern läßt, würde ſie auch nicht ohne Nahrung laſſen. Endlich kamen ſie auf eine Höhe, wo ſie weit um ſich her ſchauen konnten, und nun ſtrahlte ihnen die liebe Sonne in die Augen, und ihr ganzes Weſen wurde geſtärkt und erquickt.

Hermann! fing jetzt Wilhelm an: wo gehen wir dann nun hin? Laß uns den Weg ſo fortpilgern, antwortete Hermann, unſer Herr Gott wird uns wohl Gelegenheit zeigen, an Brod zu kommen. Bald kamen ſie in einen großen, dunkeln Wald: hier war es kühl und angenehm, und die Nachtigallen

ſangen auf's Lieblichſte. Wilhelm wünſchte hier ein Weilchen zu ruhen; auch waren hier zwei Wege, der eine führte zur Rechten, der andere zur Linken, ſo daß ſie nun überlegen mußten, welchen ſie gehen wollten. Hermann verlangte nicht zu ſitzen und zu ruhen, ſondern ſagte: laß uns den Weg zur Rechten gehen, ich habe immer gehört, die Wege zur Rechten ſeyen die ſicherſten. Wilhelm verſetzte: wie thöricht! das wird wohl auf eins herauskommen, ich ſetze mich einmal ein wenig unter dieſen Baum; damit ſaß er nieder. Hermann aber ſtand und bedachte ſich.

Nach einer Weile kam ein altes, krummes Mütterchen daher gekrochen; ſie ging an einem Stock, hatte eisgraue Haare, und glich einer hundertjährigen Matrone. Gott grüß' Euch, fing ſie an, wo wollt Ihr hinwandern? Die beiden Jünglinge wunderten ſich der alten Frauen, und antworteten: Mütterchen! wir ſind arme Burſche, wir reiſen in die weite Welt, unſer Brod und unſern Unterhalt zu ſuchen. So! ſagte das Mütterchen; nun ſo will ich Euch einen Rath geben, Ihr lieben Söhne! Seht! Ihr ſeyd jung und ſtark und könnt noch viel in der Welt ausrichten. Ich bin zwar alt, allein ich kann noch lange leben und einen von Euch glücklich machen; ich will Euch auch ſagen, wie das geſchehen ſoll: wer mich heirathet, bekommt ein ſchönes, großes Rittergut zum Erb- und Eigenthum, ich bin von Adel, und wer mich heirathet, der wird auch ein Edelmann, und zwar vom vornehmſten Stand; damit Ihr mir nun glauben könnt, ſo will ich Euch ſagen, wie ich heiße und wer ich bin: ich bin die alte Sophie von Himmelburg, von der Ihr ſchon werdet gehört haben.

Die beiden Jünglinge ſahen ſich an, und Hermann ſagte: Wilhelm, das iſt eine ſchöne Gelegenheit für unſer einen. Wilhelm verſetzte: Ja! wenn nur auch die Frau nicht ſo alt und häßlich wäre. So bedachten ſich die Beiden ein wenig; endlich fragte Hermann: Was muß man denn thun, Mütterchen! wenn man Euch heirathet? Sie antwortete: da mitten im Walde mußt du Bäume ausrotten, den Platz, den ich dir anweiſe, mußt du hübſch rein und einen Garten daraus machen, worin lauter edle und nützliche Gewächſe wachſen; dafür biſt du dann auch mein Mann, und ich gebe dir, was du nöthig haſt.

Höre, Wilhelm, die Sache gefällt mir; ich kann da mein Glück machen; ich habe ſo oft von dem alten Fräulein Sophie gehört, daß ſie eine gar liebe, ſanfte und tugendhafte Perſon ſey; laß ſie nun auch alt und häßlich ſeyn, das macht nichts; man gewöhnt ſich an alte Leute, ich bin doch dabei glücklich!

Als Hermann noch ſo redete, kam ein ſchönes, artiges Mädchen aus dem Walde daher gehüpft, ſie ſang tändelnde Lieder, hatte ein Blumenkörbchen am Arm und lächelte beide Jünglinge gar hold und freundlich an; auch ſie lächelten ihr entgegen und fragten ſie, wer ſie wäre? Das reizende Mädchen antwortete: ich bin eines reichen Edelmanns Tochter, mein Vater hat mich ausgeſchickt, daß ich mir einen Mann ſuchen ſoll, der mir gefällt. Wie heißt du denn, Mädchen? fragte Hermann weiter, und was willſt du dann von dem haben, der dein Mann werden ſoll? — Ich heiße Fräulein Roſette von Eitel, war die Antwort, und wer mein Mann werden will, der muß den goldenen Vogel ſuchen.

Was iſt das für ein Vogel? fragte Wilhelm.

Roſette antwortete: hier im Walde hält ſich ein kleines goldenes Vögelchen auf, welches goldene Eier legt; wer dieſe Eier hat, der iſt reich genug; denn es legt jeden Tag ein Ei, und jedes iſt hundert Gulden werth; und wenn man das Vögelchen brüten läßt, ſo bekommt es Junge, die auch goldene Eier legen, und ſo kann man ſo reich werden wie ein Kaiſer. Wilhelm hüpfte vor Freude und ſagte: Hermann, nimm du dein altes Mütterchen, ich ſuche den Vogel und nehme Roſetten. Hermann ſah traurig zur Erde nieder und ſcharrte mit dem Stab im Laub.

Wilhelm nahm das Mädchen an der Hand, es liebkoste ihn, ſo daß er ganz von ihr bezaubert wurde; doch fragte er: kann ich aber auch den goldenen Vogel fangen? Sie antwortete: das koſtet freilich Mühe; aber es iſt doch ſo ſchwer nicht, mache dir nur Stricke von rother Seide, und hier gebe ich dir ein Pfeifchen, damit kannſt du ihn locken und fangen. Wilhelm nahm das Pfeifchen und auch die rothe Seide zu den Stricken, welche ihm Roſette gab.

Hermann war noch immer traurig. Das alte Mütterchen aber fing nun an und ſagte: Hört, lieber Jüngling! laßt Euch nicht bethören, das Mädchen da iſt eine ſchlechte Kreatur; ſie hat ſchon Manche mit ihrem goldenen Vogel unglücklich gemacht; überdem iſt ſie bettelarm, ihr Vater iſt mir ſein Hab und Gut ſchuldig, und wenn ich einmal Rechnung von ihm fordere, dann werde ich ihn und ſeine liederliche Tochter zum ewigen Gefängniß verdammen.

Roſette wurde roth und blaß, ſie hatte die alte Matrone nicht erkannt; ſie konnte freilich kein Wort zu ihrer Vertheidigung vorbringen, denn es war alles Wahrheit; ſie wandte daher Wilhelm auf die

Seite und ſagte: Hör', lieber Bräutigam! kehr' dich an das alte Weib nicht, es währt noch ſehr lange, bis mein Vater ſeine Rechnung ablegen muß, während der Zeit kannſt du ein ſehr reicher Mann und ein großer Herr werden. Und dann iſt es noch nicht ſo gewiß, was die Alte da ſagt; mein Vater hat mich oft verſichert, ſein großes, ſchönes Gut ſey ſein Eigenthum, er habe keine Schulden darauf, denn die Forderungen der alten Frau ſeyen unrichtig, und er würde zu ſeiner Zeit aus einem andern Tone mit ihr reden; jetzt mache ich dich einſtweilen zu einem großen Herrn, und ſobald du den goldenen Vogel haſt, wirſt du auch mein Mann, gib dich alſo wacker an's Suchen. Sie liebkoste ihn darauf ſo feurig, daß er ganz hingeriſſen wurde und ihr alſofort in den Wald nachlief. Hermann wäre auch beinahe nachgeeilt, allein die Alte hielt ihn zurück und ſagte: Höre, mein Lieber! du verſiehſt dich an mir, es wird einmal eine Zeit kommen, wo ich ſchöner ſeyn werde, als die liederliche Dirne. Jetzt zog ſie ein kleines Gemälde aus der Taſche und ließ es Hermann ſehen; es war eine himmliſch ſchöne Jungfrau, jung und blühend. Siehe, mein Freund! fuhr nun die Alte fort, das iſt meine wahre Geſtalt, ich habe mich jetzt nur ſo verkleidet, um zu verſuchen, ob du mich wegen meiner Schönheit, oder wegen meiner Tugend lieben kannſt; komm du mit mir und mache deinen Garten fertig; wenn er dann recht fruchtbar iſt und mir gefällt, ſo hole ich dich in meinen Palaſt, dort ſollſt du mich dann als deine Braut in aller meiner Schönheit ſehen und beſitzen. Hermann freute ſich, er gab ſich geduldig in ſein Schickſal und folgte der Alten nach; ſie brachte ihn auf einen ſchönen, grünen Platz; hier wies ſie ihm den Garten an und

lehrte ihn, wie er ihn bauen und pflegen ſollte; dann verließ ſie ihn, doch beſuchte ſie ihn zuweilen und tröſtete ihn, wenn es ihm ſauer wurde und die Arbeit nicht recht fort wollte. Er baute ſich auch ein Hüttchen dahin, welches ihn nur vor Regen und Kälte ſchützte; denn, ſagte er immer: wozu brauch' ich ein koſtbares, ſchönes Haus, da ein großer und ſchöner Palaſt meiner wartet? — Seine alte Sophie ſchickte ihm Nahrung und Kleidung, und ließ es ihm nie am Nöthigen fehlen.

Während der Zeit ſchwärmte Wilhelm herum und ſuchte den goldenen Vogel; wo er nur ein gelbes Fleckchen ſah, da lief er hin und hoffte ihn da zu finden. Roſette kam auch oft zu ihm, überhäufte ihn mit Liebkoſungen, baute ihm hier und da ſchöne Luſthäuſer, und beſchenkte ihn mit allerhand Leckerbiſſen; auch half ſie ihm oft ſelbſt den goldenen Vogel ſuchen.

Dies Leben gefiel zwar Wilhelm gar wohl, und er hätte gewünſcht, daß es ewig ſo fortgehen möchte, aber den Vogel hätte er dennoch gerne gehabt; denn er ſah wohl ein, daß er doch am Ende ein armer Tropf ſeyn würde, wenn er die goldenen Eier nicht bekäme; und er wußte wohl, daß ihm Roſette nichts geben und ihn nicht ernähren könnte. Daher nahm er ſich vor, recht ernſtlich zu ſuchen. — Indem er nun ſo den Wald durchſtrich', kam er zu einem Kohlenbrenner, der da in ſeinem Hüttchen ſaß und in einem Buche las. Was lieſeſt du, Kohlenbrenner? fragte Wilhelm; er antwortete: ich leſe ein Buch, worin ich lerne, wie ich recht glücklich werden kann. Ei du Thor! verſetzte Wilhelm, warum ſuchſt du den goldenen Vogel nicht? Behüte Gott! erwiederte der Kohlenbrenner, da thät' ich etwas rechts. Der

Fürſt, dem dieſer Wald gehört, hat befohlen, daß Jedermann etwas Nützliches thun ſoll; er iſt jetzt auf der Reiſe, und wenn er wieder kommt, will er ſtrenge Rechenſchaft fordern, und Alle, die nicht etwas Gutes geſtiftet haben, ſollen ſchrecklich beſtraft werden; und beſonders will er keine Barmherzigkeit mit denen haben, die dem goldenen Vogel nachlaufen. Was ſagſt du da? rief Wilhelm, iſt das wahr? Ja freilich iſt es wahr, fuhr der Kohlenbrenner fort; weißt du auch, was es mit dem goldenen Vogel für eine Bewandtniß hat? — Nein. Nun ſo will ich dir es erzählen; ſchau, ich bin ſchon ein alter Mann und weiß die Geſchichte gar wohl: dieſer ganze Wald gehört der Sophie von Himmelburg und ihrem Bruder, der der eigentliche Herr deſſelben iſt; drüben jenſeits den Gebirgen hat er eine gar herrliche Landſchaft; dort ſollen alle diejenigen Güter bekommen, die hier im Walde recht viel Gutes geſtiftet haben; der ganze Wald ſoll zu lauter Gärten, Aeckern und Wieſen umgeſchaffen werden; wer da nun rechtſchaffen gearbeitet und etwas rechts geleiſtet hat, der wird auch nach dem Verhältniß ſeiner Mühe belohnt werden.

Nun hatte aber der Herr von Himmelburg einen vornehmen Diener, der wurde ſtolz und wollte ſelber ein Herr werden, darum jagte ihn ſein Herr fort; dieſer kam nun und baute ſich da vor den Wald ein prächtiges Haus, worin er mit ſeiner Frau und Tochter wohnt. Er heißt Herr von Eitel, und iſt ein böſer, nichtswürdiger Mann; er thut Alles, was er kann, die Arbeitsleute des Herrn von Himmelburg und ſeiner Schweſter Sophie zu hindern, denn er iſt gar neidiſch und gönnt Niemand ſein Glück, weil er ſelbſt durch ſeine Schuld unglück-

lich geworden iſt. Da haben nun ſeine Frau und Tochter einen Schelmenſtreich erfunden, indem ſie einen gelben, ſchönen Kanarienvogel, der ſich im Walde aufhält, für einen goldenen Vogel, und ſeine Eier ebenfalls für Gold ausgeben; und damit lockt nun die gottloſe Tochter die jungen Leute, damit ſie nicht arbeiten und dem Herrn von Himmelburg nicht dienen mögen.

Iſt die Sache ſo bewandt, ſeufzte Wilhelm, ſo behüte mich Gott, daß ich dem Vogel länger nachlaufen ſollte, ſage mir nur, was ich denn arbeiten ſoll? — Da, wo ich das Kohlholz weggeſchafft habe, antwortete der Kohlenbrenner, da mache du nun einen guten Acker hin, ich will dir helfen, daß du während der Zeit Brod bekommſt; wenn dann die Diener des Herrn kommen, ſo will ich für dich anhalten, daß ſie dir helfen, damit du noch etwas rechts zu Stande bringſt, ehe der Herr von der Reiſe wiederkehrt. Wilhelm war damit zufrieden und gab ſich an's Arbeiten.

Kaum war er aber recht am Schaffen, da wurde er ſchon müde, und er dachte wieder nach, wie gut er's gehabt hätte, als er dem Vogel im Walde umher nachlief und mit dem hübſchen Mädchen Umgang pflegte; dann legte er die Hacke hin und ſetzte ſich nieder; jetzt kam Roſette mit ihrem Körbchen wieder daher gehüpft, ſie lächelte ihn an und drohte mit dem Finger; Wilhelm ſah vor ſich auf die Erde und ſchämte ſich, ſie aber kam zu ihm, überhäufte ihn mit Schmeicheleien und weinte ihm ein Stückchen vor, daß er ſie ſo lange verlaſſen hätte; er erzählte ihr, was ihm mit dem Kohlenbrenner begegnet war und was er ihm geſagt habe; nun lachte ſie ihn recht aus und verſicherte ihn, daß das lauter Betrügereien

von dem Herrn von Himmelburg ſeyen; der Wald gehöre ihrem Vater, und die alte Sophie mit ihrem Bruder hätten da nichts zu befehlen; er ſolle nur kein Thor ſeyn und ſich umſonſt plagen, denn am Ende danke ihm doch kein Menſch dafür, und er habe nichts als Mühe und Arbeit davon. — Dies Alles wußte ihm Roſette ſo glaubwürdig zu machen, daß er ihr feſt verſprach, ſich nie mehr um den Herrn von Himmelburg und um ſeine Arbeit zu bekümmern; er ſtrich alſo mit Roſetten fort und ſuchte den goldenen Vogel.

Ueber dem Suchen kam er auch an den Ort, wo Hermann den Garten anlegte; da ſtellte er ſich nun vor ihn hin und lachte herzlich ſeinen alten Kameraden aus. O du Thor! rief er, warum plagſt du dich ſo vergeblich? Hermann antwortete weiter nichts, als: das Ende wird entſcheiden.

Auf einmal entdeckte Wilhelm den goldenen Vogel; er jauchzte in ſich ſelbſt, ſchlich hinzu, aber der Vogel hüpfte weiter. Nun wollte er ihn aber nicht mehr aus den Augen laſſen, er fing an, Stricke zu legen und mit dem Pfeifchen zu locken, und ſiehe da, der Vogel kam, hüpfte auf den Stricken herum und fing ſich endlich. Wilhelm lief frohlockend hinzu und nahm den gefangenen Vogel; ſowie er ihn hatte, legte er ihm ein Ei in die Hand, und indem er daſ- daſſelbe einſteckte, entwiſchte der Vogel und flog auf einen Baum.

Wilhelm ärgerte ſich darüber, doch merkte er ſich die Gegend wohl, wo der Vogel war; geſchwind lief er nun zu einem Wirthshaus im Walde, um das Ei zu verkaufen; er bekam auch ein hübſches Stück Geld dafür, denn der Herr von Eitel hatte befohlen, daß Jedermann im Walde die Eier für einen be-

ſtimmten hohen Preis annehmen und bezahlen ſollte; für dieſen Preis kaufte er ſie dann ſelbſt wieder ein und ließ ſie ausbrüten.

Wilhelm freute ſich hoch über das viele Geld, und ſchwur, nicht zu ruhen, bis er den goldenen Vogel gefangen hätte; er bekam ihn aber nur ſelten zu ſehen. Doch fand er oft ein Ei, das er verkaufte, und alſo eine ziemliche Summe Geld ſammelte; übrigens vertändelte er die Zeit mit Roſetten.

Auf einmal, ehe er ſich's verſah und eben bei Roſetten ſaß, kam ein Jäger von Himmelburg daher geſchlichen, faßte ihn am Arm und ſagte: Höre, du Müſſiggänger, der Herr von Himmelburg fordert dich vor ſein Gericht! Wilhelm erſchrack, daß er blaß wurde, und wollte ſich entſchuldigen, aber es war nun zu ſpät; er rief Roſetten, welche ſpornſtreichs davon lief, um Hülfe, aber umſonſt. Der Jäger führte ihn nun an das Ende des Waldes in einen herrlichen Palaſt. Hier fand er Hermann in fürſtlicher Pracht und mit hoher Freude erfüllt; ſein altes Mütterchen war nun eine himmliſch ſchöne Königstochter geworden, wogegen ſeine Roſette eine elende Bettlerin war.

Jetzt mußte Wilhelm mit eigenen Augen ſehen, was er verſcherzt hatte, und nun wurde ihm das Urtheil geſprochen: daß er zum ewigen Gefängniß bei Waſſer und Brod in einen finſtern Thurm geſperrt werden ſollte, welches auch vollzogen wurde.

Dies iſt das Schickſal aller derer, die der Wolluſt fröhnen, die himmliſche Tugend verſchmähen und dem goldenen Vogel der Eitelkeit nachjagen.

6.

Die edlen Jünglinge.

Die drei erſten Jahre, welche **Stilling** als Profeſſor der Kameralwiſſenſchaften in Lautern verlebte, waren unter vielen ſchweren Prüfungen verfloſſen, die neunwöchige Krankheit und der darauf folgende Tod ſeiner erſten Gattin hatten ſeinen Körper erſchüttert und ſeine Seele mit Schwermuth erfüllt; er ſchmachtete nach Troſt, wie der müde, lechzende Wanderer in ſchwüler Gewitterhitze nach einem Labetrunke. Seine zwei Kinder hatte er in Penſion gethan und ſeine Haushaltung aufgegeben, er ſaß alſo allein in ſeinen weiten öden Zimmern. Ihn durchſchauerten die Scenen der Vergangenheit; der hohe Gang, den ihn die Vorſehung leitete, erfüllte ihn mit beruhigenden Ahnungen der Zukunft, und ein tief verborgener Geiſt des Friedens wehte ihm aus lichter Ferne Kühlung zu, als an einem Nachmittage ein Jüngling mit frohem, einen edlen Charakter verkündigenden Geſicht in ſein Zimmer trat. **Stilling** ſtand auf und trat ihm ebenfalls mit heiterer Miene entgegen. Nach wechſelſeitiger Begrüßung fing der fremde junge Mann an: Herr Dekanus, ich komme hieher, um die Kameralwiſſenſchaften zu ſtudiren, und will mich deßhalb bei Ihnen einſchreiben laſſen.

Stilling. Das iſt uns angenehm; wo ſind Sie her und wie heißen Sie?

Der Fremde. Ich bin der Sohn eines Patriziers in der Reichsſtadt Althauſen, und heiße: von Bilden. Ich bin nicht reich, werde aber ſo haushalten, daß ich auskomme. (Er zog ſein Stammbuch aus der Taſche und ſchlug eine Stelle auf, die ſo lautete: Der Herr wird's verſehen. Dieſen Wahlſpruch Stillings, nebſt ſeinem Vertrauen auf Gott, empfiehlt dir, liebſter Bruder! deine treue Schweſter Amalie von Bilden.) Sehen Sie, Herr Profeſſor! dieſer Kaſſe mangelt's nie an Geld: Sie haben doch wohl auch Stillings Schriften geleſen?

Stilling. O ja! ich kenne ſie ſehr gut.

Hier fing nun der gute Jüngling an, ſein Herz zu ergießen. Stilling konnte es nicht länger aushalten; er unterbrach ihn alſo und fragte: Herr von Bilden! wiſſen Sie denn nicht, wo Stilling lebt? (er hatte damals ſein häusliches Leben noch nicht geſchrieben.)

Von Bilden. Nein! ich habe es oft ſehr gewünſcht, den Mann zu kennen und den Ort ſeines Aufenthalts zu wiſſen. Wüßt' ich ihn nur, ich reiste zu ihm, es mög' auch ſo weit ſeyn, als es wollte.

Stilling. Dieſe Reiſe iſt gemacht; ich bin Stilling!

Von Bilden ſtand da, ſtarrte und ſtaunte den Profeſſor an, dieſer aber lächelte ihm Freundſchaft entgegen. Endlich erholte ſich der Jüngling und ſagte: „Iſt das gewiß wahr?"

Stilling. Ja, ganz gewiß! Und nun umarmten ſie ſich; Bilden wurde immatrikulirt, ſtudirte

fleißig, und ſeine Aufführung war ein erhabenes Beiſpiel des edelſten Betragens. Dieſer Vorfall trug ſich im Herbſt zu.

Den folgenden Winter erhielt Stilling Briefe von zwei vornehmen und reichen Reichsbaronen; dieſe beiden Brüder erſuchten ihn, ihren Pupillen, der in Lautern ſtudiren ſollte, in ſeine Aufſicht und Führung zu nehmen; er war ihrer Schweſter Sohn und ſeine Eltern waren ihm beide geſtorben. Stilling übernahm dieſen Auftrag mit Vergnügen, und da er hörte, daß der junge Baron von Rothenburg mit von Bilden die Rechtsgelehrtheit zu Erlangen ſtudirt hatte und ſie beide Herzensfreunde waren, ſo machte er die Einrichtung, daß ſie Koſt und Logis beiſammen bekamen; um aber auch hier eine angenehme Ueberraſchung zu veranſtalten, gedachte er der Anweſenheit des von Bilden nicht mit einem Worte. Er ſchrieb nur: daß der Baron Rothenburg ſein Quartier bei dem Bürger N. in Lautern haben würde. In den folgenden Frühlingsferien reiste Stilling nach Zweibrücken zu ſeinen Kindern; während der Zeit traf ſein oben gedachter junger Freund zu Lautern ein und fand ſeinen Bilden zu ſeinem größten Vergnügen in ſeinem eigenen Quartier.

Beide Jünglinge beſchloſſen nun, ihren Lehrer und Freund zu Zweibrücken abzuholen; ſie ließen anſpannen und überraſchten ihn, gerade als er Willens war, mit der Poſt wieder abzureiſen.

Die Aufführung dieſer beiden jungen Männer war ſo ungewöhnlich rechtſchaffen und wohlthätig, daß Jedermann aufmerkſam auf ſie wurde, und die allgemeine Stimme des Publikums nur ein einhelliges Lob war. Von Bilden hatte etwas Drolligwitzi-

ges in ſeinem Charakter; Rothenburg aber bei dem beſten Herzen viel Geiſt und Kraft.

Den folgenden Herbſt heirathete Stilling ſeine Selma, und von Bilden und Rothenburg waren die Anführer bei dem Aufzug, den die Studirenden bei dieſer Gelegenheit veranſtalteten. Ueberhaupt machten ſie die Häupter unter ihnen aus: denn Jedermann liebte und verehrte ſie, ohne daß ſie dieſe Ehre ſuchten.

Unter ſo vielen edlen Handlungen, womit dieſe vortrefflichen jungen Männer jeden Tag bezeichneten, war folgende vorzüglich ſchön: der franzöſiſche Sprachmeiſter zu Lautern war ein alter und ſehr kränklicher Mann, ſo daß er nicht mehr in die Häuſer gehen und wie gewöhnlich Stunden geben konnte. Auch ſeine Gattin war abgelebt und ſchwach; ſie hatte ſonſt für Lohn genäht und geſtrickt, das konnte ſie aber nun nicht mehr: Kinder hatten ſie nicht; folglich war auch von dieſer Seite keine Hülfe zu erwarten; ſie litten alſo heimlich Hunger, weil ſie zu honnet und von zu feiner Lebensart waren, Jemand um etwas anzuſprechen. Rothenburg, der ſich von Chatillon im Franzöſiſchen Unterricht geben ließ, entdeckte das, und nun beſchloß er, nach Vermögen zu helfen. Hierzu bediente er ſich folgenden Mittels: der Sprachmeiſter hatte in ſeinem Alter noch gelernt, Hemdenknöpfe von weißem Zwirn zu machen. Hiemit beſchäftigte er ſich in den Stunden, die ihm von ſeinen Informationen übrig blieben. Da aber dieſe Waare ſchlechten Abgang gefunden hatte, ſo hatte ſie ſich dergeſtalt angehäuft, daß zwei große Schachteln voll davon vorräthig waren. Rothenburg, welcher den traurigen Zuſtand dieſer armen, braven Leute auskundſchaftete, entdeckte auch

dieſen Waarenvorrath; er nahm ihn zu ſich und theilte ihn mit ſeinem Freund v. Bilden. Auf einmal wurden beide aus Studenten hauſirende Krämer; ſie theilten die Stadt unter ſich, ſo daß jeder eine Parthie Häuſer bekam, in denen er die Hemdenknöpfe feil bot. Stillings Haus war auf Rothenburgs Liſte gerathen; dieſer kam alſo an einem Morgen früh ins Wohnzimmer hereingeſchritten und ſagte: „Frau Profeſſorin! ich habe eine neue Methode erfunden, wie ſich ein Student nebenher etwas erwerben kann. Sehen Sie! ich hab' einen kleinen Handel angefangen.“ (Hier zog er ſeinen Vorrath von Hemdenknöpfen aus der Taſche.) „Der Fabrikant bedarf Abſatz, und unſer einer braucht viel. Daß ich alſo meine Waare nicht wohlfeil geben kann, verſteht ſich; betrachten Sie aber nur einmal die Arbeit, wie zierlich die Figuren genäht und wie weiß und ſolid das alles iſt!“ Stilling und Selma lachten von Herzen; aber Rothenburg lachte nicht, ſondern fuhr fort, gleich dem beſten Tabuletkrämer, ſeine Waare zu loben. Nach und nach brachte der gute Jüngling die eigentliche Beſchaffenheit ſeines Handels mit der liebenswürdigſten Beſcheidenheit ans Licht, und nun floßen allenthalben Thränen der Rührung. Daß er einen Theil ſeiner Knöpfe theuer anbrachte, daran wird, wie ich hoffe, Niemand zweifeln. Nichts war aber ſpaßhafter, als die drollige Art, mit der ſich v. Bilden bei der Sache benahm. Ganz Lautern lachte über ſeine Hauſirerei. Allenthalben hatte er eine neue Methode angebracht, ſeine Waare los zu werden; und oft ſchlich er auch in die Häuſer, in denen ſein Freund ſchon geweſen war. Hier zog er dann gewaltig über Rothenburgs Hemdenknöpfe los, und pries dagegen die ſeinigen über alle

Maßen an. Kurz: die beiden Krämer lösten über fünfzig Gulden aus einem Vorrath, der kaum etliche werth war. Die Freude der beiden Alten, der Beifall aller Menſchen, die allgemeine Rührung und die Liebe und Hochachtung gegen die beiden Jünglinge — das Alles zuſammen brachte eine Wirkung hervor, die nur der empfinden kann, der Sinn für die Seligkeiten der zukünftigen Welt hat. Von nun an waren aber auch jene braven Leute verſorgt; denn mehrere Familien vereinigten ſich, ſie zu ernähren, welches bis an ihrer beider Tod, der bald hernach erfolgte, fortgeſetzt wurde.

Nach zwei, mit Fleiß und edlen Handlungen ausgefüllten Jahren hatten nun dieſe vortrefflichen jungen Männer ihre akademiſche Laufbahn vollendet; ſie zogen mit einander ab, und der Tag ihrer Abreiſe zeichnete ſich eben ſo ſehr von ſeines Gleichen aus, als es die Edlen ſelbſt von ihren Mitſtudirenden gethan hatten. Sowie ſie in ihren Wagen ſtiegen, fingen die Stadtmuſikanten an, vom Thurm herab Abſchiedslieder zu blaſen; auf dieſes Signal lief alles an die Fenſter und Thüren, aus allen Ecken erſchollen die Vivats und Lebewohls häufig und vielſtimmig, und dieſes währte ſo lange, bis ſie zum Thore hinaus waren. Nichts war aber rührender, als der Anblick ſo vieler Armen, die die Hände nach ihnen ausſtreckten und mit thränenden Augen gen Himmel blickten. Sie leben noch, die vortrefflichen Männer; jeder ſteht in einem ihm angemeſſenen Wirkungskreis, und der Fortſchritt ihrer Veredlung geht im Stillen ſeinen hohen Gang unvermerkt fort. O wie hoch muß es den gottliebenden Menſchenfreund erfreuen, wenn er weiß, daß die Menſchheit, und vorzüglich Deutſchland, noch ſo reichlich mit Salz verſehen iſt!

7.

Der Weg zum Thron.

(Eine von Emir Abukars Erzählungen.)

An der nördlichen Seite des Königreichs Yemen erſtreckt ſich ein hohes Gebirge von Mitternacht gegen Mittag in dieſes Land hinein, welches dort Gebel El Ared genannt wird; in einem der mittägigen Thäler dieſes Gebirges lebte ehemals ein Einſiedler, der durch ſeine Heiligkeit und Wunderthaten ſehr berühmt war. Wer entweder in Krankheiten oder in ſonſt einer Angelegenheit Hülfe bedurfte, der beſuchte den Einſiedler Caſſem, und nie ging einer ungetröſtet von ihm. Er wohnte in einer weitläufigen Höhle, die von jeher als der Aufenthalt eines mächtigen und wohlthätigen Geiſtes bekannt war, den man als den Schutzgeiſt des ganzen mittägigen Arabiens anſahe und verehrte. Daher glaubte man auch allgemein, daß Caſſem mit dieſem Weſen in vertrauter Bekanntſchaft ſtünde und alle ſeine Kenntniſſe und Wunderkräfte von demſelben erhalten hätte.

Nur zwei Tagereiſen weit vom Fuß des Gebirges El Ared liegt die Stadt Saada, wo zu gleicher Zeit ein frommer, aber armer Bürger wohnte, der ſich mit ſeinem Weibe und vielen Kindern ſehr mühſam

durchbringen mußte; man nannte ihn auch deswegen nicht anders, als den armen Jachſeb. Sobald er des Morgens erwachte, betete er mit ſeiner ganzen Familie ſehr ernſtlich zum großen Gott um Segen und Nahrung für dieſen Tag, und nicht einen Abend legte er ſich ſchlafen, ohne vorher dem höchſten Weſen für den Genuß des verfloſſenen Tages gedankt und ſich mit den Seinigen deſſen Schutz herzlich empfohlen zu haben.

Unter den Kindern Jachſebs that ſich ein zwölfjähriger Knabe, Namens Manzuel, beſonders hervor; wenn der Vater des Morgens und des Abends gebetet hatte, ſo ging er gewöhnlich in eine Ecke allein und betete noch eine Weile für ſich; immer gehorchte er zuerſt des Vaters Befehlen, und wenn dieſer abweſend war, ſo maßte er ſich die Führung ſeiner übrigen Geſchwiſter an, ob er gleich nicht der älteſte Sohn war. Jachſeb und ſein Weib liebten auch ihren Manzuel vorzüglich, und wenn ſie ſahen, wie ſich allmählig ein großes Talent nach dem andern in ihm entwickelte, ſo war ihnen oft zu Muth, als einer Kalekut'ſchen Henne, die unwiſſend mit ihren Eiern ein Adlersei ausgebrütet hat, zu Muth ſeyn würde, wenn ſie Vernunft hätte; anfänglich achtet ſie auf den jungen Adler nicht, ſie hält ihn für ein Küchlein ihres Geſchlechts, ſo wie aber nach und nach ſein Schnabel und ſeine Klauen krümmer und ſtärker, ſeine Augen größer und feuriger werden, ſo fängt ſie an ſich zu verwundern und ihr außerordentliches Kind anzuſtaunen. Zuweilen rückt ihm auch wohl der Vater mit ſtrotzendem und rauſchendem Gefieder entgegen und gackst ihn an, um ihn in Furcht zu ſetzen; allein der kleine Adler hebt ſich majeſtätiſch in die Höhe und blitzt

mit ſeinen Sonnenaugen dergeſtalt herunter, daß dem armen Hahn ſein winziges Rädchen wie ein Fächer zuſammenfällt, und ſich alle ſeine Federn ganz demüthig an die Haut anſchmiegen.

Was wird noch endlich aus dem Knaben werden? — fragten ſich oft die Eltern untereinander, aber keines konnte darauf antworten. Mit der Zeit fingen auch Jachſebs Nachbarn und die Vornehmſten in der Stadt an zu merken, daß Manzuel von Gott zu etwas Großem beſtimmt ſeyn müſſe; damit nun in ſeiner Erziehung nichts verſäumt werden möchte, ſo riethen ſie dem Vater, mit ſeinem Sohn zu dem heiligen Einſiedler zu reiſen, um von ihm zu erfahren, was er zu thun habe, um den Forderungen des Schickſals Genüge zu leiſten.

Jachſeb gehorchte: an einem Morgen früh lud er ein mäßiges Geſchenk, ſo wie es ſein geringes Vermögen erlaubte, nebſt Speiſe für etliche Tage auf ſeinen Eſel, nahm dann ſeinen Knaben mit ſich, und ſo reisten ſie dem Gebirge entgegen.

Des andern Tages gegen Abend gelangten ſie zur Höhle des Caſſem; hier fanden ſie auf der grünen Ebene vor der Höhle viele Palmbäume, von deren Früchten ſich der heilige Mann nährte, und ein kryſtallhelles Bächlein, das er hierher geleitet hatte, floß ſanft in mannigfaltigen Krümmungen zwiſchen den Baumſtämmen durch. Der Alte ſaß vor dem Eingang in der Abendſonne und ſchaute mit der ruhigen Würde, die großen Männern eigen iſt, den Kommenden entgegen.

Nachdem ihn nun Jachſeb mit Ehrfurcht gegrüßt und ihm ſein Geſchenk zu Füßen gelegt hatte, ſo fing er an, ihm ſein Anliegen zu entdecken; Caſſem hörte ihm aufmerkſam und nachdenkend zu, und als

er ausgeredet hatte, befahl ihm der Einſiedler, über Nacht da zu bleiben und morgen von ihm zu vernehmen, was Gott über ſeinen Sohn beſchloſſen habe. — Die beiden Reiſenden wurden dann in eine Hütte zur Seite des Felſen gewieſen, wo ſie bis an den Morgen ausruhen und ſich von ihrer Reiſe erquicken ſollten.

Kaum äugelte der Morgenſtern über die Wipfel der Palmbäume herüber, als Caſſem in Jachſebs Hütte trat und ihn mit ſeinem Sohn abholte. Er führte ſie erſt in ſeine Höhle, wo er ſie mit einem koſtbaren Trank erquickte; dann ging er in die Tiefe der Höhle hinein und befahl ihnen, ihm zu folgen. Nachdem ſie nun verſchiedene dunkle und labyrinthiſche Gänge durchwandert hatten, ſo kamen ſie endlich aus dem Berg heraus und auf einen geräumigen grünen Platz, der mit hohen Bäumen von mancherlei Art und Gattung umkränzt war. Gerade vor ſich hin, etwa ein Paar Feldwegs weit, gegen Oſten, bemerkten ſie einen ſteilen Hügel, auf demſelben einen prächtigen Tempel und in dieſem einen Thron, auf dem aber Niemand ſaß. Ueber Hügel, Tempel und Thron her glänzte der herrlichſte Morgen.

Nachdem Jachſeb und Manzuel ihre Augen eine Weile an dieſem prächtigen Anblick geweidet hatten, ſo machten ſie Caſſem auf einen Jüngling aufmerkſam, den ein anſehnlicher Mann von der Seite herzuführte, ihm dann den Tempel und den Thron zeigte, und nun fragte: willſt du jenen Thron beſteigen? — Freudig antwortete der Jüngling Ja! Nun ſo eile dann auf dieſem Wege dem Tempel entgegen, fuhr der Mann fort, und blieb ſtehen, um ihn zu beobachten.

Jetzt ſahen ſie, wie der Jüngling muthig ſeinen

Lauf begann; kaum hatte er aber eine kleine Strecke zurückgelegt, als ein ſtarker grimmiger Löwe brüllend aus dem Walde auf den Jüngling zulief und ſeine Klauen gegen ihn aufhob; zu gleicher Zeit traten ihm von der andern Seite her viele bewaffnete Männer in den Weg, die ihn mit gezückten Schwertern zu empfangen drohten. Jetzt floh der Jüngling zu ſeinem Führer zurück und ſagte mit Weinen: Vater, ich will lieber meine friedlichen Heerden weiden, als dieſen Thron beſteigen; laß mich nur in meine Hütte zurückkehren! Der Führer gehorchte mit trauriger Miene, und begleitete ihn wieder dahin, woher er gekommen war.

Jetzt fragte Caſſem den Knaben Manzuel: wie gefiel dir der Jüngling?

Ganz und gar nicht! antwortete der Sohn Jachſebs, nur eines freut mich, daß er den Thron für mich unbeſetzt gelaſſen hat.

Der Einſiedler ſah den Vater bedeutend an und verſetzte: nun wir wollen ſehen! — jetzt wendet euer Angeſicht auf die andere Seite! Sie kehrten ſich dahin um, und ſiehe! ein andrer junger und ſtarker Mann, von Haupt bis zu Fuß bewaffnet, mit einem Schwert in der Hand, auch von einem Führer begleitet, nahte ſich der Laufbahn; von ſeinem Begleiter aufgefordert, ging er einſam, mit feſten Schritten dem Thron entgegen; der Löwe kam, er kämpfte mit ihm und jagte ihn fort; muthige Streiter traten ihm in den Weg, aber er ſchlug ſich durch: über Leichen hin nahte er ſich dem Tempel, und alle, die ihn in ſeinem Lauf hindern wollten, wurden von ihm entweder gefeſſelt, verwundet oder getödtet; über und über mit Blut beſpritzt, ſchwang er ſich hinauf und ſetzte ſich auf den Thron; da ſaß er nun ſiegprangend und

blickte mit Vergnügen von ſeiner Höhe auf alles herab.|

Hier ſchaute der Einſiedler ernſt und forſchend den Knaben an und fragte: Was ſagſt du denn zu dieſem Eroberer?

Manzuel ſahe weinend vor ſich nieder und ſchwieg eine Weile; endlich richtete er den Blick in die Höhe und antwortete: Der mag ihn behalten! — mit dem Blute meines Nebenmenſchen mag ich mir keinen Thron erkaufen, wenn er gleich nun für mich verloren iſt.

Caſſem lächelte Zufriedenheit auf Manzuel hin und fuhr fort: nun, ſo gib ferner Acht, mein Sohn!

Nicht lange hatte der Eroberer auf dem Thron geſeſſen und ſich ſeiner Hoheit gefreut, als ſich auf einmal die Morgenröthe verdunkelte und ein ſchweres Gewitter hinter dem Hügel emporſtieg; es blitzte und donnerte ſchrecklich, der Sturmwind raste im Wald, und die Erde bebte ſo, daß der Tempel erſchüttert wurde; auf einmal traf der Blitz den, der auf dem Thron ſaß, er fiel herunter, und es traten einige hinzu, die ihn hinwegſchleppten und an der Seite des Hügels den ſteilen Felſen hinabſtürzten. Jetzt war der Thron wieder leer, und Manzuel ſagte: der hat ſeinen Lohn richtig empfangen.

Als ſich Sturm und Ungewitter gelegt hatten und der Himmel nur noch mit Gewölke überzogen war, ſo machte Caſſem den Jachſeb und ſeinen Sohn auf einen andern Jüngling aufmerkſam, der an der Seite eines ehrwürdigen Greiſes hinter ihnen neben dem Felſen heranſtieg. Oft ſtand er ſtill und unterredete ſich mit dem Alten, als wenn er ſehr begierig von ihm lernen und ſeinem Herzen Geheimniſſe ent-

locken wollte. Endlich kamen ſie näher, und nun richteten auch dieſe ihren Blick auf Thron und Tempel. Nachdem der Alte ſeinen Zögling aufgemuntert hatte, die Laufbahn zu beginnen, ſo ging dieſer mit langſamen und feſten Schritten vorwärts. Auch dieſem ſprang der Löwe brüllend entgegen, allein der junge Held ſtand und erwartete ihn feſten Fußes, und als die grimmige Beſtie mit aufgeſperrtem Rachen ſich gegen ihn aufrichtete, ſo liebkoste er ihr und ſtreichelte ſie mit den Händen, dadurch wurde der Löwe allmählig ſo beſänftigt, daß er ſich zu ſeinen Füßen legte.

Jetzt ſetzte der Jüngling ſeinen Stab weiter und der Löwe begleitete ihn; kaum hatte er aber einen kleinen Weg zurückgelegt, ſo erſchien wieder eine Schaar gewaffnete Männer, die ihn anzufallen ſuchten, er aber ſtand mannhaft da und ſahe ſie an, auch der Löwe machte ihnen ein erſchreckliches Geſicht, ſo als wenn er ihn beſchützen wollte. Die Männer ſchienen indeß den jungen Held aufmerkſam zu betrachten; endlich erkannten ſie ihn, und nun rief einer unter ihnen: iſt das nicht der kluge und wohlthätige Hirte, dem unſer ganzes Land ſo viel zu verdanken hat? — er ſchützte unſere Heerden gegen Räuber und wilde Thiere, er kleidete unſere Nackenden und ſpeiste die Hungrigen, er nahm den armen Fremdling lieber auf als den reichen; wo Niemand rathen konnte, da rieth er weislich, und wer ihm folgte, dem ging's wohl; Brüder! er ſey unſer König, Niemand verdient den Thron mehr, wie er! — Darauf erzeigten ſie ihm Ehrerbietung und zogen ſich dann in den Wald zurück.

Männlich, und vom Löwen begleitet, ſtieg nun

der Jüngling die Fläche hinauf bis an den Fuß des Hügels.

Aber jetzt erfolgte ein anderer Auftritt:

Anſtatt daß er nun vollends hinan kletterte, wandte er ſich ruhig um und ſchaute eine Weile in die Ferne. Endlich reckte er ſeine Hand aus und rief: derjenige, der dort kommt, iſt des Throns würdiger als ich; Jachſeb und Manzuel ſahen ſich um, und ſiehe! noch ein junger Mann kam an der Seite ſeines Führers neben dem Felſen herauf und der Laufbahn entgegen; auch dieſer wurde von den Bewaffneten angegriffen, allein als ſie ihn erkannten, ſo ſagten ſie: auch der iſt des Throns würdig, und zogen ſich zurück. Dieſer zweite Jüngling nahte ſich dem am Hügel, und ſie umarmten und küßten ſich freundlich. Indem aber traten verſchiedene ſehr anſehnliche Männer neben dem Tempel hervor. Der Vornehmſte unter ihnen rief die beiden Jünglinge hinauf und ſprach zu ihnen:

Ihr ſeyd Beide des Throns würdig, aber nur einer kann ihn beſitzen; nun iſt aber der Wille des großen und erhabenen Gottes, daß einer unter Euch für das Vaterland ſterben und der andre dann den Thron beſteigen ſoll, jetzt kann jeder wählen, was er thun will. —

Indem nun beide Jünglinge daſtanden und ſich bedachten, fragte Caſſem den Manzuel, was er thun würde?

Manzuel antwortete dem Einſiedler: Ein Thron im Paradies iſt glorreicher und beſtändiger, als dieſer; ich wähle den Tod fürs Vaterland. Caſſem herzte und küßte den Knaben, und Jachſeb vergoß Thränen der Freude.

Indeſſen hatten auch die Jünglinge am Hügel ge-

wählt, der erſte entſchloß ſich zu ſterben, und nun ſagte der andre: ich habe nicht Muth genug, den Tod zu wählen, ich bin alſo auch nicht werth, zu regieren. Mit triumphirenden Mienen nahmen die Männer den Erſten und ſetzten ihn auf den Thron, und der Andere wurde ihm als Weſir zugeſellt.

Jetzt führte Caſſem die beiden Fremdlinge wieder zurück in ſeine Höhle; bei dem Weggehen aber ſagte Manzuel mit Thränen: nun iſt der Thron beſetzt! — Der Einſiedler lächelte und verſetzte: es gibt noch mehrere Throne als dieſen! Ehe er nun Jachſeb und ſeinen Sohn verabſchiedete, ſprach er zu dem Vater des Knaben: Höre mich, mein Bruder! bewahre deinen Sohn in der Demuth und vertraue ihn den frommen Männern, die zu Saada gutartige Jünglinge Weisheit und Tugend lehren, die Vorſehung wird ihn ſelbſt leiten, er hat meiner Führung nicht nöthig. Jachſeb reiste nach Haus und folgte Caſſems Lehren. Manzuel aber nahm mit den Jahren zu an Erkenntniß und wahrer Frömmigkeit, ſo daß er bald als das Muſter eines edlen jungen Mannes allgemein bekannt wurde.

Dieſes Gerücht erſcholl auch endlich bis zu den Ohren des Imam Manſors, Königs von Yemen, er ſchickte alſo nach Saada und ließ den Manzuel an ſeinen Hof holen. Hier betrug er ſich nun ſo weiſe, daß ihn Jedermann hochſchätzte, und ſelbſt der König liebte ihn dergeſtalt, daß er beſtändig um ihn ſeyn und ihm in allem ſeinen Rath ertheilen mußte.

Imam Manſor hatte aber keinen Sohn, ſondern nur eine einzige Tochter, die er nebſt ſeinem Thron dem Jüngling zugedacht hatte, der allgemein für den edelſten und weiſeſten gehalten, und der es auch wirk-

lich ſeyn würde. Zu dem Ende hatte er auch an ſeinem Hof eine ziemliche Anzahl junger Männer geſammelt, um ſie zu prüfen, und ſich dann aus ihnen einen Schwiegerſohn und Thronerben zu wählen; allein unter allen war nur einer, der mit dem Sohn Jachſebs um den Vorzug ſtritte: Fartach, ein junger Araber aus der Reſidenzſtadt Sana, war ihm in Anſehung ſeiner Tugenden und Weisheit ähnlich, daß es dem Imam unmöglich war, unter beiden zu wählen. Die Großen ſeines Hofes riethen ihm alſo, den Einſiedler Caſſem zu beſuchen und ſich ſeines weiſen Raths zu bedienen. Manſor folgte dieſem Rath, und von ein Paar ſeiner Vertrauten begleitet, reiste er zum Gebirge El Ared, und zur Höhle des heiligen Mannes. Caſſem ſahe den Imam von weitem kommen und ſein ſcharfes Auge erkannte ihn. Er ging alſo dem König entgegen und empfing ihn ehrerbietig am Eingang ſeines Palmenwäldchens, führte ihn dann in ſeine Höhle und fragte, womit er ihm dienen könne? Der Imam trug ihm ſeine Sache vor und bat ihn, zu entſcheiden. Jetzt erinnerte ſich der Einſiedler des Sohns Jachſebs. König der Gläubigen! — fing er alſo an: Gott ſchenke dir den würdigſten aller Menſchen zum Schwiegerſohne und Thronerben, und da ich nicht zweifle, daß dein helles Auge zween der edelſten auserſehen habe, ſo lege beiden folgende Probe vor: Stelle dich ſehr traurig, rufe eine allgemeine Faſten in deinem ganzen Reiche aus, und laß bekannt machen, daß Gott über deines Volkes Sünden ſo ſehr erzürnt ſeye, daß er den edelſten Jüngling zum Opfer fordere.

Dann laß deine beiden Lieblinge, in Gegenwart des ganzen Hofs und aller Großen des Reichs, vor

deinen Thron kommen und ſage ihnen: einer von ihnen müßte für das Volk ſterben, und der andre ſolle dann deine Tochter haben und der Erbe deines Königreichs werden. Derjenige nun, der das Opfer wählt, iſt der Würdigſte.

Du haſt recht! antwortete Manſor, er beſchenkte den Caſſem königlich, um die Armen damit zu erquicken, und reiste dann vergnügt nach Sana zurück.

Jetzt eilte der Imam mit der Probe, er ließ eine ſtrenge Faſten und ein Bußfeſt von drei Tagen ankündigen, und verfuhr in allen Stücken genau ſo, wie ihm der Einſiedler gerathen hatte. Als nun der König am dritten Tage des Abends auf ſeinem Throne ſaß und ſein ganzer Hof, nebſt allen Großen des Reichs, um ihn verſammelt waren, ſo wurden nun auch die beiden jungen Männer vorgefordert, ſie kamen und ſtanden in der Ferne dem Throne gegenüber.

Kommt her, meine Söhne! rief der Imam freundlich, und tretet dahin in die Mitte! — Jeder war neugierig, was dieſer Auftritt zu bedeuten haben würde: denn Manſor hatte ſeinen Vertrauten bei Lebensſtrafe verboten, nicht das Geringſte von Caſſems Rath zu entdecken. Als ſie nun daſtanden und Jedermanns Auge mit Liebe und Wohlwollen auf ſie geheftet war, fuhr der König fort: Höret mich, meine Söhne! die über mich und mein Volk erzürnte Gottheit will, daß Einer von euch zum Sühnopfer und der Andere zum Gemahl meiner Tochter und zum Erben meines Throns beſtimmt werden ſoll; da mir nun Einer ſo lieb iſt wie der Andere, ſo wählt ihr ſelbſt zwiſchen beiden.

Der Imam ſchwieg, und jeder Zuhörer war ganz Ohr.

Fartach war äußerſt beſtürzt über dieſen Antrag,

Manzuel aber nicht, denn er erinnerte ſich ſeines ehemaligen Geſichts hinter der Höhle des Einſiedlers; mit ruhiger und heiterer Miene redete er alſo ſeinen Freund Fartach an: Bruder! du biſt älter und länger in Dienſten als ich, entſchließe dich zuerſt, was du thun willſt. Fartach verſetzte mit äußerſt traurigem und niedergeſchlagenem Gemüth: Mächtigſter Imam! hier kann ich nicht wählen, entſcheide du ſelbſt, oder laß das Loos entſcheiden! Der König antwortete: Weder ich noch das Loos kann das Opfer beſtimmen, es muß durch freie Entſchließung geſchehen; was wählſt du, Manzuel?

Großer König der Gläubigen! erwiederte der Sohn Jachſebs, in meinen Knabenjahren führte mich mein Vater zum Einſiedler Caſſem, um deſſen Rath über meine Erziehung zu hören, dieſer zeigte mir nun in einem Geſicht einen Thron in einem Tempel, den verſchiedene Jünglinge zu beſteigen ſuchten; der erſte wich den Gefahren aus, der zweite eroberte ihn durch Blut und Tod, der dritte aber nahte ſich ihm durch Weisheit und Tugend. Als ſich nun noch ein vierter zeigte, der auch des Throns würdig war, ſo legten beiden einige anſehnliche Männer die nämliche Probe auf, die du uns auch aufgelegt haſt; da ich nun vermuthe, daß du dem, der das Opfer wählt, deine Tochter und deinen Thron beſtimmen willſt, ſo würde ich ſehr ungerecht handeln und mich an dieſem, meinem Freund, ſchwer verſündigen, wenn ich das Opfer wählte; findeſt du alſo Fartach deiner Beſtimmung würdiger als mich, ſo geſchehe dein Wille, ich verlange dann nichts weiter, als dir und deinem Reich ferner nützlich und angenehm zu ſeyn.

Mit freudiger Beſtürzung erzählte nun der Imam

die Geſchichte ſeiner Reiſe nach dem Gebirge El-Ared, nebſt dem Rath des weiſen Caſſems, und fragte dann, welcher nun unter beiden der Würdigſte ſey?

Alle gaben mit hohem Erſtaunen über die Redlichkeit, Treue und Gewiſſenhaftigkeit des Manzuel dieſem einhellig ihre Stimmen, ſelbſt Fartach umarmte ihn und ſagte: Du übertriffſt mich ſo weit an Tugend und Edelmuth, als der Himmel die Erde, gönne mir nur die Ehre und das Vergnügen, dein Freund zu ſeyn. Manzuel ſchwur ihm ewige Treue.

Nun wurde der Sohn Jachſebs der Eidam Manſors und ſein Nachfolger im Reich, und noch immer bleibt des Imam Manzuels Andenken beim Volke im Segen.

8.

Adelheid von der Heeß,

oder

das Vehmgericht.

In den Gebirgen des Weſterwaldes ragt eine Bergſpitze über alle andern empor; man ſieht ſie allenthalben, ſobald man aus den Thälern die buſchigten Bergſeiten hinanſteigt. Wie dieſer Berg den Namen die hohe Seelbach bekommen, das iſt mir unbekannt; vermuthlich haben die Baronen dieſes Namens der nunmehr gänzlich ruinirten Burg, die auf der Spitze ſtand, denſelben beigelegt, obgleich niemals ein Bach da gefloſſen, noch einer daſelbſt entſtanden iſt. So oft ich in meiner Jugend das Schloß Geiſenberg beſuchte, ſahe ich dort gegen Südweſten die hohe Seelbach, und träumte mich dann in die graue Vorzeit zurück.

Dort wohnte ehemals der Junker Hans Diedrich Bohner von Hohen Seelbach. Er hatte ein Fräulein von der Heeß geheirathet. Sie hieß Adelheid, und war durch ihre Tugend, Frömmigkeit, Klugheit und Mildthätigkeit weit und breit berühmt. Ihr Gemahl gehörte unter die Klaſſe Menſchen, von denen man weder Gutes noch Böſes

ſpricht; er pflegte das edle Waidwerk, erzog und dreſſirte Hunde und Pferde, und leerte bei ſeinen adeligen Nachbarn die Bierhumpen, die ihn dann auch wieder beſuchten und weidlich mit ihm zechten. So verfloßen ſeine erſten Eheſtandsjahre ruhig, und Junker Hans Diedrich hatte keinen Wunſch mehr, als daß er dies Leben ſo bis ins höchſte Alter möchte fortſetzen können; für jenes Leben war auch reichlich geſorgt; denn er hörte fleißig die Meſſe, ſo oft es wenigſtens ſeine Jagdgeſchäfte erlaubten, beichtete oft, und befolgte treulich, was ihm zur Abſolution auferlegt wurde.

Seine Gemahlin Adelheid beſorgte indeſſen ihre Haushaltung gewiſſenhaft, und erzog ihr einziges Kind, den jungen Albert, mit allem Fleiß zur Tugend und einem wahrhaft chriſtlichen Wandel.

Zwölf Jahre hatte ihr Eheſtand gewährt, und ihr Sohn Albert war zehn Jahre alt, als die fromme Adelheid ſtarb und in dem Kloſter Markheim in der Gruft der Baronen von Hohen Seelbach beigeſetzt wurde. Hans Diedrich trug die ſchwarzen Kleider ſo lange, als es der Wohlſtand erforderte; dann vermählte er ſich mit Brigitten von der Hube, welche genau das Gegentheil von der ſeligen Adelheid war. Der junge Baron Albert litt am meiſten bei dieſer Veränderung: denn er wurde zum Gegenſtand des tödtlichſten Haſſes ſeiner Stiefmutter, und ſein Vater bekümmerte ſich nicht um ihn. Dieſer Haß vermehrte ſich noch um vieles, als Brigitte ſelbſt einen Sohn bekam, und nun keinen größeren Wunſch hatte, als den jungen Albert aus der Welt zu ſchaffen, damit ihr kleiner Walther Erbherr werden möchte. Ob nun ihr bischen Gewiſſen, oder die Furcht, entdeckt zu werden,

oder vielmehr die Obhut des Schutzengels die Urſache war, daß Alberts Leben unangetaſtet blieb, das iſt nur allein dem Allwiſſenden bekannt. In dieſer Kreuzſchule duldete und kämpfte Albert vier Jahre, als ſich ſein Schickſal auf einmal änderte. Gottfried, ein alter treuer Bedienter ſeiner ſeligen Mutter, entdeckte, daß man Albert nach Trier in ein Kloſter bringen und dort zum geiſtlichen Stand zwingen wollte. Dies war nun dem ehrlichen frommen Alten in den Tod zuwider, denn er kannte das Weſen der wahren Chriſtusreligion; ſeine ſelige gnädige Frau liebte ihn, und da ſie ein offnes treues Herz fand, ſo machte ſie ihn mit ihren Geheimniſſen bekannt; ſie konnte ſie ihm auch anvertrauen, denn er war äußerſt verſchwiegen und ſeiner Herrſchaft von Herzen ergeben; in damaliger Zeit war bei der äußerſt verdorbenen Geiſtlichkeit das Bekenntniß des wahren praktiſchen Chriſtenthums der Weg zum Scheiterhaufen. Dann war es Gottfried auch ein Gräuel, daß man Albert auf dieſe Weiſe von ſeinem väterlichen Erbe verdrängen, und den jungen Walther, in dem ſich ſchon die Keime ſeiner ſchlechten Erziehung zeigten, an ſeine Stelle unterſchieben wollte. Er bemerkte ſchon von weitem die Anſtalten, den jungen Baron nach Trier zu bringen, als er ſchleunig auf Mittel ſann, ihn zu retten. Dies war aber äußerſt ſchwer, er flehte zu Gott um Licht in dieſer wichtigen Angelegenheit, und dies leuchtete ihm auch auf ſeinem ſchmalen, dunkeln und gefährlichen Wege: zuerſt ſuchte er Gelegenheit, mit ſeinem jungen Herrn unbemerkt allein zu reden, und dieſe fand er, als ſich beide auf einem einſamen entfernten Gang im Schloß begegneten. Hier entdeckte nun Gottfried dem jungen Albert, was man mit ihm vorhabe. Der gute

vierzehnjährige Jüngling wurde todtenblaß vor Schrecken, aber der treue Alte tröſtete ihn, und rieth ihm, jetzt auf der Stelle weg und auf unbekannten Nebenwegen nach dem Kloſter Keppel zu gehen, wo die Schweſter ſeiner ſeligen Mutter, Wallpurgis von der Heeß, Aebtiſſin war. Albert entfloh auf der Stelle, er hatte nur wenige Stunden zu gehen, und des nämlichen Abends in der Dämmerung kam er in gedachtem Kloſter an. Er ließ ſich als ein Fremder melden, der etwas ſehr Dringendes mit der Frau Aebtiſſin zu ſprechen habe, wurde vor das Gitter gelaſſen und gab ſich ihr zu erkennen; er ſchilderte ihr rührend ſeine Lage und die Urſache ſeiner Flucht aus dem väterlichen Hauſe, und die Aebtiſſin hörte ihm mit Mitleid und Erſtaunen zu; endlich ſprach ſie: Lieber Vetter! ich kann dir keinen Schutz verſchaffen, ich kenne die Verhältniſſe, in welchen dein Vater gefeſſelt iſt; der Abt zu Markheim und die Familie von der Hube haben ein Komplot geſchmiedet, dem zu widerſtehen ich zu ſchwach bin. Albert traten Thränen in die Augen und ſeine Tante weinte mit ihm. Nach einigem Beſinnen ließ ſie ihren Förſter rufen, ſie kannte ihn als einen treuen und bewährten Mann, daher ſprach ſie zu ihm: Bertram! dieſer mein Vetter iſt in der äußerſten Gefahr, bringe ihn an einen ſichern Ort, aber ich mache dir zur Pflicht, mir nicht zu ſagen, wo er iſt, damit ich nöthigen Falls einen Eid ſchwören kann, daß ich ſeinen Aufenthalt nicht weiß. Bertram nahm den Junker zu ſich, und verbarg ihn die Nacht an einem ſichern Ort, und des andern Morgens vor Anbruch des Tags ging er mit ihm auf das Schloß Geiſenberg, welches nur anderthalb Stunden von Keppel auf einem hohen Berg an der Abendſeite des

Gillers liegt. Dies Schloß gehörte damals den Grafen von Naſſau=Siegen, und wurde jetzt nur von einem Förſter bewohnt, der Bertrams Bruder war und Siegfried hieß. Dieſer nahm Albert willig auf, und verſprach ihn ſo zu verſtecken, daß ihn Niemand hier ahnen ſolle. Geiſenberg war aber ein Verſammlungsort des fürchterlichen Vehmgerichts, und Siegfried ein geheimer Diener deſſelben: dieſer war der rechte Mann, den guten Junker zu verbergen, er brachte ihn an einen Ort im Schloſſe, wo ihn gewiß Niemand ſuchen, geſchweige finden konnte. Auch verſahe er ihn mit Speiſen, wozu er von ſeinem Bruder das nöthige Geld bekam.

Auf Hohen Seelbach aber entdeckte man nun bald Alberts Abweſenheit; alles gerieth in Allarm; Gottfried hielt ſich ganz ſtille und verſahe ſeinen Dienſt, als wenn ihn das alles nicht anginge, auch hatte er ſich immer ſo vorſichtig betragen, daß Niemand einen Verdacht auf ihn haben konnte. Junker Hans Diedrich war äußerſt aufgebracht, er lief im Schloſſe umher, fluchte und ſchimpfte, und gab jedem die Schuld, der ihm begegnete; allein was war da zu machen? Viel wurde beſchloſſen und wieder verworfen, und am Ende blieb's dabei, daß man nichts that, man beruhigte ſich allmählig, und Albert wurde vergeſſen. Frau Brigitte aber ängſtete ſich in ihrem Herzen, denn Albert war nun aus ihrer Gewalt, und ſie befürchtete nicht ohne Grund, daß er wohl dermaleins wiederkommen und ſchwere Rache an ihr nehmen könnte.

Aber auch Gottfried war nun nicht mehr ruhig, er beſchloß daher, ſeinen Abſchied zu nehmen und ſeinen Junker aufzuſuchen, damit er ihm dienen und mit Rath und That an die Hand gehen könne. Er

kündigte demnach ſeinem Herrn an, daß er ſein nun noch übriges Leben Gott widmen und ein Waldbruder werden wolle. Hans Diedrich hatte nichts dawider, und nachdem er Gottfried ſeinen Abſchied ertheilt, ſchaffte ſich dieſer ein Eremitenkleid an, nahm einen Stab in die Hand und ein Gebetbuch, das noch ein Andenken ſeiner ſeligen gnädigen Frau war, in den Sack, und wanderte in Gottes Namen fort und nach Keppel, wo er als Eremit bald Zutritt bei der Aebtiſſin erhielt, ſich ihr entdeckte, und ihr dann den ganzen Hergang mit Albert erzählte, wobei er ihr noch vieles vertraute, das ihr bis dahin unbekannt geblieben war. Die Aebtiſſin hatte ihn oft bei ihrer Schweſter geſehen und ihn von ihr rühmen hören, ſie dankte ihm alſo herzlich für ſeine Treue, verſicherte ihm aber, daß ſie Alberts Aufenthalt nicht wiſſe, auch nicht wiſſen dürfe, doch wies ſie ihn an Bertram, dem ſie einen Wink gab, nach welchem ihn dieſer in ſein Haus aufnahm. Unſer Eremit legte ſich nun den Namen Benedikt bei, und folgte Bertram des folgenden Morgens zu ſeinem Bruder auf den Geiſenberg, und am Abend ſpät wurde er zu Albert geführt, der ſich höchlich über ſeine Gegenwart freute, ihm aber auch zugleich klagte, daß er es nicht lange in dieſer Einſamkeit aushalten könne, denn er habe nichts zu thun, und die lange Weile plage ihn erbärmlich. Benedikt tröſtete und ermahnte ihn, fleißig zum Erlöſer zu beten und ſich ganz deſſen Führung zu übergeben, ſo würde er Ruhe in ſeinem Herzen finden, und erfahren, wie herrlich nach vielen Prüfungen der Ausgang ſeyn würde. Dieſe Rede war Balſam auf das wunde Herz des guten Jünglings, und er gab ſich zufrieden.

In den engen Thälern zwiſchen dem Geiſenberg und dem Giller baute ſich Benedikt eine Zelle, ſie wurde aber nicht fertig, denn nun trat ein anderer Mann auf den Schauplatz: an einem Morgen früh kam ein Ritter mit geſchloſſenem Helm und einigen Reitknechten auf dem Geiſenberg an. Dieſer gab Siegfried ein Zeichen, woran er erkannte, daß er zum Vehmgericht gehöre; aber nun kam der gute Mann in Verlegenheit, denn er fürchtete, etwas gefragt zu werden, das er nicht ſagen dürfe und doch als Diener des Vehmgerichts ſagen müſſe. Doch der Ritter kam ihm zuvor, denn er vertraute ihm, daß er entſchloſſen ſey, Albert zu retten und ihn zu ſeiner Beſtimmung zu führen, dies verſpräche er ihm auf Ritterehre; wenn er alſo den Junker in Verwahr habe, oder wiſſe, wo er wäre, ſo ſolle er es ihm bei ſeinen Vehmpflichten anzeigen. Benedikt kam auch herzu, der Ritter mit dem verſchloſſenen Helm kannte ihn und verſicherte ihm das Nämliche; daher alſo auch Beide keine Schwierigkeiten machten, Alberts Aufenthalt zu entdecken. Hierauf fragte der Ritter Benedikt, ob er reiten könne und ſeinen jungen Herrn und ihn begleiten wolle? Benedikt erwiederte: ich habe lange meinem gnädigen Herrn als Reitknecht gedient, und nun deßwegen meinen Abſchied genommen, meinem Junker Albert zu dienen, ſo lang mir Gott das Leben friſtet; jetzt ſchickte der Ritter ſeine Knechte nach Haus, und behielt nur zwei Pferde nebſt Zubehör für Albert und Benedikt zurück, dann verfügte er ſich zu dieſem, doch immer mit geſchloſſenem Helm, und ſprach: Junker Albert! Ihr müßt jetzt einen andern Namen annehmen und mir an einen Ort folgen, wo Ihr in Allem unterrichtet werden ſollt, was

einem edeln Ritter geziemt; Ihr heißt von nun an Philibert von der Roſe, und Euer treuer Benedikt wird Euch begleiten; ſeyd getroſt, fürchtet Gott und ſeyd im ſtrengſten Sinn des Worts verſchwiegen in allem, was Eure Familie betrifft, dies müßt Ihr mir auf Rittertreue ſchwören, dann wird es Euch noch wohl gehen. Albert freute ſich höchlich und ſchwur gerne. Sobald es Nacht geworden war, begaben ſich alle drei auf den Weg, der ſie über Attendorn in Weſtphalen nach Münſter führte. Der Ritter öffnete nie ſeinen Helm, auch äußerte er mit keinem Worte, wer er war.

In Münſter übergab er den Albert mit ſeinem Bedienten einem Freiherrn v. Buchholz in treue Pflege und verließ ihn dann. Hier war es ihm wohl, er wurde mit allem Nöthigen verſorgt, und ſeine Studien und ritterlichen Uebungen ſo geleitet, daß er innerhalb drei Jahren ein vollendeter Edelmann genannt zu werden verdiente. In der Hauptſache des Chriſtenthums war und blieb aber Benedikt ſein wichtigſter Lehrer; er unterrichtete ihn, wie er die Gebräuche und Ceremonien ſeiner Kirche nützlich auf ſein Herz anwenden, übrigens aber ſeine Grundſätze nur in ſeinem Wandel zeigen, und ſie in Worten nur dann äußern müſſe, wenn Schweigen Verläugnung ſeyn würde. Uebrigens empfahl er ihm die klügſte Vorſicht, um ſeiner Kirche keinen Anlaß zum Verdacht der Ketzerei zu geben.

Albert war nun achtzehn Jahre alt, und nicht blos ein vollkommner Ritter, ſondern auch, wenigſtens nach damaligen Begriffen, ein gelehrter junger Mann; in ſeinem Wandel aber der tugendhafteſte Jüngling ſeiner Zeit. Der Herr von Buchholz fand ihn alſo geſchickt, ſeinen fernern Plan, ſo wie

er ihm von dem Ritter mit dem geſchloßenen Helm war aufgetragen worden, mit ihm auszuführen. Daher fing er einſtmals in einem traulichen Geſpräch an: Junker Philibert! es iſt nun Zeit, daß Ihr Euch in die Welt und auf Reiſen begebt, alles iſt dazu vorbereitet. Euer alter treuer Benedikt nebſt noch zwei Reitknechten werden Euch begleiten. So lang Ihr auf der Reiſe ſeyd, müßt Ihr den Namen, den Ihr jetzt führt, beibehalten, und Euch nie öffentlich unter Unbekannten mit offenem Helm ſehen laſſen. Ihr reist jetzt nach Sankt Gallen in der Schweiz und meldet Euch bei dem Abt, welcher Euch wohl empfangen und ferner rathen wird.

Philibert freute ſich auf die Reiſe, er verſprach alles treulich zu befolgen, was ihm empfohlen worden, und begab ſich mit ſeinen Leuten auf den Weg. Um ſein Vaterland zu meiden, nahm er ihn über Coblenz, Mainz, Stuttgart und Conſtanz nach St Gallen, wo er ohne den geringſten Zufall ankam. Der Abt empfing ihn freundlich, und nach einigen Tagen, in denen er ſich nach Genüge ausgeruht hatte, gab er ihm ein verſiegeltes Billet an die Priorin eines benachbarten Kloſters, welches er, nur von Benedikt begleitet, ſelbſt überbringen ſollte. Philibert befolgte dieſen Auftrag auf der Stelle, und ritt mit einem Wegweiſer und ſeinem treuen Benedikt nach beſagtem Orte hin, wo er das Billet der Pförtnerin übergab und ſie bat, ihn bei der Frau Priorin zu melden; er wurde von ihr über einen langen Gang in ein abgelegenes Zimmer geführt und da mit Benedikt allein gelaſſen. In wenigen Minuten trat eine Dame herein, bei deren Anblick Philibert und ſein Begleiter wie ſteinerne Bildſäulen da ſtanden, ſie näherte ſich Albert, ſchloß

ihn in die Arme und rief im höchſten Affekt: Gelobt ſey der Herr mein Gott, der uns nach ſo ſchweren Prüfungen einander wiedergegeben hat! Benedikt fing laut an zu weinen und ſchluchzte die Worte hervor: Jetzt will ich gern ſterben, nachdem ich dies Wunder erlebt und meine liebe gnädige Frau, wie vom Tod erſtanden, wiedergefunden habe. Die Rührung zwiſchen Mutter und Sohn und das Erſtaunen des letztern war unausſprechlich. Beide bedurften der Erholung, daher wünſchte Adelheid, Albert möchte mit ſeinem Diener zu dem Schaffner gehen, dort ein Mittagbrod einnehmen, und dann Nachmittags wieder zu ihr kommen, doch empfahl ſie ihnen, von ihrer Entdeckung nicht das geringſte merken zu laſſen; dieſe Sorge war unnöthig, denn beide hatten ſo viel zu denken, daß ihnen das Reden verging, ſie gehorchten alſo und verließen Adelheid in einer Art von Betäubung; der Zwiſchenraum von hier bis zur feſtgeſetzten Stunde ſchien ihnen eine Ewigkeit zu ſeyn, und als dieſelbe herannahte, eilten ſie mit beflügelten Schritten ins beſagte Zimmer zurück. Adelheid hatte ſich nun wieder erholt, und nach vielen wechſelſeitigen Umarmungen und heißen Küſſen zwiſchen Mutter und Sohn, und den freundſchaftlichſten Ergießungen gegen den treuen Gottfried, fing ſie folgendergeſtalt an: Mein Leben und meine Führungen ſind ſo merkwürdig, daß ſie wohl verdienen bekannt gemacht zu werden; nur iſt es jetzt noch zu früh, denn der Bosheit iſt ihre Macht noch nicht gelähmt, und das Maaß muß erſt voll werden. Der Abt Cyrillus zu Markheim iſt das Werkzeug der allerabſcheulichſten Verbrechen. Gleich nach meiner Verheirathung mit deinem Vater fingen ſeine öfteren Beſuche an; und da er meine religiöſen Ge-

ſinnungen bemerkte, ſo verkleidete ſich dieſer Böſewicht in einen Engel des Lichts, er ſprach mir viel von der Myſtik, lobte mich ſehr, daß ich die Schriften des Johannes a cruce, der heiligen Katharina von Genua, von Siena, des Franziskus von Sales und andere mehr zu meiner Erbauung gewählt hatte; kurz, er wendete alle, auch die feinſten Mittel an, mich zu einem verbotenen Umgang mit ihm zu verführen; allein ich widerſtand ihm unter Gottes Beiſtand feſt und entſchloſſen, und als er endlich einſtmals ſehr zudringlich war, ſo trat ich ſehr ernſt vor ihn hin und ſagte: Herr Abt! Ihr ſeyd kein Prieſter Gottes unſeres Erlöſers, ſondern ein Prieſter des Teufels, entfernt Euch im Augenblick und kommt mir nie wieder vor die Augen! Nun entfernte er ſich, aber mit einem Geſicht, in welchem die ganze Hölle drohte.

Als ich nachher ruhig überlegte, wie ich den Abt behandelt hatte, ſo bebte mein Herz, denn ſeine anſehnliche Verwandtſchaft und ſeine Konnexionen in Rom und andern geiſtlichen Höfen, nebſt ſeiner ſchlauen Gewandtheit, ſich in alle Formen zu ſchmiegen, konnten mich für die ſchrecklichſten Folgen meiner Unbeſonnenheit zittern machen; indeſſen ich verließ mich auf Gott, und flehte zu Ihm um Schutz und Bewahrung.

Bald nachher beſuchte uns der Bruder meines Mannes, der Maltheſerritter Pharamund von Hohen Seelbach, der edelſte Mann, der größte Held und der erleuchtetſte Chriſt, ein Ritter ohne Gleichen. Dieſer vortreffliche Mann durchſchaute alſofort mein Herz, meine Lage und meine Verhältniſſe, und ich empfand im Augenblick die Sympathie unſerer See-

len, daher vertraute ich ihm auch, was zwiſchen mir und dem Abt vorgefallen war. Sehr bewegt ſagte er mir: Gott ſtehe Euch bei, liebe Schweſter! es ſtehen Euch große Prüfungen bevor, aber beharrt im Wandel vor Gott und im innern Gebet, ſo wird der Lohn Eurer Treue herrlich und groß ſeyn. Ich vertraue Euch ein Geheimniß an, das Vehmgericht iſt dem Abt auf der Spur, er ſteht im verbotenen Umgang mit Brigitten von der Hube, zwei Früchte deſſelben ſind gemordet worden, einer ſeiner Mönche iſt eingemauert, weil er die Schandthaten des Abts entdeckte und ihn darüber zur Rede ſetzte, kurz, ſeine Verbrechen ſchreien gen Himmel, ſeiner Plane, die ins Große gehen, mag ich gar nicht gedenken. Das heimliche Gericht ſammelt alle Beweisgründe, und wenn es ſie hat, dann wehe dem Abt! darum ſeyd vorſichtig, liebe Schweſter! ich werde im Verborgenen in der Nähe bleiben, den Abt genau beobachten, und zu Eurem Schutz immer bei der Hand ſeyn. So ſprach der große Mann, und verließ mich. Albert unterbrach hier ſeine Mutter und fragte: ob das auch wohl der Ritter mit dem verſchloſſenen Helm geweſen ſey, der ihn vom Geiſenberg abgeholt und nach Münſter gebracht habe? Allerdings, der war derſelbe, fuhr Adelheid fort.

Der Abt ließ mich von der Zeit an in Ruhe, er war mir immer höflich und am Ende freundſchaftlich, doch traute ich ihm nie, denn meines Schwagers Entdeckungen hatten mich zu tief in ſein Gräuelherz blicken laſſen. So verfloßen die Jahre meines ohnehin traurigen Eheſtandes; endlich wurde ich krank, meine Kräfte ſchwanden dahin, und ich verlor endlich mein Bewußtſeyn; als ich aus dieſem Zuſtand erwachte, befand ich mich in einem engen Kerker, der

nur ein kleines vergittertes Fenſter hatte, ich wußte nicht, wo ich war, und fühlte mich äußerſt ſchwach und elend, verlarvte Perſonen brachten mir Brod und Wein, von denen ich aber, all' meiner Klagen und Bitten ungeachtet, kein Wort herausbringen konnte, das mich hätte beruhigen können. In dieſer Lage war ich zwei Tage; am dritten aber bemerkte ich, daß zur Seite hinter der Wand gearbeitet wurde, bald brach man die Wand durch, und nun erfuhr ich mit tödtlichem Schrecken, wozu ich beſtimmt war, ich rief aus der Tiefe zu Gott und empfand hierauf eine ſelige Ruhe, einen Frieden, der ſich durch mein ganzes Weſen verbreitete. Ich wurde eingemauert; betäubt harrte ich meiner Auflöſung entgegen, als ich wieder Arbeiter von Außen vernahm, man brach die Wand abermals durch, zog mich aus meinem Kerker hervor, und mauerte das Loch wieder zu, dann wurde ich durch einen verborgenen unterirdiſchen Gang an die freie Luft gebracht und von zwei vermummten Männern in einen im Wald wartenden Wagen getragen, ein Ritter mit geſchloſſenem Viſir hielt daneben, und in ihm erkannte ich meinen edlen Schwager, der mir Erfriſchungen im Wagen mitgebracht hatte, und mich dann hieher führte. Er hatte zwei treue Männer unter den Kloſtergeiſtlichen, die dem Vehmgericht ins Geheim verpflichtet waren, und zugleich das Zutrauen des Abts beſaßen, durch dieſe war das Einmauern und zugleich meine Befreiung bewerkſtelligt worden. Es kam nun alles darauf an, daß man mich allgemein todt glaubte: denn der Schirmvogt des Kloſters, Gerlach von der Hube, iſt ein ſehr mächtiger Ritter, der mit Fürſten und Großen im Bündniß ſteht, und da er den Umgang des Abts mit ſeiner Schweſter wußte, ſo wünſchte

er ſie zu verheirathen; dazu verſtand ſich aber nicht leicht ein rechtſchaffener Ritter, nur dein Vater war ſchwach genug, ſich hintergehen zu laſſen; aber auch er fängt nun an, die fürchterlichſten Gräuel zu durchſchauen, er wehklagt und nimmt nun zu ſpät ſeine Zuflucht zu ſeinem edlen Bruder, der ihn tröſtet und zur rechten Quelle aller Beruhigung leitet.

Albert und Gottfried ſchauderten bei der Erzählung ſo vieler Verbrechen und der Leiden der geliebten Adelheid, aber ſie dankten auch Gott von Herzen für ſeine gnädige Leitung, und empfahlen ſich ferner in ſeinen allmächtigen Schutz. Mutter und Sohn blieben nun einige Zeit zuſammen, dann machte Albert eine Reiſe durch die Schweiz und Vorder-Italien, und kehrte darauf wieder zu ſeiner Mutter zurück.

Endlich war denn auch die Zeit gekommen, wo die Verbrecher reif zum Gericht waren. Ritter Pharamund kam und brachte die Kundſchaft Adelheid und ihrem Sohne, daß ſie nun bald wieder nach Hohen-Seelbach kommen und die langentbehrten Rechte in Ruhe genießen würden, aber ſie müßten ohne weitere Fragen ihm unverzüglich folgen. Adelheid wurde in einem rundum bedeckten Wagen in einen dichten Schleier gehüllt weggeführt, und die Ritter Pharamund und Albert, von Gottfried begleitet, ritten neben dem Wagen her.

Nachdem ſie ſo das Würtembergiſche und Hohenlohiſche durchreist hatten, gelangten ſie endlich an ein einſames Haus im Wald; hier hielten ſie ſtill, und Pharamund wies ſeinen Begleitern ein Zimmer an, und empfahl ihnen, ſich ganz ſtille zu halten, bis er um 9 Uhr Abends wiederkehren und ihnen ſagen werde, was ferner zu thun ſey. Albert

und Adelheid waren voller Erwartung der Dinge die da kommen ſollten. Gottfried aber beſorgte im Stalle ſeine Pferde.

Zur beſtimmten Stunde erſchien Pharamund wieder und ſprach: Jetzt, meine Lieben! werdet Ihr einem Auftritt beiwohnen, wobei Schrecken und Entſetzen ſich Eurer bemächtigen wird, aber habt Muth, es wird Euch kein Haar gekränkt, und Eure Leiden werden herrlich legitimirt werden. Ihr werdet mit verbundenen Augen an einen Ort und wieder zurückgeführt werden, von dem Ihr nach Eurer Rückkehr nie ein Wort entdecken dürft, ſonſt droht Euch Verluſt des Lebens. Hierauf kamen acht verlarvte ſchwarzgekleidete Männer herein, verbanden ihnen die Augen und trugen ſie dann in Sänften fort; ungefähr nach einer halben Stunde ſtiegen ſie aus und wurden durch krumme Gänge und Treppen hinab an einen Ort gebracht, wo ihnen die Binde von den Augen gelöst ward; zwanzig ſchwarzgekleidete verlarvte Männer ſaßen hier an den Wänden herum auf ſteinernen Bänken, einige Kerzen beleuchteten matt die Gegenſtände, und überall herrſchte Todtenſtille! — Endlich ſprach ein Ritter, der obenan ſeinen Platz hatte: bringt den Baron Hans Diedrich von Hohen-Seelbach herein, er muß ſehen, unter welchem Schlangengezüchte er gelebt hat und wie die göttliche Gerechtigkeit Verbrechen beſtraft! Er erſchien und man löste ihm die Binde. Todtenbläſſe überfiel den Ritter, allein der Richter ſprach ihm zu, verſicherte ihn, daß er nichts zu befürchten habe und hieß ihn ſich niederſetzen. Nun wurde das Gericht eröffnet und die Verbrecher hereingeführt, nämlich der Schirmvogt des Kloſters Markheim, Gerlach

von der Hube, dann der Abt, und endlich Brigitte von Hohen-Seelbach; auch ihnen wurden die Augen wieder geöffnet, und nun bemächtigte ſich tödtlicher Schrecken der Unglücklichen, ſie ſchwankten wie Trunkene und vermochten ſich kaum aufrecht zu halten. Aber ihr Ankläger trat auf und las ihnen ihre Verbrechen vor. Schreckliche Dinge kamen hier zum Vorſchein. Meuchelmorde, Kindermorde in Menge, Giftmiſchereien und gotteslaͤſterliche Handlungen ohne Ende; auch daß Adelheid von Brigitten ein Bleipulver und bald darauf ein betäubendes Gift bekommen, welches ihr das Lebenslicht ausblaſen ſollte, daß ſie aber in der Gruft wieder erwacht, welches von Mönchen bemerkt, und worauf beſchloſſen worden, ſie einzumauern. Nachdem dies fürchterliche Regiſter den Verbrechern vorgeleſen war, ſo ſprach der Richter: Alle dieſe Schandthaten und Verbrechen ſind Wahrheit, die ihr nicht läugnen könnt. Alles iſt durch Zeugen bewährt und gründlich unterſucht. Brüder entſcheidet! — Jetzt erhoben ſich alle ſchwarzen Männer und ſprachen ein dumpfes Wehe! Wehe! Wehe! über den Abt Cyrillus, über Gerlach von der Hube und über ſeine Schweſter; alle drei wurden weggeführt und in einem Nebenzimmer hingerichtet. —

Adelheid, Albert und Hans Diedrich führte man, nachdem ſie wieder verbunden waren, nun zurück in das oben erwähnte einſame Haus. Als ſie in ihrem Zimmer waren und ihre Augen wieder brauchen konnten, erkannte auch Hans Diedrich ſeine Gemahlin und Albert, er war noch außer ſich vor Schrecken und verſtummte nun vor Erſtaunen, er glaubte zu träumen, oder gar todt zu ſeyn; ſein Bruder aber, der auch wieder herzu kam, trat vor ihn

hin und ſagte: Siehe, mein Bruder! Gottes Barmherzigkeit hat dir dein liebes Weib, das Weib deiner Jugend, und deinen Sohn aufbewahrt, und das iſt die Frucht unſers Gebets für dich. Du lebteſt bisher deinen ſinnlichen Lüſten und empfandeſt nicht die Pflichten, die dir als Senior unſers Hauſes, als Gatte und Vater obliegen. Hunde und Pferde waren dir mehr als Frau und Kind. Es konnte dir nicht unbekannt ſeyn, daß der Abt Cyrillus, der Schirmvogt und dein gottloſes Weib in einer verbrecheriſchen Verbindung ſtanden, das kümmerte dich aber nicht, wenn du nur deiner Jagd ungeſtört abwarten konnteſt, ſo war dir das Uebrige einerlei. Deine Unterthanen ſeufzten unter dem Drucke deiner Beamten, und wurden durch die Kloſtergeiſtlichen und Pfaffen für Ablaß und Seelenmeſſen bis aufs Blut ausgeſogen. Du hätteſt ſie ſchützen und als ihr Herr chriſtlich regieren ſollen, dies haſt du aber nicht gethan, ſondern, wenn du deine Frohndienſte und Steuern bekamſt, warſt du zufrieden, alles andere ging dich nicht an. Du haſt wohl zu Zeiten arme Wittwen, die um Hülfe und Schutz bei dir flehten, mit Hunden aus dem Hof gehetzt, wenn ſie gerade nicht recht kamen, oder du durch ſie in einer Liebhaberei oder einem ſinnlichen Genuß geſtört wurdeſt: du ſaheſt die Frömmigkeit deiner Adelheid, und hörteſt ihr Gebet, aber das rührte dich nicht, du lachteſt und ſpotteteſt wohl noch darüber, und ſaheſt nicht einmal recht zu, als man dir ſagte, dein gutes Weib ſey geſtorben; im Grunde war es dir lieb, denn dein thieriſcher Sinn war durch den Abt ſchon auf Brigitten geleitet, ehe noch Adelheid von ihr war vergiftet worden. Du biſt ein Mann von Verſtand, und konnteſt wiſſen, daß ein ſolcher ſataniſcher Böſewicht, wie der Abt, keine

Sünden vergeben könne, und doch gründeteſt du deine Seligkeit auf ſeine Abſolution. Bruder! was wäre aus dir geworden, wenn dich die göttliche Gerechtigkeit auf einmal aus dem Lande der Lebendigen vertilgt hätte? Denke doch nicht, daß die Kirche durch den Satan Sünden vergeben könne, und daß überhaupt keine vergeben werden, ſo lange das Herz nicht geändert wird und zu ſündigen aufhört. Du weißt, kannſt es wenigſtens wiſſen, wie kläglich es im heiligen römiſchen Reich ausſieht. — Wer ſoll die herrſchenden Verbrechen des Adels, der Machthaber und der Geiſtlichkeit ſtrafen? — Dem Kaiſer ſind die Hände gebunden, der Pabſt und die hohe Geiſtlichkeit mögen nicht, denn ſie ſind größtentheils ſelbſt Verbrecher, und ſie finden ihre Rechnung bei dieſer traurigen Verfaſſung; darum mußten edle Männer und wahre Ritter das ſtrenge heimliche Gericht ſtiften, um an Gottes Statt dem Laſter Einhalt zu thun und die Unſchuld zu retten. Du haſt nun ſein Verfahren geſehen, und haſt große Urſache, dieſen Männern zu danken, daß ſie dir dein frommes Weib und deinen hoffnungsvollen Sohn gerettet und erhalten haben. Beide haſt du nun wieder, und es wird auf dein Betragen ankommen, in wiefern dein zukünftiges Leben ruhig und geſegnet werden ſoll.

Hans Diedrich war durch das unterirdiſche nächtliche Vehmgericht und durch die Hinrichtung der drei Perſonen ſo erſchüttert worden, daß er zitterte und bebte, und dieſe Rede ſeines Bruders hatte ihn vollends ſo weich gemacht und zermalmet, daß er auf den Boden hinſank, und zu Gott, ſeiner Frau, ſeinem Bruder und ſeinem Sohn um Gnade, Vergebung und Erbarmen flehte. Alle hoben ihn auf, ſicherten ihm völlige Vergebung zu und umarmten ihn mit

der zärtlichſten Liebe. Von dieſem Augenblick an war der Baron ganz verändert, er wurde der zärtlichſte Gatte, der beſte Vater, der beſte Regent und ein wahrer Chriſt. Pharamund begleitete alle drei nach Hohen-Seelbach; nach wenigen Wochen reiste er zwar wieder fort, doch beſuchte er ſie zuweilen und freute ſich ihres Glücks. Das Verſchwinden der drei Perſonen machte freilich Aufſehen, aber Niemand rührte ſich, weil Jedermann die Ahndung des Vehmgerichts fürchtete.

Es gibt kein Vehmgericht mehr, wir bedürfen aber auch keins, denn der Richter hat ſich aufgemacht, um ſelbſt zu richten. Die Füße des Keltertreters von Bozea ſehen ſehr blutig aus. Menſchen! Brüder! macht Frieden mit Ihm.

9.

Konrad der Gute.

„Nun hör', Konrad!" ſagte der alte Vinzenz, und warf einen Gürtel mit Geld auf den Tiſch, „ſieh', da haſt du zweihundert Thaler. Laß dich aber nicht über's Ohr hauen! Gib wohl Acht, daß der Gaul nicht dämpfig iſt, nicht die Mauke oder die Gallen hat. Du mußt das doch nun verſtehen; du biſt ſchon fünf und zwanzig Jahre alt. Ja, wie ich ſo alt war ... Aber hör', den Doggen, den Sultan nimm mir mit. Am Seil, verſtehſt du? Und dann morgen um zwei Uhr fort."

Konrad hörte das dienſtwillig an. „Gut, Vater," erwiederte er; „ich werde thun, was ich kann. Auch werdet Ihr deßhalb, wie ich hoffe, keine Sorgen haben."

„Nun ja, ja!" brummte der Alte. „Man weiß wohl, wie das mit euch jungen Leuten iſt. Gar früh wollt ihr alten Verſtand haben, und dann fehlt es doch immer noch ſehr. Als ich ſo war wie du — ja da!" —

Konrad ſchwieg, nahm den Gürtel, ging und legte ſich ſchlafen. Um ein Uhr ſtand er auf und weckte die Küchenmagd, welche ihm eine kräftige Bierſuppe kochen und einen tüchtigen Pfannenkuchen dazu backen mußte: denn ſo hatte es die ſorgſame Mutter

Abends vorher verordnet. Er ließ es ſich wohl ſchmecken, ſchnallte den Gürtel um, nahm ſeinen Sultan an die Leine und ſtieg nun fröhlich den Berg hinan.

Konrad war einer von den wirklich ſeltenen Bauernſöhnen, die Organe für das Schöne und Große in der Natur haben. Er war ſo glücklich geweſen, dem Hauslehrer der jungen Herrſchaft zu gefallen, deren Güter ſein Vater in Pacht hatte; und dieſer vortreffliche Mann bildete ſeine vielverſprechenden Anlagen ſorgfältig, aber mit beſtändiger Rückſicht auf ſeinen Stand und ſeine muthmaßlichen künftigen Verhältniſſe aus. Konrads Augen ſahen allenthalben in der Schöpfung die Hand des ewigen Vaters; ſeine Ohren hörten den leiſen Fußtritt der wandelnden Gottheit; ſein Herz bebte von Wonnegefühlen, wenn der Alliebende aus jedem ſeiner Werke zu ihm redete. Sein ganzes Weſen war noch unſchuldig, ſeine Einbildungskraft noch unvergiftet. Ans Heirathen hatte er bis jetzt nie ernſtlich gedacht; er wußte, das ihm dies wenig helfen würde, denn ſein Vater hatte ihm ein für allemal geſagt: er brauche ſich deſſen nichts einfallen zu laſſen, bis er ihn dazu auffordere. Konrad war zwar feſt entſchloſſen, ſich keine Frau aufdringen zu laſſen, aber auch keinem Mädchen die Ehe zu verſprechen, woſern ſeine Eltern nicht ihre völlige Zuſtimmung gäben. Dieſem Vorſatz war er bis dahin treu geblieben.

Der Morgen, an welchem Konrad auf den Pferdehandel ausging, war einer der ſchönſten, die der junge Mai in all' ſeiner Fülle hervorzubringen vermag. Und Konrad — war einer der ſchönſten Jünglinge ſeiner Gegend. Aufgeſchoſſen wie die Tanne, herrſchte in allen Gliedern das vollkommenſte Eben-

maaß; die Farbe der Geſundheit blühte auf ſeinen Wangen; blondes, ſtarkes Haar kräuſelte ſich um ſeine Schläfe; im dunkeln Blau der Augen glühte inniges Gefühl und reines Wohlwollen. Der Maimorgen und Er paßten vortrefflich zuſammen. — So wie er über die Felder hinan oben an den Kranz des Buchenwaldes kam, ſtieg der Ocean des Lichts hinter dem holdäugelnden Morgenſtern über und zwiſchen dem ſanft bewegten jungen Grün des Hains empor. Drei oder vier Nachtigallen ſangen im zarten Laube ihr Rezitativ, und die Märzamſel fiel zuweilen mit ihrem Baß in daſſelbe ein. Hinter ſich, gegen Abend, ſah unſer Wanderer über den Nebelſtrom hin, der weit und breit als ein feines Gewebe durch die Thäler hinfloß. Der Mond, dem nun — wie der Landmann ſagt — auch der rechte Backen zu ſchwellen anfing, ſank eben hinter einen Felſenriff, blinzelte aber doch noch einmal durch eine Spalte des Geſteins hindurch, und hauchte Konrad, gleichſam noch in der Thür, eine glückliche Reiſe zu, womit er dann vollends ſeinen ſtillen, traulichen Nachtweg fortſetzte.

Unſer Freund empfand dies alles tief; ſeine Bruſt wurde dadurch erweitert, ſein ganzes Weſen gehoben. Freudig ſchritt er vorwärts über die Höhe des Berges und fing ſchon an, ins nächſte Thal hinabzuſteigen, als die Königin des Tages vollends hervortrat. Allenthalben zeigten ſich die Spuren der erwachenden Geſchäftigkeit. Hier langſam und gebückt einherſchleichende Ochſen, die einen Pflug oder eine Egge ſchleppten, und nebenher der Bauer, der entweder eine Pfeife rauchte, oder an ſeinem Morgenbrod kaute. Dort lange Reihen brauner und ſcheckiger Kühe, die mit Schellengeklingel vor ihrem Hirten her auf die

Waide zogen. Nun — fröhliches Gewimmel von thätigen Händen in Feld und Gärten; dann drückende Hitze, Mittag, Labung im ländlichen Wirthshauſe, Fortſetzung des Weges, und endlich — Konrad ging irre im Walde, ohne daß es ihm möglich war, ſich wieder zurecht zu finden. Die obern Gegenden ſeines Vaterlandes beſtehen aus einem holzreichen Gebirge, in welchem hin und wieder einzelne kleine arme Dörfer zerſtreut liegen, die lediglich von Kohlenbrennern bewohnt werden. An der Morgenſeite dieſes Gebirges iſt eine Stuterei, welche das Ziel von Konrads Reiſe war. Nun hatte man ihm einen geradern Weg gezeigt, als der war, den er wußte. Anfangs ging es gut, bald aber kreuzten ſich ſo viele Wald- und Holzwege, daß er den rechten verfehlte und zu viel links in die Berge gerieth. Der gute Jüngling lief hin und her, der Tag begann ſich zu neigen, und keinem ſeiner Sinne zeigte ſich auch nur die mindeſte Spur von einem bewohnten Orte. Es fehlte ihm ſonſt zwar nicht an Herzhaftigkeit, aber doch wurde es ihm etwas unheimlich, und das wohl hauptſächlich um der ſchönen Summe Geldes willen, die er bei ſich führte. Auch iſt es eben kein Vergnügen, unter oder auf einem Baume die Nacht über herbergen zu müſſen, wenn man ſich müde gegangen hat und Hunger und Durſt empfindet. Solche kleine Zufälle aber müſſen in der Hand der Vorſehung oft Mittel zu einem großen Zwecke werden. Und das geſchah auch hier, wie die Folge lehren wird. Konrad gerieth, da es eben anfing zu dämmern, auf einen Holzweg, der nach und nach gangbarer wurde und ihn endlich vor ein Dörfchen brachte.

So wie er daſſelbe erblickte, wurde er wieder

heiter und muſterte die wenigen Häuſer der Reihe nach. Unwillkührlich ruhte ſein Blick auf einem, das zunächſt rechter Hand unter einem Hügel ſtand. Dorthin beſchloß er zu gehen und um eine Nachtherberge zu bitten. Demgemäß trat er durch den Hof in die Hausthüre, fand Alles zwar ärmlich, aber in hohem Grade rein und ordentlich. Da ſich Niemand meldete, ging er weiter und öffnete die Stube.

Auf der Schwelle blieb Konrad ſtehen und ſtarrte hin. Der Anblick, welcher ſich ihm darbot, traf ſein Innerſtes. Thränen der Rührung füllten ſeine Augen; er ſtand unbeweglich und ſeine Stimme verſagte ihm ſchier ihre Dienſte. Endlich konnte er im weichſten Tone hervorbringen: „Guten Abend! Gott ſey mit Euch!"

Ein faſt ſterbender, langer, hagerer Greis ſaß dort gegenüber auf einem alten, gebrechlichen Lehnſtuhl zwiſchen Kiſſen. Alle ſeine wenigen noch übrigen Kräfte mußte er anſtrengen, um eine Handvoll Luft in ſeine faſt zerſtörte Lunge hinab zu arbeiten. Seine Füße waren bis an die Kniee hinauf dicht umwunden; aber auf ſeinem Antlitze ruhte Morgenglanz der Ewigkeit. Aus ſeinen Augen ſtrahlte hoher Gottesfrieden, und das Lächeln ſeiner Lippen zeugte von Ahnung künftiger Glückſeligkeit. Dies war der Anblick, der ſo tief auf unſern Konrad wirkte. Es kamen aber noch zwei intereſſante Figuren hinzu, welche das Gemälde ungemein erhöhten. Auf der linken Seite des ſterbenden Kohlenbrenners nämlich ſaß ein ältlicher, ſauber, doch nur bürgerlich gekleideter Mann, der mit ruhiger, aber feierlicher Miene den Puls des Kranken beobachtete. Konrad war zwar kein Kenner von Phyſiognomien, dennoch fand er in den Zügen dieſes Unbe-

kannten etwas Erhabenes, Ehrfurcht einflößendes, das er bis dahin noch in keines Menſchen Angeſicht bemerkt zu haben glaubte. — Auf der andern Seite des Greiſes ſtand ein junges, ländlich, aber ſehr reinlich gekleidetes Mädchen von etwa zwei und zwanzig Jahren. Sie war das einzige Kind des Sterbenden und ſeine treue Pflegerin. Mit einem ſanften, leidenden Blick ſtand ſie über den Vater hergebückt, ſo daß ſein Kopf an ihrer Bruſt ruhte. Mit der rechten Hand hielt ſie ſeine Stirne, mit der linken ſein kahles Hinterhaupt, um dadurch die Kopfſchmerzen zu lindern, welche ihm das beſtändige Huſten verurſachte. Das Geſicht des Mädchens war nicht vollendet ſchön, dagegen trug es das deutliche Gepräge von Sittſamkeit, Tugend und Verſtand. Sein Wuchs war ſchlank, voll und gerundet.

Konrad wurde, wie geſagt, vom Rührenden der Gruppe getroffen. Seine innere Bewegung malte ſich in ſeinem ganzen Weſen. Dies und der Ton ſein Grußes machte die drei Perſonen im Zimmer aufmerkſam; ſie dankten ihm freundlich, und die Tochter fragte: „Was iſt Euer Begehren?“ — Konrad erwiederte mit kurzen Worten: er ſey vom rechten Wege ab und durch einen Zufall in dies Dorf gekommen. Er ſuche ein Obdach für dieſe Nacht; habe deshalb bei ihnen anfragen wollen, finde ſie aber in ſolchen Umſtänden, daß dieſe Frage ſchon zu viel wäre.

Der Kranke richtete einen freundlichen Blick auf Konrad und ſtöhnte heiſer die Worte hervor: „Wer ſo fühlt und — grüßt — wie — wie Ihr, der — der bleibt in — meiner Hütte, wenn .....“ Weiter konnte er nicht. Die Tochter nahm das abgebrochene Wort auf und fuhr fort: „wenn er mit einem

guten Strohlager, mit einer Schüſſel Milch, mit Kartoffeln und einem Butterbrod zufrieden iſt."

„Von Herzen gern!" verſetzte Konrad. „Aber Ihr guten Leute ſeyd doch jetzt in einer Lage, wo man Euch nur allzuleicht beſchwerlich wird." Der Kranke ſchüttelte den Kopf; die Tochter ſagte: „ganz und gar nicht;" und der Mann zur Linken fügte lächelnd hinzu: „wir beiden Gäſte quellen die Kartoffeln ab, während die Jungfer das Uebrige bereitet. Wir laſſen es uns ſchmecken, legen uns zeitig auf die Streu, ſind dann Niemand im Wege, und können dieſen redlichen Leuten vielleicht ſelbſt noch hülfreiche Hand leiſten." Konraden behagten dieſe Aeußerungen. Es fing ihm an heimathlich zu werden. Das geſchieht ſo leicht, wenn Seelen von einerlei Stimmung, Menſchen von gleicher Denkweiſe zuſammentreffen. Es bedarf keiner weitläufigen Erklärung; ſie ahnen, fühlen, verſtehen ſich. — Konrad nahm alſo, ohne fernere Umſtände, auf einem dreibeinigen Stuhl, ohne Lehne, Platz, der neben dem Ofen ſtand.

Indem ging der Paroxismus des alten Reinhards vorüber. Seine Tochter Hildegard konnte alſo ſelbſt die nöthigen Anſtalten zur Bewirthung ihrer Gäſte machen. Sie that das mit der ihr eigenen Freundlichkeit, Munterkeit, Gewandtheit. Konrad merkte auf jede ihrer Bewegungen, und geſtand es bei ſich ſelbſt, er habe nie ein Landmädchen geſehen, das Hildegard in ſeinem Betragen gleich kam. Je mehr er ſie betrachtete, deſto lebhafter wurde in ihm der Gedanke: wie glücklich wärſt du, wenn eine ſolche Hildegard deine Frau würde! Aber, ſagte er bei ſich ſelbſt, dein Vater wird es nie zugeben, daß du eines Kohlenbrenners Tochter

heirathest und ſie in ſein Haus bringst. Dagegen fiel ihm wieder ein: mein Vater iſt nur ein Pächter; er würde mich alſo auch leicht bei ſich ins Haus verheirathet wiſſen wollen. Folglich kann es ihm auch ziemlich gleichgültig ſeyn, welche ich nehme. Ich brauch' im Grunde wohl nicht ſo gar viel nach ihm zu fragen. — Doch klopfte er dieſer Schlange gleich beim Hervorgucken auf den Kopf, und ſagte zu ſich ſelbſt: „Konrad, du biſt ein Narr! Weißt du doch gar nicht einmal, ob das Mädchen dich haben möchte, oder ob es nicht vielleicht ſchon verſprochen iſt?" Inzwiſchen war das Abendeſſen fertig geworden und die dampfenden Schüſſeln unterbrachen das Selbſtgeſpräch des guten Jünglings.

Reinhard, der kranke Köhler, befand ſich dieſen Abend ſo wohl und war ſo heiter, daß die drei Menſchen, welche jetzt um ihn waren, ſich herzlich darüber freuten. Sie würzten ihr frugales Mahl mit einem angenehmen Geſpräch, zu welchem insbeſondere der fremde Mann viel beitrug. Als gegeſſen und Hildegard, zur Beſorgung einiger häuslichen Geſchäfte, hinausgegangen war, begann der Kranke: „Herr Doktor! zwiſchen uns Beiden iſt es alſo ausgemacht, daß ich keine vier und zwanzig Stunden hienieden mehr leben werde. Ich freue mich unausſprechlich auf den Willkomm in der Heimath dort oben, wo ich meine gute Frau und acht meiner Kinder wiederfinden werde. Seit fünfzig Jahren hab' ich mich ernſtlich bemüht, auf den Wegen Gottes zu wandeln. Doch bin ich weit von der Behauptung entfernt, daß ich es zur chriſtlichen Vollkommenheit gebracht hätte. Aber Gott und mein Erlöſer werden mir gnädig ſeyn in der ernſten Stunde. Des feſten Glaubens bin ich, und darum freu' ich mich

meiner Auflöſung. Nun hab' ich aber noch meine Hildegard. Sie iſt brav und fromm, hält ſich zu Gott, und Der wird für ſie ſorgen. Inzwiſchen möcht' ich auch das Meinige für ſie thun, ehe und bevor ich ſie ſo ganz allein zurücklaſſe. Sehen Sie, Herr Doktor! das Mädchen iſt alt genug zum Heirathen; ſie muß es auch, um ihrer Lage willen, bald thun. Gehen Sie ihr dabei mit Ihrem guten Rath zur Hand und ſorgen dafür, daß der Burſche, den ſie nimmt, ein ſtiller, ordentlicher Menſch und ein guter Wirth ſey. Hildegard erbt dies Haus und dabei ein Gütchen, auf dem acht bis zehn Stück Vieh gehalten werden können. Dies Alles iſt völlig ſchuldenfrei, aber auch kein Heller Geld vorräthig. Ich bin ſo lange krank geweſen, daß mein Sparpfennig darüber aufgezehrt iſt. Nur ſo viel wird noch da ſeyn, daß meine morſche Hülle mit Ehren kann unter die Erde gebracht werden. Lieber Herr Doktor! Sie haben ſich an mir als Bruder bewieſen: ſeyn Sie der Vormund meiner Hildegard!"

Der Doktor reichte ihm die Hand und ſagte: Reinhard, mein Bruder! Hildegard iſt von jetzt an meine Tochter."

Der Blick des leidenden Patriarchen, mit welchem er ſeinen Dank aufwärts ſandte, war des Pinſels eines Raphaels würdig. — Konrad betrachtete bald den Einen, bald den Andern; Thränen perlten an ſeinen Wimpern, und gern hätt' er ein Wörtchen mitgeſprochen. Der Doktor hatte ihn den ganzen Abend genau beobachtet, und ſehr richtig über dasjenige geurtheilt, was in ſeiner Seele vorging. Er wollte dem guten Jüngling zu Hülfe kommen, und erkundigte ſich deswegen theilnehmend nach ſeiner Heimath, nach ſeinen Eltern, nach ſeiner Denkweiſe u. ſ. f.

Konrad entfaltete in ſeinen Antworten ein ſo edles Herz, einen ſo geſunden Verſtand, ſo viel offene Redlichkeit und ungeheuchelte Frömmigkeit, daß der Doktor ihm mit ſichtbarer Rührung die Hand drückte, der alte Reinhard aber ſein Silberhaupt einmal über das andere beifällig vorwärts neigte. Unſerem Freunde hingegen war gerade ſo zu Muthe, als ob er in der wilden Fremde ein Paar ſehr liebe Verwandte getroffen hätte; und ſchon überlegte er bei ſich ſelbſt, ob er ihnen nicht die innerſten Gefühle ſeines Herzens anvertrauen ſollte? Doch hielt ihn der Gedanke einer Unſchicklichkeit zurück. Es kam ihm ſo vor, als wenn es ſich nicht ziemte, in der Seele eines Sterbenden ſolch' eine neue, intereſſante Ideenreihe anzuknüpfen. Dieſe Worte dachte er freilich nicht, aber wohl die Sache. Er ſchwieg daher, und that gut daran. — Hildegard war inzwiſchen fertig geworden. Der Altvater wurde in die Kammer und auf ſein Bett gebracht. Hildegard hatte ſich vor demſelben eine Ruheſtätte bereitet; und die beiden Andern empfingen in der Stube ein duftendes Strohlager, mit ſchönen Betttüchern beſpreitet und durch Kiſſen bequemer gemacht. Reinhard genoß einer ruhigen Nacht und die Uebrigen mit ihm.

Konrad würde gerne noch einen Tag in der Hütte dieſer Gerechten verweilt haben, allein er hatte Vorwürfe ſeines Vaters zu erwarten, wenn er nicht zur beſtimmten Stunde wieder eintraf. Er aß alſo des Morgens, bei Sonnenaufgang, mit dem Doktor und ſeiner liebenswürdigen Wirthin eine ſüße Milchſuppe, ging dann in die Kammer und drückte mit ſtiller Rührung dem eben erwachten Greiſe die Hand. Das Nämliche that er Hildegard und dem

Doktor, und war nun im Begriff zu gehen, als Reinhard ihn zurückrufen ließ, ihm nochmals zitternd die Hand reichte und ſagte: „Lieber, junger Mann, es iſt etwas in meiner Seele, das mich zu Dir hinzieht! Bleib' fromm und gut, damit ich Dich einſt am Throne Gottes wiederfinden und umarmen kann.“ Konrad erwiederte: „das war immer mein Vorſatz, Vater Reinhard! Und hier in Eurem Hauſe iſt er auf's neue befeſtigt worden. Gedenkt meiner, wenn Ihr nun bald über alles Leiden, alle Noth erhaben ſeyd.“

Reinhard lächelte und fing wieder an zu ſchlummern.

Konrad eilte an die Thür.

Doktor. „Weißt Du auch den Weg?“

Konrad. „Nein; ich will aber ſchon im Dorfe Jemand fragen.“

Doktor. „Das iſt unnöthig. Ich geh' eine Strecke mit Dir, bis Du nicht mehr irren kannſt.“

Wem dies gefunden war — das war unſer Freund. Sogleich beſchloß er ſeinem Herzen Luft zu machen. Sie traten die Wanderſchaft an.

Konrad. „Das ſind denn liebe Leute dort im Hauſe. Ich freu' mich ſehr, daß ich mich geſtern Abend verirrt habe.“

Doktor. „Es ſind vortreffliche Menſchen. Die Lebensgeſchichte des alten Kohlenbrenners iſt ein Zuſammenhang von Wohlthätigkeit und vollendeter Chriſtentugend. Ich kenne Wenige ſeines Gleichen. Dabei liegt unter ſeiner äußern Einfalt ein ſolcher Schatz von Erkenntniß, von wahrer Erleuchtung verborgen, daß ich mich oft darüber verwundert habe. Mit ſeiner Tochter iſt es nach Verhältniß ihres Alters und Geſchlechts der nämliche Fall.“

Konrad (der nicht länger an ſich halten konnte). „Herr Doktor! dürft' ich Ihnen wohl mein Herz entdecken? Sie ſind ja ihr zweiter Vater ......“

Doktor (ſehr freundlich). „O ja!“

Konrad. „Ich muß Ihnen geſtehen, Herr Doktor, daß ich kein größeres Glück kennte, als wenn ich Hildegard mein Weib nennen dürfte. Es iſt freilich wahr, ich kenne ſie erſt ſeit wenigen Stunden, allein ſie hat in dieſem kurzen Zeitraum einen unauslöſchlichen Eindruck auf mich gemacht. Sie hat etwas in ihrem Weſen, das ich nicht zu nennen weiß, von dem ich mich aber nicht ohne bitteres Heimweh trennen kann. Es iſt etwas, das Eheleute auch dort noch zuſammenbindet, wo es keine Ehe mehr gibt.“

Doktor. „Heil Dir, edler Jüngling, daß Du dies zu empfinden fähig biſt! Du biſt meiner Hildegard würdig. Aber — was willſt Du treiben? womit wollteſt Du euch ernähren?“

Konrad. „Ueber dies Hügelchen wollten wir bald weg ſeyn, wenn nur einmal die Hauptklippe erſtiegen wär'. Aber mein Vater gibt es nicht zu, daß ich eines Köhlers Tochter heirathe, die nur Haus und Gut und nicht auch baares Geld hat.“

Doktor. „So! das ſteht alſo im Wege. Iſt denn Euer Vater ein ſo abſcheulich reicher Mann?“

Konrad. „Behalten Sie doch Ihr bisheriges: Du! bei, Herr Doktor! So ſehr reich iſt mein Vater nun wohl nicht; aber er möchte es gerne werden.“

Doktor. „Wie hoch ſchlägt er Dich denn ungefähr an?“

Konrad. „Verzeihen Sie; — — ich höre denn doch nicht gern in dem Ton von meinem Vater reden.“

Doktor. „Brav, ſehr brav, junger Menſch! — Vergib, es war Uebereilung. Aber mein Innerſtes empört ſich jedesmal, wenn ich nur an dieſen Schlag von Menſchen errinnert werde, weil.... Ich darf nicht weiter. — Deine Hand, Konrad!"

Konrad. „Sie beſchämen mich. — Aber Sie wollten gern wiſſen, was ein Mädchen wohl haben müſſe, das ich nehmen dürfte? Eigentliches kann ich davon nicht ſagen. Mein Vater hat ſich nie beſtimmt darüber gegen mich ausgelaſſen."

Doktor. „Ich will Dir einen Rath geben. Erzähl', ſobald Du nach Hauſe kommſt, Deinem Vater der Wahrheit gemäß die ganze Geſchichte. Sag' ihm, Hildegard ſey eine einzige Tochter; ihre Eltern wären geſtorben (wenn Du zu Hauſe biſt, kannſt Du dies getroſt behaupten), ſie beſitze ein ſchuldenfreies Gut, auf dem acht bis zehn Stück Vieh können gehalten werden; und das will in dieſer rauhen Gegend viel ſagen; zudem habe ſie noch baares Vermögen, Du wüßteſt aber nicht, wie viel."

Konrad. „Baares Geld? Reinhard ſagte ja, er hinterlaſſe keines."

Doktor. „Ganz recht. Er und ſeine Tochter wiſſen nichts von dem, was ich Dir vertraue. Die Sache hängt folgendergeſtalt zuſammen. Der alte Reinhard hat einſt einem wohlhabenden Manne einen ſehr, ſehr wichtigen Dienſt geleiſtet. Dieſer will nun der Tochter, wenn ſie heirathet, eine hübſche Summe zur Ausſteuer geben."

Konrad. „Das iſt edel von dem Manne. Doch muß ich Ihnen geſtehen, daß, wenn ich Alles genau überlege, ich immer noch an einem glücklichen Ausgang zweifle. Trüg' ein Dritter das Ding meinem Vater vor, ohne daß ich dabei wär' — ja dann!

Er darf aber auf keine Weiſe gewahr werden, daß es mein Anſchlag iſt. Vielleicht beföhl' er mir dann ohne Weiteres, Hildegard zu heirathen. Er hat von Natur eine etwas finſtere und ſtrenge Gemüthsart, und ſein ehemaliger Sergeantendienſt hat ſeine Begriffe von Subordination und Gehorſam noch um vieles vergrößert. Nach ſeiner Denkweiſe muß kein junger Menſch es ſich herausnehmen wollen, ſelbſt ſeine Gattin zu wählen, ſo lange er noch Eltern hat, die dies für ihn thun können. Die gehen, wie er ſagt, mit Ueberlegung und Vernunft zu Werke, während die Jugend nur auf Leidenſchaft und Sinnlichkeit hört."

Doktor. „Ich begreiſe Dich. Nun, ſey ruhig. In weniger als acht Tagen befiehlt Dir Dein Vater, die Hildegard zu heirathen. Ich kenne den Mann ſchon ganz."

Konrad. „Beſter, liebſter Herr Doktor! mein ganzes Leben lang will ich Ihnen dafür danken. Aber — da fällt mir wieder ein ſchwerer Stein auf's Herz. Es iſt ja noch eine große Frage, ob mich Hildegard haben will?"

Doktor. „Das iſt gar keine Frage. Ich ſtehe Dir dafür. Aber auf mein erſtes Pünktchen muß ich zurückkommen. Womit willſt Du Dich und Dein Weib ernähren?

Konrad. Mit der verbeſſerten Landwirthſchaft." — Und nun begann unſer Freund einen längſt im Stillen entworfenen Wirthſchaftsplan mit ſolcher Begeiſterung und ſo lichtvoll zu detailliren, daß der Doktor darüber erſtaunte und mit Gewißheit ahnete, Konrad werde in dieſem Fache für ſeine Gegend Epoche machen und ein bedeutender Mann in ſeinem Vaterlande werden. Er ließ ihn dies merken,

verſprach ihm nochmals Hildegarden zur Frau, zeigte ihm den Weg, und kehrte dann zum Kranken zurück, dem er gern bis an die Thore der Ewigkeit beiſtehen wollte.

Reinhard war kurz vor des Doktors Eintritt in Schlummer geſunken. Dieſer merkte ſogleich, daß die Stunde der Auflöſung da wäre. Doch äußerte er dies gegen Hildegarden nicht, erzählte ihr vielmehr, was auf dem Wege vorgefallen war. Sie wurde roth, lächelte und ſchwieg. Endlich ſagte ſie mit leiſer Stimme: „Lieber Herr Doktor! Sie ſind mein Vater.... Ich fühl' es; ich werde den jungen Mann lieb haben, ſehr lieb, und auch gewiß mit ihm glücklich ſeyn. Führen Sie in Gottes Namen dasjenige aus, was Sie aus Güte gegen mich bereits angefangen haben.“ Eben gab er ihr die Hand darauf, als Reinhard eine ſchwache Bewegung machte. Der Doktor ſah ſich nach ihm um und ſprach: „Hildegard, dein Vater ſtirbt!“ Sie fing bitterlich an zu weinen und ſank an der einen Seite des Bettes nieder, während der Doktor an der andern kniete. Jedes ergriff eine von den Händen des Sterbenden. Der Doktor betete: „Vater! nimm dieſen deinen durch Jeſum erlöſten Knecht zum ewigen Frieden auf!“ Er hob ſich mit dem letzten Zittern der erblaßten Lippe und ſtand lange da, innigfeiernd vor der nahen Majeſtät des unſichtbares Gottes. Auch Hildegards Thränen begannen milder zu fließen. Der Tod ihres Vaters war nicht unerwartet gekommen, und die Ausſicht der neuen Verſorgung war gleichfalls ein lindernder Balſam in die Wunde ihres Herzens.

Der Doktor ſorgte vor Allem dafür, daß, bis Hildegards Lage ſich änderte, eine treue, erfahrene

Freundin zu ihr ins Haus zog. Er traf die nöthigen Anſtalten zur Beerdigung ihres vollendeten Vaters, und ging an den jetzigen Ort ſeines Aufenthalts zurück.

Konrad war inzwiſchen munter fortgewandelt. Er fühlte ſein ganzes Weſen erhöht; jeder Athemzug war kindlicher Dank gegen die Vorſehung; voller Zuverſicht übergab er ſich ihrer ferneren Leitung. So geſtimmt, verrichtete er ſeinen Auftrag. Er war glücklich im Handel, kaufte ſeinem Vater ein tüchtiges Pferd für einen billigen Preis, ſetzte ſich darauf und ritt nach Hauſe. Als der alte Vincenz hörte, ſein Sohn ſey wieder da, ging er in den Hof und unterſuchte das Pferd aufs Genaueſte, ohne ein einziges Wort dabei zu reden. Endlich fragte er: „Konrad, was haſt du dafür bezahlt?" — „Achtzig Thaler." „Nu, nu," fuhr der Alte fort, „man muß halt zufrieden ſeyn, bis es beſſer wird. Du wirſt ja wohl endlich wirthſchaften lernen." Das hieß in ſeiner Sprache ſo viel als: „Konrad, ich bin ſehr wohl mit dir zufrieden." Und Konrad verſtand die Sprache ſeines Vaters.

Jetzt mußte unſer Freund vom Morgen bis an den Abend hinaus auf das Feld, um die Saat beſorgen zu helfen. Als er nach etlichen Tagen einſt noch ſpäter zurück kam, als gewöhnlich, fand er ſeinen Vater überaus geſpannt. Konrad merkte, daß etwas Wichtiges vorgefallen war, und wurde daher auch geſpannt. Er vermuthete wohl, was es ſeyn möchte, und das Herz klopfte ihm wie ein Hammer über dem Warten der Dinge, die da kommen ſollten. Doch durfte er nicht fragen. Nach Tiſch endlich erfuhr er die Geſchichte des Tages, welche folgendergeſtalt ſich verhielt.

Gegen drei Uhr kam ein wohlgekleideter Bauer zu Vincenz, grüßte ihn freundlich und fragte: Seyd Ihr der Vater des jungen Menſchen, der letzthin auf der Stuterei zu Waltershöh den Brandfuchs gekauft hat?

Vincenz. Der bin ich. Was geht Euch das aber an, und warum fragt Ihr darnach?

Der Fremde. Nicht unwirſch! Die Abſicht, warum ich frage, iſt gut. Der Burſche gefiel mir; er iſt ein braver Kerl, und verſpricht ein ganz vortrefflicher Mann zu werden. Ich hab' eine Baſe, die auch nicht zu verachten iſt: und da wollt' ich einmal hören, ob wir Beide nicht eine Heirath ſchmieden könnten. Freilich ſollte man die jungen Leute erſt fragen; ich denke — es kann aber auch nachher geſchehen.

Vincenz. Ich ſollte meinen Jungen fragen, ob er die haben will, welche ich ihm beſtimme? Schweigt mir davon ſtill! So etwas kann ich ohne Aerger nicht anhören.

Der Fremde. Nun — dafür laß ich Euch ſorgen. Mit meiner Baſe will ich dann fertig werden. Sie iſt eine einzige Tochter, hat ein ſchönes Gut von acht bis zehn Kühen; Vater und Mutter ſind todt, und ein Freund hat ihr zweitauſend Gulden vermacht, die ihr, ſobald ſie heirathet, baar ausgezahlt werden.

Vincenz. Das läßt ſich endlich hören. Kann man ſich aber auch darauf verlaſſen, daß das alles wirklich ſo iſt, wie Ihr mir da vorerzählt?

Der Fremde. Das verſteht ſich. Euer Konrad iſt an nichts gebunden, bis er das Genannte alles in Händen hat.

Vincenz. Mehr verlang' ich nicht. Ich gehe den Handel ein. Aber wo wohnt Eure Baſe?

Der Fremde. Im Oberlande, zu Waldſcheidt; ſie heißt Hildegard Kron.

Vincenz. Das iſt ja bei den Kohlenbrennern! — Doch, es iſt einerlei, wo man ſein Brod erwirbt.

Der Fremde. Aber ich möchte nun auch gern den neuen Vetter Konrad ſprechen.

Vincenz. Der iſt auf einem entlegenen Felde. Uebermorgen iſt Sonntag, dann ſoll er nach Waldſcheidt kommen, und Ihr könnt dort mit ihm plaudern.

Der Fremde. So wäre ja unſere Sache in Ordnung. Es bleibt dabei?

Vincenz. Das verſteht ſich. Hier iſt meine Hand darauf.

Vincenz war nichts weniger als gaſtfrei. Er nöthigte alſo auch den Fremden nicht zum Dableiben, wiewohl es ſeine Schuldigkeit geweſen wäre. Vielmehr freute er ſich, das Abendeſſen ſparen zu können. Was ihm aber am beſten gefiel, war, daß man bei der Heirath keine Mitgift von ihm verlangte. Dieſer Punkt war bisher der Hauptgrund geweſen, weßwegen er für ſeinen Konrad noch auf keine Verbindung gedacht hatte. War aber Vincenz vergnügt, ſo war es der Fremde nicht weniger. Sollte der Leſer in ihm den Doktor vermuthen, ſo irrt er. Der war es nicht.

Konrad fand, wie ſchon geſagt, ſeinen Vater in ungewöhnlicher Spannung. Der Alte ſprach ſchier kein Wort. Als ſich aber nach Tiſche das Geſinde entfernte, und er ſich eine Pfeiſe geſtopft hatte, fing er plötzlich an: Konrad, du ſollſt heirathen!

Konrad. So? — wen denn?

Vincenz. Da zu Waldſcheidt iſt ein Mädchen, die heißt Hildegard Kron, die ſollſt du nehmen. — Heute war ihr Vetter hier, dem hab' ich's verſprochen.

Konrad. Aber, Vater! ... wer weiß, ob mich das Mädchen haben will? — Es gehören zwei zum Kauf.

Vincenz. Haben will? Man wird das Jüngferchen erſt fragen?!

Konrad. Sie iſt ja ihr eigener Herr; ſie hat keine Eltern mehr.

Vincenz ſah ſeinen Sohn ſtarr an. „Wie," fuhr er heraus, „du kennſt die Hildegard? — Burſche, he?" Konrad fühlte, daß er ſich verſchnappt hatte; er wurde über und über roth, doch faßte er ſich wieder. „Ich habe es zufällig auf meiner Reiſe gehört, daß ſie eine einzige Tochter iſt und keine Eltern mehr hat: und eben deßwegen beſorg' ich, daß ſie nicht ſogleich einem wildfremden Menſchen ihre Hand geben wird."

Vincenz. Hör' Junge! du weißt, daß ich keinen Widerſpruch leide. Uebermorgen gehſt du nach Waldſcheidt und verſprichſt dich mit der Hildegard. Konrad! du kennſt mein altes ſpaniſches Rohr. Wehe deinen Knochen, wenn du wieder kommſt und haſt es nicht zu Stande gebracht.

Konrad. Ich gehorch' Euch, Vater! und will thun, was ich kann.

Was der gute Jüngling fühlte und dachte, das äußerte er nicht. Er wünſchte vielmehr ſeinem Vater gute Nacht, eilte auf ſein Kämmerchen und dankte Gott mit Inbrunſt für die gütige Lenkung ſeines Schickſals. Kaum konnte er vor lauter Freude die Augen ſchließen. Am andern Morgen ging alles

doppelt raſch von der Hand. Das Geſinde, welches Konrad eben ſo ſehr liebte, als es ſeinen Vater fürchtete, bemerkte die Heiterkeit unſeres Freundes, und nahm innigen Antheil daran. Gern hätte er ſeiner Mutter die eigentliche Begebenheit der Sache entdeckt; er kannte aber die despotiſche Art ſeines Vaters allzugut, mit welcher er der nachgebenden Mutter jedes Geheimniß abpreßte.

Kaum graute der Sonntag herauf — da verließ Konrad ſein Lager, warf die zurechtgelegten Kleider über, und durchwanderte einen noch ſchönern Morgen, als letzthin. Sein inneres Empfindungsorgan war zur reinſten Harmonie geſtimmt. Dies beflügelte ſeine Schritte vollends, ſo daß er des Nachmittags zeitig bei ſeiner Hildegard in Waldſcheidt anlangte, welche ihm in ihrem Traueranzuge noch einmal ſo ſchön, noch einmal ſo achtungswürdig vorkam.

Mit den Geſprächen, welche zwiſchen ihnen vorfielen, halte ich meine Leſer nicht auf. Bei ſolchen ſchuldloſen Naturkindern, die zugleich wahre Chriſten ſind, redet das Herz zum Herzen Konrad und Hildegard waren bald ganz auf dem Reinen. Sie ſanken einander, von Gefühl überwältigt, in die Arme. Ihre Blicke erhoben ſich, in Freudenthränen ſchwimmen, zum Urquell der ewigen Liebe.

In der Abenddämmerung, als die beiden Verlobten, ſammt Hildegards Freundin, ſich eben zu Tiſche ſetzen wollten, trat der Vetter, welcher vor ein Paar Tagen beim alten Vincenz geweſen war, in das Zimmer. Der gute Mann freute ſich herzlich über das Gelingen ſeines Unternehmens und erzählte Konraden das Geſpräch, welches er mit deſſen Vater gehabt hatte. Sein Hauptzweck aber war,

den Liebenden bekannt zu machen, daß die zweitauſend Gulden, welche ein Freund Hildegarden zur Ausſteuer beſtimmt habe, bei ihm zum Empfang bereit lägen. Das holde Mädchen konnte es durchaus nicht begreifen, wie ein Unbekannter dazu komme, ſich in dem Grad für ſie zu intereſſiren. Sie drang deßhalb in ihren Vetter; dieſer war aber nicht ſo offenherzig, als ſie es wohl wünſchte. Er begnügte ſich mit der Antwort: „Dein ſeliger Vater hat einſt einem reichen Mann einen wichtigen Dienſt geleiſtet, der auf dieſe Weiſe ſeine Dankbarkeit an den Tag legt.“ Dadurch wurde das Räthſel für Hildegard noch dunkler.

Konrad rieth bei ſich auf den Doktor, doch hielt ihn ſein Zartgefühl zurück, dies zu äußern. Aber etwas Näheres mußte er von dieſem, ihm ſo merkwürdigen Manne wiſſen. Er fing alſo an, ſich nach demſelben zu erkundigen. Allein weder der Vetter, noch Hildegard konnten ſeine Neugierde ſo befriedigen, wie er es wünſchte. Nur ſo viel erfuhr er, daß dieſer Mann ſich ſeit einem halben Jahre in der Gegend aufhalte, ſehr eingezogen lebe, und nur mit einigen wenigen ſtillen, frommen, guten Menſchen Bekanntſchaft gemacht habe. Er gebe ſich für einen Arzt aus; habe vielen geholfen, von Niemand aber das Mindeſte genommen; im Gegentheil noch für manchen Armen die Arznei bezahlt. Auch ſonſt ſey er der allgemeine Wohlthäter des ganzen Bezirks, und habe in der kurzen Zeit ſeines Aufenthalts unzählige Edelthaten geübt. Wo er aber her ſey, wie er eigentlich heiße, wo er ſich jedesmal befinde (denn er änderte ſeinen Wohnort ſehr oft), darüber konnten ſie keinen Beſcheid geben. Die allgemeine Rede wär', er ſey ein vornehmer Herr, der von ſeinen

Verwandten bitterlich gehaßt und verfolgt würde. Darauf könne man aber nicht bauen. Hätte er zuweilen ſeinen Namen ſchreiben müſſen, ſo habe er ſich allemal Dr. Chriſtian Verenborg unterzeichnet, doch ſey dies ſchwerlich ſein wahrer Name.

Das Wenige, was Konrad erfuhr, diente nur dazu, ſeine Aufmerkſamkett noch höher zu ſpannen. Er nahm es ſich feſt vor, das Zutrauen des Doktors zu gewinnen. Indeß ging er, als es zehn Uhr ſchlug, mit dem Vetter, um in deſſen Hauſe zu übernachten. Dieſer wohnte in einem Dörſchen, welches eine Viertelſtunde von Waldſcheidt ab lag und in dem er Vorſteher war. Des andern Morgens kehrte er zu Hildegarden zurück, und beſah nun in ihrer Geſellſchaft das Gut, welches ſie ihm zubrachte. Er ſtaunte über die großen Felder und Wieſen; denn es hielt mehr als ſechzig Morgen. Doch lag es größtentheils brach. In der dortigen Gegend hing nämlich Jedermann am Kohlenbrennen und verſäumte darüber die Landwirthſchaft. Daher kam es denn auch, daß Alles arm und unkultivirt war. Indem ſie ſo Hand in Hand dahin wandelten, entfaltete ſich in Konrads Seele der herzerhebende Gedanke, der Wohlthäter, der Reformator dieſer Gegend zu werden. Die Vorſtellung davon wurde ſo lebhaft, ſo mächtig, daß ſein Herz faſt hörbar pochte und ſeine Wange von der höchſten Röthe feuerte.

Solche Entſchlüſſe, ohne thörichten Eigendünkel gefaßt, ſind Winke der Vorſehung. Sie tragen ihren Segen in ſich; ſie ſind Samenkörner, welche zum Wohl der Menſchheit aufgehen, Früchte bringen und auf Jahrhunderte hinaus wuchern.

Seiner Hildegard theilte er den Plan im Allgemeinen mit. Sie freute ſich deſſelben, und ver-

ſprach ihm, auch in dieſem Stücke ſeine treue Gehülfin zu ſeyn.

Vier glückliche Tage verſtrichen. Alle Abend kam der Vetter und holte Konrad ab; der Doktor hingegen ließ ſich auch nicht ein einziges Mal ſehen. Endlich mußte an's Scheiden gedacht werden. Vorher aber nahm man noch die Abrede, daß das Brautpaar an den drei nächſten Sonntagen aufgeboten werden und in der vierten Woche die Hochzeit ſeyn ſollte. Da alles in Ordnung war, trat unſer Freund den Rückweg an, wobei ihn Hildegard eine Strecke begleitete. Mit fröhlichem Muthe nahte er ſich gegen Abend dem väterlichen Hauſe, in welchem mittlerweile Dinge vorgefallen waren, die den alten Vincenz völlig umgeſtimmt hatten.

Der gnädige Herr nämlich, deſſen Güter er gepachtet hatte und der mit ihm von gleichem Alter war, hatte eine eben ſo ſchöne als leichtfertige Köchin. Mit ihr hatte der Edelmann ſeit einiger Zeit auf allzuvertrautem Fuße gelebt. Eben jetzt hatte ſie ihm eine Sache entdeckt, die den alten Sünder, ſeiner Gemahlin und Kinder wegen, bewogen, ſie ſo bald als möglich unter die Haube zu bringen. Ein Paar tauſend Thaler wollte er gern daran wagen. Niemand ſchien ihm dazu tauglicher, als unſer Konrad, den Adelgunde — ſo hieß die Dirne — obendrein, wie er wußte, gern ſah. Er that alſo in deſſen Abweſenheit dem alten Vincenz den Vorſchlag zu dieſer Heirath, wobei er eine Leidenſchaft ſeines eigenen Sohnes vorſchützte, die er durch dieſe Verbindung auszurotten hoffe. Zugleich verſprach er, daß die Pacht, welche wirklich vortheilhaft war, noch auf eine große Reihe von Jahren verlängert werden ſollte. Heimlich aber ſann er nur darauf, ſeinen

Umgang mit Adelgunden noch ferner fortſetzen zu können. Vincenz nahm zwar nicht alles für baare Münze; doch dachte er ſich auch die Sache nicht ſo ſchlimm, wie ſie wirklich war. Sein Geiz kam dazu und ſchilderte ihm die Verbindung ſo erwünſcht, ſo vortheilhaft, daß er es dem Edelmann feſt verſprach, die Heirath ſolle gewiß, und in längſtens drei Wochen, vor ſich gehen. Ein Vorwand, mit Hildegardens Vetter zu brechen, ſollte ſich, wie er meinte, leicht finden.

Als daher Konrad zur Stube herein trat, fing Vincenz ſogleich an: „Hör'! aus deiner Heirath mit dem Kohlbrennermädel wird nichts. Du ſollſt nun die Adelgunde aus dem Schloß zur Frau nehmen. Konrad, der ſeinen Vater kannte, erwiederte ganz ruhig: So!? — Der Alte fuhr eifrig in ſeiner Rede fort, und beſchrieb alle Vortheile, welche aus dieſer Heirath entſtehen würden: wie dadurch für Kinder und Kindeskinder geſorgt werde u. ſ. w. Konrad wußte, daß Widerſprechen nichts half, ſondern dadurch übel nur noch ärger gemacht würde. Er ſchwieg alſo; ging, als alles ſchlief, zur Thüre hinaus, und wanderte noch dieſen Abend eine ſtarke Meile Weges zu einem guten Freunde. Dieſen klopfte er auf, erzählte ihm ſeine Geſchichte, und blieb die Nacht über bei ihm. Des Morgens ganz früh ſetzte er ſich hin und ſchrieb folgenden Brief:

„Lieber Vater!

Es iſt jetzt das erſtemal in meinem Leben, daß ich Euch ungehorſam bin, und, natürlicherweiſe, werden muß. Sagt mir, wie es Euch, als einem vernünftigen Manne, möglich iſt, Euern Sohn an eine liederliche, feile Dirne zu verkaufen? — Wenn ich auch nicht der Bräutigam eines der edelſten Mädchen unter der Sonne wäre, ſo würde ich doch mit Abſcheu ei-

nen ſolchen Antrag verwerfen. Glaubt es mir, Vater! ich will weit lieber Taglöhner werden, als der Hehler eines immerwährenden Ehebruchs ſeyn. Jetzt vollends, da ich auf Euern eigenen Befehl mich mit Hildegard feierlich und vor Gottes Angeſicht verlobt habe — jetzt bewegt mich keine menſchliche Gewalt, ſelbſt nicht die Ehrfurcht gegen meinen Vater, der guten Seele meinen Eid zu brechen, Fluch und Verdammiß auf mich zu laden. Lebt wohl, Vater, und beſinnt Euch! — Grüßt meine Mutter und die kleinern Geſchwiſter! — Mich ſeht Ihr nicht eher wieder, bis es mir andere und billigere Geſinnungen Eures Herzens befehlen. Ich bleibe immer

Euer treuer Sohn

Konrad Wildenbach."

Dieſen Brief ſchickte er nun durch einen Expreſſen an ſeinen Vater, welcher bei deſſen Empfang ſchäumte, wüthete und fluchte. Aber freilich war das, wie er ſelbſt einſah, ganz umſonſt; denn Konrad war außer ſeiner Gewalt. Wie er mit ſeinem gnädigen Herrn zurecht gekommen? dafür laſſen wir ihn ſorgen. Auch darum bekümmern wir uns nicht, wie ſich der alte Sünder aus der Noth geholfen habe. Wir wollen uns nach beſſern Menſchen umſehen, und vorzüglich nach Konrad.

Dieſer wußte denn doch nicht recht, wohin er ſich vor der Hand wenden ſollte? Zu ſeiner Braut zu gehen? das fand er nicht recht ſchicklich. Seinem neuen Vetter in Leitbach ſo lang auf dem Hals zu liegen? auch das ſtritt mit ſeinem feinen Gefühl. Endlich fiel ihm ein, er wolle den Paſtor in Kornhauſen beſuchen, wohin Waldſcheidt und Leitbach eingepfarrt ſind. Dieſen hatte er als einen apoſtoliſchen, aber auch als einen ſehr klugen Mann rüh-

men gehört. Ihm wollte er ſeine jetzige Lage erzählen und ihn um ſeinen Rath bitten. Dieſer Gedanke bemächtigte ſich unſers Freundes ſo ganz, daß er ihn auf der Stelle ausführte, und noch des nämlichen Abends, aber ſpät, zu Kornhauſen anlangte. Sein erſter Gang am folgenden Morgen war zum Pfarrer Salzheim. Er hatte ſich freilich einen liebreichen Empfang verſprochen; aber ſeine Aufnahme übertraf doch noch bei weitem ſeine Erwartung. Denn kaum hatte er ſeinen Namen genannt, ſo umarmte ihn der Pfarrer und ſagte ihm mit dem wärmſten Händedruck: „Lieber Konrad! ich kenne Euch von Jugend auf, ohne Euch je geſehen zu haben. Mein ſeliger Freund Arnberg, der Hofmeiſter bei Eurer jungen Herrſchaft war, hat mir, ſo lang er lebte, viel von Euch erzählt. Nachher hab' ich mich oft nach Euch erkundigt, und mich herzlich gefreut, als ich in dieſen Tagen erfuhr, daß Ihr des ſeligen Reinhard Krons brave Tochter heirathen würdet Mit der werdet Ihr gewiß glücklich ſeyn."

Nun erzählte ihm Konrad ſeine Geſchichte, der Pfarrer billigte dasjenige, was er gethan hatte, vollkommen, und bat ihn, bis zur Hochzeit bei ihm zu bleiben und ihm ſeine Feldarbeit zu beſorgen, damit er ſeinem Knecht die Erlaubniß geben könne, einmal ſeine Eltern zu beſuchen, die er in vielen Jahren nicht geſehen hätte. Konrad willigte mit Vergnügen in dieſen Vorſchlag, beſuchte am Nachmittag, in Geſellſchaft des Paſtors, ſeine Hildegard, welche ſich freute, ihren Erwählten nun ſo in der Nähe zu haben, und begann ſodann die Arbeit ſeines neuen Freundes. Doch währte dies nicht lange, denn bald bekam er wichtigere Verrichtungen.

Konrad war erſt ſeit vier Tagen in der Pfarr-

wohnung, wo er als Kind vom Hauſe gehalten wurde, als ihn der Paſtor des Abends vor dem Schlafengehen bei Seite nahm und ihm mit bedeutender Miene ſagte: „Mein Freund! ich habe ein wichtiges Geheimniß in meinem Hauſe. Nicht wahr, Ihr könnt ſchweigen?“ Konrad legte die Hand aufs Herz und ſagte: Ja! das kann ich! — „Gut, ſo folgt mir.“ Nun gingen ſie miteinander in ein abgelegenes, nicht leicht zu entdeckendes Kabinetchen in einem Hintergebäude des Pfarrhauſes. Mit freudigem Staunen fand Konrad da den lieben Doktor, den er am erſten Abend beim ſterbenden Reinhard getroffen hatte. Beide bewillkommten ſich herzlich und mit inniger Rührung.

Konrad mußte dem Doktor gegenüber Platz nehmen, und dieſer redete ihn nun folgendergeſtalt an: „Lieber Freund! ich befinde mich, ohne mein Verſchulden, in einer traurigen Lage. Ich habe eben ſo mächtige, als boshafte Feinde, welche mir nach dem Leben trachten. Euer ſeliger Schwiegervater hat mich einmal der augenſcheinlichſten Todesgefahr entriſſen, als ich nahe bei ſeiner Köhlerhütte im Walde überfallen wurde. Er beſorgte nachher, ehe er erkrankte, mehrere Aufträge für mich. Jetzt weiß ich Niemanden als Euch, den ich in ähnlichen Fällen gebrauchen könnte. Eure übrigen Eigenſchaften, die ich bereits kennen gelernt habe, laſſen mich mit Grund auch verſchwiegene Treue bei Euch erwarten. Ich bitte Euch deßwegen, mir einen großen Dienſt zu erweiſen. Eure Mühe wird reichlich belohnt werden. Ihr ſollt eine Reiſe für mich machen, die wenigſtens vierzehn Tage dauern wird. Der Poſt darf ich keine Briefe vertrauen; darum ſollt Ihr mir ein Schreiben an eine gewiſſe Dame tragen und mir ihre Antwort zurück bringen. Sie wohnt zu Z** im .....rlande,

und heißt ***. Ihr müßt aber höchſt vorſichtig ſeyn und den Brief auf das allerſorgfältigſte verbergen; denn es wäre wohl möglich, daß man auf den Gedanken käme, Ihr wäret von mir geſchickt und Euch deßhalb genau unterſuchte. Die Umſtände heiſchen, daß Ihr Euch augenblicklich auf den Weg macht. Bis Ihr wiederkommt, werde ich mich hier verborgen halten, dann aber muß ich dieſe Gegend auf immer verlaſſen. Gott ſey mit Euch! Gefahr iſt bei dieſer Reiſe nicht, wenn Ihr nur vorſichtig und verſchwiegen ſeyd.

Konrad war ſogleich fertig; nur bat er, ſeiner Hildegard den nöthigen Aufſchluß über ſeine ſo plötzliche und lange Abweſenheit zu geben. Dies wurde ihm zugeſagt, und nach einigem Ueberlegen fand man, um auch dem leiſeſten Verdacht auszuweichen, für's Beſte, dies ihrem gemeinſchaftlichen Freunde und Konrads neuen Vetter, dem Vorſteher Warnefeld in Leitbach, zu übertragen. So war denn Alles beſorgt, und Konrad wanderte gegen Mitternacht aus dem Pfarrhauſe. Ohne den mindeſten Anſtoß kam er an Ort und Stelle, übergab ſeinen Brief, und brachte am fünfzehnten Tage eine Antwort zurück.

Noch war der Doktor in der Pfarrwohnung zu Kornhauſen. Konrad überreichte ihm den Brief. Haſtig öffnete er denſelben, durchlief ihn und ſagte: „Wahrlich, hier zeigt ſich Gottes Finger. Nie hätt' ich dasjenige für möglich gehalten, was dieſes Schreiben ankündigt..... Ich hoffe, wir ſehen uns wieder; jetzt aber muß ich auf der Stelle fort."

Salzheim und Konrad blickten ihn traurig an, halfen ihm jedoch, ohne das Mindeſte gegen ſeinen

Entſchluß einzuwenden, das herbeigeholte Felleiſen packen. Noch wurde ein Bote abgefertigt. Mit der Dämmerung fand ſich ein wohlgekleideter junger Menſch nebſt zwei Pferden ein. Der Mantelſack wurde aufgeſchnallt und mit dem Schlage zehn die Reiſe angetreten. Schon ſaß der Doktor zu Pferde — da reichte er ſeinen beiden Freunden noch einmal die Hände und ſagte mit feſter Stimme: „Mein Weg iſt rauher, als der Eurige. Doch werden ſie noch einmal zuſammenlaufen, und dann — ſehen wir uns wieder." Er bog um die Ecke; die Zurückgelaſſenen aber redeten noch lange von ihm, und oft glänzte dabei eine Thräne in ihren Augen.

Das Nöthigſte, was Konrad am folgenden Morgen zu thun hatte, war — ſeine Hildegard zu beſuchen.

Er fand ſie heiter und ſeiner Ankunft innig froh. Sie blühte wie eine Roſe im Frühthau, wenn der erſte Sonnenſtrahl ſie küßt und würziger Duft ihrem Kelche entſteigt. Der Athem der reinſten jungfräulichen Liebe wehte dem Erſehnten entgegen. Eben arbeitete ſie an ihren Hochzeitkleidern, wobei ihre Freundin treulich half. Dieſe ſollten ſie bis an ihr Ende bei feſtlichen Gelegenheiten und an Communiontagen ſchmücken. Noch war in dieſer Gebirgsgegend jene thörichte Modeſucht nicht eingeriſſen, welche, zumal ſeit einigen Jahren, auch die Weiber und Töchter des Landmanns angeſteckt hat und den Wohlſtand der Familien vollends zu zerrütten droht. Alles wurde eben ſo feſt und dauerhaft, als fein und ſauber gearbeitet. Die dortige Tracht hat etwas Eigenthümliches, aber höchſt Gefälliges. —

Konrad und Hildegard ſaßen bei einander, ſprachen von ihrem Finden, von ihrer Liebe, von

ihren Planen für die Zukunft. Eine Stunde verfloß nach der andern. Als er endlich wieder weggehen wollte, erbot ſich Hildegard, ihn eine kleine Strecke Weges zu begleiten. Traulicher öffneten ſich ihre Herzen; ſie beſtimmten den Tag ihrer ewigen Vereinigung und beredeten ſich über die Anſtalten zu demſelben. Jetzt aber mußte man ſcheiden. Konrad wandelte langſam auf dem wenig betretenen Fußpfad dahin, freute ſich ſeiner Braut und ſeines neuen Wirthſchaftsplans, über deſſen zweckmäßigſter Ausübung er brütete. Ach! er dachte nicht daran, wie oft unſre menſchlichen Freuden vergällt, unſre beſten Entwürfe vereitelt, wenigſtens auf ſpätere Zeiten hinausgeſchoben werden. Schon trat er in das Thor des Pfarrhofes und wollte Salzheim, der mit verſchränkten Armen und zweifelhafter Miene da ſtand, einen freundlichen guten Abend! bieten, als dieſer haſtig auf ihn zuſchritt und mit einem halbſtrafenden Tone zu ihm ſagte: „Konrad, Konrad, was hab' ich hören müſſen! Die Köchin Eures väterlichen Pachtherrn hat auf Euch bekannt. Heut' Mittag habe ich einen Befehl vom Oberconſiſtorium erhalten: ich darf Euch nicht copuliren.“ Konrad wankte, ward blaß und ſank auf einen Stuhl, an dem des Pfarrers Kinder geſpielt hatten. Einige Augenblicke ſaß er ſchweigend; ſeine Bruſt arbeitete; er ſchien von einem Fieberfroſt geſchüttelt zu werden. Plötzlich überzog hohe Röthe ſein Angeſicht; er ſprang auf und rief: „Nein, das iſt zu arg! — Solch' eine Bosheit! — Ich muß fort und......“ Schon war er zum Thore hinaus. Salzheim lief ihm nach, ergriff ihn beim Arm und ſagte bewegt: Freund, übereilt Euch nicht! Bleibt hier! Wenn Ihr unſchuldig ſeyd....... „Unſchuldig?“ rief Konrad eben

ſo laut als haſtig. „Unſchuldig? und daran zweifeln Sie?“ — Ruhig! erwiederte der Pfarrer; kommt zu Euch, Ihr ſeyd von Euch ſelbſt.

Konrad. Da ſollte auch Jemand gelaſſen bleiben?

Salzheim. Wir wollen vernünftig von der Sache reden. Ganz wahrſcheinlich kam mir die Ausſage der Köchin freilich nicht vor. Ihr hattet mir von dem Plan des Edelmanns und Eures Vaters, Euch mit jener Perſon zu verheirathen, erzählt. Dagegen aber — wir ſind Menſchen, die Gelegenheit.....

Konrad. Um Gottes willen! bringen Sie mich nicht um meinen Verſtand! Ja, die Gelegenheit kann einen Menſchen zu ſolch' einem Fehltritt verleiten. Verſpricht er ſich dann aber noch mit einer Hildegard — dann iſt er kein Menſch mehr, ſondern ein Teufel.

Salzheim. Stark, aber wahr! Konrad, ich glaub' es, Ihr ſeyd unſchuldig! — Gott Lob und Dank!

Konrad (heftig). Freilich bin ich unſchuldig..... Nur die arme Hildegard! wenn ſie es erfährt; und dann — meine Ehre!

Salzheim. Die wird ſchon zu retten ſeyn. Traut auf Gott und ſeyd nicht voreilig. Mit dem heutigen Boten erhielt ich zugleich einen Brief von unſerm lieben Doktor. Er hat ihn ein paar Meilen von hier in einem Gaſthofe geſchrieben und bittet mich, an ſeiner Stelle Hildegards Vormund zu werden. Dies hatte er mir in der Eile zu ſagen vergeſſen. Morgen früh wollen wir zu Eurer Braut gehen, ihr die andre leidige Geſchichte auf das Glimpflichſte beibringen, und in ihrer Gegenwart die ferneren Schritte verabreden. —

Unſer Freund war nun ruhiger und geduldete ſich.

Aber kein Schlaf kam in ſeine Augen. Kaum fing der Morgen an zu grauen, da wandelte er ſchon unter den Linden vor dem Pfarrhauſe auf und ab. Auch Salzheim hatte der Ruhe wenig genoſſen. Auf Rettung ſeiner Lieblinge hatte er gedacht; mehrere Mittel dazu waren an ſeinem hellen Verſtande vorübergegangen; nur wollte keines derſelben ihm völlig genügen. Beide machten ſich indeſſen auf und gingen, unter dem Geläute der Frühglocke, Waldſcheidt zu.

Hildegard, reinlich, leicht und züchtig gekleidet, ſtand eben an der Quelle, welche in ihrem Hofe unter alten, hohen Eichen mit lautem Geplätſcher hervorſprudelte. Das klare, kalte Waſſer ſchien ihre Reize erhöht zu haben. Heiter, wie der Maimorgen, hüpfte ſie den Beſuchenden entgegen, umarmte ihren Bräutigam, und drückte dem lieben Herrn Pfarrer mit einem freundlichen Willkommen! die Hand. Dann trat ſie lächelnd vor Konrad hin, ſtrahlte den hellſten braunaugigten Blick in ſeine blaue Thränenaugen und ſagte mit ruhiger Stimme: „Wie, Lieber! Du weinſt? Haſt Du auch ſchon von der tollen Geſchichte gehört? Komm!“ Sie nahm ihn unter den Arm. — „Wir wollen ins Haus gehen; unter Gottes ſchönem Himmel muß man von ſo garſtigen Sachen nicht reden, er möchte roth darüber werden. — Kommen Sie, Herr Paſtor! Der Vetter von Leitbach iſt auch dieſen Morgen ſchon gekommen und in der Stube.“

Alle drei gingen Hand in Hand. Unter der Hausthüre trat ihnen der Vetter entgegen, die graue wollene Mütze, welche er zu tragen pflegte, in ſeiner Rechten. „Guten Morgen, Herr Prediger! — Ei guten Morgen, Vetter Konrad! fuhr er im wohl-

wollendſten Tone fort: ſey geſcheidt und laß es bei Einer!“

Konrad. Vetter, Vetter! keinen Spaß! — Mit ſo etwas läßt ſich nicht ſcherzen. Wie ich merke, wißt Ihr um die abſcheuliche Verläumdung. Bei all' meiner Unſchuld aber begreiſe ich nicht, wie Ihr und Hildegard ſo ruhig, ſo gleichgültig davon ſprechen könnt.

Hildegard. Konrad! hätte ich Dich nicht am Sterbebette meines guten Vaters geſehen, — ich würde es nicht können. Dort aber hätteſt Du nicht mit jener Seelenruhe ausgehalten, wenn Dein Gewiſſen Dir wegen eines ſolchen Vergehens Vorwürfe gemacht hätte: das weiß ich.

Der edle Jüngling fiel ſeiner Braut um den Hals und ſagte: „Hildegard, Du biſt ein Engel! Wär' ich ſchuldig, und hätt' ich Dich auch bis auf dieſen Augenblick betrogen — von jetzt an könnt' ich es nicht mehr.“ Hildegard richtete ſeinen Kopf ſanft empor, ſtrich ihm ſein blondes, lockigtes Haar von der Stirne und berührte ſie mit ihrem ſchönen Munde. Paſtor Salzheim ſtand da; ſeine Augen wurden feucht; er klopfte dem Vetter auf die Schulter, und Beide richteten ihre Blicke zum Himmel.

Mittlerweile war Hildegard in die Kammer geſprungen; ſie kam mit zwei Briefen zurück, wovon der eine erbrochen, der andere noch verſiegelt war. Beide gab ſie Konraden und ſagte: „Da, Lieber, lies und ſey ruhig!“

Konrad las den aufgebrochenen zuerſt. Er lautete alſo:

Lieber Konrad, gute Hildegard!

Durch einen Zufall erfahre ich ſo eben ein Bubenſtück, das die Hölle nicht giftiger ausſinnen konnte.

Man will Euer Glück zerſtören. Seyd aber nur ruhig und geht mit Ueberlegung zu Werke. Gott wird — wie ich feſt glaube — die Ränke der Bosheit öffentlich zu Schanden machen. Vor allen Dingen, lieber Konrad! erbiet' Dich nicht zum Eide. Von Deiner Unſchuld würdeſt Du dadurch die Welt nicht überzeugen; Du kämſt wohl gar in den Verdacht, falſch geſchworen zu haben. Thut, was Euch die Vorſehung an die Hand gibt, und berathet Euch in allen Stücken mit unſerm lieben Paſtor Salzheim.

Ewig Euer Freund

Dr. Chriſt. Verenborg.

Mächtig wirkten dieſe Zeilen auf Konrad. Er reichte den Brief dem Pfarrer, erbrach den andern und las auch dieſen laut vor, ohne jedoch die Fehler deſſelben bemerkbar zu machen:

„Keſtallten du ein Gottloſer, ungeſchammer und litterlicher Kerl biſt, und mit der Gundel zu thun haſt, und immer kſcheider und frömmer ſeyn willſt, als dein Fatter, ſo will das Konſchdorium dich mit der Kölerſchen nicht kobbeliren, und du ſollſt nu die Gundel heuraden. Mach nur nit, daß ich dich mit dem Spanſche Rohr holen thue.

Vincenz W.“

Konrad war ein guter Sohn. Er ſpottete ſeines Vaters nicht, wie ſo mancher es thut, der den ſauren Schweiß ſeiner Eltern auf der hohen Schule verpraßt. Er ſteckte den Brief in die Taſche, ließ ſich Papier und Dinte geben und antwortete:

„Lieber Vater!

Da ich überzeugt bin, daß Ihr Euch einſt von Herzen darüber freuen werdet, wenn ich jetzt meine Hildegard und nicht die Adelgunde heirathe, ſo halt' ich es für meine Pflicht, Euch diesmal nicht

zu folgen. Ich erſpar' Euch dadurch bittere Reue, welche gewiß nicht ausbleiben würde, und bereit' Euch zugleich, wie geſagt, eine große Freude. Ihr werdet hieran erkennen, daß ich wirklich bin

Euer liebender Sohn

Konrad W."

Das Billet wurde geſiegelt und der Vorſteher Warnefeld übernahm die Beſorgung. Er wollte ſelbſt, wie er ſich ausdrückte, an Ort und Stelle kundſchaften, wie die Sache eigentlich ſtehe, und wie man es am beſten anzufangen habe, um den boshaften Plan zu vereiteln. Konrad blieb die Zeit über beim Pfarrer; Hildegard aber ſetzte mit fröhlichem Sinne die Arbeiten fort, welche ihr neuer Stand erforderte.

Der Vetter von Leitbach — denn ſo nenn' ich ihn am liebſten — zog, ſobald er nach Hauſe kam, ſeinen ſchönen blauen Rock an, warf einen feinen, ſchneeweißen, leinenen Kittel darüber, ſetzte ſeinen runden, zierlichen Hut, von einem Sammtbändchen mit blitzender Steinſchnalle umgürtet, auf das ſchwarze, krauſe Haar, ſtopfte ſeinen großen maſernen Pfeifenkopf mit ächtem Wilhelm-Stein-Taback, nahm dann ſeinen ſchwarz und gelben Dornenſtab, und wanderte das Thal hinab, dem Ritterſitze Haſenſtein zu. Gegen Abend langte er dort an, und kehrte — nicht bei Vincenz dem Pächter, ſondern in einem einſamen Kruge an der Landſtraße ein. Dieſer lag ungefähr zwei Büchſenſchüſſe von der Burg entfernt. Einige Bauern unterhielten ſich bei einer Kanne Bier von den Neuigkeiten der Gegend. Der Vetter merkte bald, daß es nicht ſchaden könnte, wenn er fleißig zuhörte. Er ließ ſich alſo auch einen Trunk reichen, ſetzte ſich an einen andern Tiſch allein und

blies Wolken aus ſeiner Pfeiſe. Dem Anſchein nach bekümmerte er ſich nicht im Geringſten um dasjenige, was von der übrigen Geſellſchaft verhandelt wurde.

„Haſt Du nichts davon gehört, Chriſtoph? Die Köchin ſoll ganz melancholiſch ſeyn.

Chriſtoph. Freilich hab' ich's gehört. — Es iſt aber doch auch kein Wunder, zumal wenn es wahr iſt, daß ſie ſchon Eins umgebracht hat. Doch, Hanspeter, — iſt der alte Vincenz vollends toll und raſend geworden, daß er ſeinem braven Konrad eine ſolche ſchlechte Dirne an den Hals zwingen will?

Hanspeter. Sprich mir nicht von dem Menſchen! Der thut alles, was der gnädige Herr ihm zumuthet. Seel' und Seligkeit verkauft er um eine Linſenſuppe. — Wär' ich aber Konrad; ich wüßte, was ich thät'.

Chriſtoph. Na! laß hören!

Hanspeter. Ei, ich ließ ſie an's Gericht zitiren, ſtellte mich ihr dann dicht gegenüber und ſagte: Gundel! ſieh' mich einmal ſcharf an, ſo recht in meine Augen, und gib Acht, denn ich will dich kat'cheſiren. Ich wette, ſie könnte kein Aug aufſchlagen. Leichtſinnig iſt ſie, aber nicht frech.

Chriſtoph. Nein, das iſt ſie nicht. Sie kann zu Zeiten fromm ſeyn; denn wenn unſer Paſtor in der Zueignung ſo recht keiſt und auf die Kanzel ſchlägt — dann weint ſie oft, daß ſie ſchluchzt. Unbegreiflich aber iſt es mir, warum der Konrad ſo ſtille ſitzt.

Hanspeter. Er mag ſeine Urſachen haben; denn geſcheidt iſt er. — Sollte es aber wohl wahr ſeyn, daß ſie ſchon Eins umgebracht hat? Man erzählt es, doch den eigentlichen Grund weiß ich nicht.

Chriſtoph. Nun, den weiß ich eben ſo wenig. Aber denk'! vor Kurzem hat ſich etwas Sonderbares zugetragen. Hier im Hauſe logirte eine fremde Frau. Sie kam weit her, hat aber eine Stunde von uns eine Tochter wohnen, und die wollte ſie beſuchen. Dort iſt ſie wirklich auch noch jetzt. Die Frau erzählte unter anderm: ſie ſey einmal des Nachts mit verbundenen Augen in einer Kutſche weit weggeholt worden. — Sie iſt eine Hebamme. — Als man ihr endlich das Tuch von den Augen genommen habe, da ſey ſie in einem ſchönen Zimmer und bei einer jungen Frauensperſon geweſen, die da niederkommen ſollte. Sie habe ihr treulich beigeſtanden, und als es vorüber geweſen, habe die Mutter ihr Kind, unter einem Strom von Thränen, an die Bruſt gedrückt. In der folgenden Nacht ſey ein Herr gekommen, habe das Kind vom Bett genommen, ſey damit in ein anderes Zimmer gegangen — und......

Hanspeter. Sag' nichts weiter! Ich kann es nicht anhören; mich ſchaudert.

Chriſtoph. Die Mutter war darüber aufgebracht, hatte ein klägliches Geſchrei erhoben......

Hanspeter. Schweig! ich bitte Dich.

Chriſtoph. Als jene fremde Frau nun hier logirte, da geht ſie des Morgens früh in den Schloßgarten, um einiges Obſt für ihre kleine Enkel zu kaufen, und ſieht da — Ihn und Sie.

Hanspeter. Ei, du lieber Herr! Ja, das glaub' ich, daß das der Adelgunde im Kopf herum geht.

Chriſtoph. Biſt ein Narr! Die Hebamme hat im Garten kein Sterbenswort geſagt. Und jene Bei-

den waren ſo ſehr in ihr Geſpräch vertieft, daß ſie die Fremde gar nicht einmal zu bemerken ſchienen.

Hanspeter. Aber doch außer dem Garten hat die Frau etwas geſagt, ſonſt wüßteſt Du es nicht. Und das hat Gundel gewiß wieder erfahren. Sie hat denn doch das Kind nicht umgebracht, ſondern Er.

Chriſtoph. Ja ſo! das wohl. — Es läuft am Ende auf Eins hinaus.

Hanspeter. Nein, Chriſtoph, das thut es nicht. Die arme Gundel dauert mich. Sie war immer ſo hübſch, ſo freundlich, ſo ganz ohne Stolz bei ihren ſchönen Kleidern. Sie gab jedem Armen, der ſie anſprach. Aber der alte, tückiſche Sünder......

Jetzt glaubte der Vetter von Leitbach genug zu wiſſen. Er ſtand auf, zog ſeinen leinenen Kittel aus und ging in die Burg, wo man bereits geſpeiſt hatte und alles ſtille war. Er fragte nach Adelgunden, wurde in die Küche gewieſen, und traf ſie bei einer kleinen weiblichen Arbeit. Freundlich grüßte er ſie und ſagte: „Liebe Adelgunde! ich wollte wohl gerne ein Wörtchen allein mit Ihr reden.“

Adelgunden kam Geſicht und Stimme des Fremden bekannt vor, doch wußte ſie ſich ſeiner nicht deutlich zu erinnern. Sie bemerkte ihm dies, führte ihn in ihr Zimmer und hob dort den müden, rothgeweinten Blick mit ſchüchterner Miene zu ihm auf.

Der Vetter. Ich bin der Vorſteher Warnefeld von Leitbach, und habe ehedem den ſeligen Hofmeiſter der jungen Herrſchaft ein paarmal beſucht.

Adelgunde. Der gute, gute Mann! — Ach ja, ich erinnere mich, Ihr ſeyd auf dem Schloß geweſen. Aber — was wollt Ihr von mir?

Der Vetter. Ich bin ein naher Verwandter von Konrads Braut, der Jungfer Hildegard

Kron zu Waldſcheidt. Du haſt bei ſeiner Heirath Einſprache gethan, und ich bin hier, um darüber vernünftig mit Dir zu reden. So viel will ich Dir vorab zur Warnung ſagen: mir dünkt, Du hätteſt ſchon genug auf Deinem Gewiſſen, und brauchteſt ihm nicht noch mehr aufzubürden.

Adelgunde. Lieber Gott! ich bin ja an dem Allem nicht ſchuld. Ich bin in der Gewalt des gnädigen Herrn und des alten Vincenz. Was die wollen, das muß ich armes Geſchöpf thun (bitterlich weinend). Hätte ich nur Jemand, der ſich meiner annähme!

Der Vetter. Was wollteſt Du dann?

Adelgunde. Immer ſchwebt mir der Tod vor den Augen. Es iſt mir, als ob ich bald ſterben müßte. (Schluchzend) O Gott! Gott! — wie werd' ich in deinem Gericht beſtehen?!

Der Vetter. Arme, liebe Adelgunde! dafür iſt noch Rath. Du mußt aber vorerſt thun, was an Dir iſt.

Adelgunde. Ach, ſagt mir's! — Alles, alles will ich thun!

Der Vetter. Iſt etwas an der Geſchichte, welche die Hebamme in hieſiger Gegend erzählt?

Adelgunde (mit blaſſem Entſetzen). Welche Hebamme?

Den Vetter von Leitbach dauerte die Arme; faſt bereute er es, die Sache erwähnt zu haben. Allein — er hatte davon angefangen, und mußte alſo auch fortfahren.

Der Vetter. Die vor ein paar Jahren, an einem gewiſſen Ort, einer gewiſſen Perſon in der Noth beiſtand. Ein gewiſſer Herr kam, ging mit dem Kind in ein Nebenzimmer ....

Laut auf ſchrie Adelgunde; krampfhaft faßte ſie den Arm des Vorſtehers. „Gott im Himmel!“ keuchte ſie. „Ich muß fort — fort! Ich muß — alles ſagen, was ich weiß. — Wo iſt die Fremde? ich muß zu ihr.“

Der Vetter gerieth in Angſt; ihm war bang vor Aufſehn, vor Lärm im Schloſſe. „Sachte, ſachte, Adelgunde!“ erwiederte er, und drückte ihr liebreich die Hand. „Wir müſſen das Ding klug anfangen. Du mußt gleich, aber in aller Stille, fortgehen. Du kennſt die hohe Hecke, welche aus dem Felde auf das Wirthshaus zuläuft. Dort verſtecke Dich. Ich will derweil ins Wirthshaus gehen und mich erkundigen, wo die Frau iſt. Wir ſuchen ſie dann noch in dieſer Nacht auf, und........

Adelgunde unterbrach ihn: „Fort nur, fort aus dieſer Hölle! Es brennt mir unter den Füßen.“ Sie trieb ihn weg.

Der Vetter mußte an Vincenz Wohnung vorbeigehn. Jetzt fiel ihm der Brief ein, den er zu beſtellen hatte. Der Alte ſtand in der Hausthür und rauchte ſeine Pfeife; er machte große Augen, als er den Mann ſah.

Der Vetter. Guten Abend, Vincenz! da iſt ein Brief von Eurem Konrad.

Vincenz (indem er ihn annimmt). Nun, was macht Ihr denn hier? Warum ſchickt Ihr mir den Konrad nicht? — Aber ich will ihn wohl herbringen.

Der Vetter. Mit dem Herbringen hat es eben keine Noth. Wo man aber den Einen oder den Andern hinbringen wird? das iſt wohl jetzt die Frage. — Gute Nacht, Vincenz! —

Bei aller Ruhe und Feſtigkeit, welche der Vetter

von Leitbach äußerlich zu zeigen bemüht war — klopfte ihm gleichwohl das Herz wie ein Hammer; doch was wollte er machen? Er ging alſo in den Krug, erkundigte ſich behutſam und ohne Verdacht zu erregen, nach dem Aufenthalte der fremden Hebamme, und als er den wußte, bezahlte er, eilte zur Hecke, faßte Adelgunden beim Arm und wanderte nun mit ihr in der ſtillen, heitern Sommernacht dem Walde zu.

Nach und nach wurden beide ruhiger und überlegten, was zu thun ſey? Zur Hebamme zu gehen — war nicht rathſam. Würde Adelgunde auf der Burg vermißt, ſo erinnerte man ſich — dies war voraus zu ſehen — des Vetters von Leitbach; man fragte im Wirthshaus nach ihm; man erfuhr, daß er ſich nach der Hebamme erkundigt habe, und was dann der gnädige Herr alles wagen würde, das ließ ſich mit Gewißheit aus ſeinem Charakter ſchließen. Das arme Mädchen zitterte bei der bloßen Vorſtellung. Beide kamen alſo darin überein, ſich nach Harſchfeld an das dortige fürſtliche Oberamt zu wenden und bei ihm Schutz zu ſuchen. Warnefeld kannte den daſigen rechtſchaffenen Beamten. In einer Stunde waren ſie an Ort und Stelle. Adelgunde fürchtete ſich im Gaſthofe zu bleiben; ſie gingen alſo, wiewohl es bereits Mitternacht war, nach dem Amthauſe. Der Oberamtmann hörte ſtark ſchellen, befahl ſeinem Bedienten zu öffnen, warf ſich, als er des Vorſtehers Namen erfahren hatte, in den Schlafrock und kam herunter. Mit Unwillen und Erſtaunen vernahm der Biedermann des Vetters gedrängte Erzählung, welche Adelgunde unter einem Strom von Thränen bekräftigte. Er ließ etwas zu eſſen reichen und ſodann jedem ein

Zimmer anweiſen, um den Reſt der Nacht auf demſelben zu verbringen. Zugleich aber mußte der Amtsbote auf der Stelle wegreiten und die Hebamme abholen. Hinter ihm auf dem Pferde ſitzend, kam ſie des Morgens gegen fünf Uhr ſchon an. Eine Stunde ſpäter ſaß der wackere Beamte mit dem Gerichtsſchreiber auf der Verhörſtube. Da ſtand der Vetter aus Leitbach mit Adelgunde, und dort — trat die Hebamme herein. Daß die beiden Frauensperſonen ſich kannten, verrieth der erſte Augenblick. Sie erzählten, jede einzeln und in Abweſenheit der andern, die ſchreckliche Geſchichte mit der genaueſten Uebereinſtimmung. Adelgunde betheuerte dabei feierlich, daß ſie nie, auch nur einen entfernten Umgang mit Konrad gehabt habe. Ihr Herr ſey es ganz allein, der ſie in dies Unglück geſtürzt hätte. Durch Verſprechungen und Drohungen habe ſie dieſer, unter Vincenzens Beiſtand, dahin gebracht, Konraden anzugeben.

Dies Protokoll löste der Vetter aus. Der Oberamtmann aber verſprach ihm, dafür zu ſorgen, daß das Kopulationsverbot ſogleich vom Konſiſtorium aufgehoben würde.

Die Freude beflügelte Warnefelds Schritte. Auf ſeiner einſamen Wanderſchaft dankte er Gott, daß ſein Plan gelungen war, ein Plan, den er raſch entworfen, aber — wie er ſich ſelbſt geſtehen mußte — nicht hinlänglich geprüft hatte. So wenig Ruhe gönnte er ſich unterwegs, daß er noch zeitig genug in Waldſcheidt eintraf, um ſeine Nichte noch dieſen Abend mit der frohen Nachricht zu überraſchen. Von hier aus wurde auf der Stelle ein Bote nach Kornhauſen geſandt, mit dem der Paſtor Salzheim und Konrad durch die Kühle des Abends herüber

wandelten. Das ſchöne Gefühl, welches dieſen klei-
nen Kreis guter Menſchen beſeelte, würde durch
jede Beſchreibung entweiht werden. Kurz, Alles
kam wieder in ſein voriges Gleis: das Konſiſtorium
hob ſein Verbot auf, Konrad wurde mit ſeiner
Hildegard auf ewig verbunden, und fühlte ſich
in ihrem Beſitz namenlos glücklich. — Der gnädige
Herr zum Haſenſtein wurde von der Gerechtig-
keit verfolgt und geängſtigt. Bald ſah er keinen
andern Weg, ihrer Rache und der damit verbunde-
nen Schande zu entgehen, als indem er das Recht
über Leben und Tod an ſich ſelbſt ausübte. Er
wählte ihn und erhängte ſich in dem nämlichen
Zimmer, wo er Adelgundens Tugend und ſein
Kind gemordet hatte. Vincenz blieb noch eine
Weile, was er geweſen war, nur mußte er die
Gewalt des ſpaniſchen Rohrs allein auf ſeine arme,
geduldige Frau einſchränken. Doch nicht lang über-
lebte ſie die eben erzählten Begebenheiten. Nach
einem halben Jahr wurde ſie durch eine kurze Krank-
heit aus dem Joche geſpannt, welches ſie mit eben
ſo viel Sanftmuth, als Standhaftigkeit getragen
hatte. Der einzige Wunſch, den ſie hegte, war
der, ihren Sohn und ſeine Gattin zu ſehen, und
vor ihrem Abſchiede zu ſegnen. Vincenz verwei-
gerte es mit ſtürmiſcher Hartnäckigkeit. Der junge
Herr von Haſenſtein hatte nur den Tod des
Biederweibes abgewartet; jetzt aber ſchleuderte er
Blitz auf Blitz auf Vincenzens grauen Scheitel.
Der Gründe und Urſachen fand er nur allzu viele,
den alten Starrkopf mit leerem Beutel und von
Allem entlößt von ſeinem Gute fortzujagen. Vin-
cenz verlor ſich; alle Mühe ſeines braven Sohnes
und der Obrigkeit war vergebens; nirgends konnte

man ihn aufſpüren. Lang währte Konrads Trauer. Mit offnen Armen hätte er ſeinen Vater empfangen, ſelbſt wenn er mit aufgehobenem Rohr zu ihm gekommen wäre! — Adelgunde beharrte in ihrer Reue und verbrachte die Tage in ſtiller Wehmuth. Hierauf wurde Rückſicht genommen. Man führte ſie in ein Stift, wo ſie gut aufgehoben war; bald aber ging ihre Ahnung in Erfüllung. Sie ſtarb, und das Kind der Schmerzen folgte ihr in wenigen Stunden nach. Man legte es im Sarge ihr in den Arm an das Herz, das um ſeinetwillen von ſo manchem peinlichen Gefühl war beſtürmt worden. Jetzt waren ſie beide geborgen, und der Ewige wird noch erbarmender gerichtet haben, als die Menſchen.

Ich erzählte dies Alles in einer Folge, um mich nun lediglich mit Konrads neuem Wirkungskreiſe beſchäftigen zu können.

Schon ſeitdem er mit Hildegard verſprochen geweſen war, hegte er den ächt patriotiſchen Gedanken, durch Verbeſſerung der Landwirthſchaft — er kannte ſie aus dem Grunde und liebte ſie leidenſchaftlich — dem ganzen obern Theil des Herzogthums eine neue Quelle des Wohlſtandes und des Glückes zu öffnen. Er ſelbſt wollte mit einem guten Beiſpiel vorgehen, und die Uebrigen dadurch um ſo ſicherer zur Nachfolge reizen. Den Anfang machte er damit, daß er ſeine Wieſen in den beſten Stand ſetzte, und ihnen auf dieſem Wege doppelten Ertrag abgewann. Seine entfernten wüſtliegenden Brachäcker beſäete er nach und nach mit nützlichen Futterkräutern, theils mit Esparſette, theils auch mit Brennneſſeln. Ueber Letzteres ſpöttelten ſeine Nachbarn; er aber achtete deſſen nicht, ging ſeinen

Gang fort und war überzeugt, daß ſie ihm dereinſt folgen und ihm danken würden.

Sobald er reichlich mit Futter verſehen war, ſuchte er Schweizervieh zu bekommen. In ein paar Jahren hatte er einen Stall voll Viehes, der im ganzen Herzogthum ſeines Gleichen ſuchte. Ueberhaupt brachte er es in wenigen Jahren ſowohl im Ackerbau als in der Viehzucht zu einer ſolchen Vollkommenheit, daß auch allmählig die Spöttereien der Nachbarn verſtummten. An den Sonntagen gingen ſie nach Konrads Wieſen und Feldern, beſahen ſie und kratzten ſich dann hinter den Ohren. Unſer Freund hielt ſich ſo lange ganz ſtill, bis er merkte, daß die Spannung aufs Höchſte geſtiegen war. Nun erſuchte er an einem Sonntage ſämmtliche Hausväter der Gemeinde, ſich in ſeiner Wohnung einzufinden. Sie kamen, bewunderten die Reinlichkeit und Ordnung, welche allenthalben herrſchte, und äußerten laut den Wunſch, daß ihre Wirthſchaft doch auch auf einen ſolchen Fuß kommen möchte. Als die erſte Aufwallung vorüber war, hielt ihnen Konrad eine kurze, aber warme und herzliche Rede. Er ſagte ihnen: „ſie könnten nun an ſeinem Beiſpiel ſehen, was beſſere, vernünftige Landwirthſchaft wirke; ihnen allen ſey das Nämliche zu erreichen möglich, was ihm unter Gottes Beiſtand gelungen ſey. Gern wolle er ihnen ſeinen Rath ertheilen, wenn ſie denſelben nur zu befolgen geneigt wären.“ Ein allgemeines, freudiges Ja! war die Antwort. Konrad empfand darüber das reinſte Vergnügen, äußerte es, und that den Vorſchlag, ſich alle Sonntage nach geendigter Predigt zu verſammeln. Man wollte ſich alsdann über Wirthſchafts-Gegenſtände unterreden, und er werde dabei

einem jeden mit ſeinem beſten Rath an die Hand gehen.

Herrliche Früchte trug dieſe Einrichtung. Alles freute ſich auf den Sonntag, und die Woche hindurch bemühte man ſich, das Gehörte anzuwenden. Groß und Klein wurde von einer ſolchen Thätigkeit, von einem ſolchen Wetteifer belebt, daß das ganze Dorf nebſt ſeiner Gemarkung ſchon in ein paar Jahren auf dem Wege war, in ein Paradies verwandelt zu werden.

Es war nicht anders möglich, auch die umliegenden Ortſchaften mußten auf Konrad und ſeine Waldſcheidter aufmerkſam werden. Bald fand ſich dieſer, bald jener in den ſonntäglichen Zuſammenkünften ein, hörte den Unterredungen zu, und beſah ſodann die Ställe und Aecker, wo er alles dasjenige verwirklicht fand, was man als zweckmäßig und vortheilhaft anpries. Selbſt in ziemlicher Ferne ſehnte man ſich nach Konrads Unterricht.

Nach mancherlei Berathſchlagungen der Dörfer unter ſich wurde der Entſchluß gefaßt, daß jedes einzelne, Sonntag für Sonntag, einen verſtändigen Mann nach Waldſcheidt ſchicken ſollte, der dann das Abgehandelte ſeinen Nachbarn wieder mittheilen könnte. Dies geſchah. Man hätte glauben ſollen, ein neuer, guter Geiſt beſeele alle Einwohner des Oberlandes. Viel trug dazu der Umſtand bei: Konrad würzte ſeine Rathſchläge zum öftern mit religiöſen Ermahnungen, wobei ihm der treffliche Paſtor Salzheim, der, ſo oft er irgend konnte, den Zuſammenkünften beiwohnte, treulich an die Hand ging. Ein ſolches Wort, unter dieſen Verhältniſſen und in dieſer Hinſicht geredet, machte gewöhnlich einen tiefen und bleibenden Eindruck. Die

Bauern fingen an zu glauben, ein ächt chriſtliches Leben, Wohlthätigkeit und Gerechtigkeit ſey zum Emporkommen ihrer Wirthſchaft eben ſo nöthig, als verbeſſerter Landbau. Sie ſahen dies alles an Konrad und an Salzheim, und beide beſtärkten ſie mit vollem Rechte in dieſer heilbringenden Ueberzeugung.

Erlaubten es die Geſchäfte, ſo beſuchte Konrad auch von Zeit zu Zeit das eine oder das andre Dorf. Wußte man, daß er da war — flugs ſammelte man ſich zu ihm. Seine Erſcheinung war allemal das Zeichen zu herzlicher, ungeheuchelter Freude. Hildegard wirkte in ihrem Theile mit derſelben Uneigennützigkeit, mit demſelben Wohlwollen. Sie unterrichtete ihr Geſchlecht, und beſonders die heranwachſenden Mädchen, in den häuslichen Geſchäften, und las ihnen dabei nicht ſelten aus einem guten, Herz und Verſtand bildenden Buche vor. Mit einem Wort, dies edle Paar hatte das ſeltne Glück, Engel des Segens, nicht blos für die umliegende Gegend, ſondern für das ganze Oberland zu werden. Und was beinahe ſeltener iſt, ſie wurden als ſolche geſchätzt, geliebt. Das Größte von allem aber war dies: ſie blieben einfältig, demüthig bei ihrem Glück. Keine Spur von Luxus war um und an ihnen zu ſehen. Höchſte Reinlichkeit war ihre Mode; die Thränen des Unglücks, welche durch ſie getrocknet wurden, waren ihr Schmuck.

Als Konrad den Wohlſtand ſeiner Freunde begründet ſah, trat er mit einem Plane hervor, der ſeine Seele ſchon lang, der ſie in ihren ſchönſten Stunden beſchäftigt hatte. Dies war — Verbeſſerung der Schulen. Sie waren zu Waldſcheidt in einer eben ſo traurigen Verfaſſung, wie dies in den

mehrſten kleinen, armen Ortſchaften der Fall iſt. Unſerm Konrad wurde alles leicht, denn er beſaß das unumſchränkte Zutrauen ſeiner Mitbauern. Die Mittel zur Schulverbeſſerung fand er in den Gemeinwaiden. Da die Stallfütterung allenthalben eingeführt war, ſo blieben dieſe weitläuftigen Triften unbenutzt liegen. Konrad ſchlug daher in öffentlicher Verſammlung vor, dieſelben Stückweiſe zu verpachten, und mit dem Ertrag die Schulen zu fundiren. Er ſelbſt erbot ſich, einen beträchtlichen Theil derſelben zu übernehmen; der Vetter von Leitbach und andere große Eigenthümer folgten ſeinem Beiſpiel. In Zeit von einer Stunde war alles an Mann.

Nun berief man ſtehende geſchickte Lehrer; die Kinder beſuchten die Schulen eben ſowohl im Sommer als im Winter. Der Nutzen, welcher noch jetzt dadurch geſtiftet wird, iſt unbeſchreiblich.

Etwas ſpäter wurde auch eine beſſere Armenverſorgung zu Stande gebracht. In der ganzen Gemeinde ſah man keinen Bettler mehr. Ein paar alte gebrechliche Perſonen wurden in ein Haus zuſammengethan, und von den Bauern der Reihe nach mit Eſſen verſorgt. Der Küſter, ein ſehr biederer Mann, war Aufſeher der kleinen Anſtalt.

Der Beamte dieſer Gegend hatte Konrads und ſeiner Gattin Thun mit eben ſo viel Aufmerkſamkeit, als Wohlgefallen beobachtet, auch von Zeit zu Zeit deßhalb an die Landesregierung berichtet. Ungefähr zehn Jahre mochte unſer Freund gewirkt haben, als er unvermuthet vom regierenden Fürſten den Befehl erhielt, in der Reſidenz zu erſcheinen. Sie war fünfzehn Meilen von Waldſcheidt entfernt. Sogleich machte er ſich auf, und zwar zu Fuß, weil er dieſe Art zu reiſen allen andern vorzog. Am Abend des

dritten Tages langte er an, trat in einem guten Wirthshauſe ab, und meldete ſeine Ankunft. Bald nachher kam ein Bedienter von Hofe, der dem Wirth ſeinen Gaſt zur beſten Behandlung empfahl, und dabei erklärte, Seine Durchlaucht werde alles vergüten. Konrad aber brachte er den Befehl, ſich am andern Morgen zu einer beſtimmten Stunde im Schloſſe einzufinden.

Unſerm Freunde wurde denn doch etwas beklemmt, er wußte nicht, wo es hinaus ſollte. Daß man nichts Böſes mit ihm vorhabe, begriff er freilich. Und zudem — machte ihm ſein Gewiſſen keine Vorwürfe, welches in zweifelhaften und bedenklichen Lagen eigentlich die Hauptſache iſt.

Zur feſtgeſetzten Stunde ging Konrad am andern Morgen ins Schloß, und wurde ſogleich in den Audienzſaal geführt. Der Flügelthüre gegenüber ſtand der Fürſt, bekleidet mit Ordensband und Stern, von ſeinem ganzen Hofſtaat umgeben. Er war noch ein junger Herr, zählte etwa acht Jahre weniger als unſer Freund, und hatte in ſeiner Figur ſo wie in ſeinem Anſtand und Benehmen etwas ungemein Edles. Konrad war kaum über die Schwelle, — da trat ihm der Fürſt einige Schritte entgegen und ſagte mit freundlichem Lächeln: „Kommt näher, mein Freund! ich muß mich doch endlich einmal für die großen Dienſte erkenntlich bezeigen, welche Ihr dem Vaterlande und folglich auch mir geleiſtet habt.“

Konrad wollte antworten, aber der Hof ſchloß einen Kreis um ihn und um den Fürſten. Zugleich überreichte der Hofmarſchall Letzterem eine große goldene Medaille, welche an eine goldene Kette befeſtigt war. Auf der einen Seite ſah man das ſehr ähnliche Bruſtbild des Fürſten; auf der andern ſtan-

den die Worte: „Konrad dem Guten, des „Vaterlandes edelſtem Sohne gewidmet „vom Landesvater.“ Der Fürſt nahm die Kette, hing ſie Konrad um den Hals und ſagte: „Konrad der Gute! Herzlich dank ich Euch für alles dasjenige, was Ihr zum allgemeinen Beſten thatet und wirktet. Euch belohnen kann ich nicht. Das wird dort geſchehen, wo jede Edelthat ihre Vergeltung findet. Konrad war ſo erſchüttert, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte. Endlich rollten Thränen aus ſeinen Augen, und er erwiederte mit zitternder Stimme: „Gnädigſter Herr! es fehlt mir an Ausdrücken. Nehmen aber Ew. Durchlaucht das Gelübde zum Dank an, daß ich auch ferner mit Freuden Alles thun werde, was irgend in meinen geringen Kräften ſteht.“ — Er wurde nun am Hofe bewirthet, und ſodann in Gnaden entlaſſen.

Wir müſſen es als einen ſchönen, bemerkenswerthen Zug in Konrads Charakter anführen, daß die große, ihm zu Theil gewordene Ehre ſeinen einfachen, demüthigen Sinn auch nicht im geringſten veränderte. Er blieb wie er geweſen war, und dankte der Vorſehung, daß ſie ihn würdig gefunden hatte, ein Werkzeug in ihrer Hand zu ſeyn. Allenthalben ſprach man von der ihm wiederfahrnen Auszeichnung; man fand, daß ſie für den Fürſten eben ſo rühmlich ſey, als für unſern Freund. — — — —

Drei Wochen waren ſeit Konrads Rückkehr aus der Hauptſtadt verfloſſen — da ſah er, als er Abends, ziemlich ſpät, aus dem Felde kam, einen Mann vor dem Dorf am Wege ſtehen, deſſen ganzes Weſen den Stempel des fürchterlichſten Elends an ſich trug. So wie Konrad ſich ihm näherte, begann der Greis zu zittern. Endlich ſagte er mit bebender Stimme:

„Unſer Erlöſer hat kein Gleichniß von einem ver„lornen Vater erzählt. Aber doch wag' ich es, „komme zu Dir und ſage: Konrad, mein Sohn! „— ich bin nicht werth, Dein Vater zu heißen! „Mache mich nur zu einem Deiner Tagelöhner!!" — Wahrlich, es bedarf keines hohen Grads von Empfindſamkeit, um unſerm Freunde das Erſchütternde dieſes Auftritts nachzufühlen. Er ſtürzte ſeinem Vater an den Hals, weinte laut und ſprach: „Ach Gott! warum ſeyd Ihr ſo lange geblieben? Warum habt Ihr es ſo weit kommen laſſen?" — Mit Gewalt riß ſich der alte Vincenz aus ſeinen Armen und verſetzte: „Rühre mich nicht an: ich bin „ſehr unrein. — Ich konnte nicht eher kommen, „gönne mir nur eine Nachtherberge in einem Deiner „Ställe; dann will ich Dir alles erzählen." — Konrad vermochte vor Schluchzen kein Wort mehr zu ſagen; aller Unreinigkeit ungeachtet, nahm er ſeinen Vater am Arm und führte ihn in ſein Haus. Als dort der Alte das edle Weib, ſeine Schwiegertochter, die rothwangigten Knaben und Mädchen, ſeine Enkel, und all' den blühenden Wohlſtand ſah — da konnte er ſich nicht aufrecht halten; er ſank — in Konrads Arme? — nein! in die Kniee und wimmerte: „Nieder! nieder in den Staub! Laßt mich dem danken, der mir meine Schuld vergeben hat!" Er konnte nicht weiter und wurde ohnmächtig. Seine Kinder erquickten ihn; er wurde gereinigt, mit hinlänglicher Wäſche und Kleidern verſehen, und ihm nun ſein Platz oben am Tiſch im Lehnſtuhl angewieſen. Vincenz war ein ganz anderer Menſch geworden; er war die Freude ſeiner Familie, und blieb es bis an ſein Ende.

Wie aber dieſe Umwandlung geſchehen ſey? das

werden meine Leſer zu erfahren wünſchen. Ich will es in gedrängter Kürze erzählen.

Vincenz wurde, wie oben geſagt, durch den jungen Herrn von Haſenſtein von Haus und Hof vertrieben. Nichts blieb ihm übrig, als was er auf dem Leibe trug, und dann ſein — ſpaniſches Rohr, welche ihm der Edelmann aus Gnaden ließ, das er aber an Niemand mehr gebrauchen konnte. Betäubt wanderte er fort, ohne zu wiſſen, was er anfangen ſollte. Die paar Heller, welche er aus dem Sturm gerettet hatte, waren bald verzehrt. Soldat konnte er nicht wieder werden, denn dazu war er ſchon zu alt. Aus eben dem Grunde wollte ihn Niemand in Dienſte nehmen. Es blieb ihm alſo nichts übrig, als — zu betteln. Erſt verkaufte er noch ſein vielgebrauchtes Rohr, und ſchnitt ſich einen Bettelſtab aus den Hecken. Oft fiel es ihm wohl ein, zu ſeinem Sohn zu gehen; aber Stolz und Schaam ließen es nicht zu.

Ich übergehe die zahlloſen Demüthigungen, den vielfältigen Jammer, welchen der arme Mann erdulden mußte, und berühre nur dasjenige, was ſeinem Schickſal den Ausſchlag gab. Als er nämlich einſtens in einem Dorfe durchaus keine Herberge bekommen konnte und vom Bettelvogt hinausgeprügelt wurde — da trieb ihn wüthende Verzweiflung und nagender Hunger in die nahe liegende Waldung. Heidelbeeren ſollten ihn ſättigen; unter einem Strauche wollte er ruhen. Eine ziemliche Weile war er fortgegangen, hatte nichts gefunden, und konnte nichts mehr finden, weil es ſchon zu dunkel geworden war. Jetzt entdeckt er oben in einer engen Schlucht den Schimmer eines Feuers. Ohne die möglichen Folgen zu überdenken, eilt er dahin, und

findet mehrere Männer, dem Anſehen nach Landſtreicher, welche ſich Wein, Schinken und Brod wohlſchmecken ließen. Als ſie die Füße des alten Bettlers im Laube raſcheln hören, fahren ſie auf und rufen ihm zu: „Steh', oder du biſt des Todes!" Vincenz ſtand, flehte um ſein Leben, um etwas Eſſen. Die Bubenrotte merkt, wen ſie vor ſich hat, ladet ihn ein, ſich zum Feuer zu ſetzen, gibt ihm Speiſe und Trank; einer öffnet ſeinen Bündel und reicht dem Alten einen guten braunen Oberrock. Haſtig greift dieſer zu, denn ſeine Lumpen reichen kaum hin, die Blöße zu bedecken.

Nun aber hört Vincenz mit Entſetzen, daß die Kerls im Dorfe ſtehlen, und es ſodann anzünden wollen, weil auch ſie aus demſelben weggejagt worden ſind. Er ſchweigt und zittert. Als ſie ihm aber befehlen mitzugehen — legt er ſich aufs Bitten, und fleht, ihn zurückzulaſſen. „Nein, alter Hund!" donnern ſie; „du ſollſt uns nicht verrathen. Fort, wenn dir dein Leben lieb iſt!" Kurz, er mußte mitgehen, oder ſterben. Er war ſchwach genug, das Erſtere zu wählen.

Es wurde geſtohlen und Feuer angelegt. Doch kaum zeigten ſich die Flammen — da gab es Lärm, die Mordbrenner flohen; man gewahrte ihrer, ſetzte ihnen nach, und Vincenz, der alt und ſchwach war, wurde eingeholt. Man erkannte den braunen Rock; er war erſt kurz vorher im Dorfe ſelbſt geſtohlen worden. Vergebens alle Thränen, alle Betheuerungen. Man hatte ihn des vorigen Abends im Dorfe geſehen; er wurde gebunden, der Obrigkeit überliefert und ins Gefängniß geworfen.

Hier kam Vincenz aus dem Traum ſeines Lebens zu ſich. Furchtbar war ſein Erwachen, ſchreck-

lich die Ausſicht in die nähere und fernere Zukunft. Gleich einem gähnenden Abgrund voll endloſen Jammers lag ſie vor ihm. Er blickte auf ſeinen zurückgelegten Lebensweg, und fühlte ſich bei dieſer Prüfung jeder Strafe würdig. Doch konnte er in allen Verhören nicht mehr ſagen, als er wirklich wußte. Vermuthlich hätte man ihn laufen laſſen, wenn man nicht noch mehrere von der Bande einzufangen gehofft hätte, mit welchen man ihn dann zur Konfrontation gebrauchen könnte. Deßhalb ſaß er einige Jahre im Kerker. Dieſe Jahre aber gereichten zu ſeinem ewigen Heil; er änderte ſeine ganze Sinnesart. Endlich wurden zwei jener Mordbrenner verhaftet. Durch ſie kam Vincenzens Unſchuld vollends an den Tag; er wurde auf freien Fuß geſtellt. Sein Stolz war verſchwunden, er bettelte ſich den weiten Weg von zwei und dreißig Meilen durch, bis er, wie ſchon erzählt, zu Waldſcheidt ankam.

Wohl dem Verirrten, welchen der Allwiſſende der Leiden werth achtet!! — Konrad freute ſich mit ſolchen Gefühlen über ſeinen wiedergefundenen Vaters wie die Engel, dem Wort unſers Meiſters gemäß, ſich über die Beſſerung eines Sünders freuen. — — —

Aber immer fehlte noch eine Perſon, deren Schickſal unſern Freund und ſeine Hildegard ſehr oft beunruhigte. Dies war der Doktor Verenborg. Seit dem Tage ihrer Heirath hatten ſie auch nicht das Geringſte von dieſem herrlichen Manne gehört. Sie fürchteten nicht ohne Grund, daß er, trotz aller Vorſicht, ein Opfer ſeiner boshaften Verfolger möchte geworden ſeyn. Doch — auch dieſes Geheimniß klärte ſich auf.

Ungefähr ein Jahr nach Vincenzens Ankunft

in Waldſcheidt erhielt Paſtor Salzheim einen Brief von dem ſo lang erſehnten Manne. Er war aus der Reſidenz des Fürſten von ***. Verenborg befand ſich nicht ganz wohl, und wünſchte, daß ſeine ehemaligen Freunde, Salzheim und Konrad, ihn beſuchen möchten. Mit hoher Freude eilte der würdige Pfarrer auf der Stelle nach Waldſcheidt. Konrad und Hildegard jauchzten. Schon am andern Tage ward die Reiſe angetreten. Sie fanden den edlen Mann ſehr verändert. Faſt die ganze Zeit über war er in einem entlegenen ruſſiſchen Städtchen geweſen, und erſt vor Kurzem nach Deutſchland zurückgekehrt. Sorgen und Strapazen hatten ſeine Geſundheit untergraben. Seine Feinde aber waren geſtorben, und er konnte nun ſeine Tage in Ruhe und mit Wohlthun hinbringen.

Gern würde ich die Leſer mit dem Leben und den Schickſalen dieſes erhabenen Biedermanns näher bekannt machen. Allein dies Vergnügen iſt mir nicht gegönnt. Nur ſo viel darf ich ſagen: der Doktor war eine vornehme Standesperſon, und Zeuge unerhörter, laut von ihm gemißbilligter Gräuel. Und eben dieſes Zeugens wollte man ſich gern entledigen. Doch Gott iſt mächtiger als der größte Monarch; er kann den Guten ſchützen und den Rath der Böſen zu Schanden machen. Den alten .... Fürſten hatte der Tod vom Throne geſtoßen; ſeinen älteſten Prinzen und Nachfolger beſeelte ein ganz anderer Geiſt. Er wußte um den Aufenthalt des Doktors, rief ihn zurück und bat ihn, ſein Leben vollends bei ihm zuzubringen. Der Biedermann that es um ſo lieber, da er noch ein weitläuftiger Verwandter von der fürſtlichen Familie ſelbſt war. Seine Geſundheit kehrte wieder, und um eine angenehme

Beſchäftigung mehr zu haben, kaufte er das adelige Gut zum Haſenſtein, welches in Konkurs gerathen war. Der junge Herr, welcher in Kriegsdienſten ſtand, war in einem Scharmützel geblieben; ſeine Schweſter im Auslande verheirathet; das Gut aber ziemlich verſchuldet. Manchen Tag verbrachte unſer Freund im Schooße ſeiner Heimath, und genoß die Freuden ſeiner Jugend in der Erinnerung zum zweitenmal. —

Konrad der Gute wurde alt, er ſah Kindeskinder. Seine Hildegard ging ihm voraus in die Wohnungen des ewigen Friedens. Er ſelbſt entſchlummerte den Tod des Chriſten, beweint von allen, die ihn kannten. Sein Erwachen zum großen Tage kann nicht heiterer ſeyn, als ſein Einſchlafen zur langen Nacht es war.

10.

Der Emigrant.

Mit wunden Füßen, zerriſſenen Schuhen und Strümpfen, ſtieg Grignon den ſteilen Abhang des hohen Bernwaldes herab; jeden Augenblick ſank er in die Knie, ſeine Schenkel wankten und wollten ihn nicht mehr tragen, und in ſeiner Taſche war nichts mehr als ein großer Thaler, der ihn nur noch einen Tag vor dem Betteln ſchützen konnte. Hinter ihm ſenkte ſich die Sonne in's Hochgewäld nieder; vor ſich überſchaute er ein weites Gefilde voller Städte und Dörfer, zwiſchen denen der Rhein wie ein breites, nachläſſig hingeworfenes Silberband hervorſchimmerte. Die vielen allenthalben rauchenden Kamine, und die im üppigſten Flor ſtehenden Gärten, Weinberge, Aecker und Wieſen verkündigten ihm eine paradieſiſche glückliche Landſchaft; und über ihm glänzte der Abendhimmel laſurblau, an welchem ſich noch in der Ferne das vorübergegangene Gewitter zeigte, das mit dem Bogen des Bundes bekränzt, Gnade und Segen verkündigte. Ihn umwehte eine kühle, erquickende Luft, die nach einem ſchwülen Tage ſein ganzes Weſen ſtärkte. Er ſetzte ſich am Fuße einer Maibuche nieder; die milde Natur um ihn her ſtimmte ſeine unter den Thränen-

punkt herabgeſunkene Trauer ſo weit wieder hinauf, daß er weinen konnte; nun floßen ſeine Thränen häufig auf das dunkelgrüne Moos zwiſchen ſeinen Knieen, ſein Herz öffnete ſich, und brünſtige Seufzer ſtiegen mit heißem Sehnen zu den Sternen empor; kaum konnte er wieder aufſtehen, denn er hatte bisher durch unwegſame Gegenden Tag und Nacht gelaufen, um nicht ergriffen und guillotinirt zu werden; er war alſo unbeſchreiblich müde, nun zwar nahe an die Gränze Frankreichs gekommen, aber in einem Lande, deſſen Sprache er nicht verſtand, und deſſen Religion er nicht bekannte, die er ſogar verabſcheute, weil ſie ihm von ſeinem Beichtvater als die abſcheulichſte Ketzerei beſchrieben worden war. Indeſſen war nun kein anderer Rath, er mußte bei dieſen Ketzern Zuflucht ſuchen. Mühſam erhob er ſich von ſeinem weichen Moosſitze, faßte ſeinen hainbuchenen Stock, den er in einer Hecke geſchnitten hatte, ſtreckte ſich, ſeufzte tief und ſchritt vorwärts. In dem Augenblicke kam ein Mann mit einem Eſel den Berg herab, er betrachtete den ſchwermüthigen Fremdling, ſeine Thränen ergriffen ihm das Herz, auch ihm traten ſie in die Augen, und mit freundlicher Miene nahte er ſich mit ſeinem Thiere dem Wanderer und bat ihn, auf ſeinen Eſel zu ſitzen; G r i g n o n verſtand nicht deutſch, als aber der freundliche Mann die Bitte in ſeiner Mutterſprache wiederholte, nahm er das für ihn ſo wohlthätige Anerbieten mit Dank gegen Gott und den theilnehmenden Mann an, und nun ging's die Höhe hinunter. Indeſſen erkundigte ſich unſer Emigrant nach Allem, was ihm am nächſten anlag: ob in dem Dorfe da unten am Berg kein katholiſcher Wirth ſey; ob man wohlfeil da logiren könnte? und was dergleichen Fragen mehr waren. Der

Menſchenfreund gab ihm auf Alles Beſcheid, ſagte ihm, daß in dem Dorfe lauter Proteſtanten wohnten, die ihn aber höflich und chriſtlich behandeln würden. Grignon ſeufzte und ergab ſich in ſein Schickſal. Sein Begleiter führte ihn vor das Wirthshaus hin, verließ ihn dann mit ſeinem Thier und ſchlug die kleine Belohnung aus, die ihm angeboten wurde. Die Wirthin, eine junge, freundliche, reinliche Frau, ſaß vor der Thür und belas einen Salat; ein Paar frohe, liebliche Kinder ſpielten um ſie her, und ein Hündchen belferte ihn an, und ſchien ihn mit zweifelndem Blicke zu fragen, ob es wohl an ihm hinan ſpringen dürfe? Dies Alles wirkte ſo ſtark auf unſern guten Pilger, daß er, ohne ein Wort ſagen zu können, auf die Bank hinſank. Die Wirthin ahnete bald, was für eine Bewandtniß es mit dem Gaſt haben möchte; ſie lud ihn daher freundlich ein, bei ihnen zu bleiben, ſo lange, bis er ſich vollkommen erholt habe; dann eilte ſie, holte Wein, Brod und Salz, und ſetzte es ihrem Fremden vor. Grignon verbat es ſich, indem ſeine Baarſchaft ihm nicht erlaube, eine ſolche Erquickung anzunehmen; aber das edle Weib bat ihn freundlich, deßhalb ruhig zu ſeyn, und ſetzte hinzu: wenden Sie ſich nur an den Vater im Himmel, der läßt Niemand unverſorgt, der ſich von Herzen und mit kindlichem Zutrauen Ihm naht und um das Nöthige bittet. Bei dieſer chriſtlichen Rede machte Grignon große Augen und verſetzte: Sind Sie katholiſch, Madame? Nein, war die Antwort, ich bin lutheriſch. Das konnte er nicht begreifen, doch ſchwieg er und freute ſich, bei Leuten zu ſeyn, die doch im Grunde katholiſch dächten.

Bald darauf kam auch der Wirth mit Knechten

und Pferden vom Felde; er ſah ſo ernſt und ſo trocken aus, daß unſer Gaſt ſich zu fürchten begann; blöde folgte er in die Wirthsſtube, und ſetzte ſich dort hinten ganz ſtill in eine Ecke. Jetzt beruhigte ihn das Gefühl der Sicherheit, ſein Gram verwandelte ſich in eine kindliche Klage, die er ſeinem Namenspatron, dem heiligen Ludwig, in einem innern Herzensgebet vortrug und ihn um ſeine Fürbitte anflehte.

Nun fand ſich noch einen Fremder ein, der in K...., einige Stunden von da, wohnte, eine Indienne-Fabrik hatte, zu welcher in daſigen Gegenden Baumwolle geſponnen wurde, und ſonſt auch ein Verwandter des Wirths war; endlich kam auch der Prediger des Dorfes, der Wirthin Vater, dazu, der Tiſch wurde gedeckt und die Speiſen aufgetragen. Der Wirth, die Wirthin, der Pfarrer und der Kaufmann ſetzten ſich, und nun war noch ein Couvert übrig und der fünfte Stuhl leer. Die freundliche Wirthin winkte Grignon, aber er weigerte ſich, bis endlich der Wirth aufſtand, ihn ſtark am Arme faßte und an den Tiſch führte mit den Worten: Eſſen Sie ſich ſatt, für die Bezahlung ſorgen Sie nicht, ich weiß Einen, der für Sie bezahlt. Tief erſchüttert und mit Dank gegen Gott und den heiligen Ludwig nahm er die für ihn bereitete Stelle ein.

Während dem Eſſen adreſſirten ſich alle an den Emigranten. Sie kamen einander mit Höflichkeiten gegen ihn zuvor, und die Wirthin wünſchte beſcheiden, ſeine Geſchichte zu erfahren; Grignon, gerührt durch alle dieſe höfliche Theilnahme, bewilligte ihr Verlangen von Herzen gerne, und erzählte folgendergeſtalt:

Ich bin ein Landedelman aus der Gegend von Orleans, wo mein Vater ein Schloß und einige Güter beſaß; ich fand die Tochter eines Nachbarn unſeres Standes liebenswürdig, und unſere beiderſeitigen Eltern, die ſich unſerer Verbindung freuten, willigten ein; wir heiratheten uns, und mein Vater gab uns ein ſchönes Gut in einer angenehmen Lage, wo wir einige Jahre in ſeliger Zufriedenheit verlebten. Mein Vater war ein ſehr frommer Mann, ſeine Grundſätze erlaubten mir nicht, in Paris und auf Reiſen meinen Geiſt auszubilden, aber ich ſuchte durch Lektüre das zu erſetzen, was mir durch mein Daheimbleiben an Menſchenkenntniß abging; dabei verwaltete ich meine Güter gewiſſenhaft, drückte meine Bauern nie, wie wohl andere meines Gleichen, ſondern bemühte mich, ihre Laſten zu erleichtern und ihnen wohlzuthun, wo ich konnte; aber ſie haben es mir ſchrecklich vergolten: denn als die Schreckenszeit begann, ſo kamen ſie unter der Anführung eines wüthenden Sanscülotten, plünderten mich rein aus, mißhandelten mich und meine Concorde, zündeten dann Haus, Scheuer und Stallungen an allen vier Ecken an, und führten uns gefangen nach Orleans. Hier wurde mein geliebtes Weib von mir getrennt, und unſere beiden Kinder, ein Sohn und eine Tochter, vor unſern Augen — hier ſtockte dem guten Mann die Rede, Thränen mußten der Zunge Luft machen, dann ſtammelte er weiter: — mit den ſchrecklichſten Verwünſchungen ermordet. Ach! wie die lieben Kleinen noch ihre Händchen nach mir ausſtreckten, als die Dolche in ihre zarte Bruſt drangen — weiter konnte er nicht reden, die Wirthin ſchluchzte, der Wirth wiſchte die

Augen, der Prediger und der Kaufmann blickten in die Höhe und falteten die Hände.

Grignon erholte ſich wieder und fuhr fort: Zehn Wochen ſaß ich in einem ſchrecklichen Gefängniß und erwartete täglich den Tod; von meiner Concorde erfuhr ich nichts, nur hörte ich täglich, wie und wer guillotinirt worden, und ich ſchauderte jedesmal zuſammen, aus Furcht zu hören, meine theure Gattin ſey auch unter der Zahl der Schlachtopfer. Endlich kam einſt unſer Gefangenwärter mit einem grinſenden Gelächter und ſchnaubte unter ſeinem gräßlichen Schnurbart die Worte hervor: Verdammter Ariſtokrat! nun iſt morgen die Reihe an Dir, heute iſt Dein Weib guillotinirt worden. Ohnmächtig ſank ich nieder, und als mein Bewußtſeyn zurückkam, befand ich mich ganz allein; alle Gefangene waren oben in einen Saal abgeholt worden, um da verhört zu werden. Kaum konnte ich mich beſinnen, als ich einen meiner Bauern erblickte, welcher haſtig herein ſchritt, mich am Arm ergriff und mich mit den leiſen Worten: Fort! fort! zu einer Hinterthür hinaus führte; dort war die Schildwache entlaufen, wir ſchlichen längs die Hecken in einen Wald, und nachdem er mir einige Louisd'or in die Hand gedrückt, verließ mich der treue Mann mit heißen Thränen. So betäubt und ſo tief ich auch in Trauer verſunken war, ſo trieb mich doch die Lebensluſt inſtinktmäßig fort; ich durchſtrich die abgelegenſten Oerter, fand aber immer mitleidige Menſchen, die ſich meiner annahmen, und ſo kam ich unter mancher Angſt und Beſchwerlichkeit endlich hierher. Aber nun bin ich wieder in der äußerſten Verlegenheit, denn die Louisd'or meines braven

Bauern ſind bis auf den letzten Thaler zuſammengeſchmolzen.

Das Wohlwollen der Tiſchgeſellſchaft strömte über, und der gute Grignon fühlte ſich wie unter Engel verſetzt; ſein ganzes Weſen thaute auf, er wurde ſogar nach und nach geſprächig und munter.

Lieber Herr und Freund! fing nun der Pfarrer an, ſo ſchrecklich auch Ihre Schickſale ſind, ſo hat doch der liebe Gott väterliche Abſichten dabei. Er will Sie durch Leiden bewähren und in der Heiligung befördern, nehmen Sie das Alles mit Dank von ſeiner Vaterhand an, beharren Sie in einem kindlichen Gebet zu Ihm, ſo wird Er Sie mächtig tröſten, durch alle Gefahren hindurchführen, und vielleicht noch recht glücklich machen. Grignon ſtaunte über dieſer Rede, ergriff den frommen Prediger bei der Hand und ſagte: aber lieber Herr Pfarrer! Sie ſprechen ja wie ein ächter Katholik?

Der Pfarrer. Ich merke wohl, man hat Ihnen unrichtige Begriffe von uns Proteſtanten beigebracht; Sie werden uns beſſer kennen lernen. Begeben Sie ſich nun zur Ruhe! Der Herr ſegne und beſchütze Sie! denn noch ſind Sie in Gefahr, bis Sie über den Rhein ſind; — hier fiel der Kaufmann ein und ſagte: dafür ſorge ich, ich nehme ihn mit und ſchaffe ihn ſicher auf das linke Ufer. Grignon war ſo gerührt, daß er ſeinen Dank nicht in Worten auszudrücken vermochte. Man ging nun zur Ruhe, und Niemand ſchlief wohl ſanfter, als unſer Flüchtling. Des Morgens weckte ihn früh der Kaufmann, Herr S . . . ., befahl ihm Stille und Vorſicht und bat ihn, ſich reiſefertig zu machen. Grignon war bereit und forderte nur noch die Rechnung von ſeinem Wirth; ſie betrug einen Gul-

den und dreißig Kreuzer; der letzte Thaler wurde hervorgeholt und hingegeben, und drei Louisd'or zurück erhalten. Unter vielen Thränen des Erſtaunens und des Dankes trennte ſich der gerührte Wanderer von den edlen Menſchen, und trat mit dem Kaufmann, der ein Cariol bei ſich hatte, ſeine Reiſe wieder an. Sie fuhren durch Feldwege bis an den Rhein, wo ſie in einem Weidengebüſch abſtiegen, einen Nachen mit zween Schiffern fanden, flugs das Gepäcke dahinein brachten und dann auf die linke Seite hinüberfuhren. Nun ſind Sie ſicher, begann jetzt der Kaufmann, aber Sie gehen mit mir, wir wollen dann ſehen, wie es weiter werden wird, unſer Herr Gott wird für Sie ſorgen. Grignon ſank auf die Kniee und dankte Gott für ſeine Errettung, und folgte dann Herrn S.... in ſeinen Wohnort. Er wurde der Hausfrau vorgeſtellt und ſehr freundlich aufgenommen. Ein halb Dutzend Knaben und Mädchen hüpften um den fremden Mann her und forſchten lächelnd mit ihren hellen Augen, ob ihm auch wohl zu trauen ſey? und als dieſer ſie herzte und küßte und jedem ein freundliches Wörtchen ſagte, näherten ſie ſich mit Zutrauen und Liebe.

Grignon gewann bald die Herzen der Eltern und Kinder; wo er dienen konnte, war Niemand williger, als er; mit der größten Aufmerkſamkeit bemühte er ſich, dem Herrn S.... nützlich zu ſeyn, und bald freute ſich dieſer, einen Mann gefunden zu haben, der ihm ſo viel Erleichterung im Handel wie in der Haushaltung verſchaffte, und auf deſſen Thun immer Segen ruhte.

Unſern Fremdling freute und beruhigte beſonders der Umſtand, daß in dem Städtchen K.... eine

katholiſche Gemeinde war; er machte ſich mit ihrem rechtſchaffenen Pfarrer, ſeinem künftigen Beichtvater, bekannt, der ihm bald die verhaßten Vorurtheile benahm, die er gegen die Proteſtanten gefaßt hatte. So vergingen Tage, Wochen und Monate: und ſo wie die Angſt vor der Guillotine, und die Furcht, an den Bettelſtab zu gerathen, verſchwand, ſo fingen die ſeligen Tage, die er an der Seite ſeiner Concorde in Ruhe und Wohlſtand verlebt hatte, an, vor ſeiner Seele vorüber zu gehen. Dieſe Wonnegeſtalten wirkten auf ihn, wie die Rückerinnerung eines abgeſchiedenen Sünders, wenn er die in ſeinem Erdenleben genoſſenen ſinnlichen Vergnügen durchdenkt; eine tiefe, unheilbare Schwermuth lagerte ſich auf ſein Herz. Sein Beichtvater tröſtete ihn mit den kräftigſten Gründen der Religion, und hielt dadurch ſein Haupt immer aufrecht, daß er nicht im Angſtmeer verſank.

Wenn er über Feld ging und die blühende, vom Sonnenlicht vergoldete Natur vor ſeinen Augen glänzte, ſo ſtellte ſich immer das Bild ſeiner Concorde mit ihren Kindern in den Hintergrund, er dachte ſie ſich dort in den Schatten einer Ulme; ſie ſahen ihn kommen; mit offenen Armen eilten ſie ihm entgegen, und ſiehe! es war nichts, es war ein Phantom, das ihn zu necken ſchien; und nun verſank er in thränenloſen Kummer, doch verbarg er ihn, ſo ſehr er konnte, und verſah ſeine Geſchäfte mit aller möglichen Treue.

So verbrachte der gute Grignon ein Paar Jahre, ohne irgend eine Gefahr zu befürchten; aber nun änderte ſich auf einmal die Scene: die Franzoſen wurden auf dem linken Rheinufer Sieger, und Grignon ſah ſich wieder genöthigt, über Hals und

Kopf zu flüchten. Herr S.... und ſeine Familie entließen ihn mit Thränen; er erhielt zweihundert Gulden Reiſegeld und den wohlmeinenden Rath, ins nördliche Deutſchland zu gehen, wo er vollkommen ſicher ſeyn würde. Mit ſchwerem Herzen und unter Ausbrüchen des Dankes von der einen, und der Segenswünſche von der andern Seite verließ unſer Flüchtling die friedliche Familie, die ihm in ihrer Mitte auf einige Zeit Schutz und Erquickung nach ſo vielen Stürmen gewährt hatte, und eilte in die Gebirge; raſch ſetzte er ſeinen Weg in dem Schwarzwalde, dann in dem Odenwald fort, fuhr über den Main und ging dann durch das Fuldiſche und Heſſiſche nach Arolſen, wo der Fürſt von Waldeck vielen Emigranten einen Zufluchtsort gewährte. An dieſe ſeine Landsleute ſchloß er ſich an, aber es währte nicht lange, ſo fand er, daß die Mehrſten unter ihnen grundverdorbene und ſittenloſe Menſchen waren; daher verließ er auch dieſen Ort bald wieder, ohne Jemand vorher etwas von ſeinem Vorhaben entdeckt zu haben, und ging tiefer in Weſtphalen hinein.

Aber nun entſtand bald wieder die ſorgliche Frage in ihm, womit er ſich in Zukunft ernähren ſollte? denn ſein Reiſegeld ſchmolz zuſammen und ſehr wenig war noch übrig. Er ging eben durch einen Wald, als ihn dieſe Vorſtellung mächtig ergriff. Jetzt fühlte er Zuneigung, zum Vater der Menſchen zu bitten; er ſchlich ſeitwärts hinter ein dunkles Gebüſch, und ſchüttete ſein Herz mit milden Thränen vor ſeinem Erlöſer in eben der Seelengeſtalt aus, in welcher der verlorne Sohn vor ſeinem Vater erſchien; er gab ſich ihm auf Gnade und Ungnade hin, und überließ ſich willenlos ſeiner Füh-

rung. Dies war nun genau die Stimmung, welche die Vorſehung bisher durch alle die ſchweren Wege bei ihm bezweckt hatte; daher empfing ihn auch nun ſein himmliſcher Führer wie der Vater den verlornen Sohn; in ſeinem Innern eröffnete ſich eine Quelle des Friedens und der Seelenwonne, von der ihm in ſeinem Leben nichts geahnet hatte; dankend und jauchzend ging er fort bis zum Ende des Waldes. Jetzt erſchien ihm die Natur in einem ganz andern Licht, die Sonne neigte ſich auf dem fernen blauen Gebirge ihrem Untergang, die ganze Landſchaft vor ihm hatte etwas Ernſtes und Feierliches, aber nicht den üppigen Flor des Elſaßes, die Natur ſympathiſirte mit ihm; ihm war wohl. Indem er ſo fortwandelte und um eine Bergecke herum kam, fand er ein ſchönes Wieſenthal vor ſich; in der Mitte deſſelben ragte eine alte Burg aus einer Baumgruppe empor; noch glänzten die Spitzen ihren Thürme im letzten Sonnenſtrahl, und Grignon beſchloß dahin zu gehen und zu verſuchen, ob er wohl da eine Nachtherberge würde finden können. Die große altfränkiſche, aber wohl erhaltene Burg umfloß ein breiter Waſſergraben, über welchen eine Zugbrücke den Zugang geſtattete, und vor dieſer ſtand ein an⸗ſehnliches Haus, welches ein Pächter bewohnte. Hier kehrte Grignon ein und erkundigte ſich freund⸗lich und beſcheiden, ob er wohl bei ihm logiren könne? Der Pächter forſchte genau nach allen Umſtänden des Reiſenden, und erſuchte ihn dann, in der Stube ſich nieder zu ſetzen; er aber eilte in die Burg, um die gnadige Frau zu fragen, was er zu thun habe. Bald kehrte er zurück und kündigte Grignon den Wunſch ſeiner Herrſchaft an, ihn zu ſprechen, führte ihn ſodann über die Zugbrücke durch einen gewölb⸗Gang eine Wendeltreppe hinauf, dann in einen

großen Saal mit rundſcheibigten Fenſtern und an den Wänden mit Ritterbildern in Lebensgröße verziert, und endlich in ein Kabinet, in welchem eine ältliche Dame in einem altmodiſchen Großvaterſtuhl ſaß, auf deren Stirne die Früchte vieler Lebenserfahrungen thronten. Etwas Erhabenes, Ehrfurchterweckendes ſprach aus den ehmals ſchönen Zügen, und die Würde der Religion in ihrer Miene gebot Achtung Jdem, der ſich ihr nahte. Auch Grignon wurde von gleichem Gefühl durchdrungen; mit Ehrerbietung näherte er ſich und küßte ihre Hand. Sehr freundlich bewillkommte ihn Frau von W...., und nachdem Grignon ſich niedergelaſſen und der Pächter ſie verlaſſen hatte, bat ſie ihn, ſeine Geſchichte zu erzählen. Grignon that dies mit ſo vieler Wärme und beſcheidener Anmuth, daß die Dame ſtaunte. Aufmerkſam horchte ſie der Erzählung, und oft floßen ihre Thränen; zuweilen unterbrach ſie ihn auch durch weiſe Bemerkungen, und bei Concordens trauriger Geſchichte ſagte ſie tiefgerührt: Lieber Herr von Grignon! mich wundert nicht, daß ſich ein Freigeiſt, in deſſen Kopf ſich mit dem Leben auch das Daſeyn endigt, nach einem ſolchen Verluſt eine Kugel vor den Kopf ſchießt, aber der Chriſt — hier ſtrahlte ihr Geſicht, und die verborgene Majeſtät einer Gott geweihten Seele trat in ihre Liniamente hervor — ſchaut hinüber in's Reich des Friedens: dort ſieht er ſeine abgeſchiedene, heimgegangene Gattin im Geiſt; nun beſtrebt er ſich erſt, recht gottgefällig zu leben, und fürchtet den Tod nicht mehr, denn er weiß, daß er ihn mit der Geliebten auf ewig vereinigt. Beruhigen Sie ſich alſo, Herr von Grignon! Sie werden Ihre Concorde und Ihre Kinder dereinſt wiederſehen, und keine

Guillotine wird Sie mehr trennen, keine Revolution Sie ferner beunruhigen.

Grignon befand ſich wie zu Hauſe, die Wonne der Wehmuth war ihm wohlthätig, er wurde zutraulich, und die Ausflüſſe aus der edlen Seele der Frau von W.... waren ein kühlender Balſam auf ſeine brennende Herzenswunde.

Nun wurde das Abendeſſen aufgetragen, zu welchem ſich auch ein alter Offizier, der ältere Bruder der Frau von W...., einfand; er trug das St. Ludwigs-Kreuz an einem rothen Band im Knopfloch, denn er war unter Ludwig XV. in franzöſiſchen Dienſten geweſen, war verwundet worden, und ging auf einer Krücke.

Der Anblick dieſes Mannes ergriff Grignon wunderbar; denn ſeine Uniform und das Ludwigs-Kreuz verſetzten ihn auf einmal wieder zurück in jene ſelige Zeiten. Daß unſer Emigrant dem Herrn Hauptmann ein ſehr willkommener Gaſt war, das läßt ſich leicht denken, denn mit ihm konnte er nun alle ſeine Kriegsſchickſale wieder einmal recapituliren, mit ſeiner Schweſter war dies bis zum Ueberdruß geſchehen.

Nach der Mahlzeit wurde unſerem Wanderer ſeine Schlafſtätte angewieſen, auf welcher er bis zum hellen Morgen ſehr ſanft ruhte.

Kaum war er erwacht, als ein Bedienter ihn zur gnädigen Frau zum Frühſtück einlud; er kleidete ſich alſo flugs an und begab ſich in ihr Kabinet. Freundlich und traulich wurde er von Frau von W.... begrüßt, dann faßte ſie ihn an der Hand und ſagte: Mein lieber Freund! Ich bin Wittwe und wohne hier mit meinem Bruder allein; meine zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter, ſind nicht mehr bei mir.

Letztere iſt hier in der Nähe glücklich verheirathet, und mein Sohn hat Kriegsdienſte genommen; ich habe alſo meine Güter bisher allein verwaltet, ich bin aber ein Weib und kann ſelbſt nicht überall nachſehen. Sie waren Gutsbeſitzer und werden die hieſige Landesart leicht kennen lernen; wollen Sie nicht die Güte haben, und mir in dieſem Geſchäft ſo lange an die Hand gehen, bis Sie die Führung der Vorſehung wieder in einen andern Wirkungskreis leitet? — Kein Anerbieten konnte Grignon in gegenwärtiger Lage angenehmer ſeyn; mit Freuden und mit innigem Dank gegen Gott willigte er ein. Bald kam auch der alte Capitain mit ſeiner Krücke dazu, um am Frühſtück Theil zu nehmen, und fing nun wieder da an, wo er geſtern aufgehört hatte; er erzählte, wie er in Frankreich umhergereist, wo er als logirt habe und dergleichen mehr, bis ihn endlich Frau von W.... unterbrach: Lieber Bruder! Herr von Grignon bleibt einige Zeit bei uns, Du kannſt Dich nach und nach recht mit ihm ausplaudern. Jetzt wirſt Du mir erlauben, daß ich noch ein und anderes mit ihm verabrede. Der Capitain bückte ſich höflich, erhob ſich und wollte weggehen, allein ſeine Schweſter hielt ihn und ſagte: Bleib', wir haben nichts Geheimes vor Dir; dann fing ſie an, Grignon von ihren Gütern und deren Einrichtung zu unterrichten; desgleichen, welche Geſchäfte ſie ihm gern anvertrauen möchte, und in Allem verſprach Grignon, nach ſeinem Vermögen ihren Willen zu vollbringen.

Während dieſen Geſprächen ließ ſich ein benachbarter Edelmann mit ſeiner Gemahlin und Kinder anmelden. Frau von W.... ſagte zu, wendete ſich dann zu Grignon und ſprach: Sie wer-

den da ein paar vortreffliche Eheleute kennen lernen, haben Sie die Güte, einſtweilen in den Garten zu gehen, ihn zu beſehen, und wo Sie etwas zu verbeſſern finden, darüber nachzudenken, dies gibt dann hernach Stoff zu Unterhaltungen für uns beide.

Grignon ging, aber in ſeiner Seele erwachte wieder der alte Gram; die Worte: ein paar vortreffliche Eheleute — hatte ihn wie ein Pfeil in's Herz getroffen; auch ich hatte einſt eine vortreffliche Gattin und zwei liebe Kinder. Ach Gott! wie glücklich waren wir zuſammen! und nun wandelt Concorde mit ihren Lieblingen zwiſchen Palmen und Lebensbäumen im Paradies; ihr iſt wohl, aber ich — ein Strom von Thränen hemmte ſein Selbſtgeſpräch, doch ermannte er ſich wieder und ſuchte ſeine Aufmerkſamkeit auf die Gegenſtände zu heften, die ihn zunächſt umgaben. Etwa eine Stunde mochte er, in Schwermuth verſunken, zwiſchen Bäumen, Blumen- und Gemüßbeeten umhergewandelt haben, als er einen ſtattlichen Herrn mit zwei Damen und einigen Kindern unter Begleitung der Frau von W.... zum Garten hereintreten ſah; er ging ihnen alſo entgegen, um ihnen ſein Compliment zu machen. Der Herr von G.... ſchritt voraus und die Damen folgten nach; die Begleiterin der Frau von G.... hatte einen Schleier über dem Geſicht hangen, ſie lüftete ihn, ſtrebte vorwärts, ſtreckte die Arme aus, rief: Louis! o mein Gott! und ſank ohnmächtig zu Boden. Grignons Haare ſträubten ſich, ſeine Augen ſtarrten, ſein ganzes Weſen war der Auflöſung nahe. Mit dem Ausruf: Meine Concorde! ſchwankte auch er nieder. Die Geſellſchaft wurde mächtig erſchüttert; man gab ſich alle Mühe, beide durch Erquickungen wieder zu ſich

zu bringen, welches endlich auch gelang, aber die Scene, die nun folgte, kann kein Pinſel malen und keine Feder beſchreiben, eine Umarmung löste die andere ab, und Wonne der Seligen blühte unter ihren Schritten auf.

Die nämliche Hülfe, die Grignon aus dem Gefängniß gerettet hatte, holte auch Concorde von der Guillotine weg. Dann hatte ſie ſich bei Bekannten verborgen gehalten, mit denen ſie emigrirte und nach Weſtphalen ging. So lange dieſe Freunde etwas hatten, lebte ſie mit davon, hernach nahm ſie die Frau von G.... als Geſellſchafterin zu ſich. Dieſes Zuſammentreffen und Wiederſehen machte einen tiefen Eindruck auf die ganze Geſellſchaft; die Herzen waren geſchmolzen, und floßen alle zuſammen in Eins; ſo vereinigt ſtiegen ihre Dankſeufzer hinauf zum Altar vor den Thron des Ewigen, und der Engel der Liebe opferte ſie dem Herrn zu einem ſüßen Geruch.

Die würdige Frau von W.... nahm nun das glückliche Paar zu ſich; Grignon verſah ihre Geſchäfte mit Munterkeit, und die herrliche, ſchwergeprüfte Concorde wurde bald Freundin und Gehülfin der edlen Frau. Einige Jahre verlebten ſie glücklich in dieſem Hauſe, dann ſtarb die Frau von W....; in Frankreich änderte ſich Vieles, ſie konnten in ihre Heimath zurückkehren, auch bekamen ſie ſo viel von ihren Gütern wieder, daß ſie nothdürftig leben konnten.

11.

Die Mineralogen.

Der thätige, vielumfaſſende Geſchäftsmann, dem das allgemeine Beſte am Herzen liegt — er bedarf eines einſamen Ruheplätzchens, wo er ſich zuweilen erholt und neue Kräfte zum Wirken ſammelt. Für dieſes Bedürfniß hatte der edle, in jedem Betracht vortreffliche Fürſt von Tichertsheim, ſowohl in Anſehung ſeiner ſelbſt, als auch ſeiner beiden Lieblinge — eigentlicher: ſeiner Freunde — geſorgt. Dies waren: der Geheime Staatsrath Theobald und der Generalſuperintendent Schönemann.

In einem anmuthigen, weiten und fruchtbaren Thale, welches von Mitternacht gegen Mittag hinſtreicht und von einem mäßigen Fluſſe durchſchlängelt wird, liegt, ungefähr in der Mitte, und von einem großen Bogen des Stromes umarmt, die Haupt- und Reſidenzſtadt Klarenborn. Wahrſcheinlich gab ihr ein heller, munterer Bach, der durch mehrere ihrer Gaſſen rauſcht, dieſen Namen.

Einige Stunden weiter hinauf, und gegen Norden zu, wird das Thal enger, hüglichter. Hier thürmt an der Abendſeite des Stroms, und auf einem hohen, ſchroffen Felſen, die alte Burg Tichertsheim, das Stammhaus der fürſtlichen Familie. Die Luft

iſt rein und geſund; die Ausſicht unbeſchreiblich ſchön. Die waldichten Hügel, die dazwiſchen hinſtreichenden fetten Wieſen, die fruchtbaren Aecker, die gut unterhaltenen Bauernwohnungen, welche allenthalben, und in maleriſcher Unordnung, halb geſehen, aus dichten Obſtbaumgruppen hervorgucken, das Geklingel waidender, ſtark beleibter Viehheerden — dies alles zuſammen macht ein Ganzes aus, in dem es jedem ermüdeten, ruheſuchenden Herzen wohl werden muß; wenn es anders nicht wurmſtichig iſt, wenn es keine Nattern mit ſich herumträgt, deren Nagen einem ſogar den Himmel verleiden würde.

Mit dem Fürſten Chriſtian Friedrich von Tichertsheim war das nun aber der Fall nicht. Denn der ſorgte jeden Morgen und beim erſten Erwachen dafür, daß kein feindſeliger Dämon ſich in ſein Innres hineinſchlich; ihm, unvermerkt, in irgend einen Winkel Wurmſamen ſtreute. Am Abend muſterte er die Geſchäfte, die Handlungen des Tages. Für dasjenige, was nach den Geſetzen der Gottes- und Menſchenliebe die Probe hielt, dankte er dem Vater dort oben; was ſie nicht hielt, das ſpornte ihn, muthiger zu kämpfen, und kam dann auf die Generalrechnung, welche der große, in unſern Zeiten ſo oft verkannte Bürge der Menſchheit, wenn anders Redlichkeit uns deſſen werth machte, gütevoll durchſtreichen wird.

Mit ſechs Rappen oder Falben konnte der Fürſt freilich den Felſen, den ſeine Väterburg krönte, nicht hinauffahren; aber darum hatte er ſich doch kein Monbijon, kein Sansſouci oder ſonſt etwas Franzöſiſches unten in der Ebene erbaut. Mit Weib und Kind — denn ſo ſagt man, wenn's zu Fuße geht, ſonſt heißt es Gemahlin und Prinzen — ſtieg

er den ſchmalen, jähen Klippenpfad hinan. Ebenſo wenig war im Schloß auch nur ein einziges von den hundert Gemächern, die auf und ab, kreuz und quer, heraus und herein, ſo konterbunt durcheinander lagen, daß es ſelbſt einem Newton ſchwer fallen würde, ihre eigentliche Lage und ihre Verhältniſſe zu einander heraus zu kalkuliren — mit einer Hauteliſſe oder überhaupt mit irgend einer Tapete bekleidet. Nein! die weißgetünchten oder mit ſchwarzgrauen eichenen Brettern getäfelten Wände hingen voll von den alten Familienporträten des fürſtlichen Hauſes, und die langen, ſchmalen Gänge ſtrotzten von vielen dichten Hirſchgeweihen und andern Jagdtrophäen, welche in vorigen Jahrhunderten von den Helden des edlen Waidwerkes zum ewigen Ruhm und Gedächtniß daſelbſt aufgeſtellt worden waren.

Das Alles ließ Fürſt Chriſtian Friedrich gerade ſo, wie es von jeher geweſen war, und fleißig ſorgte er dafür, daß es in demſelben haltbaren Zuſtand bleiben möchte. „Es iſt ein altgothiſches Ganze,“ pflegte er zu ſagen, „an dem Alles zuſammen paßt und Nichts geändert werden darf. Nur hier fühl' ich mich daheim und als Kind im Hauſe. Unten, in Klarenborn, bin ich blos auf Kommiſſion. Dieſe Ahnenluft ſtärkt, ſie gibt Kraft und Richtung, Gutes zu wirken.“

Eine kleine Viertelſtunde von Tichertsheim, oben am Ende eines engen Thälchens, zwiſchen zwei mäßigen Hügeln, an einer Waldecke — liegt ein ſchönes Landgut von mittler Größe, welches dem Geheimen Staatsrath Theobald gehört, und dem er den Namen Ruhedoch gegeben hat. Noch ein Viertelſtündchen weiter, und etwas mehr nach Norden, hat auch der Generalſuperintendent Schöne-

mann einen kleinen Landſitz, welcher der Vorhof heißt. Gewöhnlich verbrachten in jüngeren Jahren beide Ehrenmänner hier die Frühlingsferien.

Einſtmals — es war ein heiterer Maimorgen — erwachte Theobald in ſeinem Ruhedoch früher als gewöhnlich, eine Stunde vor Sonnenaufgang. Die Nachtigall flötete im Gebüſch vor ſeinem Fenſter, ſie ſang eine wahre Bravour-Arie. Dies machte ihn ſo munter, daß er nicht mehr im Bett bleiben konnte. Auch ſeine Amalie erwachte und hüpfte vom Lager. Er führte ſie an's Klavier, ſie akkompagnirten die Nachtigallen in einem Frühpſalm. Die holde Gattin ſchlug einen Spaziergang in's Grüne vor, Theobald ſtimmte bei, und man warf ſich in die Kleider. Unter den zarteſten Ausdrücken des gegenſeitigen Wohlwollens, unter den lebhafteſten Empfindungen der göttlichen Güte — wandelte das edle Paar den Wald hinan, um auf einem ſteilen Felſengipfel den kühlen Kuß der Morgenröthe, den warmen Gruß der Himmelskönigin zu empfangen.

Verloren in ſeligen Gefühlen, vergaßen die Guten ſich ſelber, bis ſie ein zottiger, freundlich um ſie herumwandelnder Pudelhund aufmerkſam machte. Kaum vermochte man ſeine röthlichen Augen zwiſchen den weißen gekräuſelten Locken zu entdecken; was man aber ſah, war — Gutmüthigkeit. Jetzt lief er vorwärts, kam wieder und ſtand Schildwache, dann machte er einen Purzelbaum, legte ſich nieder, ſprang und ſchnappte nach einem Vogel, und das Alles in einer Minute.

„Ein artiges, liebenswürdiges Thier!" ſagte Amalie. — Ja wohl, verſetzte Theobald, es thut, was es kann, um uns zu gefallen. Von den Hunden, und überhaupt von allen Thieren, läßt ſich

Vieles lernen, wenn man nur ihre Sprache ſtudirt hat. — Amalie lächelte und erwiederte: „man verſteht ſie leicht, lieber Theobald, nur muß man in der Schule des Vaters aller Weſen ſich einmal das A B C recht bekannt gemacht haben.“ — Du haſt Popen's Gebet im Sinn, antwortete Theobald. Es iſt ſehr ſchön.

Inſtinktmäßig waren ſie dem Hunde gefolgt und fanden ſich endlich an einem Orte, an den ſie keineswegs gedacht hatten, nämlich am Mundloch eines alten Stollens, wo vormals Silbererze gegraben worden waren. Sie blieben am verwachſenen Eingange ſtehen, der Hund aber lief hinein, heulte, kam wieder, ſah ſeine neuen Freunde flehentlich an, legte ſich vor ihnen nieder, wimmerte, und lief dann auf's Neue in den Stollen. Theobald wurde nachdenkend. „Amalie! fing er an, da geht etwas Beſonderes vor. Ich muß die Sache prüfen, dem Hunde wenigſtens einige Schritte folgen.“ — Es möchte aber gefährlich ſeyn, verſetzte die ſorgliche Gattin. Muß es jedoch geſchehen, ſo begleit' ich dich. Theobald ſchritt voran, Amalie an ſeiner Hand hinter ihm. Kaum hatten ſie hundert Schritte zurückgelegt, als ſie in dunkler Dämmerung vor ſich zwei Männer hingeſtreckt ſahen, und rechter Hand den Eingang zu einer Höhle oder alten Zeche gewahrten, aus welcher ein betäubender Duft herausdünſtete. Theobald bedachte ſich nicht lang, denn er kannte dies Uebel. Raſch faßte er den Erſten am Arm, Amalie half, und ſo brachten ſie Beide heraus an die friſche Luft. Durch Reiben, Waſchen und andere Reizmittel kamen die Erſtickten wieder zu ſich ſelbſt, doch waren ſie ſo ermattet, daß ſie nur langſam fortſchleichen konnten. Theobald

führte ſie in ſein Haus, und Amalie pflegte ſie ſo gut, daß ſie in wenigen Tagen vollkommen geneſen.

Es waren zwei junge, reiſende Mineralogen, welche Erzſtufen, Verſteinerungen, Steine und Erdarten für ihre Kabinete ſammelten. Dies hatte ſie denn auch in das alte Bergwerk getrieben, wo ſie aber ohne Theobald und ſeine Amalie, und vorab ohne den Pudel, ihr Grab würden gefunden haben.

Die ungemeine Artigkeit, das gutmüthige Benehmen, und vorzüglich die ausgebreiteten Kenntniſſe dieſer Männer, von denen der eine Malinuti, der andere Güſenheim hieß, bewogen Theobalden und ſeine holde Gattin, ſie zum Längerbleiben zu nöthigen. Gern weilten ſie, ſo lang die Ferien dauerten. In dieſer Zeit lernte Theobald Vieles von ihnen, was ihm in Anſehung des Berg- und Hüttenbetriebes von großem Nutzen war. Und obgleich Freund Schönemann in ſeiner Sphäre gar nichts mit dergleichen Dingen zu thun hatte, ſo gefiel ihm doch dies Steckenpferd. Er hatte ſchon aus Büchern ſo viel gelernt, daß er ein Wörtchen mitſprechen konnte, und da nun Theobald von Zeit zu Zeit mineralogiſche Wanderungen ins Land machte, ſo begleitete ihn Schönemann, ſo oft er Muße hatte. Beide ſammelten ſich auf dieſe Weiſe recht artige Mineralienkabinete, welche freilich nur Einländiſches enthielten.

Eine von dieſen Wanderungen war beſonders merkwürdig, und ſie iſt deßhalb auch der Hauptgegenſtand meiner Erzählung.

Gegen Nordweſten hin iſt das Land voller Berge und Waldungen. Die Einwohner ſind, wie das in

ſolchen Gegenden gewöhnlich iſt, zwar nicht ſo fein und gebildet, als auf dem flachen Lande, dagegen aber ſind ſie bieder, redlich, von altem, ächtem Schrot und Korn. Ihr Gewerbe beſteht vorzüglich in der Viehzucht. Der Getraidebau iſt gering, zur Nothdurft kaum hinreichend. Viel Geld wird dort auch nicht umgeſchlagen, allein ſie bedürfen deß auch wenig, beſonders da ihnen die fürſtliche Kammer nicht mehr abfordert, als die Gegend und ihr Gewerb ertragen kann.

Theobald und Schönemann beſchloſſen, dieſen ganzen anſehnlichen Strich zu durchwandern. Sie beurlaubten ſich auf mehrere Tage vom Fürſten und von Amalien. Um Alles deſto ruhiger und ſorgenfreier unterſuchen zu können, beſtimmten ſie ihre Rückkehr eigentlich nicht genau. Ich brauch' es wohl nicht erſt zu erinnern, daß ſie die Reiſe zu Fuß machten, das verſteht ſich, bei ihrem Zwecke, wie mich dünkt, von ſelbſt.

Die Ausflucht begann an einem Montag Morgen, früh um 4 Uhr. Wenig bekümmerten ſie ſich um die Heerſtraßen, ſie folgten lediglich der Richtung gegen Nordweſten. Daher geriethen ſie denn auch bald in einſame, bezaubernde Gegenden, in denen ſie minutenlang verweilten und ſich an ihrem Anſchauen weideten. Nicht lange, da zeigte ihnen die Natur in düſtern Hochwäldern ein ernſtes, feierliches Geſicht; aber ihre Miene däuchte den Wanderern darum nicht drohend, ſondern mütterlich-liebend, ſo wie das bei den Menſchen immer der Fall iſt, die mit dem Herrn der Natur in Frieden leben.

Etwa drei Stunden Wegs mochten ſie zurückgelegt haben, als ſie auf einen Platz geriethen, der Alles übertraf, was ſich ihren Augen bisher darge-

boten hatte. Nicht die Weite oder die Ausſicht war es, die ihre Aufmerkſamkeit an ſich zog und ſie ſo ganz hinriß, nein! der eigene und faſt überirdiſche Charakter der Gegend ſchien einen unſichtbaren Genius zu verrathen, der Alles belebte und dem reinen Gemüthe hohe Freuden und Heimathsfeier einflüſterte. Theobald und Schönemann waren keine Empfindler, aber dieſe Sprache verſtanden ſie vollkommen, denn es war ihre Mutterſprache, welche ſie noch nicht verlernt hatten. Unſre beiden Freunde fanden ſich alſo wie daheim. Sie ſetzten ſich und genoßen ein ſeelenſtärkendes Frühſtück unmittelbar aus der Hand der unentweihten Tochter ihres himmliſchen Vaters.

Ich muß doch verſuchen, meinen Leſern eine, wenigſtens erträgliche Schilderung dieſes paradieſiſchen Orts zu entwerfen. — Der ganze Platz iſt eine Ebene, die etwa drei Viertelſtunden lang und eine halbe Stunde breit ſeyn mag. Sie erſtreckt ſich von Morgen gegen Abend, und iſt über und über mit dem ſchönſten und feinſten Raſen, wie mit einem grünen Sammet bedeckt. Hin und wieder ſtehen Gruppen von Bäumen und Geſträuchen in der regelmäßigſten Unordnung, wie von Menſchenhänden gepflanzt. Zwiſchen ihnen öffnen ſich die mannigfaltigſten perſpectiviſchen Ausſichten. Beſonders aber ſteht ein ſeltenes Gewächs in der Mitte, nämlich ſieben mannsdicke Maibuchen, die im Kreiſe aus einer Wurzel hervorgeſproſſen ſind. Sie bilden zwiſchen ſich eine natürliche Laube, die wenige ihres Gleichen hat. Wilde Roſen und Geisblatt gucken aus allen Gruppen hervor und erfüllen die Luft mit Wohlgeruch. Es däucht einem, als ob allenthalben unſichtbare Weſen im Dunkel der Gebüſche lauſchten

und den Verehrer des Schöpfers anlächelten, oder als wenn muntre Genien mit den hier wandelnden Menſchen Verſtecken ſpielen wollten.

Nach Weſten hin begränzt dieſes Elyſium ein dunkler Buchenwald, der ſich ſteil hinab in ein wildes Felſenthal ſenkt, und jenſeits ſteigt dann wieder eine fruchtbare, mit Wäldern und Aeckern bedeckte Anhöhe hoch hinauf, die alſo gegen Abend den Horizont ſchließt. Nach Norden erhebt ſich dieſes Tempe plötzlich in einen felſigten Hügel, an deſſen Fuß ſich eine natürliche Grotte bildet, aus welcher eine Silberquelle hervorrieſelt, deren Bächlein ſich auf den Raſen verliert und ihn mütterlich tränkt. Auch dieſer Hügel iſt mit einzelnem Geſträuche beſetzt, und oben auf der Spitze befindet ſich eine knorrige Wintereiche, unter deren Schatten man auf einem Felſenſitze ausruhen, den ganzen Naturgarten überſehen und dann ſeine Augen an der fernen Ausſicht gegen Süden weiden kann. Im Morgen endlich ſchlängelt ſich ein enges, waldumgränztes Wieſenthal hinab, und im Hintergrunde wird die Landſchaft durch einen zuckerhutförmigen holzreichen Berg geſchloſſen.

Hier ſpazierten unſre Freunde eine Weile umher; es wurde ihnen ſo wohl, als ob ſie in Edens Gefilden luſtwandelten. Sie ſprachen wenig, aber jedes ihrer Worte war Dank und Anbetung. Sodann ſtiegen ſie auch auf den nördlichen Hügel und ſetzten ſich unter den alten Eichbaum, wo den guten Schönemann Siona anhauchte. Er nahm Taſchenbuch und Bleifeder und ſchrieb:

Anbetung Dir! — Dir ew'ge Güte!
Der wahren Schönheit Vater, Dir!
Hier ſchwingt ſich dankend mein Gemüthe
Mit Macht empor, hier fehlt es mir

Am Ausdruck, Deine Huld zu preiſen;
Kein Seraph ſingt nach Würden ſie,
Ihr tönt in allen Himmelskreiſen
Des Harfendonners Harmonie.

Hier ſtrömen Funken aus dem Feuer
Des unerſchaffnen Urlichts her;
Hier ſcheint die ganze Schöpfung neuer,
Als ob man noch in Eden wär';
Hier glänzt der hohe Himmel blauer,
Als drunten in der Dämmerung,
Der hohen Ahnung dunkle Schauer
Ergreifen zur Begeiſterung.

Hier ſchmettern nimmer Mordgewehre!
Kein Plätzchen werd' vom Blute roth!
Und wenn's von einem Würmchen wäre;
Im Paradies gibt's keinen Tod.
Durch keine Art werd' hier entweihet
Der Haine ſtilles Heiligthum!
Und jedes Blümchen ſey befreiet;
Nicht eines komm' durch Pflücken um!

Des blauen Aethers kühles Fächeln
Fleucht von dem hohen Lichtquell her:
Der Morgenröthe holdes Lächeln
Erheitert Himmel, Land und Meer.
Doch hier nur küßt, in hehrer Feier,
Der Himmel ſeine Braut, Natur;
Und hier entlockt er kühn und freier
Die holden Kinder ihrer Flur.

Dies ſollte nicht den Geiſt beflügeln
Zum Aufſchwung bis zum Thron des Lichts?
Hier ſollte mich die Trägheit zügeln?
Entſteig' der Laſt des Staubgewichts,
Du ew'ger Funke! — meine Seele!
Schweb' Lerchen gleich — zur Sonne hin
Im Hallelujah! — und erzähle
Dem Himmelsheer, wie froh ich bin!

In dieſem hehren Tempel feiern
Natur und wir ein heilig Feſt;
Verſöhner! — Siehe, wir erneuern
Den hohen Bund, daß wir den Reſt
Der Lebenszeit Dir ganz zu weihen,
Mit feſtem Muth entſchloſſen ſteh'n,
Bis in der Palmenträger Reihen
Wir jubelnd einſt Dein Antlitz ſeh'n!

Theobald und Schönemann ſangen dies Lied unter der Eiche aus voller Bruſt, und zwar nach der bekannten Hiller'ſchen Melodie: Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte! Mit den letzten Worten ſtanden ſie auf, reichten ſich die Hände und ſanken dann einer in des andern Umarmung. — —

Sie wandten ſich weſtwärts gegen den Wald, durch welchen der Holzweg führte. Sie folgten demſelben ſchief abwärts. Er ſchlängelte ſich in das dunkle, enge Felſenthal.

Kaum mochten ſie hundert Schritte zurückgelegt haben, als ſie auf einen ſteinalten Greis trafen, der am Wege auf einem Stumpfen ſaß und einen Bündel Zündſchwamm neben ſich liegen hatte. Es war ein langer, anſehnlicher Mann, mit einer Glatze und ſchneeweißem Haar. Sein ganzer Anzug verrieth tiefe, aber reinliche Armuth. Der Greis ſtand mühſam auf, als er ſie erblickte, nahm ſeinen Hut ab und ſagte mit hohler, heiſerer Stimme: Gott gebe Ihnen einen guten Morgen, meine Herren!

Theob. Euch auch, Vater! — Der Weg iſt ſteil, und Ihr ſcheint mir engbrüſtig zu ſeyn?

Der Alte. Mein ganzer Lebensweg war ſteil, indeſſen bin ich nun bald oben.

Theob. Das mag wohl wahr ſeyn. — Laßt Euch doch nieder und ſetzt Euern Hut auf! Es iſt kühl!

Der Alte. Wenn Sie's erlauben? —

Unſere Reiſenden griffen nach ihren Börſen, um ihm Etwas zu geben.

Der Alte. Verſchonen Sie mich, meine Herren! — Almoſen hab' ich bis dahin nicht genommen, wollen Sie mir aber ein Bündlein Schwamm abkaufen? — Es verſteht ſich, wenn Sie ihn brauchen. — Damit ernähr' ich mich.

Theob. Wir rauchen Beide zu Zeiten eine Pfeife Taback, und wenn Euer Schwamm gut iſt, ſo kann Jeder von uns ein Bündlein brauchen.

Der Alte. Gut iſt er! — ich ſuche und bereite ihn ſelbſt. Sie können ihn ja leicht probiren, wenn Sie Stahl und Stein bei ſich haben.

Theob. Das iſt nicht nöthig! Wir glauben Euch. Wo ſeyd Ihr her?

Der Alte. Das iſt eine ſchwere Aufgabe. Hätten Sie gefragt, wo ich hin wollte? Das hätt' ich beſſer beantworten können.

Theobald und Schönemann ſahen ſich bedeutend an. Der Greis hatte etwas Geheimanziehendes. Sie ſetzten ſich ihm gegenüber und fragten im ſanfteſten Tone: Habt Ihr Zeit, Vater?

Der Alte. O ja! ich verſäume nichts, — wenn ich heut' nur ſo viel verdiene, daß ich künftige Nacht Nahrung und Obdach finde.

Schönem. Dafür wollen wir ſchon ſorgen. Habt Ihr denn Niemand, der Euch in Eurem Alter verpflegt?

Der Alte. Nein! nun nicht mehr. — Ich bin einſam — bis ich meine Theuern alle bald in der großen Heimath wieder finde. Ich weiß es, dort ſind ſie Alle.

Schönem. Lieber Freund! erzählt uns doch Eure

Geſchichte! Es iſt kein unedler Vorwitz, der uns dies wünſchen läßt. — Wir möchten Euch gern näher kennen lernen.

Der Alte. Das iſt keine angenehme Arbeit. — Indeſſen — auch ich fühle hohes Zutrauen zu Ihnen, und laſſe mich's gern etwas koſten, Ihnen gefällig zu ſeyn.

Mein Name iſt Dumond. Mein Vater war ein Kaufmann in der Normandie, und wurde unter Ludwig dem Vierzehnten, der Religion willen, mit Zurücklaſſung ſeines ganzen Vermögens, des Landes verwieſen. Mit Frau und ſechs kleinen Kindern wanderte er alſo aus, ohne zu wiſſen, wohin? und — woher er Brod ſchaffen ſollte? Allein er traute Gott und verließ ſich ganz auf deſſen väterliche Hülfe. Seine erſte Zuflucht nahm er nach Holland, wo Kaufleute ihm die Hand boten, denen er dafür auf dem Comtoir diente. Meine Mutter ſuchte an ihrer Seite durch feine Näherei und durch Waſchen etwas zu erwerben. Auf dieſe Weiſe konnten meine Eltern bei gehöriger Sparſamkeit ordentlich leben.

So vergingen ſechs Jahre, bis **1700**, da ich geboren ward. — Jetzt ſchien es, als wenn mein Vater vollends den ganzen Jammerkelch der Trübſale bis auf die Hefen austrinken ſollte: denn — meine Mutter ſtarb in den Wochen, und hinterließ unſrer ſieben Kinder, von denen das älteſte kaum ſechszehn Jahre zählte. Ich wurde mit Milch und Waſſer getränkt, war oft dem Tode nah, und kam doch immer wieder zurecht. Denn es war der Wille des Allmächtigen, mich zu hohen Proben aufzubewahren. In der nämlichen Zeit fallirte auch das Comtoir, auf dem mein Vater arbeitete. Er kam dadurch in

die mißlichſte Lage, weil gerade Niemand zu finden war, der ſeiner Dienſte bedurfte.

Unter dieſen Umſtänden beſchloß er, nach Amerika zu gehen und dort ſein Glück zu verſuchen. Er verkaufte alles, was er entbehren konnte, um Reiſegeld zu bekommen, und begab ſich im Jahr 1701 auf ein Schiff, das nach Penſylvanien ſegelte. Nach einer der ſchrecklichſten Seereiſen kam das Schiff endlich in Delaware, bei der damals erſt entſtehenden Stadt Philadelphia an; und die Vorſehung ſorgte dafür, daß mein Vater mit ſeinen ſieben Kindern ſchnell ein Unterkommen fand. War es gleich kümmerlich, ſo reichte es doch hin, um ohne eigentlichen Mangel zu leben.

Endlich gelang es ihm, eine Pflanzung zu erhalten, wozu ihm ein reicher Quäcker behülflich war. Er zog alſo einige hundert engliſche Meilen nordwärts von Philadelphia, und fing dort, in der Entfernung von allen Menſchen, wieder ſeine eigene Haushaltung an. Die nächſte Familie, eine deutſche, aus dem Württembergiſchen, wohnte etwa zehn Stunden von uns entlegen. Mit dieſen Leuten hatten wir von Zeit zu Zeit Umgang, ſo viel als es die Verſchiedenheit der Sprache zuließ. Hier fängt nun auch mein Erinnerungsvermögen an, und mein frühester Gedanke iſt ein ſchrecklicher Abend, an welchem einige Wilde in unſer Haus ſtürmten und uns alle umbringen wollten; aber durch eine beſondere göttliche Fügung kamen uns einige engliſche Soldaten zu Hülfe und retteten uns aus ihren blutigen Händen.

Uebrigens lebten wir in unſerer Einöde ſehr zufrieden. Meine älteſte Schweſter, die mir an Mutter=

ſtelle war, verſah das Weibliche in der Haushaltung, und die Andern halfen dem Vater im Felde.

O! es war eine ſelige Zeit — es war uns oft, als wenn Engel Gottes um uns her ſchwebten und ſich über uns freuten. Denn — mein Vater war ein wirklich frommer, ein erleuchteter Mann. Er hielt regelmäßig alle Sonntage Gottesdienſt mit uns; er erklärte uns die Bibel, und unterrichtete uns nach derſelben in der Religion; dann aber auch dergeſtalt im Leſen, Schreiben, Rechnen, in der Geographie, Geſchichte u. ſ. w., daß wir gewiß keinen Bürgerkindern in irgend einer europäiſchen Stadt etwas nachgaben.

Dies patriarchaliſche Leben währte bis 1712. In dieſem Jahre wurden wir mit einer peſtartigen Krankheit befallen, die wir vermuthlich von ſpaniſchen Landſtreichern aus Florida, die bei uns ſtarben, gefangen hatten. Wir Kinder lagen alle ſchwer darnieder, und die fünf mittelſten entſchliefen nacheinander innerhalb vierzehn Tagen.

Meine älteſte Schweſter aber und ich, wir kamen davon. Allein jetzt legte ſich auch unſer Vater; wir beiden Kinder glaubten zu verſinken, als wir ſahen, daß es mit ihm zu Ende ging. Er tröſtete uns indeß ſehr freudig und befahl uns, ihn bei ſeinen Kindern zu begraben; dann nach Philadelphia zu dem vorhin gedachten Quäcker zu gehen, der uns weiter rathen würde, was wir thun ſollten.

Wir pflegten den theuern, lieben Vater ſo gut wir konnten, er ſtarb ruhig in unſern Armen und unter Strömen von Thränen, die wir über ihn hinweinten. Die wenigen Tage, von ſeinem Tode bis zu ſeinem Begräbniß, waren die traurigſten meines Lebens, ſo ſchreckliche Perioden ich auch nach-

her durchkämpfen mußte. Da wir beide nicht im Stande waren, die Leiche unſers Vaters an den Ort ihrer Ruhe zu bringen, ſo mußte ich zu der würtembergiſchen Familie reiſen, von welcher einige Glieder mit mir gingen und uns das traurige Geſchäft verrichten halfen. Ich und meine Schweſter nahmen nun das Nöthigſte, was wir brauchten, zu uns, ſchloſſen das Haus ab und wanderten ſodann mit den Württembergern, welche uns einen Boten verſchafften, der uns nach Philadelphia begleitete.

Meine Herren! das Erzählen macht mich müde, ich faſſe mich alſo kürzer. Wir verkauften unſere Plantage; meine Schweſter heirathete in Philadelphia und ſtarb im erſten Wochenbette. Ich kam nach Boſton auf ein Comtoir, wo ich bis in mein zwei und zwanzigſtes Jahr unter den beſten Menſchen die glücklichſten Tage verlebte. Nun ſollte ich eine Handelsreiſe nach England machen. Ich ging zu Schiff, wurde von einem ſaleer Korſaren gefangen und erduldete fünf Jahre lang die Leiden der ſchrecklichſten Sklaverei, weil mein Herr ein wüthender Satan und kein Menſch war. Ich ſchrieb nach Boſton und bat um Loskaufung, aber ich bekam keine Antwort. Die Briefe waren verloren gegangen. Meine Rettung blieb deswegen nicht aus. Unter meinen Mitgefangenen befand ſich ein eben ſo frommer, als edler deutſcher Kaufmann, der mich außerordentlich lieb gewann, mich mit ſich loskaufte und mit in ſeine Heimath nahm. Seine einzige Tochter ward in der Folge mein Weib, er nahm mich in Kompagnie, und ſo handelten wir viele Jahre mit abwechſelndem Glücke fort. Endlich ſtarb er und ich führte nun die Geſchäfte allein. Von jetzt an verfolgte mich aber Trübſal und Unglück von

allen Seiten. Mehrere große Unternehmungen ſchlugen fehl; Frau und Kinder ſtarben mir alle weg, bis auf meine jüngſte Tochter, die mir im ſechsundfünfzigſten Jahr meines Alters geboren wurde. Ich befriedigte meine Gläubiger ſo gut und redlich, als ich es vermochte, behielt aber nichts mehr als ein ruhiges Gewiſſen, mich ſelbſt und mein Kind. Weder Leichtſinn noch Verſchwendung, ſondern allein der unerforſchliche Rath Gottes iſt Urſache von meinen Widerwärtigkeiten.

Theob. Sie haben viel erfahren, Herr Dumond! — Sie gehören unter die Zahl derer, von denen es einſt heißen wird, daß ſie aus großer Trübſal kamen. Sie ſagten aber vorhin, Sie wären einſam, und nun hören wir gleichwohl, daß ſie noch eine Tochter haben? —

Dumond ſeufzte tief und antwortete: „ich hab' ſie, und bin doch einſam. Die Sache hängt ſo zuſammen; als ich von Allem entblößt war, da mochte ich in V... nicht mehr bleiben. Ich ging alſo mit meiner Tochter hieher auf ein Dorf, deſſen Pfarrer mein vieljähriger, ſehr guter Freund iſt. Dieſer wahrhaft apoſtoliſche Mann iſt mir bis dahin alles geweſen, was ein Menſch dem andern nur ſeyn kann. Da er aber das Unglück hatte, daß ſeine Frau vor vier Jahren von der Gicht ganz kontrakt wurde, ſo hielt ich's für Pflicht, da er keine Kinder, ein mühſeliges ſchweres Amt hat und ſelbſt arm iſt, ihm meine Tochter zu überlaſſen, die ihm in ſeinem hohen Alter aufwartet, und ſeine Frau wie ein Schooskind hebt, ſtützt und pflegt. Aber ach, Gott! wär' das arme Kind nur nicht ſelbſt unglücklich! —

Schönem. Wie ſo? was fehlt ihr denn?

Der Alte. Darüber trag' ich Bedenken, mich

vollſtändig zu erklären. Sie ſah einen Mann an ehrwürdiger Stelle und in einem heiligen Geſchäfte. Er machte auf ihr zartes, tieffühlendes Herz einen ſo gewaltigen Eindruck, daß ſie ſeitdem von innern Leiden gleichſam verzehrt wird und keine frohe Stunde mehr hat. Gott erbarme ſich ihrer! — Sie iſt ein ſehr gutes Mädchen; aber ich fürchte, ſie wird dem ſchweren Kampfe unterliegen.

Schönem. Wie heißt der Pfarrer, bei dem Ihre Tochter iſt, und wo wohnt er?

Der Alte. Ein Stündchen von hier, da hinter dem Berge; er heißt Walther und das Dorf Bornhofen.

Schönem. Der Ort iſt Ellerthaliſch, und ich hab' ſehr viel Gutes vom Pfarrer Walther gehört. Ich möcht' ihn beſuchen.

Theob. Der Zweck unſerer Reiſe leidet nicht darunter. Wir wollen hingehen. Herr Dumond begleitet uns wohl? Wir wollen ihm ein gutes Botenlohn geben und langſam fortwandern, damit er weg kann.

Der Alte. Von Herzen gern! — Wünſchen Sie unbekannt zu bleiben, oder darf ich wiſſen, wer Sie ſind?

Schönem. Dieſer Herr iſt der geheime Staatsrath Theobald, und ich bin der Superintendent Schönemann, beide von Klarenborn.

Dumond war heftig erſchüttert; die faſt vertrockneten Thränenquellen netzten noch einmal ſeine Augen, er ſtrebte empor — Nein! — Nein! fing er mit zagender Stimme an: Nein! Sie dürfen nicht zum Pfarrer nach Bornhofen gehn! — Dies unerwartete Betragen verſetzte unſere beiden Wanderer

in tiefes Staunen. — Wie aus einem Munde rieſen ſie: Großer Gott! was iſt das? Warum nicht?

Ganz ermattet ſank der Alte wieder auf ſeinen Sitz zurück, ſchüttelte den Kopf und erwiederte: — Das! — das! kann ich nicht ſagen! — Theobald und Schönemann geriethen in eine peinliche Lage. Sie redeten indeß dem Greiſe ſo lange zu, bis er ihnen endlich das Geheimniß entdeckte.

Nun ſo ſey's denn! fing er an. Du großer Vater im Himmel wirſt es lenken! — Meine arme Eleonore war vor zwei Jahren zu Klarenborn in der Kirche, und — ach Gott! verzeihen Sie, meine Herren! das arme Mädchen hörte und ſah den Herrn Generalſuperindenten. — — Jetzt wiſſen Sie Alles!!! —

Schönemann prallte zurück, rang die Hände; Thränen quollen aus ſeinen Augen. Endlich erholte er ſich, trat zum Greiſe, drückte ihm die Hand und ſagte gerührt und mit ſanfter Stimme: Vater Dumond! jetzt erſt iſt's meine höchſte Pflicht, nach Bornhofen zu gehen, um Ihre Tochter zu beruhigen.

Dumond ſtand ſtark auf, trat vor Schönemann hin und ſprach feſt und männlich: Ehrwürdiger Mann! das iſt keine Kleinigkeit. — Es gibt nur ein Mittel zu ihrer Beruhigung; handeln Sie weiſe! — Ich bin Vater — gebückt unter der Laſt der Leiden; nur noch ein leiſer Stoß, ſo fällt die morſche Hütte zuſammen: und ich möchte um vieles nicht, daß Sie das Werkzeug dazu wären. Ueberlegen Sie wohl, was Sie thun! — Ich kenne Sie nicht. — Nehmen Sie mir meine, vielleicht übertriebene Sorge nicht übel! —

Schönem. Sie haben Recht, ſo zu reden. — Aber laſſen Sie mich jetzt nur machen! Ich verſichere

es Ihnen, ich werde wenigſtens Ihre und Ihrer Tochter Leiden nicht vermehren, ſondern, wenn es der Wille Gottes iſt, ſie vermindern. Kommen Sie nun und führen Sie uns nach Bornhofen! — Dumond nahm ſeine Sachen zu ſich und machte ſich mit ihnen auf den Weg. Der Alte ging voran, dann folgte Theobald, und Schönemann ſchlich in tiefen Gedanken hinten nach, welches denn auch ganz und gar kein Wunder war. Die andern Beiden hatten eben ſo wenig Luſt, viel zu ſprechen; einzelne Silben und Worte zur höchſten Nothdurft, war alles, was man auf dem Wege von einer Stunde aus ihrem Munde hörte.

Vor dem Dorfe beredete ſich Schönemann mit Theobalden und Dumond, wie er in Anſehung Eleonorens ſeinen Plan anlegen und ausführen wolle. Die beiden Letztern ſollten ſich ins Pfarrhaus begeben, ſeiner aber mit keinem Wort erwähnen. Er wollte ſo lange ins Wirthshaus gehen, bis ihm, gegen zwei Uhr, Theobald Nachricht gebracht hätte: was es mit der guten Leidenden für eine Bewandtniß habe? — Dumond billigte dieſen Vorſchlag von ganzem Herzen; er wies dem Superintendenten das Wirthshaus, und führte dann den Geheimen Staatsrath zum Paſtor Walther.

So wie Theobald ins Pfarrhaus trat, kam ihm Eleonore aus der Küche entgegen. Ihr erſter Anblick nahm ganz für ſie ein. Sie war ſchön und wohlgewachſen, ſchien ungefähr ſechsundzwanzig Jahre alt, und, ob ſie gleich blaß und etwas eingefallen ausſah, ſo verkündigten doch ihre lebhaften Augen und ihre ganze Miene, daß ſie mit Feuer und Geiſt getauft war. Theobold hätte ſogleich umkehren und

ſeinen Freund holen können; allein er wollte nicht blos ſeinem Herzen, ſondern auch ſeiner Vernunft Gehör geben. Außerdem litten es auch die Umſtände noch nicht. Ihren Vater grüßte ſie mit einem Kuß und Händedruck, und dieſer machte ihr bekannt, was für einen Gaſt ſie bekommen hätte.

Es gibt gewiſſe ſtille Winke — oder beſſer — die Naturſprache hat gewiſſe Accente oder Unierſcheidungszeichen: wer dieſe kennt, der trifft ihren Sinn beim erſten Anblick. Dies war der Fall mit Theobalden. Daß Eleonore jetzt nicht ängſtlich wegen ihrer Küchenbeſtellung that, ſondern in ihrer Ruhe blieb, und nicht einmal ſagte: Der Herr Geheime Staatsrath werden vorlieb nehmen! — das war ihm Beweis ihrer höheren Denkungsart, ſo wie davon, daß ſie ſich zu helfen wußte. Er drückte ihr traulich die Hand und ſprach: Sie ſind mir theuer, liebe Freundin! — Nehmen Sie dieſen Ausdruck im ganzen Umfange ſeiner Bedeutung und in ſeiner ganzen Stärke.

Eleonore erröthete und verſetzte: Können Sie denn ſchon eines Menſchen Freund ſeyn, ehe Sie ihn näher kennen? Ehe er Ihnen die Gefühle ſeines Herzens eröffnet hat? Ja! — erwiederte er: wenn die Seele ſo laut aus dem Angeſicht ſpricht, wie bei Ihnen! — Sie ſchwieg und führte ihn in den Garten; da iſt der Herr Pfarrer, lieber Vater, ſeyn Sie ſo gütig und führen Sie den Herrn Geheimen Staatsrath zu ihm hinein! —

Dumond ging voraus, und Theobald folgte ihm durch den mit Küchenkräutern reichlich verſehenen und auch mit einigen ſchönen Blumen prangenden Pfarrgarten, wo ihnen aus einer dichten hainbuchenen Laube der Herr Paſtor langſam aber feſt ent-

gegenſchritt. Theobald grüßte ihn ſchon von ferne; er wurde durch ſeinen Anblick tief gerührt. Walther war ein langer, hagerer, ſehr freundlich ernſter Mann, jede Miene verkündigte es, daß er ein vieljähriger, auf alle Weiſe geübter Lehrer der fröhlichen Botſchaft vom Erlöſer ſey; und der feine Faltenkreis um ſeine Augen überzeugte den Menſchenkenner bald, daß unter dem dünnen Silberhaar Schätze der Weisheit verborgen lägen.

Auch der Pfarrer bewillkommte den neuen Gaſt mit Anſtand und Würde. Schon längſt kannte er ihn durch's Gerücht von einer höchſt vortheilhaften Seite. Zu Klarenborn hatte er ihn zwar ein paarmal geſehen, aber nie geſprochen. —

Dies Kennen war dem guten Theobald ſehr lieb: denn es ging ihm wie allen beſſern Menſchen; ſie freuen ſich, wenn ſie beim erſten Zuſammentreffen einem nicht fremd ſind.

Weſſen das Herz voll iſt, davon geht der Mund über — dies war auch der Fall des guten Pfarrers. Sogleich fing er an vom neuen Kirchengeſangbuche zu reden. Theobald befand ſich in der nämlichen Lage. Sein Freund, Eleonore und Dumond füllten ihm das Herz, ebenfalls bis oben an, drängten ſich zur Zunge und Lippen. Unterdies glaubte er, daß dieſe Sache im gegenwärtigen Augenblick wichtiger ſey, als jene. Er unterbrach alſo den Greis und ſagte: Sie werden mir erlauben, daß ich Ihnen ohne weitere Umſtände mein Anliegen eröffne. Es iſt dringend. Hernach wird es mir dann auch ſehr lieb ſeyn, zu hören, was Sie, als ein alter bewährter Lehrer der Religion, über die Einführung des neuen Geſangbuchs urtheilen.

Der Pfarr. Verzeihen Sie, daß ich ſo vorlaut

war, und haben nur die Güte, mir Ihr Anliegen zu vertrauen.

Theob. Um einmal von Amtsgeſchäften auszuruhen und uns auf eine nützliche Art zu zerſtreuen, gingen wir, der Generalſuperintendent Schönemann und ich, dieſen Morgen früh von unſern Tuskulanen bei Tichertsheim hieher ins Gebirge. Wir wollten uns zugleich etwas im Mineralreiche umſehen.

Der Pfarr. Wo iſt Herr Schönemann? — doch wohl nicht in meinem Hauſe?

Dumond. Beruhigen Sie ſich, mein Freund! der Plan iſt weislich angelegt.

Der Pfarr. Gott ſey Dank!

Theob. Nach einigen Stunden trafen wir dieſen ehrwürdigen Schwammkrämer; er wurde uns im erſten Augenblick merkwürdig. Wir drangen in ihn, uns ſeine Lebens- und Leidensgeſchichte zu erzählen; er that's, und nun hörten wir am Ende auch von Ihnen, und beſchloſſen deßhalb, Sie zu beſuchen. Da aber Herr Dumond auf eine beſonders ängſtliche Art dagegen proteſtirte, und dies uns natürlicher Weiſe höchſt auffallend ſeyn mußte, — ſo preßten wir ihm ſein Geheimniß, in Betreff ſeiner Tochter, ab; und fanden nun, daß es unſere heilige Pflicht ſey, die theure Leidende zu beruhigen.

Der Pfarr. Können Sie das? — oder vielmehr kann es der Herr Superintendent?

Dumond. Das hab' ich auch gefragt.

Theob. Ich durfte mit meinem Freunde nicht ausführlicher davon ſprechen. Es iſt aber auch nicht nöthig. Ich kenn' ihn beinahe ſo gut als mich ſelbſt. In ſeiner früheren Jugend haben ſich, ganz in ſeiner Nähe, Dinge ereignet, die ihm eine Warnungs-

tafel im Umgang mit Frauenzimmern geworden ſind. Darum hat er ſich auch noch nicht zum Heirathen entſchließen können, ſo oft ich ihm auch dazu gerathen habe, indem er ſchon ſechs und dreißig Jahre alt iſt. Immer gab er mir zur Antwort: Ja, ich will heirathen, der Eheſtand iſt Bedürfniß für mich. Aber nicht eher will ich es thun, bis mich's mein Gott heißt, und keine andere Perſon, als die, welche Er mir zuführt. Ich fragte dann jedesmal, was er unter Gottes Befehl und unter ſeiner Anweiſung verſtehe? Darauf war immer ſeine Antwort: Das könne er mir nicht ſagen; ſo viel würde ich ihm aber doch zutrauen, daß er weder Aberglauben noch Schwärmerei mit einmiſche; und wenn ſich einmal der Fall ereignete — ſo würde ich dann aus ſeinem Betragen erkennen, was er unter Gottes beſonderem Geheiß und Anweiſung verſtehe. Jetzt iſt ſein Herz gerührt, und aus den wenigen Worten, die er zu Herrn Dumond ſagte, ſchließe ich, daß er Eleonoren heirathen will, wenn anders in ſeinem Innern kein höherer Befehl es verbietet.

Der Pfarr. So viel ich mich auf göttliche Führungen verſtehe, wird kein höherer Befehl da ſeyn; es wäre denn, daß der Herr Superintendent in Verhältniſſen ſtehe, die ihn überhaupt an einer Verbindung der Art, oder beſonders daran verhinderten, gerade Eleonoren zu wählen.

Theob. Daß keine ſolche Verhältniſſe ſtattfinden, weiß ich beſtimmt.

Der Pfarr. Gott! wie würd' ich dir danken, Freund Dumond! nun wird hoffentlich auch Ihr letzter Feind aufgehoben; es wird Ihnen am Abend noch licht werden. Hören Sie, Herr Geheimer Staatsrath! ich bin nahe am Grabe; von jeher

war ich ein ſtrenger Freund der Wahrheit, und werde Ihnen alſo jetzt nicht noch, und beſonders in einer ſo wichtigen Sache, als die Ehe überhaupt, und noch dazu die Ehe eines Geiſtlichen iſt, etwas vorheucheln. Eleonore iſt des höchſten Glücks dieſes Erdenlebens, des vortrefflichſten Mannes werth — inſofern nämlich Menſchen irgend einer göttlichen Wohlthat werth ſeyn können. Sie wiſſen ſchon, wie ich das verſtehe. Ich übertreibe nichts — ich ſehe durch keine Freundſchaftsbrille. Nein, meine Worte ſind auf der Goldwage gewogen, und daher weder ein Aeßchen zu ſchwer noch zu leicht. Herr Schönemann iſt nach allem, was ich von ihm gehört habe, ein großer, edler Mann, der Biſchofsverſtand und ein Kinderherz hat; der das ſeligmachende Wort von Jeſu eben ſo herzlich und einfach, als vernünftig und eingreifend zu lehren weiß. Und das iſt keine Kleinigkeit. Herr Schönemann iſt einer der Wenigen, von welchen ich behaupten möchte, daß er unſerer Eleonore werth iſt. Sie hat auf der hohen Schule der Leiden ausſtudirt und promovirt. Sie kann alſo ein biſchöfliches Weib werden. Oft kam's mir ein, ich müſſe dieſer Sache wegen an Schönemann ſchreiben. Aber immer unterließ ich's, weil ich ſeine Verhältniſſe nicht kannte.

Theob. So viel weiß ich beſtimmt, daß es in dieſer Sache auf weiter nichts ankommt, als nur darauf, ob Eleonore ein Weib für Schönemann ſeyn werde? — Und da nun auch dieſe Schwierigkeit mir gehoben zu ſeyn ſcheint — ſo ſteht hoffentlich nichts mehr im Wege. Nur muß die edle Dulderin allmälig auf dieſen für Beide ſo wichtigen Beſuch vorbereitet werden.

Der Pfarr. Das kann füglich während dem Eſſen geſchehen.

Dumond. Gott gebe, daß alles gut gehe!

Niemand dünkte die Zeit lang, außer Schönemann in ſeinem einſamen Wirthshauſe. Gedanken drängten ſich in ſeiner Seele, und ſein ganzer Geiſt war Erhebung und kindliches Gebet um väterliche Führung. Möglichſt waffnete er ſich mit Geduld, und erwartete die beſtimmte Stunde.

Im Pfarrhauſe kam es inzwiſchen zum Eſſen. Die drei Männer waren hoch geſpannt, und der Pfarrer ſollte, der Abrede gemäß, den Faden anknüpfen. Als daher Alles in Ordnung war und Eleonore nicht mehr hin und her zu gehen und dies und jenes zu holen hatte, ſo fing der ehrwürdige Mann an:

Ich bin dieſen Morgen davon überzeugt worden, liebe Tochter! daß es dem guten himmliſchen Vater ein Leichtes iſt, die Urſachen unſerer Leiden auch dann zu heben, wenn es uns Menſchen unmöglich ſcheint.

Eleon. Davon ſind Sie wohl ſchon längſt überzeugt. — Haben Sie aber vielleicht gegründete Hoffnung erhalten, daß unſerer lieben Frau Pfarrerin noch geholfen werden könnte?

Der Pfarr. Wenn's ſeyn ſoll, ſo iſt das Gott ein Kleines. Jetzt iſt aber davon die Rede nicht. Dieſer Herr da kann einen ſehr wichtigen Knoten löſen — er kann dich glücklich machen, meine Eleonore!

Eleonore wurde roth — erblaßte — wurde wieder roth; es begann ihr wehe zu werden.

Der Pfarr. Stärke dich, meine Tochter! ſtärke dich mit hoher Freude; die Wahrſcheinlichkeit tritt wie ein Engel Gottes in unſere Mitte und haucht

dir tief in die Seele: dein Wunſch kann erfüllt werden.

Eleonore ſtaunte und ſtarrte vor ſich hin.

Der Pfarr. Noch einmal: ermuntere dich, meine Tochter! die Vorſehung hat einen anbetungswürdigen Weg eingeſchlagen, und es ſo geordnet, daß dieſer unſer werther Gaſt — ein Freund Gottes und der Menſchen — deine Leiden erfahren mußte. Er wird dein wohlthätiger Arzt ſeyn, und nächſt Gott dich heilen.

Eleonore war ſo innig bewegt, ihr ganzes zartes Weſen war ſo ergriffen, daß ſie ohnmächtig dahin ſank. Nur mit Mühe brachte man ſie wieder zu ſich. Jetzt aber wurde von etwas Anderem geſprochen, um ihr Zeit zum Erholen zu laſſen. Die Hoffnung that auch hier, wie immer, die gewünſchte Wirkung. Ihre Bruſt hob ſich höher; ihre Augen gingen über. Sie weinte ſo, daß eine Thräne die andere ſchlug.

Der Pfarr. Gott Lob! das haſt du lange nicht gekonnt! — Ich ſehe, deine Natur iſt noch nicht zerrüttet.

Eleonore ſchwieg, und man ſah, daß ſie im innern Heiligthume ihres Herzens Dank opferte. Die drei Männer fuhren mittlerweile in ihrem Geſpräche fort, und erwarteten den Wink, wann es Zeit ſeyn würde, weiter von der Sache zu reden.

Und dieſer blieb nicht lange aus. Eleonore fürchtete Täuſchung. Der Gedanke war zu groß für ſie, als daß ſie ſeine Erfüllung ſo ganz und auf einmal hätte glauben können. Jungfräuliche Schaam kämpfte in ihrem Buſen und auf ihrem Geſichte, bis ſie endlich dieſen Zweifel äußerte und ſagte: Vater Walther! ich ſchwebe zwiſchen Himmel und

Abgrund. — Setzen Sie mich auf feſten Boden; ſo kann ich es nicht aushalten; in dieſer Lage wird mein ganzes Daſeyn aufgelöst.

Der Pfarr. Gerne, meine Tochter! von Herzen gern! Unſer Gaſt iſt Schönemanns genauſter Freund. Du haſt ja wohl den Herrn Geheimen Staatsrath Theobald nennen gehört?

Eleon. O ja! Sehr viel Gutes hab' ich von ihm gehört. Ach mein Vater, ich vergehe vor Schaam, daß ich meine Augen, mein Herz nicht beſſer bewachte! Daß ich einem, freilich unwillkührlichen Gefühl ſo viel Macht über mich einräumte! daß ich mich ihm ſo gern, ſo ganz überließ! Aber ach! wie ſchwer hab ich dafür büßen müſſen.

Der Pfarr. Ueber den Punkt haben wir ja ſchon längſt abgeſprochen. Du haſt dafür gelitten, und der gütige Vater dort oben, der deine Seele ſo innig fühlend ſchuf, wird es dir nicht als Schuld anrechnen. Jetzt iſt von nichts weiter die Rede, als von — Erfüllung deiner Wünſche.

Eleon. Heben Sie meinen Zweifel, und erklären Sie mir, wie das möglich iſt?

Der Pfarr. An Ihnen iſt nun die Reihe, Freund Theobald! — Erlauben Sie mir, daß ich Sie ſo nennen darf!

Theobald umarmte den apoſtoliſchen Mann und ſagte: die Benennung gilt mir mehr als ein Adelsbrief. — Dann wandte er ſich zu Eleonoren, umarmte auch ſie und ſprach: Schweſterliche Freundin! ich glaube Ihnen in die Seele meines Freundes verſichern zu können, daß Sie für Ihre bisherigen Leiden überſchwänglichen Erſatz finden werden. Nun erzählte er ihr den ganzen Zuſammenhang der Sache und die Geſchichte dieſes Morgens mit Wärme und

Zartheit. Das herrliche Mädchen faltete die Hände, und mit dem Blicke eines Engels ſchaute ſie auf zu Gott und ſprach nur dem Himmel hörbare Töne aus.

Während allem dieſem ſaß Dumond und beobachtete ſeine Tochter mit einem forſchenden Blick, der Beſorgniß verkündete. Mit freundlicher, aber ernſter Miene ſagte er höchſt nachdrücklich: Eleonore! — Meine Tochter! — ſieh' vor deine Füße, damit du nicht ſtrauchelſt!! —

Durch dieſe Worte gleichſam geſchreckt, ſtand ſie mit demüthigem Blick auf, trat zu ihrem Vater, küßte ſeine Hand und erwiederte: Vater! ich werde mit Gottes Hülfe auch in dieſem kritiſchen Zeitpunkte Ihrer Erziehung der Menſchenwürde und der Religion Ehre machen. Sorgen Sie nicht!

Theobald erſtaunte; er glaubte Weſen aus einer beſſern Welt zu ſehen. Herzlich aber freute er ſich zugleich, in künftigen Tagen an ihrem Licht und in ihrer Wärme wachſen zu können. Selbſt beſſere Menſchen fühlen neben dem Schwammkrämer und ſeiner Tochter, wie klein ſie noch ſind.

Dem Pfarrer Walther aber war das alles ſo ganz recht und gemüthlich. Er hatte der Erfahrungen viele gemacht und geſammelt; er war der Dinge, die des wahren Reichs Gottes ſind, ſchon gewohnt. Ich möchte ſehen, ob ein Frauenzimmer von modiſcher Erziehung, zwar nicht reich, aber nett und höchſt reinlich gekleidet, einem alten zerlappten Schwammkrämer aus ihrer Verwandtſchaft die Hand küſſen würde, und wenn er ein zweiter Dumond wäre. Das gehört, wahrlich und leider! in die Etikette eines Reichs, das nicht von der heutigen Welt iſt, in der ſelbſt die heiligſten, die ſchönſten Bande locker geworden ſind. Aber ein ſolcher Kuß

erwärmt das Herz, welches ſich, ſchier krampfhaft, im ſchneidenden Froſte der Eitelkeit, der Selbſtſucht und wie die übrigen Gebrechen unſers Zeitalters heißen — zuſammenzieht. —

Jetzt war es nachgerade Zeit, auch mit der zweiten Hauptperſon zu ſprechen. Schönemann zählte in ſeiner bangen Einſamkeit die Minuten; ihn drängte die Ungewißheit ſeines Schickſals, aus der er aber ſchnell herausgeriſſen werden ſollte.

Theobald trat nämlich mit einer Miene ins Zimmer, die ſeinem Freunde den Himmel auf Erden verkündigte; und Schönemann nahm dieſen Himmel in ſeine ganze Seele auf. Hier war nicht lange, nicht kaltblütig zu überlegen. Theobald ſagte nur: Komm und ſiehe!

Für Eleonoren war die Viertelſtunde, die ſie in der Einſamkeit zubrachte, höchſt wohlthätig. Noch feſter lehnte ſie ſich an den, der unſere Schickſale lenkt. Und — ehe ſie ſich's verſah, trat das Original ihres geliebten Bildes, das ſie ſo lange in ihrem innerſten Gemüth bewahrt und mit ſich herumgetragen hatte, ins Zimmer.

Der ſonſt mit überſtrömender Beredtſamkeit begabte Mann verſtummte im Hineintreten. Eine ſchweigende Verbeugung an die beiden Greiſe und ein ſeelenvolles Hinblicken auf den großen Gegenſtand ſeiner Zukunft war Alles. Langſam ſchritt ihm Eleonore entgegen und ſprach: Vergebung! Herr Generalſuperintendent! nicht Erbarmen! — Ich hab' in jener entſcheidenden Stunde meines Lebens — Auge und Herz nicht bewacht. — Ich habe nicht den Worten des Geiſtes, der durch Sie redete, ſondern den Worten des ſchönen, edlen Mannes gehorcht, und mit dem Horchen ſchlich ſich

die Sinnlichkeit in mein Herz. Ach! dies Gefühl — ich konnte ſeiner nicht mehr Meiſter werden, als ich es gern wollte — hat mich unſäglich viel gekoſtet. Nun hüten Sie ſich ja, daß Sie nicht aus Mitleid — aus Erbarmen handeln! — Erſt vergeben Sie mir, daß ich Sie durch meine Unvorſichtigkeit in dieſe peinliche Lage verſetzt habe; hernach beobachten und prüfen Sie mich, ſo lange und ſo unpartheiiſch, als es die Klugheit, und beſonders die ſo nöthige Behutſamkeit eines Lehrers der beſten und erhabenſten aller Religionen fordert. Finden Sie mich dann würdig, den Lebensgang mit Ihnen hinabzuwallen: ſo bin ich — die Ihrige. Hat aber Ihr Herz und Ihre Vernunft das Mindeſte dagegen einzuwenden, ſo beſchwöre ich Sie, ja nicht der Stimme des Mitleids zu folgen, ſondern mich dann der ewigen Erbarmung des himmliſchen Vaters zu überlaſſen. Ich werde mich in dem Gedanken beruhigen, daß ich Ihnen kein größeres Opfer bringen konnte, als die ſtille und freiwillige Verzichtleiſtung auf das höchſte Glück meines Lebens.

Hold und heiter ſtand die Engelsſeele da, wie der Kämpfer, der ſich am Ziele ſeiner Laufbahn fühlt und das Kleinod gewinnt.

Jetzt aber hielt ſich Dumond nicht länger; mit dem höchſten Ausdruck der Freude in ſeinen Zügen und mit Wonnethränen im Auge wankte er zu ſeiner Tochter, umarmte ſie mit Inbrunſt und ſagte: Segen über dich, mein Kind! Dieſe Vaterfreude iſt Erſatz für alle meine Leiden!

Und auch der Pfarrer Walther trat mit Himmelsglanz im Blicke zu der erhabenen Jungfrau und ſprach mit heißer Umarmung: Der Herr ſegne Dich,

meine Tochter! Er vollende ſein Werk an Dir!

Und was thaten dann Theobald und Schönemann? — Sie ſtanden, ſtaunten und hatten naſſe Augen. Endlich brach Schönemann das Stillſchweigen; mit Sehnſucht blickte er ſeinen Freund an und ſagte: Was ſoll ich Schüler nun thun? — Lächelnd verſetzte Theobald: Ei, was anders, als die Lektion aufſagen! — Mit einem tiefen Seufzer erwiederte jener: Ja, wer das ſo könnte! Plötzlich fiel ihm aber ein, daß ihn Eleonore leicht mißverſtehen könnte; er faßte alſo Muth, näherte ſich ihr, faßte ihre Hand und ſagte:

Ich hab' die Gefährtin meines Lebens von der Vaterhand Gottes erwartet, und daher auf ſeinen Wink gemerkt. Dieſen ſeh' ich jetzt mit vollkommner Ueberzeugung.

Eleon. Nehmen Sie's nicht ungütig, daß ich in einer Sache, die mich ſo viel gekoſtet hat, gern jede Uebereilung vermieden ſähe. Sie ſind ein guter, edler Mann, aber auch ein ſolcher kann überraſcht werden. Geſetzt auch, meine Perſon mißfiel Ihnen nicht, Sie würden vielleicht durch mein jetziges Betragen von meinen guten Geſinnungen überzeugt, ſo könnt' ich doch noch mancherlei Unarten an mir haben, deren jede Sie höchſt unglücklich machen würde. — Ich könnte unordentlich und unreinlich, nicht wirthſchaftlich, mit Unverſtand wohlthätig, launigt oder ſchwatzhaft ſeyn. Was aber würde aus Ihnen, aus mir werden, wenn Sie einen ſolchen Fehler dann erſt an mir entdeckten, wenn es ſchon zu ſpät wäre?

Walther konnte faſt nicht ſo lange warten, bis Eleonore ausgeredet hatte. Er drängte ſich an Schönemann hin, legte die Hand auf ſeine Schul-

ter und ſagte: Herr Superintendent! ſind Sie noch in einem von dieſen Punkten ungewiß, ſo nehmen Sie das Zeugniß Ihres am Rande des Grabes wankenden Amtsbruders als gewiſſe Wahrheit an: Eleonore hat keinen dieſer Fehler an ſich. Ich wiederhole Ihnen vielmehr das, was ich vorhin dem Herrn Geheimen Staatsrath geſagt habe. Sie iſt des höchſten Glücks in dieſem Erdenleben, des vortrefflichſten Mannes werth, inſofern nämlich Menſchen einer göttlichen Wohlthat würdig ſeyn können. Aber auch der Mann, der an Eleonorens Hand ſeine Wallfahrt zurücklegt, wird dieſſeits des Grabes ſchon den Himmel finden.

Die holde Jungfrau war gleich, als Walther anhob, herausgeſchlichen, und blieb ſo lange, daß man ſich eben nach ihr umſehen wollte, als ſie mit rothgeweinten Augen wieder ins Zimmer trat. Während ihrer Abweſenheit hatte denn auch Dumond ſeinen väterlichen, aber höchſt beſcheidenen Beifall zu Walthers Lobrede gegeben.

Schönemanns Gemüth wurde allmählig ruhiger. Das Ungeſtüme der Empfindungen legte ſich; ſtille, tiefempfundene Freude füllte ſein ganzes Weſen, ſtrahlte aus allen ſeinen Zügen, er zog Eleonoren neben ſich auf einen Stuhl nieder. Liebe, theure Freundin! fing er nach einigen Augenblicken an: ich bedarf in Anſehung Ihrer keine Probezeit; ob Sie aber in Anſehung meiner keine bedürfen? das iſt eine andere Frage.

Eleon. Guter, mir längſt ſo lieber Mann! Der Unvorſichtigkeit, deren ich mich in Betreff Ihrer ſchuldig machte — hab' ich mich vorhin ſchon ſelbſt angeklagt. Sehr, ſehr theuer iſt ſie mir zu ſtehen gekommen. Im Uebrigen weiß ich mich von

allen Unarten frei, die den unglücklich machen könn⸗ten, der ſein Schickſal an das meine knüpft. Die Erklärung, welche ich that, geſchah nicht um meinet⸗willen, ſondern Ihrentwegen. Von einem ſolchen Manne möcht' ich nicht aus Uebereilung, oder aus Mitleid, ſondern aus freier, ruhiger, auf Vernunft und Neigung gegründeter Liebe gewählt ſeyn.

Schönem. Reine, ſchöne Seele!

Dumond. Legen Sie, ich bitte, meiner Toch⸗ter dieſe Aeußerungen nicht für Stolz aus! — Ein Mädchen, wie ſie, die im äußerſten Grad arm iſt, muß mit einem gewiſſen Maaß von Eiferſucht und mit hoher Vorſicht ihre Würde, ihre Tugend be⸗haupten: und ſich gleichſam auf alle Fälle prote⸗ſtando verwahren. Geſetzt auch, dies wär' in Be⸗ziehung auf Ihre Perſon unnöthig: ſo iſt doch Eleonore um ihrer ſelbſt willen dazu verpflichtet. Dem allem ungeachtet iſt ihre Erklärung, wie ich gewiß bin, nicht Ziererei, ſondern Sprache des Herzens.

Eleonorens Augen füllten ſich wieder mit Thränen. Zärtlich wehmüthig verſetzte ſie: So recht Sie haben, lieber Vater! ſo könnten doch Ihre Worte bei meinem Freunde leicht die Idee erwecken, ich wollte mit hoher Tugend und Weisheit pran⸗gen, und unter dieſem Glanz meine Blöße verſtecken. Es bleibt nichts anders übrig, als noch ein oder zwei Jahre Probezeit, um mich mittlerweile nach der Wahrheit kennen zu lernen.

Walther. Ihr Leute treibt denn doch die Sache ein bischen zu weit. Herr Superintendent! liegt in Ihrer Seele noch ein entfernter Keim zu Be⸗denklichkeiten?

Schönem. Bei Gott! Nein! — Ich kann nur

nicht zum Wort kommen. Eleonore iſt das Weib, das Gott ſelbſt für mein Herz auserkohr. Schon jetzt bin ich unvermögend, mein Glück zu überſehen.

Walther (indem er Beide umarmt und ihre Hände in einander legt). Nun, ſo ſegne Euch denn der Herr in Zeit und Ewigkeit. Amen! — Dumond umſchloß ſie ebenfalls, und gab ihnen aus der Fülle ſeiner Seele den väterlichen Segen.

Damit war die Hauptſache entſchieden. Zugleich wurde beſchloſſen, das ſchöne Band ſo bald als möglich zu knüpfen.

Dem guten Pfarrer Walther war eine Haushälterin vonnöthen. Theobald kannte eine brave Wittwe, die ſich vollkommen zu dieſer Stelle ſchickte. Er übernahm es, die Sache in Ordnung zu bringen.

Schönemann und Eleonore fanden hohe Freude in der Vorſtellung, daß ſie nun den alten Dulder, ihren Vater Dumond, zu ſich nehmen und ihm ſeine letzten Lebenstage verſüßen könnten. Sie äußerten auch dieſen Plan und ihr Vergnügen darüber; allein das Alles fand bei dem Patriarchen keinen Eingang. Er ſchüttelte den Kopf, lächelte und ſprach: Ihr guten Kinder macht die Rechnung ohne den Wirth. — Das ſeh' ich wohl ein, daß mein jetziges ärmliches Gewerbe nicht mehr ſchicklich iſt. Aber zu Euch zu ziehen, nichts zu thun, als blos zu eſſen, zu trinken und zu ſchlafen — Nein! das geht nicht! — Der Herr, dem ich ſo freudig diene, ſoll mich nicht blos wachend, ſondern auch thätig finden, wenn er kommt. Es wird ſich ja wohl noch ein Poſten finden, der ſich für einen drei und achtzigjährigen Invaliden ſchickt.

So wenig Schönemann und Theobald jetzt auch aufgelegt waren, vom alten und neuen Geſangbuch

zu ſprechen: doch mußten ſie dem alten Pfarrer nachgeben; da ſich's dann fand, daß auch er, in Anſehung der allmähligen Liederverbeſſerung, ihrer Meinung war. Herzlich freute er ſich darüber, und fühlte ſich dadurch noch näher zu ſeinen neuen Freunden hingezogen. Sie brachten den Nachmittag und den Abend innig vergnügt mit einander zu, und dann begaben ſich die beiden Steinſucher ins Wirthshaus, wo ſie über Nacht blieben, am Morgen nochmals die Lieben auf dem Pfarrhof beſuchten, und dann den Rückweg antraten.

Amalie wunderte ſich höchlich, als ſie die Reiſenden ſo bald wieder umwandern ſah. — Gott Lob und Dank! ſagte ſie; es ſcheint, das Steinſuchen behagt Euch nicht ſo ſehr, als den Malinuti und Güſenheim. Theobald antwortete ihr mit einem Kuß: du weißt aber auch nicht, liebes Weib, was für einen Edelſtein unſer Freund Schönemann gefunden hat — für eine Auswanderung überflüſſig genug. Nun erzählte er ihr die ganze Geſchichte, wie ſie ſich mit Eleonoren Dumond zugetragen hatte. Amalie freute ſich herzlich über dieſe Vermehrung ihres freundſchaftlichen Zirkels, und wünſchte dem edlen Schönemann von ganzer Seele Glück zu einer ſo unerwarteten, aber ſo trefflichen Verbindung.

Schönemann blieb dieſe Nacht in Ruhedoch, weil man beſchloſſen hatte, am andern Morgen dem Fürſten aufzuwarten, und ihm von allem Bericht zu erſtatten.

Dies geſchah. Sie fanden den erhabenen Biedermann in ſeinem Kabinet und in Geſellſchaft zweier Geheimſchreiber beſchäftigt. Er freute ſich, ſie ſo

bald wieder zu ſehen; und das auch deswegen, weil ſie ihm in ſeinen Regierungsangelegenheiten beinahe unentbehrlich geworden waren. Der Fürſt beurlaubte die Sekretäre, und Schönemann trug ſeine Heirathsgeſchichte vor. Die Sache gefiel dem Fürſten ungemein; und da nun auch die Verſorgung des alten Dumonds zur Sprache kam, ſo beſchloß der Fürſt auf der Stelle, ihn zum Burggrafen oder Kaſtellan des Schloſſes Tichertsheim zu machen und ihm eine anſtändige Beſoldung zu geben. Er äußerte ſich darüber ſehr aufgeräumt, indem er ſagte: der alte Dumond wird ſich überaus gut zur alten Burg Tichertsheim paſſen, indem beide einerlei Koſtüme haben. Laſſen Sie ihn nur bald kommen, damit er wenigſtens noch alle Zimmer kennen lerne, ehe er ſtirbt.

Jetzt hab' ich weiter nichts zu ſagen, als daß innerhalb vier Wochen beide Plane ausgeführt wurden. Schönemann lebte glücklich mit Eleonoren, und der alte Dumond lernte noch alle Zimmer kennen. Sein Abend war ſehr licht, und er wurde im Frieden zu ſeinen Vätern geſammelt.

12.

M a r i a.

Das Bild einer edlen Jungfrau.

Wenn Sturm und Ungewitter dem müden Wanderer das Heimweh wecken, und wenn auf blutbedeckten und verheerten Fluren der hohläugigte Hunger aus jedem Antlitz um Erbarmen fleht und keines findet, und man fühlt ſich dann in einem ruhigen Winkel der Erde ſicher und geſchützt vor Sturm, Ungewitter und Hunger; und wenn der dankbare Chriſt emporblickt zu dem, der ihn ſo gnädig beſchirmt, und dann tief empfindet, wie ſo wenig er dieſe Gnade verdient, und wie er ſo gar keine Vorzüge vor denen habe, die im tiefſten Jammer ſeufzen; ſo erhebt ſich ſein dankbares Herz auf den Schwingen der Andacht empor, und wenn er, mit Jahren belaſtet, unter ſeinem ſilbergrauen Scheitel Erfahrungen geſammelt und benutzt hat, die für ſeine junge Zeitgenoſſen belehrend ſeyn können, ſo iſt er dann am beſten dazu geſtimmt. Dies iſt auch jetzt mein Fall. Ich will meinen jungen Freundinnen eine Geſchichte erzählen, die ihnen hoffentlich nützen und ſie auch erfreuen ſoll. Mein Freund Selmar theilte ſie mir in einer ruhigen Feierſtunde mit; er ſprach:

Ich reiste einſt durch die weſtphäliſchen Provin-

zen, um in Bremen gewiſſe Geſchäfte auszurichten; unterwegs hörte ich von einer Edeldame ſo viel Rühmliches aller Art, und man erzählte ſo vieles von ihrer Religioſität und vielſeitigen Tugend, daß in mir der heiße Wunſch aufſtieg, dieſes ſeltſame Kleinod der Menſchheit kennen zu lernen; und da der Ritterſitz nicht weit aus meinem Wege lag, ſo beſchloß ich, dieſen kleinen Abſtecher zu machen; um ſo mehr, da jetzt ein ſchöner Frühlingstag jede Reiſe und jeden Spaziergang mit innerem Frieden und Wonnegenuß ſegnete. Ich machte dieſen Weg zu Fuß, der mich über einen fruchtbaren Hügel in ein angenehmes Thal führte. Das häufige Nachtigallengeflöte, der Reichthum der üppigen Natur, der heitere Himmel, das kühlfächelnde Oſtlüftchen, und vorzüglich die fröhlichen Geſichter reinlich und wohlgekleideter Bauern, Weiber und Kinder, weckten ein ſeliges Gefühl in mir; ich ahnete, daß in der ganzen Gegend kein feindſeliger Geiſt wehte, ſondern daß wohlthätige Engel daſelbſt walteten. Indem ich ſo fürbaß fortwanderte, ſo ſehe ich vor mir hin einen ehrwürdigen, alten Mann, der ſich zuweilen nach mir umſah, und deßhalb langſamer zu gehen ſchien. Er dünkte mir ein Geiſtlicher zu ſeyn; ich eilte zu ihm, und fand meine Vermuthung richtig. Er erkundigte ſich mit höflicher Beſcheidenheit nach mir und meinem jetzigen Zweck, ich beantwortete ihm alles nach der Wahrheit; ſobald er aber hörte, daß ich den Umweg blos deßwegen machte, um die Frau von Goldenbeck kennen zu lernen, ſo erheiterte ſich ſein Geſicht, er drückte mir die Hand, ſahe mich freundlich an und ſagte: Kommen Sie mit mir, lieber Freund! Niemand in der Welt kann Sie beſſer mit dieſem menſchlichen Engel bekannt machen, als

ich. Unter allerhand angenehmen Geſprächen, die ſich immer um den wohlthätigen Wirkungskreis der Frau von Goldenbeck drehten, ſahen wir bald zur Rechten, auf einem mäßigen Hügel, vor einem hohen, waldigen Berg, das alte Schloß Goldenbeck grauröthlich im Glanz der Mittagsſonne ſchimmern; und am Fuß des Hügels blickten die Giebel und Dächer der Bauernhäuſer zur Hälfte zwiſchen den Bäumen hervor. Es wurde mir heimathlich zu Muth, und ich ließ mich nicht lange nöthigen, bei dem Herrn Pfarrer die Herberge anzunehmen, ſo lange ich für gut fände, in Goldenbeck zu verweilen. Zwei blühende Frauenzimmer kamen uns im Pfarrhof entgegen, um ihren Vater zu bewillkommen, auch mich empfingen ſie offen und herzlich, nachdem ſie erfahren hatten, wer ich wäre. Schon während dem Mittageſſen fand ich, daß ich mich im Wirkungkreiſe der Frau von Goldenbeck befand: denn ſie war die allgemeine Erzieherin aller jungen Frauenzimmer und Bauernmädchen in ihrem Dorf. Sie hatte alſo auch die Töchter des Predigers gebildet. Das Tafelzeug war nicht prächtig, aber fein und reinlich; die Speiſen waren frugal, aber ſo gut zubereitet, daß ein jeder, aus welchem Stande er auch ſeyn mochte, ohne Anſtand miteſſen konnte. Ueber Tiſch wurde allerlei geſprochen; die Töchter ſchwiegen nicht verlegen, ſondern ſprachen beſcheiden und freundlich, wenn es für ſie zu reden ſich ſchickte, aber ſie ſuchten noch weniger zu glänzen und ihre Kenntniſſe auszukramen. Sie waren ſehr einfach und reinlich, aber mit Geſchmack gekleidet, ſo daß ich auch nach Tiſch, unter vier Augen, dem Pfarrer meinen Beifall nicht verbergen konnte. Das alles iſt die Frucht der Erziehungsmethode der gnädigen Frau,

erwiederte er, und da Sie doch deßwegen hier ſind, um ſie kennen zu lernen, ſo bitte ich Sie, einige Tage hier zu bleiben, um alles mit eigenen Augen anzuſehen, was dieſe würdige Dame in ihren Anſtalten wirkt und leiſtet. Mir war dies Anerbieten äußerſt angenehm, und nach einigen höflichen Weigerungen nahm ich die Einladung an, und blieb ein Paar Tage. Der Pfarrer hatte zwar noch eine Gattin, aber ſie lag ſeit eilf Jahren beſtändig im Bett an der Gicht; ſie litt viel Schmerzen, und man mußte ſie heben und tragen, wohin man ſie haben wollte. Wir waren eben vom Tiſch aufgeſtanden, als die Frau von Goldenbeck zur Thür hereintrat. Welch' eine Figur! Keine blendende Schönheit, aber ſie trug das Siegel Gottes an der Stirn. Nichts Geziertes und Affektirtes, aber Majeſtät, Anſtand und Würde vom Haupt bis zu den Fußſohlen. Sie war eine Fürſtin von Natur. Sie war ſehr ehrbar und doch ſo geſchmackvoll gekleidet, daß ſie Jedermann gefallen mußte; ſie trug ein violettſeidenes Gewand und eine einfache Perlenſchnur mit einem perlenmutternen Kreuz, mit fünf Diamanten beſetzt, um den Hals; ſie ſah ſehr geſund und blühend, ſehr freundlich und gefällig aus. Der Herr Paſtor ſtellte mich ihr vor, und ſagte ihr auch, warum ich da wäre, worauf ſie ſehr beſcheiden antwortete, und nun in die Schlafkammer zur Frau Pfarrerin ging, die ſie faſt täglich beſuchte, erquickte, und wie eine Krankenwärterin bediente; nach einer halben Stunde kam ſie wieder heraus, redete etwas mit uns, dann entfernte ſie ſich.

Der Herr Pfarrer führte mich nun in den herrſchaftlichen Garten, wo man das Nützliche mit dem Angenehmen überall vereinigt fand; allenthalben

zeigte ſich der Edeldame Verſtand und Geſchmack. Am Abend gingen wir in's Schloß und wohnten einer Lehrſtunde bei, die die Frau von Goldenbeck den jungen Mädchen gab, worin ſie ſie in allem, was dem weiblichen Geſchlecht nützlich und nöthig iſt, unterrichtete. Am Abend mußten wir mit ihr ſpeiſen, wo ich denn Gelegenheit fand, ihre ausgebreiteten Kenntniſſe, ihren Verſtand und weit geförderte Religioſität zu bewundern. Jeſus Chriſtus war ihr Alles. Sie ſagte, ſie bete nur zu Ihm, denn in Ihm lebe die Fülle der Gottheit leibhaftig.

Sie war überhaupt nicht von vielem Reden, aber was ſie ſprach, war gediegen, gedacht und verdaut. Sie war etwa **40** Jahr alt; eine Wittwe ohne Kinder; ihr Gemahl war ſchon im erſten Jahr ihres Eheſtandes geſtorben. Des andern Tages beſah ich das Arbeitshaus und die Armenanſtalt, welche ſo zweckmäßig und ſchonend eingerichtet waren, daß auch der ſchamhafte Arme ohne Anſtand verſorgt wurde. Doch ich eile zur Geſchichte dieſer merkwürdigen Frau; denn wenn ich Alles, was ſie that und wirkte, beſchreiben wollte, ſo würde ein ganzes Buch daraus werden. Der Pfarrer Rittberg erzählte ſie mir folgendergeſtalt:

Im Jahr **1760**, alſo während dem ſiebenjährigen Krieg, geht ein junger Menſch von G…, im Fürſtenthum L…., über Land, um ein Geſchäft auszurichten; unterwegs findet er eine wohlgekleidete, aber todte Frau neben dem Wege auf dem Raſen liegen, und ein Mädchen von zwei Jahren liegt mit ſeinem Köpfchen auf der Bruſt der todten Frau. Der junge Mann kehrt ſchnell wieder um und zeigt an, was er geſehen hatte. Nun wurden von Obrig-

keitswegen die gewöhnlichen Anſtalten getroffen: die Frau mit dem Kind wurden abgeholt; man fand nicht das Geringſte bei ihr, weder an Geld, Koſtbarkeiten oder Nachrichten, und eben ſo wenig eine Spur, woraus man hätte ſchließen können, ſie ſey ermordet worden. Man vermuthete, daß ſie an einem Schlagfluß plötzlich müſſe geſtorben ſeyn. Aus ihrem Anzug aber, und der Kleidung des Kindes, ſchloß man mit Recht, daß ſie von anſehnlichem bürgerlichen Herkommen ſeyn müſſe; ſie wurde alſo auf den Kirchhof zu G.... chriſtlich beerdigt; nachher erfuhr man, daß ſie mit einem Knecht, der ihr das Kind und ein Päckchen getragen habe, zu Fuß nach D.... gekommen ſey, dort habe ſie im Wirthshauſe übernachtet; des Morgens früh ſey ſie weiter gegangen, und der Knecht habe ſie begleitet, aber man habe von beiden nicht erfahren können, wer ſie ſeyen, woher ſie kämen und wohin ſie wollten. Soviel habe man gehört, daß das Kind ihre Tochter ſey und Mariechen heiße. Dabei bliebs nun; dieſen Fall in der Zeitung bekannt zu machen, daran dachte man nicht. Nun war aber noch die Hauptſchwierigkeit zu beſeitigen, was man mit dem Kinde anfangen ſollte, welches kläglich weinte und zu ſeiner Mutter wollte. Der Pfarrer predigte zwar ſehr fleißig von Menſchenliebe, aber er war ſchon unwillig, daß er der Mutter hatte die Leichenrede umſonſt halten müſſen; daher war er auch über das Kind unwillig, und hielt ſich in der Sache entfernt. Der Bürgermeiſter des Städtchens forderte zwar die Bürgerſchaft auf, ob nicht Jemand das Kind aufnehmen wollte, es ſollte für Koſtgeld und Erziehung collectirt werden; allein Niemand meldete ſich, denn man fürchtete, bei dem Collectiren würde nicht viel heraus kommen, oder

es möchte gar ins Stocken gerathen, und über das Alles fing auch die Frau Wirthin, die vor der Hand das Kind verpflegte, an zu fürchten, man möchte es ihr endlich gar auf dem Halſe laſſen, daher ſchalt ſie gewaltig über Mangel an Menſchenliebe. Nun war aber die Wittwe des vorigen Predigers mit ihren zwo Töchtern noch in der Stadt; ſie wohnten in einem kleinen Häuschen und ernährten ſich mit Nähen und Kleidermachen. Dieſe gute Frau Pfarrerin dachte ganz anders. Sie glaubte, der große Kinderfreund würde ſie auch im Zeitlichen ſegnen, wenn ſie Mariechen zu ſich nähme und erzöge, und da ihre Töchter eben ſo dachten, ſo eilte ſie zum Bürgermeiſter und kündigte ihm an, daß ſie das Kind als ihr eigenes annehmen und erziehen wolle; ſie verlangte auch keine Unterſtützung, denn ſie wolle ihren Nachbarn dadurch nicht zur Laſt fallen. Der Bürgermeiſter wurde ſo verwirrt durch dieſes Anerbieten, daß er nicht wußte, was er ſagen ſollte. Sein Gewiſſen überzeugte ihn, daß er dies Werk der Liebe, ohne ſich im geringſten weh zu thun, beſſer unternehmen könnte, als die Frau Pfarrerin; aber ſein Herz war zu kalt und ſeine Weltliebe zu groß. Dieſer Streit in ſeinem Innern machte ihn ärgerlich, er fuhr alſo die Frau Pfarrerin an und ſagte: Ich dächte doch, Sie hätten genug mit ſich ſelbſt zu thun, um ſich und Ihre Kinder durchzubringen, und wenn Sie ja etwas übrig haben, ſo ſammeln Sie ſich ein Kapital, damit Sie im Alter etwas haben und der Gemeinde nicht zur Laſt fallen. Dafür ſorgen Sie nicht, verſetzte die edle Frau, denn mein ſeliger Mann und ich wir haben ein Kapital in der engliſchen Bank, das uns vor Almoſen ſichert. — Meine Leſer werden

errathen, was für eine engliſche Bank ſie meinte. — Der Bürgermeiſter ſtutzte und wollte mehr wiſſen; allein die Frau Pfarrerin ſchwieg und empfahl ſich. Indeſſen dachte er immer der Sache nach, er fühlte die Pflicht, für das Intereſſe der Stadt zu ſorgen; die Frau Pfarrerin bekam ein Dekret, ihr Vermögen anzugeben, damit man ihr die ihr zukommende Steuer beſtimmen könnte; allein ſie gab zur Antwort, die Stadt ſey verpflichtet, das gefundene Kind zu verpflegen und zu erziehen. Dieſe Pflege und Erziehung ſey alſo die Vermögensſteuer, die ſie der Obrigkeit entrichten wollte; ſie hoffe, man werde ſich damit begnügen. Dies geſchah auch, es war forthin keine Rede mehr davon, nur konnte man nicht begreifen, warum ſich die Frau ſo kümmerlich nähre, wenn ſie ein Kapital in der engliſchen Bank hätte — die wahre engliſche Bank war den Bürgern in G.... nicht bekannt.

Die Frau Pfarrerin Rooſe nahm nun Mariechen zu ſich und erzog ſie vortrefflich. Es iſt hier mein Zweck nicht, meine Grundſätze über Mädchenerziehung auszukramen, ſondern ich bemerke nur im Allgemeinen, daß ſie das Kind mit liebevollem Ernſt behandelte, es mit Liebe zum ſtrengſten Gehorſam anhielt, mit Liebe züchtigte, mit Liebe belohnte, und ihm den Erlöſer als den liebenswürdigſten Gottmenſchen anpries, zu dem es in allen großen und kleinen Angelegenheiten durch's Gebet ſeine Zuflucht nehmen müſſe. Sie unterrichtete Marien ſelbſt in der wahren Herzensreligion, und dann auch nebſt ihren Töchtern in allen weiblichen Arbeiten. Da nun Maria vortreffliche Anlagen hatte, ſo zeichnete ſie ſich bald vor andern Frauenzimmern aus, wodurch denn der Neid rege wurde, und man

ſie nur den Fündling nannte; dies kümmerte ſie aber gar nicht, ſondern ſie pflegte zu ſagen: Wie froh bin ich, daß mich mein Erlöſer und gute Menſchen gefunden haben.

So wuchs dieſe edle Seele heran; die Frau Pfarrerin Rooſe wünſchte nun auch, daß ſie von einem gottſeligen Prediger unterrichtet und confirmirt werden möchte. Da ſie ihren Schwager als einen ſolchen kannte, ſo ſchickte ſie Maria zu ihm nach F.... Der Pfarrer nahm ſie zu ſich in's Haus, ſie half bei den häuslichen Geſchäften und er unterrichtete ſie im Chriſtenthum. Dann wurde ſie confirmirt und von da an eine wahre Chriſtin im eigentlichſten Sinn. Jetzt kehrte ſie wieder zu ihrer Pflegmutter der Pfarrerin Rooſe zurück.

Ein paar Stunden von G.... wohnte ein reicher Edelmann, der Baron von X.... Seine Gemahlin war eine ſehr gebildete, für alles Gute und Schöne empfindſame Frau; ihre Religion war aber blos äſthetiſch. Dieſe ließ alle ihre Putzſachen bei der Frau Pfarrerin Rooſe verfertigen. Als nun Maria confirmirt war und wieder zu ihrer Pflegemutter zurückkam, ſo wurde ſie nach Bennhofen geſchickt, um der Frau von X.... eines und das andere zu bringen. Der Anſtand des Mädchens, der ſchöne Wuchs und das Geiſtvolle in ihrem Angeſicht, überhaupt ihr ganzes Weſen machte einen tiefen Eindruck auf die Dame, ſie ſagte: Setze Sie ſich zu mir, Jungfer Marie!

Maria. Ihro Gnaden erlauben, daß ich ſtehend mit Ihnen reden darf.

Die Dame. Das erlaube ich nicht, Sie ſoll ſich zu mir ſetzen. Maria gehorchte, nahm einen Stuhl und ſetzte ſich gegenüber. Die gnädige Frau fuhr

fort: Hat Sie denn noch gar nichts von ihren Eltern und von ihrem Herkommen erfahren?

Maria. Ganz und gar nichts.

Die Dame. Das iſt doch ein hartes Schickſal, Sie dauert mich, gutes Kind!

Maria. Ich danke für Ew. Gnaden gütige Theilnahme; ich bin ſehr zufrieden mit meinem Schickſal: denn es iſt Gottes Führung, und dieſe iſt ja immer die beſte.

Die Dame. Sie ſpricht ſchön, mein Kind! Aber das Glück, gute und liebe Eltern zu haben, ſie zu kennen, ſie zu lieben und von ihnen geliebt zu werden, iſt etwas Großes, das Sie doch entbehrt.

Maria. Dieſe Entbehrung muß doch ein größeres Glück für mich ſeyn, denn Gott will ja unſer Beſtes. Er wird mich meine Eltern jenſeits wiederfinden laſſen, und dann ſo iſt es ja möglich, meinen Vater kennen zu lernen, wenn er noch lebt.

Die Dame. Ihre Denkungsart freut mich. Aber hätte Sie nicht Luſt, als Kammermädchen und als Freundin zu mir zu kommen?

Maria. Ew. Gnaden ſind ſehr gütig; das hängt von meiner Pflegemutter ab. Ich kann Ihnen dienen, darin kann auch nur das beſtehen, was Sie Freundſchaft zu nennen belieben.

Die Dame (betroffen). Hat Sie viel geleſen, Maria?

Maria. Romane nie, aber erbauliche Bücher und auch ſolche, die den Geiſt eines Mädchens bilden und ihm die Richtung geben, die es bedarf.

Die Frau von X.... ſtand auf und ſchloß das Geſpräch mit den Worten: ich will und muß Sie haben, ich werde es mit der Frau Pfarrerin ausmachen. Maria verbeugte ſich und nahm Abſchied.

Die Frau Pfarrerin freute ſich des Glücks ihrer Pflegetochter, dieſe aber blieb ganz gleichgültig; ſie gehorchte und ging als Kammerjungfer zur Frau von X...., die ſich bald ganz in ſie verliebte und ſo unklug war, daß ſie ſie allen übrigen Bedienten vorzog, und ſie immer bei ſich und um ſich haben wollte.

Maria, die ſich beſſer kannte, fühlte tief, daß ſie dieſen Vorzug nicht verdiente, und dann ſah ſie auch ein, daß der Neid der übrigen Dienerſchaft ſie am Ende unglücklich machen könnte; ſie drängte ſich alſo niemals hervor, ſie ſuchte immer den niedrigſten Platz, und war auch gegen den Geringſten demüthig, freundlich und dienſtfertig. Dies Betragen zog die Frau von X.... noch ſtärker zu ihr hin, und ſie fing nun an, Marien ernſtlich um ihre Freundſchaft zu bitten. Dieſe aber blieb in ihren Schranken der Beſcheidenheit, doch zeigte ſie ihrer Gebieterin immer ihr ganzes Herz voller Liebe und Ergebenheit.

Niemand litt unter dieſen Verhältniſſen mehr, als die Frau Amtmännin; dieſe hatte viel geleſen, ſie hatte Welt, tanzte ſchön, ſang vortrefflich, ſpielte das Clavier meiſterhaft, und ihre Deklamation bei dem Vorleſen hatte etwas Vorzügliches. Daher war ſie faſt täglich bei der gnädigen Frau geweſen; jetzt aber wurde ſie vernachläßigt, denn Mariens Unterhaltungen waren weit ſolider. Ihr Umgang war edel und angenehm, ohne nach dem Hofton geformt zu ſeyn; ſie tanzte nicht, denn ihre Pflegemutter und deren Schwager hatten nicht nöthig gefunden, ſie das Tanzen lernen zu laſſen, und ſie fand es auch ſelbſt nicht nöthig, aber es war kein Glied an ihrem Körper, das ſich nicht mit edlem

Anſtand bewegte, dafür war geſorgt worden. Sie ſang geiſtliche Lieder und Arien entzückend ſchön und ſpielte den Choral meiſterhaft: denn die Jungfern Rooſe hatten ſie darin unterrichtet, und wer ein richtiges Gefühl hat, dem muß ein ſchöner Choral alle Muſik, auch die künſtlichſte, übertreffen. Wenn ſie der gnädigen Frau etwas vorlas, ſo hatte dieſe faſt immer Thränen in den Augen: denn Maria empfand, was ſie las. Daher las ſie natürlich und nicht theatraliſch. Dies Alles zog die Frau von X.... ſo an, daß ſie anfing, ſich nach Marien zu bilden; ſie fand Geſchmack am Weſentlichen der Religion, und alles fade und gezierte Weſen wurde ihr zum Ekel. Daher kam es nun, daß die Frau Amtmännin, ſo wie alle Bedienten, Marien tödtlich zu haſſen anfing. Man entwarf ins Geheim Pläne, ſie zu ſtürzen, aber jeder Verſuch mißlang, denn die Frau von X.... war in dergleichen Fällen ſehr bewandert, und wußte jeden Keim von der Art auf der Stelle zu erſticken. Maria war etwas über ein Jahr im Dienſte der Frau von X.... geweſen, als ihr Gemahl ſchrieb, daß er kommen würde; denn er war anderthalb Jahr in Geſchäften an einem entfernten Hofe geweſen. Dieſe Nachricht beſchäftigte nun alle Köpfe, Hände und Füße, um alles auf dieſen Empfang vorzubereiten. Der frohe Tag kam, und der Baron von X.... wurde von ſeiner Gemahlin, von ſeinen Bedienten und von allen Unterthanen mit lautem Jubel empfangen.

Nach einigen Tagen, als die erſten Wallungen der Freude vorbei waren, wurde der Baron aufmerkſam auf Marien; er ſah, wie vertraut ſeine Gemahlin mit ihr umging; er beobachtete ſie und

bemerkte bald, daß dies Frauenzimmer kein Mädchen von gemeinem Schlage wäre. Er nahte ſich ihr und ſprach freundlich und vertraut mit ihr. Je mehr aber dies geſchah, deſto tiefer verneigte ſich Maria und deſto ernſter und zurückhaltender wurde ſie; aber deſto zudringlicher wurde auch der gnädige Herr. Die Frau Amtmännin, die das gute Mädchen auf allen Tritten und Schritten beobachtete, glaubte ein bequemes, wirkſames Mittel gefunden zu haben, Marien zu ſtürzen und aus dem Wege zu ſchaffen; ſie ſuchte alſo Gelegenheit, die gnädige Frau allein zu ſprechen, und fand ſie. „Es thut mir leid," fing ſie an, „Jhro Gnaden etwas Unangenehmes ſagen zu müſſen, allein meine Sorge für Jhre Ruhe und Jhr eheliches Glück macht es mir zur Pflicht, Sie zu warnen, damit Sie keine Schlange in Jhrem Buſen erziehen mögen." Die Frau von X.... ſah ſie verwundert an und fragte, was ſie damit ſagen wolle? Jene erwiederte mit ſehr bedeutender Miene, Maria ſucht dem gnädigen Herrn zu gefallen, und — kein Wort mehr! rief die Frau von X.... und entfernte ſich. Da ſtand nun die boshafte Verläumderin wie vom Donner gerührt, ſie ſchlich fort, und von nun an war ſie aus dem Herzen ihrer Gebieterin ganz weggetilgt. Durch dieſen Auftritt war das Herz der Dame erſchüttert: es war ihr nicht entgangen, daß ihr Gemahl zutraulicher gegen Maria ſey, als es ſich für ihn ſchicke; ſie hatte aber mit Freuden bemerkt, wie geziemend ſich das Mädchen dabei benahm. Jhr erſter Gang war alſo auf Mariens Zimmer, um ſich mit ihr zu bereden, was in dieſer delikaten Sache anzufangen ſey; aber wie er-

ſtaunte ſie, als ſie das Zimmer leer und auf der Toilette folgendes Billet fand:

„Mit blutendem Herzen verlaſſe ich ein Haus und eine Gebieterin, die meinem Herzen ſo nahe und meiner Bildung ſo nützlich war, aber unbedingte Pflicht beſiehlt mir, mich zu entfernen. Spüren Sie der Urſache nicht nach, gnädige Frau! ich allein bin ſchuld, daß ich dieſen Schritt thun muß. Leben Sie wohl, ewig und unveränderlich Ihro Gnaden unterthänige und innigſt ergebene Maria!

Zugleich bemerkte auch die Baronin, daß das gute Mädchen alle Geſchenke, die ſie von ihr bekommen, beiſammen auf die Komode gelegt und nicht mitgenommen hatte; ſogar hing noch ein Kleid da, was ſie ihr vor ein paar Tagen geſchenkt hatte, aber noch nicht zurecht gemacht war. Stillweinend nahm ſie das Billet, ging damit zu ihrem Gemahl und erzählte ihm, was geſchehen war. Der Baron wurde roth, ſehr beſtürzt und ſagte: Beruhige dich, meine Liebe! du ſollſt Marien wieder haben, und ich ſtehe dir dafür, daß ſie dir nicht wieder entläuft; ſie verſetzte: du irrſt, lieber Mann! ich kenne Maria beſſer. Der Baron wendete nun zwar alle mögliche Mittel an, um den Ort des Aufenthalts der Maria ausfindig zu machen, allein alle Mühe war vergebens; ſie hatte ihre Zuflucht zu einem frommen Kaufmann in W.... genommen, für deſſen Frau und Töchter auch die Frau Pfarrerin Rooſe arbeitete. Dieſem ſehr rechtſchaffenen Manne vertraute ſie ihr Geheimniß und bat um die ſtrengſte Verſchwiegenheit, auch in Anſehung ihres Aufenthalts bei ihm.

Von nun an gab ſich dieſer Kaufmann, welcher Rulemann hieß, alle Mühe, die Maria anſtändig

unterzubringen; dieſe Mühe war auch nicht vergebens, denn zu Rochelle in Frankreich wohnte ein reicher Handelsmann, Namens Bertram, ein Deutſcher von Geburt und ein Proteſtant, der ſich dort verheirathet hatte, und eine deutſche gottesfürchtige Erzieherin für ſeine Kinder zu haben wünſchte. Dieſem empfahl Herr Rulemann die Maria. Die Sache kam in wenigen Wochen zu Stand und ſie reiste unter guter Begleitung mit einem Hamburger Schiff ab. Zu Rochelle wurde ſie wie eine nahe Verwandte aufs Zärtlichſte empfangen, denn Rulemanns Erzählung hatte ſchon tiefen Eindruck gemacht, aber ihre perſönliche Erſcheinung doch noch mehr. Sie prägte jedem guten Menſchen Liebe und Ehrfurcht ein; der Böſe hingegen kroch in ſein Schneckenhäuschen zurück.

Maria ſchien für dieſen neuen Wirkungskreis geboren zu ſeyn, und ihre Rocheller Freunde dachten ſchon darauf, ihr zu einem Erziehungs-Inſtitute zu verhelfen, ſobald ſie in Bertrams Hauſe fertig ſeyn würde. Maria war dabei wie immer willenlos, ſie dachte: Wenn es der Wille der Vorſehung iſt, ſo bin ich mit dieſem Wirkungskreiſe wohl zufrieden; indeſſen befliß ſie ſich, die franzöſche Sprache nicht allein geläufig und ſchön zu ſprechen, ſondern auch grammatikaliſch zu erlernen, und dies gelang bei ihren außerordentlichen Fähigkeiten vollkommen.

In dieſem angenehmen Verhältniß verfloſſen zwei Jahre, als ein junger reicher Engländer in Bertrams Haus erſchien; er hatte Herrn Bertram einen Wechſel zu präſentiren, um Geld zu einer Reiſe nach Italien zu empfangeu; er hieß Core-

hill. Da nun Herr Bertram mit ſeinem Vater in Verbindung ſtand, ſo behielt er ihn zum Eſſen. Corehill warf ein Auge auf Maria, und ihr ganzes Daſeyn feſſelte ihn dergeſtalt, daß er aus Rochelle nicht wegkommen konnte. Bertram rieth ihm, ſich zu entfernen, denn Maria ſey keine Parthie für ihn, und ſein Vater würde nie ſeine Einwilligung zu einer ſolchen Verbindung geben. Corehill ſchien dieſen Ermahnungen auch Gehör zu geben und blieb aus dem Hauſe weg, aber Rochelle verließ er nicht, ſondern er blieb im Geheim da und brütete über einen Plan, Maria zu entführen, der ihm in Kurzem leider auch gelang: denn als ſie an einem Abend zu einer guten Freundin ging, ſo bemerkte ſie Corehill, der auf ſolchen Fall die gehörigen Anſtalten getroffen hatte; er ließ ihr alſo durch zween ſeiner gutbezahlten Helfershelfer aufpaſſen, dieſe ergriffen ſie in einer engen Gaſſe, ſetzten ihr den Dolch auf die Bruſt mit der Drohung, ſie auf der Stelle zu tödten, wenn ſie einen Laut von ſich geben würde; dann ſchleppten ſie ſie in ein abgelegenes Haus, deſſen Beſitzer ebenfalls in Corehills Dienſt waren. Dieſer ließ ſich aber vor Maria nicht ſehen, daher wußte ſie auch nicht, wer der Böſewicht ſey, der ſie entführt habe.

In ihrer tiefen Traurigkeit flehte ſie mit tauſend Thränen zu Gott ihrem Erlöſer um Schutz und Rettung ihrer Ehre, denn ſie fing an, aus allen Umſtänden zu vermuthen, daß ſie in ein verdächtiges Haus gebracht worden ſey. Sie bewohnte oben nach hinten hinaus ein enges Stübchen, wo ſie Niemand ſehen und hören konnte; übrigens fehlte es ihr an Eſſen und Trinken nicht, es wurde ihr auch nichts Unanſtändiges zugemuthet. Daß Herr

Bertram alle Mühe angewendet hat, ihren Aufenthalt auszukundſchaften, das läßt ſich denken, aber alle Anſtalten waren vergebens, und ſie wurde ſehr bedauert.

Als Maria ungefähr drei Wochen in ihrem Gefängniß zugebracht hatte, ſo wurde ſie von den nämlichen Böſewichtern und unter denſelben Drohungen wieder abgeholt; man brachte ſie durch Seitenwege auf ein Schiff und überantwortete ſie dem Kapitän, der ſie in Empfang nahm und in eine Kajüte einſchloß, die mit einer Wache verſehen war, damit ſie nicht ohne Erlaubniß ausgehen konnte. Jetzt fing ihr Gemüth an ruhiger zu werden, denn ſie hoffte nun, daß ſie gegen unerlaubte Zumuthungen geſichert ſeyn würde, doch blieb ſie in beſtändigem Andenken an Gott und im inneren unabläſſigen Gebet um ſeine gnädige Führung.

Des folgenden Tages kam Corehill zu ihr in ihre Kajüte. Sie erſchrak, als ſie ihn ſah, und nun erfuhr ſie, wer ſie entführt habe. Ehe er zum Wort kommen konnte, ſagte ſie ihm mit gelaſſener Miene, aber feſtem Ton: Mein Herr! Sie haben ſich viele vergebliche Koſten meinetwegen gemacht, denn ich verſichere Ihnen heilig, daß mich keine Gewalt jemals zwingen wird, die Ihrige zu werden. Zu einer glücklichen Ehe wird gegenſeitige Liebe erfordert, und dieſe haben Sie von mir, nach dem was vorgefallen iſt, in Ewigkeit nicht zu erwarten. Haben Sie aber Abſichten mit mir, die Ihnen Satan eingehaucht hat, ſo wiſſen Sie, — bei dieſen Worten ſtund ſie auf, hob die zween Finger der rechten Hand in die Höhe, trat ein paar Schritte vorwärts — ſo wiſſen Sie, daß die Allmacht mein Schutz iſt, und daß Satan

ſelbſt, vielweniger ein ſo ſchwacher Menſch wie Sie, die reine Gottvertrauende Unſchuld nicht überwältigen kann. Dies iſt meine erſte und letzte Erklärung, Herr Corehill, jetzt verlaſſen Sie mich.

Die Würde, der Ernſt und Anſtand, mit denen Maria ſprach, feſſelten den verzogenen, leichtſinnigen und wollüſtigen Jüngling an den Boden. Bei allen ſeinen Verſuchen und Abenteuern war es ihm durchgehends gelungen, und ein ſolches Weſen war ihm noch nie vorgekommen, am mehreſten erſchreckte ihn die innere Ruhe, mit welcher Maria ſprach: denn er fühlte tief, daß ihre Entſchloſſenheit auf felſenfeſten Grundſätzen beruhte, die er zu erſchüttern nicht vermögend war. So ſtand er eine Minute lang da, dann nahm er mit den Worten Abſchied: Ich verſichere Ihnen, daß Sie noch eine andere Sprache führen werden! — Sie erwiederte: das kann wohl ſeyn; nur die nicht, die dem, was ich Ihnen erklärt habe, widerſpricht.

Jetzt hatte Maria für einige Tage Ruhe, aber nun gab es Gelegenheit, an etwas anderes zu denken: denn als das Schiff auf dem Kanal war, ſo entſtand ein ſchrecklicher Sturm aus Weſten; der Wind heulte und die Wellen tobten fürchterlich. Maria blieb ruhig in ihre Hängematte liegen und ergab ſich in den Willen Gottes. In der folgenden Nacht entſtand aber ein ſeelzagendes Geheul, ein ſchreckliches Lamentiren und Hin- und Herlaufen auf dem Verdeck des Schiffs. Maria kroch aus ihrer Hängematte und machte die Thüre auf. Da ſie merkte, daß ihre Wache fort war, ſo ging ſie heraus, und nun erfuhr ſie, daß ein Schiffbruch

unvermeidlich ſey, denn man könne das Schiff nicht mehr regieren und der Sturm trieb es gegen ein felſigtes Land, von wannen her man ſchon die Brandung furchtbar donnern höre; ſie ging alſo wieder in ihre Kajüte und erwartete knieend und betend ihren Tod; von Corehill hörte und ſah ſie nichts. Auf einmal, des Morgens, als der Tag anbrach, fuhr das Schiff mit dem Hintertheil auf einen Felſen, es bekam einen ungeheuren Leck und blieb ſitzen. Jetzt ging das Lärmen und Toben erſt recht an. Alles ſtürzte vom Schiff herab in das Boot, es wurde von Menſchen überladen und nicht fern vom Schiff ſchlug es um, ſo daß alle, die darin waren, jämmerlich ertranken; unter dieſen befand ſich auch der bedauernswürdige Corehill, der ſeinen Mädchenraub mit dem Leben büßen mußte.

Mariens Kajüte war gerade über dem Leck und mit dieſem ſaß das Schiff feſt auf dem Felſen, der Sturm ließ nach, das Waſſer ſtieg nicht mehr. Im Gegentheil, weil die Fluth aufhörte und die Ebbe anfing, ſo leerte ſich das Schiff bis auf den untern Raum vom Waſſer aus; der Schiffspatron nebſt noch einigen Matroſen und Paſſagieren waren zurückgeblieben, dieſe verſammelten ſich im Hintertheil bei Maria und erwarteten die fernere Rettung von der Vorſehung, die nun auch nicht lange ausblieb.

Das Land, von welchem ſie kaum eine halbe Stunde entfernt waren, war die engliſche Inſel Guernſey. Nicht weit vom Ufer auf einem Hügel ſtand ein ſchönes Landhaus mit anmuthigen Gärten und Gefilden umgeben; von da her ſahen ſie bald einige Männer herablaufen, die einen Kahn vom Ufer losmachten, ſich ihnen näherten, in zween Fahrten ſie alle retteten und ans Land brachten,

dann wurde auch alles aus dem Schiff geholt, was noch brauchbar war. Der Kapitän und ſeine Leute nebſt den Reiſenden gingen alſofort nach der Stadt St. Peters; Maria aber konnte nicht weiter, ſie war von dem vielen Schrecken und durch die ausgeſtandene Gefahr matt und müde geworden. Zudem ſpürte ſie einen Anfall von Fieber. Die Männer, welche ſie gerettet hatten, waren ſehr freundlich, ſie führten ſie in das ſchöne Haus auf dem Hügel und gerade zu der Herrſchaft, welche aus einem ſehr anſehnlichen Herrn von etwa 50 Jahren und ſeiner Gemahlin, einer Dame von 42 Jahren, beſtand.

Beide ſtammten aus der Normandie her und waren Hugenotten. Ihre Vorfahren ſchrieben ſich Remond de la belle Roſe. Dieſe edlen Menſchen nahmen Maria auf das Liebreichſte und Freundlichſte auf, ſorgten auch dafür, daß ſie von einem Arzt bedient und gehörig verpflegt wurde, wodurch ſie ſich bald wieder erholte und dann nach Rochelle an Herrn Bertram ſchrieb, wie es ihr ergangen und wo ſie ſich befände; ſie erbot ſich auch wieder zu kommen, ſobald ſich Gelegenheit fände. Allein aus dieſer Rückkehr wurde nichts, denn es gingen große Veränderungen im Bertram'ſchen Hauſe vor, die eine ganz andere Einrichtung nöthig machten. Maria paßte aber auch ganz für das Remond'ſche Ehepaar, die drei Herzen zogen ſich wechſelſeitig ſo ſtark an, daß an keine Trennung mehr zu denken war; und da die guten Leute keine Kinder hatten, auch einſam wohnten, und wegen ihrer hochreligiöſen Denkungsart ſehr wenig Umgang hatten, ſo war ihnen Maria ein Kleinod, das ſie um keinen Preis entbehren mochten. Sie

wurde wie ein Kind gehalten und mit allem Nöthigen reichlich verſehen. Dagegen bediente ſie denn auch ihre Herrſchaft mit aller Treue. Für die Madame Remond machte ſie alle Kleider und Putzſachen, dann las ſie beiden täglich eine Stunde vor.

Dieſer glückliche Zuſtand währte etwas über zwei Jahre, nun entſtanden aber hohe Prüfungen in dem kleinen Kreiſe dieſer edlen Menſchen. Madame Remond fing an bedenklich zu kränkeln und ihrem Gemahl ſuchte man Schwierigkeiten wegen ſeiner großen und anſehnlichen Wollentuchmanufaktur zu machen, die er auf ſeinem Rittergute angelegt hatte. Einige reiche Kaufleute waren die Triebfedern in dieſer Kabale, ſie bedienten ſich der gewiſſenloſeſten und ränkevollſten Advokaten, um den frommen und guten Remond endlich müde zu machen und ihn zum Verkauf zu bewegen.

Während dieſem Kreuz und Kummer von außen ſtieg auch das innere häusliche Leiden immer höher; denn man fing nun an, des baldigen Heimgangs der Madame Remond gewiß zu werden. Hier betrug ſich nun Maria wie ein Engel der Hülfe, die weder Tag noch Nacht von der Kranken wich, ſie geiſtlich und leiblich erquickte durch chriſtliches Zureden und durch himmliſche Tröſtungen in Anſehung der nahen Zukunft. Die liebe Kranke wurde dadurch ſo hoch begeiſtert, daß ſie den Vorgeſchmack des ewigen Lebens empfand, und alle drei geriethen oft in einen Zuſtand, der dem der Seligen nahe kam.

Einſtmals, als Remond allein bei ſeiner Gattin ſaß und ſie in ſeinen Armen eingeſchloſſen hielt, ſagte ſie zu ihm: Lieber Remond! ich habe etwas auf dem Herzen, deſſen ich mich entledigen muß;

du kannſt und darfſt dich von unſerer Maria nicht trennen. Sie iſt uns mit ihrem ganzen Daſeyn dringendes Bedürfniß geworden. Mit Anſtand und Würde kannſt du ſie aber nicht bei dir behalten, wenn du dich nicht mit ihr trauen läſſeſt. Du biſt zwar in den Jahren, in welchen die Hochzeitblüthen verwelkt ſind, aber Maria iſt eine weitgeförderte Chriſtin; ihr werdet ein himmliſches Leben zuſammen führen; wir werden uns alle drei wiederſehen und dann ewig vereinigt ſeyn. Remond drückte ſie an ſein Herz, ſeufzte und ſchwieg.

Nach einigen Tagen ſchlummerte die heilige Seele unter den Thränen und dem Gebet der beiden Lieben, die an ihrem Bette knieten, in die ſeligen Wohnungen hinüber.

Nachdem nun die Beerdigungsgeſchäfte vorüber waren, ſo ſagte Remond zu Marien: Meine theuerſte Freundin! wir können nun nicht länger beiſammen bleiben, ſondern wir müſſen uns trennen. Sie können denken, wie weh' es mir thut, allein der Wohlſtand und unſere Ehre erfordern es. Indeſſen haben uns aber Religion und Freundſchaft ſo innig verbunden, daß keine Macht dieſe Verbindung, die zwiſchen unſern Herzen beſteht, auflöſen kann. Einſam kann ich hier, wo ſo viele Erinnerungen die Wunden meines Herzens offen halten, nicht bleiben, ich werde alſo auf Reiſen gehen; Sie können eben ſo wenig hier bleiben, denn ich bin willens, dieſes Gut zu verkaufen und mich anderswo niederzulaſſen, damit ich aus der verdrießlichen Lage komme, worin ich mich befinde. Damit Sie aber auch wiſſen, wie Ihre Sachen ſtehn, ſo überreiche ich Ihnen hier mein Teſtament, worin ich Sie zu meiner einzigen Univerſalerbin eingeſetzt habe. Nahe

Verwandte habe ich nicht, eben ſo wenig meine ſelige Frau, und die entfernten ſind reich. Sie werden auch in dieſen Papieren ein Verzeichniß meines ganzen Vermögens an liegenden und fahrenden Gütern, ſo wie aller Mobilien finden. Dies Alles habe ich ruhig, mit guter Ueberlegung und geſetzmäßig ausgefertigt und gebe es jetzt in Ihre Hände, damit Sie Gebrauch davon machen können, wenn etwa der Herr über Leben und Tod auf dieſer Reiſe über mich gebieten ſollte. Nur eine Bedingung bitte ich mir von Ihnen aus, daß Sie keinen Schritt thun, der auf die Beſtimmung Ihres künftigen Lebens Einfluß hat, ohne mich vorher zu Rath zu ziehen; ich werde fleißig Briefe mit Ihnen wechſeln und Ihnen immer ſchreiben, wo ich bin, damit Sie mir auch ſicher antworten können. Ich habe in London eine ſehr fromme und vertraute Freundin, die Lady Stonbury, dieſer habe ich Ihrentwegen geſchrieben, dahin werden Sie nun reiſen und ſich ſo lange bei ihr aufhalten, bis die Vorſehung Ihnen einen beſtändigen Aufenthalt anweiſt.

Maria war über das Alles ſo gerührt und betroffen, daß ihr die Worte fehlten, ihren Dank ihrer Empfindung gemäß auszudrücken, daher antwortete ſie: Herr Remond! Freund ohne Gleichen! Auf dieſen Ihren Antrag kann ich erſt nach Würden antworten, wenn ich die Sprache des Himmels werde gelernt haben. Bis dahin rechnen ſie felſenfeſt auf Alles, was Gehorſam, Dank und Erkenntlichkeit von mir fordern.

Des folgenden Tages reiste Maria mit ſicherer Begleitung nach London und wurde auf's freundſchaftlichſte empfangen und aufgenommen. Herr Remond folgte ihr in wenigen Tagen nach und ging

dann mit einem Schiff nach Holland. Sein Gut und ſeine Fabrike hatte er für 40,000 Pf. Sterling verkauft und dies Geld in der engliſchen Bank niedergelegt.

Die Lady Stonbury lebte ſtill und eingezogen in der großen und geräuſchvollen Stadt. Sie war mit den Methodiſten und der Brüdergemeinde in genauer Verbindung, und außer einigen auserleſenen Freunden und Freundinnen aus dieſen Geſellſchaften hatte ſie durchaus keinen Umgang. Maria ſchickte ſich gut in dieſe Zirkel; es war ihr wohl unter Menſchen, die wahrhaft Gott fürchteten. Die chriſtliche Liebe äußert ſich da durch gegenſeitiges Mittheilen aus dem alten und neuen Schatz des Herzens.

Unter dieſen frommen Perſonen befand ſich auch ein edler Jüngling, welcher reich und von gutem Hauſe war. Dieſer wachte nicht über ſein Herz, und ſo ſchlich ſich die Liebe zu Maria in daſſelbe ein. Er ſuchte immer ihre Geſellſchaft und auch ſie wurde für ihn eingenommen. Lady Stonbury bemerkte dies noch zu rechter Zeit, ſie nahm alſo Maria allein und ſagte: Freund Remond hat Ihnen ſein ganzes Vermögen vermacht, nicht wahr?

Sie. Ja!

L. St. Hat er Ihnen dabei gar keine Bedingniſſe vorgeſchrieben?

Sie. Ja! er ſagte mir: ich möchte ja keinen Schritt thun, der auf die künftige Beſtimmung meines Lebens Einfluß habe, ohne ihn vorher zu Rath zu ziehen, und dies werde ich auch heilig beobachten.

L. St. Blicken Sie in Ihr Herz und fragen Sie es im Vertrauen, ob es dies Verſprechen wirklich gehalten habe.

Maria erſchrack, wurde roth und erwiederte: Ach! ich war nicht aufmerkſam, nicht wachſam auf mich, ſuchen Sie den Herrn S. zu entfernen.

L. St. (lächelnd). Wollen Sie nicht Herrn Remond ſchreiben, es fände ſich da Gelegenheit zu einer anſtändigen Verſorgung?

Maria bedachte ſich ein wenig, dann antwortete ſie: es ſteigen ſo dunkle Ideen und Ahnungen in mir auf: Herr Remond kann mir doch ſein ganzes Vermögen nicht wohl vermacht haben, um es an einen andern Mann zu bringen.

L. St. Gute ſchuldloſe Seele! fällt Ihnen das jetzt erſt ein? aber was folgt nun daraus?

Maria. Schlechterdings alle Mannsperſonen zu meiden, und ſich ganz der Führung des himmliſchen Vaters zu überlaſſen.

L. St. Vortrefflich, mein Kind! Machen Sie ſich das zum unverbrüchlichen Geſetz für Ihr ganzes Leben.

Maria. Das war es von Jugend auf. Ach Gott, wie nöthig iſt das ununterbrochene Wachen und Beten! Die Lady umarmte und küßte ſie und verſetzte: Wir haben noch den rechten Zeitpunkt getroffen, Herr S. wird entfernt.

Maria hatte ein ganzes Jahr in dieſem ruhigen und frommen Hauſe vergnügt zugebracht und fleißig mit Remond Briefe gewechſelt, als er ihr den Antrag zur Heirath bekannt machte; ſie antwortete ihm, wie man leicht denken kann, willfährig. Hierauf ſchrieb er ihr ſehr verbindlich, er habe die Baronie Goldenbeck im W...ſchen gekauft; er habe ſie beſucht und beſehen, er hoffe, dieſe künftige Herberge für's Erdenleben würde ihr gefallen; er würde nun auch hinführo Namen, Titel und Wappen von

dieſem Gut annehmen. Maria dankte Gott, freute ſich und antwortete ihm mit herzlicher Liebe. Bald hernach kam Remond nach London, aber er befand ſich in traurigen Umſtänden; eine Leberentzündung und darauf folgende Verhärtung und Verſtopfung dieſes edlen Eingeweides hatte ihn elend gemacht. Sobald er kam, mußte er ſich zu Bette legen. Das Erſte, was er nun vornahm, war, daß er ſich mit Maria trauen ließ und noch einen Anhang zu ſeinem Teſtament machte, worin er Maria auch als Erbin zu der Baronie Goldenbeck einſetzte. Jetzt war ſie nun wieder die treue Krankenwärterin, aber es wurde ihr ſehr ſchwer, ſich mit gänzlicher Ergebung in den Willen Gottes zu fügen; ſie ſchwamm beſtändig in Thränen und flehte zu Gott um Remonds Geſundheit; er erholte ſich auch wieder inſofern, daß er mit ihr nach Deutſchland reiſen konnte; hier in Goldenbeck lebte er nur ein halbes Jahr; er ſtarb den Tod des Chriſten und ſeine Gemahlin ertrug ihn heldenmüthig.

Bald nachher wurde unter dem benachbarten Adel das Geſpräch laut, Maria ſey nicht allein nicht von Adel, ſondern auch von ungewiſſem Herkommen, ſie könne und dürfe kein freiadeliges Gut beſitzen, es müſſe ſich Jemand finden, der ihr den Kaufpreis wieder gäbe und dann könne ſie gehn, wohin ſie wolle. Maria erfuhr dies Geſchwätz; um ſich ſicher zu ſtellen, reiste ſie an den Hof, erkundigte ſich bei dem Lehnhof nach allen Rechten des Adels und erfuhr nun, daß ſie ganz ruhig ſeyn könnte, denn ihr ſeliger Gemahl habe alles geleiſtet und berichtiget, ſie ſey die eigentliche, wahre Beſitzerin und in allem Betracht Freifrau von Goldenbeck. Wenn ſie aber wieder heirathen wollte, ſo würde ſie wohlthun, wenn

ſie einen Herrn von Adel wählte. Maria reiste mit herzlichem Dank gegen Gott wieder nach Goldenbeck zurück und fing nun an, die vortrefflichſte Erziehungsanſtalt zu ſtiften, die Sie jetzt in ihrer ganzen Blüthe ſehen; mir erhöhte ſie die Beſoldung auf 2000 Gulden, dann ſtiftete ſie ein Kapital von 24,000 Gulden zum Schulfond für das Dorf Goldenbeck, und machte dann die Verordnung, daß der Schullehrer 1000 Gulden nebſt freier Wohnung mit einem Garten haben ſollte; das Haus baute ſie ihm und einen Garten kaufte ſie dazu, übrigens war dann die Schule frei, Schulgeld wurde nicht geſtattet. Um aber auch für die Armen zu ſorgen, ſo baute ſie ein Arbeitshaus, in welchem Wolle, Flachs und Baumwolle geſponnen wurde; um das alles zu verarbeiten, ſuchte ſie Fabrikanten auf, die ſich in Goldenbeck niederließen, wodurch nun alles unter Gottes Segen ins Blühen und Gedeihen gerieth. Der Grund von allem aber war, daß ſie nie, weder in ihre Dienſte, noch zum Wohnen auf ihrem Rittergut, Jemand annahm, der nicht die Religion liebte, ſchätzte und auch ausübte.

Zu ihrem täglichen Umgange hat ſie eine Predigerwittwe von reifem Alter, die durch viele Leiden geprüft und arm iſt, aber große Erfahrungen im Chriſtenthume und Weltkenntniß hat. Dieſe unterſtützt ſie auch in der Mädchenbildung, die ſie unternommen hat. Zu ihrer Bedienung hat ſie ein Kammermädchen und einen Kutſcher, der auch die Bedientenſtelle vertritt; dann einen Hausmeiſter, der mit ſeiner Frau, die zugleich die Küche beſorgt, die ganze Haushaltung führt; ferner einen Rentmeiſter und einen Beamten, der ein Rechtsgelehrter iſt.

Zu gewiſſen Zeiten gibt ſie allen Armen eine

Mahlzeit, wer dabei erſcheint, muß durchaus reinlich und nicht zerriſſen gekleidet ſeyn, denn Beides kann auch der Aermſte beſorgen, und wer es nicht kann, für den ſorgt ſie. Bei ſolchen Mahlzeiten ſcheint die gnädige Frau recht in ihrem Element zu ſeyn. Sie macht die Wirthin, dient Allen mit zuvorkommender Freundlichkeit, und ißt mit ihnen und zwar nicht beſſer, als ſie es auch haben. Demuth und Liebe ſind ihre hervorſtechenden Tugenden. Daher rührt nun auch der hohe Grad von Sanftmuth, den ſie bei allen Gelegenheiten blicken läßt, ſo weit ihre Pflichten es erlauben. Unter vielen Beiſpielen nur eins: Nicht weit von hier wohnt eine ſehr ſtolze, adelige Dame, die ich einſtweilen Frau von Ypſilon nennen will. Dieſe kam vor ein paar Jahren mit einem paar Lakaien hier auf's Schloß gefahren. Maria ging ihr bis vor die Pforte freundlich entgegen; der Willkommen hieß: guten Morgen, Madame Remond, dann rauſchte ſie vorbei, und nahm den Arm nicht an, den ihr die gnädige Frau anbot, ſie ging alſo ruhig hinten nach. Die Dame Ypſilon marſchirte ohne weiteres in den Saal, die Bedienten aber blieben draußen, als ob ſie Schildwache ſtehen wollten. Maria folgte ihr in den Saal, verneigte ſich freundlich und fragte, was die gnädige Frau zu befehlen hätten? Die Dame ſpazierte auf und ab, ſpielte mit dem Fächer und antwortete: das will ich Ihnen ſagen, Madame Remond! Ich bin hergekommen, um Ihnen ein für allemal zu erklären, daß ich Ihre Behandlung der Wildbahn nicht länger dulden will.

Maria. Wie ſo, gnädige Frau?

Die Dame. Sie laſſen auf Ihrer Wildbahn alles niederſchießen, was ſich von Wildpret nur

blicken läßt. Alles, was nur von meiner Baronie in Ihre Waldung hinüberwechſelt, das iſt für mich verloren, aber ich laſſe Ihrem Jäger eine Kugel durch den Kopf jagen, wenn er ſich auf der Gränze blicken läßt. Mit dieſen Worten ſetzte ſie ſich auf den Sopha, Maria gegenüber auf einen Stuhl und erwiederte: Meine Unterthanen —

Fr. v. Ypſil. (leiſe und verächtlich). Meine Unterthanen —

Maria. Meine Unterthanen haben das Recht, das, was ſie mit ſaurer Mühe geſäet und gepflanzt haben und wovon ſie Schatzung und Steuer bezahlen, auch ganz und ruhig zu genießen, und es iſt meine Pflicht, ſie dabei zu ſchützen.

Fr. v. Ypſil. (ſpöttiſch). Sie ſtehen aber auch in einem nähern Verhältniß mit Ihren Unterthanen, als ich.

Maria. Ich verſtehe Sie, gnädige Frau! ich danke Gott herzlich für dieſes Verhältniß. Die wechſelſeitige Liebe zwiſchen mir und meinen Unterthanen wird mich einſt ſehr glücklich machen, wenn von Stand und Adel nicht mehr die Rede ſeyn wird.

Die Frau v. Ypſilon war betroffen und verwirrt, dann fuhr ſie fort: ich muß Ihnen ſagen, daß ich vielen Schaden an meiner Wildbahn dadurch leide, daß Sie alles niederſchießen laſſen.

Maria. Das kann ich nicht ändern, laſſen Sie Ihre Waldungen einzäunen, gnädige Frau!

Fr. v. Ypſil. Einzäunen? Wovon ſoll das Wild denn leben?

Maria. Das kommt auf die Entſcheidung an, ob das Wild mehr Werth hat, als die Unterthanen. Aber ich bitte Sie, gnädige Frau! Sie ſpeiſen doch auch wohl mit Unadeligen. Gönnen Sie

mir die Ehre und nehmen Sie dieſen Mittag vorlieb mit mir.

Die Frau v. Ypſilon fühlte ſo ſehr die feurigen Kohlen auf ihrem Kopf, daß ſie ſich nicht zu helfen wußte; ganz entwaffnet ſagte ſie gerührt und betroffen: Für diesmal muß ich mir's verbitten, dann ſtand ſie auf und eilte fort; ſeit der Zeit haben wir Ruhe von der Seite.

Ein andermal kam ein junger Baron in vollem Galopp in den Schloßhof, ſchoß einen Hund mit einer Piſtole todt und mit der andern ein Loch in das Wappen über dem Portal. Der Amtmann arretirte den jungen Brauſekopf, und Maria ſchrieb an ſeinen Vater einen ſehr höflichen Brief, worin ſie ihn um Verzeihung bat, daß ſie ſeinen Sohn in Verwahrung genommen habe; ſie fürchte, er habe den Verſtand verloren, denn er habe ihr ohne Veranlaſſung einen Hund todt und ein Loch in ihr Wappen über dem Thor geſchoſſen; er möchte alſo den bedauernswürdigen Menſchen durch ein paar handfeſte Reiter abholen laſſen. Der Vater ſchämte ſich, ſchickte einen Reitknecht, mit dem der Junker wieder abzog.

Maria ſpricht immer freundlich und liebevoll mit ihren Unterthanen, ſie läßt nie merken, daß ſie ihre Gebieterin iſt, aber ſie ſcherzt auch nicht niedrig mit ihnen; ſie macht ſich nicht gemein, aber ſie iſt auch unerbittlich ſtreng gegen boshafte oder muthwillige Verbrecher. Dieſe begnadigt ſie nie; aber ſie erzeigt außer dem auch ſelbſt dem Verbrecher alle mögliche Liebe. Sie prägt Jedermann Ehrfurcht und Liebe ein, ſobald man mit ihr umgeht, daher geſchieht es ſelten, daß ſich Jemand mit Worten oder Handlungen gegen ſie vergeht, und wenn es geſchieht, ſo

putzt ſie Niemand aus; ſie gibt ſich kein gebietendes Anſehen, aber ſie weiß Einen ſo mit Sanftmuth niederzudonnern, daß er ſich beſchämt und ehrfurchtsvoll wegſchleicht. Eben das geſchieht auch, wenn irgend Jemand in ihrer Gegenwart zweideutig ſcherzt, oder über religiöſe Materien ſpöttelt. Bei ſolchen Gelegenheiten iſt ſie in treffenden Einfällen unerſchöpflich. Hier endigte der Paſtor Rittberg ſeine Erzählung; ich dankte ihm verbindlich und meine Ehrfurcht gegen die Frau von Goldenbeck war nun noch um vieles vermehrt worden. Ich ſah und ſprach ſie noch ein paarmal, und fragte dann den Pfarrer Rittberg, ob dieſe herrliche Dame nicht wieder heirathen würde? Er antwortete: Nein! darüber hat ſie ſich beſtimmt erklärt. Ich fragte ferner: was denn aus ihrem Rittergut werden ſollte? Er erwiederte: auch darüber hat ſie noch keine Silbe geäußert. Jetzt nahm ich von dieſem ehrwürdigen Manne und ſeiner Familie Abſchied und reiste dann nach Bremen.

Ich hatte mit dem Pfarrer Rittberg die Abrede genommen, daß er mir von Zeit zu Zeit von dem Leben und Wirken der Maria von Goldenbeck Nachricht geben möchte; als ich nun einige Wochen von meiner Reiſe wieder zurückgekommen war, ſo erhielt ich folgenden Brief von ihm:

Staunen, die Hand auf den Mund legen, Anbeten und Danken füllt jetzt jede Minute meines Lebens aus; ſtellen Sie ſich den Auftritt vor, der mir geſtern begegnete: Ich ſaß Vormittags um neun Uhr in meinem Studierzimmer und arbeitete an der Predigt auf nächſten Sonntag; plötzlich ſtürmte Maria mit offenen Armen herein. Hohe Freude ſtrahlte

auf ihrem Geſicht, ſie flog mir um den Hals und rief: mein Vater! mein Vater! ach Gott, mein Vater! — Da ſtand ich wie an den Boden geheftet. Vor ihren Küſſen und Umarmungen konnte ich nicht zum Wort kommen, aber ich wußte auch nicht, was ich ſagen ſollte, ich war der Ohnmacht nahe. Von mir lief ſie zu meiner Frau; jetzt fiel mir ein, daß dieſe Ueberraſchung der lieben Kranken ſchaden könne, ich eilte ihr alſo nach, allein ich ſah, daß ich nichts zu befürchten hatte, denn ſie fing ſehr behutſam an, ihr nach und nach beizubringen, daß ich ihr Vater und ſie ihre zweite Mutter ſey; dann kam es wieder zum Küſſen und Umarmen. Dieſe Freude iſt meiner Frau ſehr wohlthätig, und ich habe wirklich Hoffnung, daß ſie nach und nach, wenigſtens zum Theil, geneſen wird.

Sie werden nun begierig ſeyn, zu erfahren, wie ſich dieſer Knoten entwickelt. Ich wurde als Candidat nach Amerika in eine Gemeinde berufen, die aus vertriebenen Salzburgern beſtund; dort arbeitete ich im Segen und heirathete ein frommes und angenehmes Mädchen aus meiner Gemeinde. Ihr Vater hatte eine Pflanzung angelegt und war ein angeſehener, wohlhabender Mann. Nun entſtand der ſiebenjährige amerikaniſche Krieg, alle Mannsperſonen wurden aufgefordert, die Waffen zu ergreifen, und ich ſelbſt war davon nicht ausgenommen. Da nun dieſes meiner Ueberzeugung zuwider war und meine Gemeinde ſich ohnehin gänzlich zerſtreute, ſo beredete ich mich mit meiner Frau, und wir beſchloſſen, daß ich wieder nach Deutſchland gehn und ſie ſo lang mit ihrem Kinde bei ihrem Vater bleiben ſollte, bis ſie eine ſichere Gelegenheit finden würde, mir zu folgen. Dann beſtimmte ich ihr auch einen Ort

und ein Haus, wo ſie mich entweder ſelbſt oder doch Nachricht von mir antreffen könnte. So reiſete ich her und bekam auch bald eine gute Pfarrerſtelle. Ich ſchrieb dies nach Amerika an meine Frau, bekam aber keine Antwort, ich ſchrieb wieder, aber auch vergebens; endlich ſchrieb ich an meinen Freund nach Newyork und bat ihn, ſich nach den Meinigen zu erkundigen; aber wie erſchrak ich, als ich durch ſeine Antwort erfuhr, daß meine Gemeinde von den Wilden verheert, verbrannt und alles entweder gefangen genommen oder ermordet ſey. Ich beweinte und betrauerte lange meine arme Frau und mein Kind; ich ſchrieb hernach noch oft dorthin, um gewiſſe Nachricht von ihr einzuziehen, habe aber nie das Geringſte von ihr erfahren können, bis mir jetzt Maria den ganzen Hergang erzählt hat. Ich wartete achtzehn Jahre lang und dann heirathete ich meine jetzige Frau. Meine ſelige Betty hatte nicht lange nach meiner Abreiſe eine ſichere Gelegenheit gefunden, nach Holland zu kommen; nun hatten wir einen jungen Menſchen, auch von deutſcher Herkunft, in Dienſte genommen, dieſen nahm ſie mit, damit ſie unterwegs Jemand zur Bedienung hätte. Mit dieſem Menſchen kam ſie glücklich nach Rotterdam, wo ſie einen Wechſel von tauſend Gulden einkaſſirte, dann ſetzte ſie ſich auf den Poſtwagen und fuhr bis C...., von wannen ſie nur noch drei Stunden bis zu dem Ort ihrer Beſtimmung hatte. Da ſie nun des Fahrens in den ſchrecklichen Wegen herzlich müde war, ſo beſchloß ſie, die drei Stunden zu Fuß zu gehen. Der Knecht trug ihren Bündel und das Kind, aber ungefähr auf der Hälfte des Weges ſtirbt ſie plötzlich. Der Knecht nimmt ihr nun das Geld, die Briefſchaften und was ſie Koſtbares bei ſich hat

und geht fort. Zu B.... hat er hernach geheirathet, jetzt nach 38 Jahren kommt er aufs Sterbebett und zur Erkenntniß ſeines Verbrechens, er läßt nun Notarius und Zeugen nebſt dem Prediger zu ſich kommen, erzählt die ganze Geſchichte und bittet, daß man ſie der Frau von Goldenbeck ſchicken und daß ſie ihm verzeihen möchte, er habe ihr ungefähr 1200 Gulden an Geld und Geldeswerth entwendet, ſo viel habe er zwar nicht im Vermögen, aber was er nachlaſſe, das gehöre ihr zu.

Maria wird es aber den Seinigen und, ſo wie ich ſie kenne, noch mehr dazu ſchenken. Dann bemerkt der Sterbende auch noch in ſeiner Erzählung, daß ich der Mann der ſeligen Betty geweſen und der Vater der gnädigen Frau ſey. Da ich der Frau von Goldenbeck oft meine Geſchichte erzählt hatte, ſo kam die Sache nun ins Klare und zur vollkommenen Gewißheit. Sie können ſich vorſtellen, theurer Freund, welches Vorgefühl des Himmels wir jetzo empfinden. So weit der Herr Pfarrer Rittberg.

Ungefähr ein Jahr darauf erhielt ich wieder einen Brief von ihm folgenden Inhalts:

Maria iſt nicht mehr hienieden, ſie wandelt unter den Lebensbäumen in Jeruſalems goldenen Gaſſen, genießt ihre Früchte, und mit ihren Blättern erquickt ſie die Heiden. Meine Thränenquellen waren in meinem 74ſten Lebensjahre längſt vertrocknet, aber noch einmal goß der Ernte-Engel von ſeiner Silberwolke Himmelsthau in meine Augen, ich konnte durch den Thränenbach der verklärten Seele nachblicken, wie ſie gen Himmel fuhr. Es thut meinem Herzen wohl, daß ich Ihnen ihre letzte Lebens- und dann Sterbensgeſchichte erzählen darf.

Die Entdeckung, daß ſie meine Tochter war, gab

ihr und uns Allen neues Leben. Sie wünſchte, daß ich mit meiner Frau und beiden Töchtern nun zu ihr ins Schloß ziehen möchte; allein ich redete ihr das aus und ſie billigte auch meine Gründe. Die Verhältniſſe blieben alſo im Aeußern wie vorher, aber im Innern waren ſie herzerhebend; wir ſpeiſeten oft auf dem Schloß mit ihr, und ſie auch oft im Pfarrhaus mit uns. War ſie bisher uns ſchon ein Engel des Segens geweſen, ſo war ſie es nun meinen Töchtern noch weit mehr. Sie ſuchte ſie mit aller Macht der Beredtſamkeit und der Religion ſo zu leiten, daß ihr Sinn, von allem Irdiſchen, von allen ſinnlichen Genüſſen und von weltlicher Größe abgeleitet, auf das Himmliſche allein gerichtet werden mußten; dann bediente ſie ſich beſonders meiner älteſten Tochter Caroline in allen ihren Geſchäften, und führte ſie ſo an, daß ſie auf den Fall ihres Todes ihre Stelle vertreten könnte. Ich ahnete etwas, aber weder ich noch meine Frau wagten es aus Zartgefühl nicht, etwas über unſere Ahnung zu ſprechen.

Im verwichenen Auguſt kam ich gegen Abend zu ihr, ſie beſchäftigte ſich im Garten mit den Herbſtblumen; ſie bewillkommte mich ſehr heiter und freundlich, aber ich bemerkte in ihrem Angeſicht eine Veränderung, etwas Erhabenes, Fremdes, das ich nicht zu nennen weiß, es war das Siegel zum Uebergang ins ewige Leben. Ich verbarg meine Empfindung, aber es wurde mir wehmüthig ums Herz! Ich fragte ſie, wie ſie ſich befände? Sie antwortete: ſehr wohl, theurer Vater! dann faßte ſie mich am Arm und wir wandelten im Garten umher. Nach einigen gleichgültigen Geſprächen fing ſie ganz gerührt an: Ich hab' in der verwichenen Nacht, oder vielmehr dieſen

Morgen vor dem Erwachen, einen merkwürdigen Traum gehabt, den ich Ihnen erzählen muß. Ich träumte, es wäre frühe Morgendämmerung, und zwar im Frühling: denn alle Gewächſe ſtanden in voller Blüthe. Ich befand mich in einem ſtillen, angenehmen Thal am Fuß eines waldigen Berges, über deſſen Gipfel her die Morgendämmerung glänzte. Mir war unbeſchreiblich wohl, und indem ich mich ſo umſah, fühlte ich mich leicht, ich konnte mich erheben und hinſchweben, wohin ich wollte. Nun wünſchte ich oben auf dem Berge zu ſeyn, und ſo wie ich das wünſchte, erhob ich mich und ſchwebte ſanft zwiſchen den Gipfeln der Bäume hin; die Seligkeit meiner Empfindung läßt ſich mit Worten nicht beſchreiben. Nun kam ich oben auf die Höhe; nein, den Anblick kann kein Mund ausſprechen und keine Feder beſchreiben. Ich ſah ein paradieſiſches Land vor mir, aus welchem mir ein Lüftchen entgegenwehte, das mein ganzes Weſen durchdrungen hat und noch durchdringt; es macht mich reif zum ewigen Leben. Ich wollte in dies herrliche Land hinüber ſchweben, aber ich konnte mich in der reinern Luft nicht erheben, ich ergötzte mich alſo von weitem an der Ausſicht. Indem ich ſo da ſtand und ſtaunte, ſah ich von weitem eine hellſtrahlende Figur mir ſich nahen, ich erkannte ſie, es war mein ſeliger *Remond*. Mit himmliſcher Zärtlichkeit ſagte er zu mir: *Mache dich drunten fertig, Maria! Du wirſt in Kurzem bei uns ſeyn.* In dem Augenblick erwachte ich. Seitdem iſt mir ſo heimwehartig und ich fühle in meinem Körper etwas Fremdes, Unnennbares, welches wohl der *Elias*-Wagen ſeyn wird, der mich hinaufbringen ſoll. Sie glauben nicht, wie mir zu Muth ward bei dieſer Erzählung; es war freilich nur ein Traum,

aber er kam mir doch ſo bedeutend, ſo ahnend vor, daß er eine traurige Wirkung auf mich machte. Doch ſuchte ich ihr ihre Ahnung auszureden und erinnerte ſie, daß es ja nur ein Traum ſey, der vielleicht im Innern oder im Nervenſyſtem ſeinen Grund habe; ſie möchte dem Gedanken nicht ſo ſehr nachhängen, denn das könnte ihrer Geſundheit ſchaden oder auch wohl gar den Traum wahr machen. Sie antwortete: dem ſey wie ihm wolle, es kann auf keinen Fall ſchaden, wenn ich mich hienieden fertig mache, ich will Ihnen alſo ſagen, wie ich meine Dispoſition, ſo Gott will, morgen am Tage machen werde: Sie, beſter Vater, ſind natürlicherweiſe mein Univerſalerbe nach meinem Tode. So wie ich Sie kenne, werden Sie den Baron nicht vorſtellen wollen, daher gedenke ich, das Gut meiner Schweſter Caroline zu beſtimmen; der Werth des Guts, den ich feſtſetzen werde, mit den Kapitalien, die in der engliſchen Bank ſtehen, machen eine Summe, mein ganzes Vermögen aus. In dieſes theilen ſich meine zwei Schweſtern. Die Theodore bekömmt denn ihren Antheil an baarem Geld, und die Caroline das Gut und was ihr vom Kapital noch zukommt. Nun noch Eins: Sie kennen den armen Baron von Friedenau. Dieſer wird unſere Caroline glücklich machen, ich habe Beide ſondirt und gefunden, daß keins an dem andern etwas auszuſetzen hat. Ihre Charaktere ſtimmen zuſammen, und ſie werden ſich gewiß lieben, ſobald ſie ſich genauer kennen lernen. Es iſt doch beſſer, wenn man das Gut wieder in adelige Hände zu bringen ſucht, als wenn man ſie den ewigen Neckereien der Nachbarn ausſetzt. Ich fand dieſe Erklärung vortrefflich, und dankte Gott und meiner herrlichen Tochter von Herzen. Sie eilte nun mit ihrem Teſtament und machte es rechtskräftig.

Wir hofften immer, der Eindruck, den der Traum meiner lieben Maria gemacht hatte, würde nach und nach wieder verlöſchen, aber es geſchah das Gegentheil. Sie fing an zu kränkeln, und wurde immer ſchwächer. So oft ſie uns beſuchte oder wir zu ihr kamen, ſprach ſie immer mit Sehnſucht von ihrem himmliſchen Vaterland; ſie hatte das wahre Heimweh nach dem Paradies, das ſie im Traume ſah. Als ſie nun immer ſchwächer wurde, verordnete ſie am 15. September, daß alle Vorſteher und Beamten, die vornehmſten Unterthanen und Bewohner ihrer Herrſchaft auf dem Schloß zuſammen kommen mußten; auch ich wurde mit meinen Töchtern dahin eingeladen. Nachdem wir alle beiſammen waren, ſo kam Maria und hielt folgende kurze Rede an uns:

„Meine Herren und lieben Freunde, ich habe Euch hierher kommen laſſen, um Euch anzuzeigen, daß das Ende meiner Wallfahrt nahe iſt. Ich fühle, wie nach und nach meine Kräfte ſchwinden, und eine Empfindung von der Nähe meines Todes, die mir untrüglich ſcheint, macht mir's zur Pflicht, Euch bei Zeiten meinen Willen und meinen Wunſch bekannt zu machen. Mein ehrwürdiger Vater, der hier gegenwärtig und Euer vieljähriger treuer Lehrer iſt, iſt mein Univerſalerbe. Er will aber nicht Euer Herr, ſondern wie bisher Euer Führer auf dem Lebenswege ſeyn. Daher ſtelle ich Euch hier meine Schweſter Caroline als Eure von heute an gebietende Frau vor und verlange, daß ihr derſelben jetzt den Eid der Treue ſchwört: denn geſetzt auch, ich würde noch länger leben, ſo werde ich mich doch um irdiſche Geſchäfte nicht mehr bekümmern, ſondern mich blos allein mit dem einzig Nöthigen beſchäftigen. Ich danke Euch Allen für die Liebe und Treue, die Ihr mir

erwieſen habt, und ſollte ich den Einen und den Andern unwiſſend beleidigt haben, ſo bitte ich herzlich um Verzeihung; wiſſentlich iſt es gewiß nicht geſchehen.“ Nun nahm ſie Carolinen an der Hand, welche zitterte, weinte und ſchluchzte. Wir Andern ſchwammen auch in Thränen, und Alle leiſteten nun den Eid der Treue in Carolinens Hände. Nachdem dies geſchehen war, ſo ſprach dieſe: Ich kann vor Weinen und ſtarker Empfindung kein Wort mehr hervorbringen, meine verehrungswürdige Schweſter ſoll nächſt meinem Erlöſer mein Vorbild ſeyn; ſo hoffe ich, daß ſie Alle mit mir zufrieden ſeyn werden.

Stillweinend, ſchweigend und trauernd ſchieden wir Alle von einander. Maria entfernte ſich und bat auch mich, ſie allein zu laſſen. Meine Caroline mußte von nun an ins Schloß ziehen und die ganze Haushaltung übernehmen. Theodore aber blieb bei uns Eltern, damit wir nicht auf einmal unſerer drei Töchter beraubt würden.

Den 28ſten September des Morgens früh ſchickte meine Tochter Caroline zu mir, ich möchte doch alſofort aufs Schloß kommen, es ſey mit Maria eine große Veränderung vorgegangen. Ich eilte hinauf und fand ſie auf dem Bette, ſie lag auf dem Rücken mit gefalteten Händen, ihr Geſicht ſah heiter und himmliſch aus; ſie ſtarrte mit offenen Augen zum Himmel und bewegte den Mund, ich konnte aber nicht verſtehen, was ſie ſagte. Ich rief ihr zu, ſuchte ſie zu ermuntern, aber vergeblich. Endlich ſchloß ſie die Augen und fing an zu ſchlafen; ungefähr nach einer Stunde erwachte ſie, ſah mich freundlich an und drückte mir die Hand. Ich fragte ſie, wie ſie ſich befände? Sie antwortete leiſe: außerordentlich ſchwach, meine Kräfte nehmen zuſehends ab, ich fühle, daß

mein Ende nicht mehr fern iſt. Ich faßte mich und erwiederte: wie glücklich biſt du nun, meine Tochter! daß du in unſerem Erlöſer Ruhe, Frieden und Vergebung gefunden haſt.

Sie. Ja wohl! Die Welt und vielleicht Alle, die mich kennen, glauben, welch' eine große Heilige ich ſey, und wahrlich! ich finde auch nicht das geringſte Gute an meinem ganzen Leben, das ich mir zuſchreiben könnte; Alles iſt Folge Seiner erbarmungsvollen Gnade und — hier ſtockte die Rede, ſie blickte wieder freundlich in die Höhe und war in demſelben Zuſtand wie vorher. Jetzt kam der Arzt; dieſer alte und erfahrene Mann erklärte mir Mariens Krankheit; er ſagte, die Nerven hätten ihre Wirkſamkeit verloren, und es ſey keine Möglichkeit, ſie zu retten, ſie ſtürbe an der Entkräftung, und zwar bald; indeſſen müſſe man ihr herzſtärkende Mittel geben, um ſie zu erhalten, ſo lang es möglich wäre. Er verordnete einen ſtärkenden Liquor und einige Tropfen Zimmetöl, blieb noch ein Paar Stunden und ritt dann wieder fort.

Diesmal blieb Maria einige Stunden in dem erſtarrten Zuſtand. Als ſie wieder erwachte, war die Schwäche ſo groß, daß wir ſie mit Kölniſchem Waſſer und etwas ſüßem Wein erquicken mußten; als ſie ſich etwas erholt hatte, ſagte ſie: Ich habe in den Urgrund der ewigen Liebe geblickt; ach meine Lieben (meine beiden Töchter waren auch zugegen), ach meine Lieben, das Paradies, welches ich im Traume erblickte, iſt ein ſchwaches Bild gegen die Herrlichkeit, die an uns ſoll offenbaret werden. Ach, wenn es die Menſchen nur wüßten, aber das wäre nicht gut; denn auf dem Glauben ohne Schauen beruht Alles. Nach einer Weile ſagte ſie: Wenn doch

auch die Mutter hier wäre! ich verſetzte: wir könnten ſie wohl in einer Sänfte herauftragen laſſen; wenn ihr nur die ſtarke Gemüthsbewegung nicht ſchadet. Maria lächelte und ſchwieg; den Augenblick kam ein Bote aus dem Pfarrhaus, der uns verkündigte, die Frau Pfarrerin wünſchte ſo ſehnlich bei ihrer Tochter Maria zu ſeyn; — dieſe lächelte und ſagte leiſe: das wußte ich wohl! ich ſtaunte und ahnte Engel um uns her, die hier geſchäftig waren. Alſofort ließ ich ſie in einer Sänfte holen; wir ſetzten ſie in einen Stuhl dicht an das Bett. Maria wollte es ſo. Meine Frau war ſo ruhig, als ob nichts Sonderliches vorginge; Maria faßte ihre Hand, ſah aus wie ein Engel und ruhte. Nach einer Weile hauchte ſie: Sie kommen! drehte ſterbend das Geſicht zu meiner Frau und ſagte: der Herr kommt! — dann faßte ſie mich mit der andern Hand, zuckte ein paarmal und verſchied. Aber wie war uns, als meine Frau erblaßte! Wir bemerkten ein ſtarkes Röcheln, und in wenigen Minuten war auch ihre langgeprüfte Seele entflohen. Ich kann Ihnen, beſter Freund, nicht beſchreiben, wie uns war; das Wehen aus dem ewigen Oſten fühlten wir ſo ſtark, und die engliſchen Umgebungen um uns her wirkten ſo ſtark um uns, daß wir Alle auf den Knieen lagen, weinten, trauerten und jubelten.

Maria wollte nicht in die adelige Gruft beigeſetzt werden, ſondern auf dem Kirchhof zwiſchen ihren Unterthanen ruhen. Ich ließ alſo die beiden Lieben in ein Grab zuſammenlegen, und ein Stein bedeckt Beide unter einem Hügel. Zu ihren Häuptern iſt eine Trauerweide gepflanzt, und Millionen Thränen werden ihren Wachsthum befördern. Leben Sie wohl!

13.

Eine außerordentliche Wirkung der Einbildungskraft.

Zu Schaumburg wohnte ein edler und wohlhabender Bürger, der ſich mit Büchereinbinden und der Kleinuhrmacherkunſt ernährte. Dieſer rechtſchaffene Mann war des Doktor Stillings Freund, und wenn Jemand in ſeinem Hauſe unpäßlich war, ſo bediente er ſich ſeines Raths und ſeiner Hülfe. Nun war einmal ſeine Gattin krank geworden; er ſchrieb alſo an ſeinen Arzt; Stilling eilte, ſetzte ſich zu Pferde und ritt dorthin. Er kam am Abend an, und war alſo genöthigt, bei ſeinem Freund zu übernachten.

Als nun der Doktor ſeine Patientin gehörig beſorgt und ſich bei dem freundſchaftlichen Mahle nach Leib und Seele erquickt hatte, ſo führte ihn der Buchbinder in ſein Schlafzimmer. So wie er das Licht auf das Conſol-Tiſchchen ſtellte, fiel Stilling ein unter dem Spiegel hängendes Portrait in die Augen; es war auf Kupferblech gemalt und ein Meiſterſtück in ſeiner Art. Er betrachtete und bewunderte das Gemälde eine Weile; nach und nach aber überlief ihn ein Schauder; denn er bemerkte etwas Furchtbares, das ſich vor ſeinen Augen immer mehr

und mehr entwickelte, je länger er es anſah. Ob er ſich nun gleich alle Mühe gab, die Charakterzüge ausfindig zu machen, die den erſtaunlichen Eindruck auf ihn machten, ſo fand er doch nichts Sonderliches im Einzelnen, ſondern das, was ein ſolches tief ergreifendes Entſetzen verurſachte, war Wirkung des Ganzen; dieſe ward aber bei Stilling ſo ſtark, daß er nöthig hatte, an ſeine Vernunft zu appelliren, um dieſe Nacht auf dem Zimmer bleiben zu können.

Das Portrait war ungefähr von der Größe eines Quartblattes und das Bruſtbild eines Mannes von etwa dreißig bis vierzig Jahren. Er hatte einen bordirten Hut auf, trug eine Allonge-Perücke, und war in gallonirten Scharlach gekleidet, alles nach dem Koſtüm des vierten Jahrzehends unſers Jahrhunderts.

Stilling konnte kein Auge von dem Bilde verwenden. Je mehr er's anſchaute, je tiefer ward er von Schauer durchdrungen; der Buchbinder merkte das, er fragte daher: „gefällt Ihnen das Gemälde, Herr Doktor?" Dieſer verſetzte: Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll, — ich ſehe da ein Meiſterſtück der Malerei, das Bild eines überaus ſchönen Mannes, und doch prägen mir dieſe ſo äußerſt regelmäßigen Züge ein geheimes Entſetzen ein, deſſen eigentliche Urſache ich nicht ausfindig machen kann. Es iſt nicht Ehrfurcht, was ich empfinde, ſondern der Eindruck iſt demjenigen ähnlich, den etwa Satan auf mich machen würde, wenn er in der Hülle eines ſchönes Mannes da vor mir ſtände.

Der Buchbinder verwunderte ſich und ſagte: Alle, die das Portrait geſehen haben, finden etwas Fremdes und Schauervolles darinnen; allein Sie ſind doch der erſte, auf den es ſo ſtark gewirkt hat. Wenn

Sie nicht zu müde und ſchläfrig ſind, ſo will ich Ihnen die äußerſt merkwürdige Geſchichte erzählen, der ich dieſe Seltenheit zu verdanken habe.

Stilling war ſo bewegt, daß er keinen Schlaf empfand; Beide ſetzten ſich alſo zuſammen, und ſein Freund erzählte:

Vor etwa fünf und zwanzig Jahren reiste mein ſeliger Vater (der auch Buchbinder in Schaumburg war) nach D....; dort kehrte er in einem bekannten Gaſthof ein, wo er in der Wirthsſtube, wie gewöhnlich, verſchiedene Männer allerlei Standes an Tiſchen ſitzen fand, die Wein tranken. Hinter dem Ofen aber bemerkte er einen wohlgekleideten Fremden, deſſen verzweiflungs- und ſchwermuthsvolle Miene alſofort ſeine Aufmerkſamkeit und Neugierde rege machte. Er erkundigte ſich deßhalb bei dem Wirth, wer der Mann ſey, und erhielt die Antwort: dieſer Fremde ſey ein reiſender Maler, der erſt vor ein Paar Tagen angekommen, aber äußerſt melancholiſch ſey; woher er komme und wohin er wolle, das könne man nicht von ihm erfahren.

Dies machte meinen Vater noch neugieriger; er nahm alſo einen Stuhl und ſetzte ſich nahe zu dem Fremden, und zwar ihm gegenüber; der Maler that aber, als wenn er gar nicht da wäre.

Nach und nach bemerkte mein Vater, daß dieſer ſonderbare Mann mit einer entſetzlich furchtſamen Miene zuweilen hinter ſich blickte, dann gleichſam zuſammenfuhr, und mit tobender Verzweiflung vor ſich hin ſchaute.

„Das mußt du heraus haben;“ dachte mein Vater; „es mag auch koſten, was es will.“ Er rückte alſo noch näher, um leiſe mit dem Maler ſprechen zu können; dann fing er in ſeinem freundlichen und

traulichen Tone an: „Mein Herr, verzeihen Sie, daß ich Sie anrede, Sie ſind unglücklich, und ich ein Freund aller Unglücklichen, vielleicht kann ich Ihre Leiden mildern.“

Wer meinen Vater gekannt hat, der weiß, daß man ſeiner ehrwürdigen und leutſeligen Miene und Art zu reden nicht widerſtehen konnte; der Fremde heiterte ſich auf und antwortete: „Ich danke Ihnen herzlich für den Antheil, den Sie an meinem Schickſal nehmen; allein es iſt von der Art, daß weder im Himmel noch auf Erden eine Macht groß genug iſt, mir es zu erleichtern.“ Hierauf erwiederte mein Vater: die Religion ſey im Stand, alle Leiden wegzuheben, wenn man nur Glauben an Gott und Zutrauen zum Erlöſer habe.

Indeſſen half alles Zureden nichts; der Fremde war und blieb kalt, ſeine Seele war keines Troſtes fähig: doch ſchloß er ſich an meinen Vater an, war zutraulich gegen ihn und hielt ſich zu ihm.

Mein Vater gab deßwegen die Hoffnung nicht auf, ſein Geheimniß herauszulocken, und ihm alsdann mit unwiderlegbaren Troſtgründen beizukommen; er bat daher den Wirth, ihm wo möglich ein Schlafzimmer neben dem Fremden zu geben. Dieſes war nun zwar beſetzt, aber auf dem Zimmer des Malers ſtanden zwei Betten; mein Vater wählte alſo mit Zuſtimmung des Fremden dasjenige, welches noch leer war.

Als nun die Beiden nach dem Abendeſſen auf ihrer Kammer allein waren und zuſammen ſprachen, ſo wurde der Maler nach und nach ſo offenherzig, daß er meinem Vater ſein ganzes Herz eröffnete. Sein ſchreckliches Geheimniß war ein Meuchelmord, welcher ſich folgendergeſtalt zugetragen hatte.

Er war am D...... n Hofe Hofmaler geweſen; nun hatte ihn auf einem Ball ein gewiſſer Cavalier höchlich beleidigt; der Maler paßt ihm bei dem Nachhauſegehen an einem dunkeln, einſamen Orte auf, rennt ihm von hinten zu den Degen durch den Leib und entflieht. Nachdem er ſich nun in Sicherheit befindet und die kochende Leidenſchaft der Rache abgekühlt iſt, ſo folgt eine tiefe Reue, und mit dieſer die raſendſte Verzweiflung. Die ganze Laſt ſeines Verbrechens lagert ſich wie ein Gebirge auf ſeine Seele hin: er fühlt nichts als Verdammniß: die ganze Hölle wüthet in ihm, und jeder Gedanke des Troſtes iſt wie ein Waſſertropfen, der in eine Gluth fällt und im Augenblick verrauſcht. Allmählig fängt nun der bei lebendigem Leibe verdammte arme Sünder an, nahe hinter ſich den ermordeten Edelmann mit ſchrecklich drohender Miene zu ſehen; dieſer fürchterliche Verfolger ward immer lebhafter, immer deutlicher vor ſeinen Augen, und verließ ihn nie. So oft er hinter ſich ſah, ſtand der Quälgeiſt in ſeiner vollkommenen natürlichen Geſtalt, ſo wie er auf dem Ball gekleidet geweſen, in einer Entfernung von etlichen Schritten da; und es war ihm zu Muth, als wenn dieſer Bluträcher alſofort über ihn herfallen wollte. Dieſe ſchreckliche Erſcheinung war es, die den armen Maler peinigte, ſo daß er weder Tag noch Nacht ruhen konnte, wozu dann noch die innere Ueberzeugung ſeiner Blutſchuld kam, die den armen Geiſt zu Boden drückte.

Jetzt wußte mein Vater, wo es dem bedauernswürdigen Manne fehlte; er ſuchte alſo alle Troſtgründe der Religion hervor und wendete ſie auf ihn an; aber ſie hafteten ganz und gar nicht. Endlich ſchlug er ihm vor, wieder umzukehren und ſich der

Gerechtigkeit in die Hände zu liefern, oder es auch hier zu thun. Allein auch das ſchlug er aus; mit einem Wort: alles, was mein Vater anwendete, ihn zu retten, war vergeblich. Die ganze Nacht brachte er mit Aechzen und Wehklagen zu; des Morgens aber, nachdem er ſich angekleidet hatte, zog er aus ſeinem Koffer jenes Gemälde hervor, ſchenkte es meinem Vater und ſagte: „Dieſes Portrait meines ſchrecklichen Verfolgers, das ich erſt vor ein paar Tagen geendigt habe, ſchenke ich Ihnen zum Andenken für Ihre liebreiche Theilnahme; erinnern Sie ſich dabei eines ewig verlorenen Menſchen, und widmen Sie ihm dann allemal eine mitleidige Thräne."

Mein Vater nahm das ſchauervolle Geſchenk mit Vergnügen an und verſuchte noch einmal alles Mögliche, um ſein Herz zu erweichen und ihm mit Troſt beizukommen, aber vergeblich. Der Maler ſchlug alle Mittel aus, und betheuerte hoch, daß ihm ſchlechterdings nicht zu helfen ſey. Hierauf empfahl er ſich meinem Vater, indem er ſagte, er habe einige Geſchäfte in der Stadt zu verrichten, würde aber den Mittag oder den Abend wieder an der Wirthstafel erſcheinen.

Während der Zeit aber, daß mein Vater damit umging, vernünftige Leute über die Rettung dieſes Menſchen zu Rathe zu ziehen, erſcholl das Gerücht, er ſey in den Strom geſprungen und ertrunken.

Sehen Sie, lieber Herr Doktor, das iſt die merkwürdige Geſchichte dieſes Gemäldes.

Stilling ſtellte ſich auf's neue vor das Portrait hin, und betrachtete es nun noch mit einem neuen Intereſſe: es war ihm, als wenn er das drohende Phantom ſelber geſehen hätte, er ſchlief in der Nach-

barſchaft deſſelben wenig, und ritt des Morgens, ganz mit den Ideen dieſer gräßlichen Geſchichte erfüllt, nach Haus.

Dieſe Erſcheinung iſt für den Pſychologen deßwegen wichtig, weil der Maler, oder beſſer der Patient, das Bild nicht beſtändig vor Augen hatte, ſondern es nur dann ſah, wenn er hinter ſich ſchaute. Man hat mehrere Fälle dieſer Art, in welchen aber der Leidende die Figur immer vor Augen ſah, ſobald er ſie nur öffnete, Dieſes iſt begreiflich; aber daß einer eine ſolche Geſtalt nur dann ſieht, wenn er zurückſchaut, iſt etwas Seltenes. Eben dieſe Bemerkung hat mehrere vernünftige Leute, denen ich die Geſchichte erzählte, bewogen, zu glauben, daß der Geiſt des Ermordeten wirklich den Mörder verfolgt habe; allein wer nur einigermaßen geläuterte Begriffe hat, der ſieht ein, daß es weit leichter ſey, die ganze Sache aus der Natur der Phantaſie, als aus Wirkungen des Geiſterreichs zu erklären, beſonders da man bei der letztern Methode ſo gar gerne auf Abwege geräth, auf denen man ſich zwar mit Vergnügen verirrt, aber immer weiter von der Wahrheit entfernt wird.

14.

Die Königstochter.

Eine arabiſche Erzählung.

Einſt lebte ein König von Fartach, Abulmalek war ſein Name, der regierte gut und war Gott und Menſchen angenehm; von allen ſeinen Kindern war ihm nur eine Tochter geblieben, die ihn in ſeinem Alter tröſtete und nach ihm Erbin ſeines Reichs ſeyn ſollte. Fatime hieß die Königstochter; ſie war ſchön und reines Herzens, und wenn aus dem Dunkel herauf ein Auge in unreiner Luſt gegen ſie entbrannte und ihr Blick begegnete dieſem giftigen Feuerſtrahl, ſo kehrte er zurück und verzehrte ſich in ſich ſelbſt.

Fatime hatte viele Liebhaber und ihre Erbſchaft auch; um ihrentwillen zogen viele vornehme junge Araber an Abulmaleks Hof, aber alle bewarben ſich umſonſt um die ſchöne Fatime, denn es gefiel ihr keiner, und keiner gefiel ihrem Vater; aber alle wurden ſanft und geſittet, und die es nicht wurden, ſchienen es doch zu ſeyn.

Aber der alte König wünſchte doch ſeinen Nachfolger zu wiſſen und die Tochter ihrer würdig vermählt zu ſehen, es quälte ihn, zu denken, daß die wichtigſten Gegenſtände, die ſeine Seele liebte, ſein Reich und ſeine Erbin, in ſchlimme Hände gerathen

ſollten. Als er daher einſt **Fatime** mit ihren Geſpielinnen unter den Bäumen ſeines Gartens luſtwandeln ſah, rief er ſie zu ſich, führte ſie auf einen Hügel, wo man die ganze Gegend überſehen konnte, und ſetzte ſich mit ihr auf eine Raſenbank nieder, dann ſprach er folgendergeſtalt:

Siehſt du, meine Tochter! die Sonne, wie ſie ſich ſo ruhig und unvermerkt am heitern, unbewölkten Himmel dem fernen blauen Gebirge nähert? — ſie hat die ganze weite Gegend dieſen Tag über erleuchtet und gewärmt, und die ganze Natur war ruhig und froh in ihrem Lichte; dieſem Tage gleicht mein Leben — keine Wolke, kein Sturm und kein Ungewitter hat auch meinen Lebenstag getrübt, ich habe meinen Lauf, ſo wie mir ihn die Vorſehung ausgezeichnet hat, eben ſo weit vollendet, wie jetzt die Sonne: ich nähere mich der Erde, die bald meinen irdiſchen Glanz bedecken ſoll.

Aber **Fatime**, was wird aus dem folgenden Tage werden? — Du biſt ein Weib — und Weiber können nicht regieren, ohne regiert zu werden; wie gerne möchte ich deinen künftigen Führer, den Mann wiſſen, der nach mir über meinem Horizont glänzen ſoll. Ach, wenn er eine ſtechende, brennende Sonne wäre, die alles verſengte und verdorrte, die ſchwüle, feuerfangende Dünſte aus dem Meer, aus Sümpfen und Moräſten herausſöge, und dann aus ihnen Donnerwetter brütete, die verheerende Blitze auf die Hütten der Armen und Elenden hinſchleuderten! — Ach **Fatime**, erbarme dich deines Vaters und hilf mir dieſen Jammer verhüten! —

Fatime ſeufzte tief, und Thränen wie Thautropfen entquollen ihren himmelblauen Augen. Nein! antwortete ſie: Nein, mein Vater und mein König!

eine ſolche Sonne ſoll nie aufgehen, ich würde ihren erſten Morgenblick mit einem Schleier bedecken und ihr dann mit ſtarker Hand den Weg zeigen, den ſie gekommen wäre; aber befiehl mir, was ich thun ſoll?

Haſt du noch nie, fragte der König, einen Jüngling geſehen, an den ſich dein Herz anknüpfte?

Nein, ſprach die Tochter, ich habe Tag und Nacht die Eingänge zu meinem Herzen bewacht und jede Vorſtellung eines Mannes abgewieſen; ich darf nicht wählen, dies kommt nur dem zu, der das Glück der Menſchen will.

Abulmalek küßte ſie und ſagte: aber doch iſt es Zeit und unſere Pflicht, zu erforſchen, ob uns Gott den Mann zeigen will, der dein und deines Volkes Schutz und Vater ſeyn ſoll; meiner Tage ſind nicht viele mehr, und ich könnte nicht ruhig zu meinen Vätern geſammelt werden, wenn ich meinen Nachfolger nicht wüßte. Mache dich alſo fertig auf morgen, und wähle eine vertraute und verſchwiegene Jungfrau unter deinen Geſpielinnen, die dich bedient; wir wollen den heiligen Gomar Ibn Jaſuf beſuchen, er ſteht in dem Rufe, nähern und gemeinſamern Umgang mit Gott zu haben, als andere Menſchen, er ſoll uns ſagen, was wir thun ſollen. Aber mache, daß Niemand erfährt, wohin wir reiſen und was der Zweck unſerer Reiſe iſt.

Fatime gehorchte, und des andern Morgens früh waren ſie ſchon bei dem Aufgang der Sonne eine gute Strecke von der Königsſtadt Tdhafar entfernt; der Zug war klein, nur wenig Diener und eine Jungfrau begleiteten den König und ſeine Tochter.

Am dritten Tage gegen Mittag näherten ſie ſich dem Djäbel Minar, ſie ſahen dies Gebirge ſchwarz-

grün vor ſich liegen und die kühlende Bergluft wehte ihnen freundlich entgegen, es war ihnen, als wenn ihnen Engel Gottes unſichtbar entgegen kämen und ſie in der Sprache der Geiſter bewillkommten.

Hier befahl Abulmalek ein paar Stunden zu ruhen, um ſich mit Speiſe und Trank zu erquicken; Bäume von mancher Art verbreiteten Schatten auf den grünen Raſen und dufteten Kühlung dem Wanderer entgegen.

Während der Zeit, daß die Bedienten Speiſe bereiteten, wandelte der König mit ſeiner Tochter, ins Geſpräch vertieft, zwiſchen den Bäumen hin; beide hatten nichts an ſich, das ihren Stand verrieth, denn ſie waren wie Reiſende gekleidet. Indem ſie ſich allmählig von der Geſellſchaft entfernten, ſahen ſie nahe vor ſich eine Waide, die rundum mit Bäumen umkränzt war; an der einen Seite dieſer Bäume ruhte eine Heerde Schafe im Schatten und ihr Hirte nicht weit von ihr auf einem Raſenhügel; Abulmalek und ſeine Tochter näherten ſich dieſem Hirten, der nun aufſtand und ihnen entgegen ging.

Hoch und männlich ſchritt der Jüngling einher, er war wie David Ibn Iſai, bräunlich und ſchön, ſein Angeſicht ſah aus, als wenn der Prophet Gottes bald kommen und ihm das heilige Salböl auf den Scheitel gießen könnte.

Mit einem reinen und männlichen Ton redete er die Beiden an und ſprach:

Wenn ihr Fremde ſeyd, die Erquickung bedürfen, oder ſich verirrt haben, ſo will ich Euch hier in der Nähe in die Wohnung meines Vaters führen und Euch Milch, Honig und Brod vorſetzen, damit Ihr Euch laben könnt, und dann will ich Euch wieder auf den rechten Weg führen.

Freundlich antwortete Abulmalek: wir danken dir, edler Hirte! wir haben Speiſe und Trank bei uns; hier in der Nähe halten unſere Kamecle, wir gingen nur ein wenig ſpazieren, auch werden wir den Weg wohl finden, den wir ziehen wollen. Aber wie heißeſt du, mein Sohn, und wer iſt dein Vater?

Mein Vater iſt ein Landmann, den Gott mit Gütern geſegnet, weil er Ihn liebte, Ihm vertraute und ſeinen Knecht Abulmalek auch liebte und ſeinen Geſetzen gehorchte; er heißt Alberith und mein Name iſt Hadar.

Abulmalek konnte den Hirten nicht genug anſehen, er gefiel ihm in ſeinem Herzen, und Fatime hatte auch für diesmal den Eingang zu ihrem Herzen nicht bewacht: denn die Vorſtellung des Hirten war bis in den innerſten Winkel hineingeſchlüpft. Immer eilte ihr Auge zu den Blicken des Jünglings, die auch den ihrigen immer begegneten. Die Natur ging hier ihren freien Gang; ſie kennt die Verhältniſſe der Königstochter und des Hirten nicht und fordert nur ihre Menſchenrechte.

Der König fragte ferner: kennſt du den frommen Gomar, und weißt du den Weg zu ſeiner Wohnung?

O ja! verſetzte freundlich der Hirte: er iſt mein Freund und mein Lehrer; wenn Ihr ihn beſuchen wollt, ſo will ich Euch zu ihm führen.

Abulmalek freute ſich und Fatime noch mehr. Wohlan! fuhr der König fort, wir wollen dort unter den Bäumen ausruhen, in zwei Stunden komme zu uns und führe uns dann den Weg, den wir wandeln müſſen.

Jetzt wandten die beiden Reiſenden ihr Geſicht und kehrten wieder zurück. Auf dem Wege ſprach Abulmalek kein Wort, ſeine Seele brütete auf

dem Geheimniß der Zukunft, er ahnete etwas, aber er konnte von der Schrift des Schickſals, die vor ſeinen Augen wehte, keinen Buchſtaben leſen. Fatime ſchwieg auch, ſie konnte die Schrift wohl leſen, aber nicht das Räthſel enthüllen, das ſie enthielt, beide hofften auf die Auflöſung, die ihnen Gomar geben würde.

Zur beſtimmten Zeit kam Hadar der Hirte, er ritt auf einem edlen arabiſchen Roſſe, in einiger Entfernung ſtieg er ab und kam zur Geſellſchaft.

Nun begann der Zug bald gegen das Gebirge zu, das ſie in zwei Stunden erreichten; ſie ritten durch ein enges Thal hinauf, welches ſie endlich auf eine erhabene Fläche brachte, die rundum mit waldigten Hügeln umgeben und mit fruchtbaren Bäumen bepflanzt war, unter welchen Gomar in den ſanften Strahlen der Abendſonne umherging.

Der Einſiedler kannte den König und ſeine Tochter; da er aber mit Recht vermuthete, daß er in Gegenwart des Hirten nicht erkannt ſeyn wollte, ſo empfing er ihn mit Würde als einen Unbekannten, und grüßte dann auch ſeinen jungen Freund Hadar. Dieſer ſchaute ihn ſehnſuchtsvoll an und fragte: Vater Gomar! wann darf ich zu dir kommen? Morgen, wenn du willſt, verſetzte der Alte. Flugs ſchwang ſich der Hirte auf ſein Pferd und eilte wieder fort zu ſeiner Heerde.

Als nun Abulmalek und ſeine Tochter Fatime mit dem einſamen Weiſen allein waren, ſo führte dieſer die beiden Gäſte in ſeine Hütte und fragte nun mit geziemender Ehrfurcht, was ihm ſein König zu befehlen habe?

Der König antwortete: Wenn du mich kennſt, Gomar, ſo wirſt du auch vermuthen, daß dieſe

Jungfrau meine Tochter Fatime iſt; und eben dieſe bewegt mich, mit ihr zu dir zu reiſen, um mich bei dir nach dem Willen Gottes über ſie zu erkundigen.

Gomar erwiederte: Der König, mein Herr, ſage mir, ſeinem Knecht, ſein Anliegen, ſo will ich dann antworten, was mir der Geiſt Gottes eingeben wird.

Du weißt, verſetzte Abulmalek, daß meine Tochter Fatime mein einziges Kind, folglich auch die Erbin meines Reichs iſt; du weißt auch, daß ein Weib nicht regieren kann, ohne regiert zu werden, ſie mag heirathen oder nicht; nun würde meine Seele in ein ewiges Trauern verſinken, wenn ſie nicht heirathete und alſo mein Stamm mit ihr erlöſchte, und dann Fremde meine lieben Unterthanen beherrſchen und vielleicht verderben ſollten; aber auch dann würden meine Gebeine im Grabe nicht ruhig ſchlummern und meine Seele die Freuden des Paradieſes nicht genießen können, wenn ſich etwa ein Tyrann meiner Tochter und meines Volkes bemächtigte; oder wenn ein Schwachkopf über ihr Herz ſiegte, der dann hernach durch ſeine Günſtlinge den Jammer anrichtete, den er ſelbſt aus Ohnmacht nicht anzurichten vermag.

Gomar heiterte ſeinen Blick, er ſchaute gen Himmel, dann auf ſeinen König und deſſen Tochter hin und ſagte:

Der Diener und Stellvertreter Gottes, Abulmalek, ſpricht, wie er ſprechen ſoll, und ſeine Worte ſind wie die Worte eines Engels; aber was willſt du nun, daß ich thun ſoll?

„Du ſollſt Gott für uns anrufen, daß Er uns einen Mann zuführen möge, der mein Volk und meine Tochter glücklich macht, einen Mann, der von Herzen Gott fürchtet.“

Der Einſiedler antwortete: Gott wird das Gebet ſeines armen ſündigen Knechts um der Tugenden des Königs und ſeiner Tochter und um ſeines Volks willen erhören. Ich will alſo thun, was du befohlen haſt. Aber verzeihe mir, mein Herr und mein König, daß ich mich unterſtehe, deine Abſichten zu prüfen: denn wenn ſie nicht ganz rein und lauter wären, ſo würde mich Gott nicht erhören; es kommt vornämlich darauf an, ob du der Vorſehung Bedingungen vorſchreibſt, die ſie erfüllen muß, wenn du ihr folgen ſollſt?

Abulmalek und Fatime ſtarrten Gomar an, und faſt unwillig ſagte der König: was ſprichſt du? kannſt du nur wähnen, daß ich vermeſſen genug wäre, dem Allerhöchſten Bedingungen vorzuſchreiben? — — Ich, der ich ja ein Laubblatt im Winde und ein Strohhalm in der Gluth bin? —

Der König zürne nicht über ſeinen Knecht, fuhr der Einſiedler fort, denn ich weiß, was ich rede.

Wie, wenn nun die Vorſehung einen gemeinen geringen Jüngling zu deinem Nachfolger und Fatimens Gemahl beſtimmt hätte? Darauf verſetzte der König: die Vorſehung hat mich einmal dazu verordnet, daß ich, ſo viel an mir iſt, verhüten ſoll, daß meine Fatime und mein Volk nicht durch eine mißlungene Wahl meines Nachfolgers unglücklich gemacht werden; nun hängt aber dieſes Unglück nicht vom gemeinen und geringen Stand, ſondern vom böſen Herzen und ſchwachen Verſtand ab; wenn mir daher Gott einen Mann anzeigt, der edel, tugendhaft, weiſe und ein Freund des Höchſten und Heiligſten und ſeiner Geſchöpfe iſt, ſo ſey er der Sohn eines Königs oder eines Bettlers!

Gelobt ſey Gott! rief Gomar mit Thränen der

innigſten Rührung; aber denkt auch die edle Königstochter eben ſo?

Fatime legte die Hand aufs Herz, richtete den Blick in die Höhe und ſagte: Ja!

Nun, ſo vergönne mir ſieben Tage Zeit, fuhr Gomar fort, damit ich mich auf eine Antwort gebührend anſchicken könne, hernach will ich kommen und dir ſagen, was mich Gott ſagen heißt. Darauf ſetzte er dem Könige und ſeiner Tochter köſtliche Früchte aus ſeinem Garten vor; ſie genoſſen davon, beſchenkten den Einſiedler, und zogen dann des Morgens wieder ihres Weges.

Fatime war aber auf dieſer Rückreiſe ſtille, gedankenvoll und traurig; dies kränkte ihren Vater, er forſchte alſo lange, von ihr zu erfahren, was ihr fehle? allein ſie war zu ſchamhaft, es zu geſtehen; als er ſie aber beſchwur, ihm ihre Gedanken zu entdecken, ſo verrieth ſie ihm, daß ſie nicht wachſam genug geweſen, und daher das Bild des Hirten in ihr Herz geſchlichen ſey, und ſie könne ſeiner nicht wieder los werden.

Ich bin kein Weib, antwortete Abulmalek, und doch iſt er auch in mein Herz ſo tief hineingeſchlichen, daß ich ſeiner nicht mehr vergeſſen kann; allein höre die Stimme deines Vaters und merke wohl auf das, was ich dir ſage! wir haben die ganze Sache der Vorſehung überlaſſen, jetzt dürfen wir in ihre Führung unſern eignen Willen nicht einmiſchen; iſt nun unſere Neigung zum Hirten Hadar von ihr, ſo wird ſie ihn zu uns führen und unſere Wünſche erfüllen, wo nicht, ſo iſt es ihr Wille nicht, und wir müſſen unſere Neigung bekämpfen und ihrem Befehl gehorchen.

Fatime erkannte die Wahrheit deſſen, was ihr

Vater ſagte, und ſie verſprach, dem Willen der Vorſehung zu folgen. In dieſer frommen Geſinnung kamen beide in Tdhafar an, und erwarteten nun den Ausgang der ſieben Tage.

Hadar, der edle Hirte, hatte aber auch ſeine Ruhe verloren, das Bild der fremden Jungfrau ſchwebte ihm immer vor Augen, und er eilte des andern Tages, um ſeine Herzensangelegenheit in den Schooß ſeines Freundes Gomar auszuſchütten.

Der Einſiedler empfing ihn freundlich, denn er kannte ihn von Jugend auf und hatte ſeinen Trieben die gehörige Richtung gegeben. Da er nun Unruhe in den Augen des Jünglings bemerkte, ſo befahl er ihm, offen zu ſagen, was er auf dem Herzen habe.

Ach Vater! fing Hadar an, ich kannte die Liebe noch nicht, ich war noch unbewaffnet gegen ſie, daher hat mich geſtern der Anblick der fremden Jungfrau bezaubert, ich liebe ſie und ſehe ſie vielleicht nie wieder; ich war auch zu blöde, um ihr etwas zu entdecken, ich habe ſogar nicht einmal gefragt, wer ſie iſt und wo ſie her ſey?

Gomar ſtaunte und merkte den Weg, den ihm Gott zeigte. Er antwortete daher dem Jüngling und ſprach: Höre mich, mein Sohn Hadar, und merke wohl auf das, was ich dir zu ſagen habe! wenn die fremde Jungfrau dir von Gott zur Gattin beſtimmt iſt, ſo wird Er ſie dir zuführen, und du wirſt ſie alſo zur rechten Zeit wieder finden; iſt ſie dir aber nicht beſtimmt, ſo mußt du dich geduldig in den Willen der Vorſehung fügen. Eins aber weiß ich, das dir von Gott zur Pflicht aufgelegt iſt, nämlich den großen Trieb, den Er in deine Seele ſchuf, auf viele Menſchen zu ihrem Beſten zu wir-

ken, nunmehr beſſer auszubilden und dich zu dieſem großen Beruf geſchickt zu machen; findeſt du nun auf dieſem Wege deine Jungfrau wieder, ſo iſt deine Liebe von Gott, findeſt du ſie aber auf dieſem deinem Wege nicht, ſo mußt du die Neigung bekämpfen und dein Sieg wird Gott wohlgefällig ſeyn. Hadar ſeufzte zwar, aber ſein Vorſatz war feſt, dieſem väterlichen Rath, den er für richtig erkannte, treulich zu folgen; er hätte zwar gerne gewußt, wer die Geliebte ſeines Herzens ſey? aber davon erfuhr er nicht den leiſeſten Wink. Nun trug ihm noch Gomar auf, ſeinen Vater zu grüßen und morgen mit ihm zu ihm zu kommen, und entließ ihn.

Des andern Morgens machte ſich alſo Alberith mit ſeinem Sohn Hadar früh auf, und beide gingen zu Gomar ins Gebirge; als ſie der Einſiedler von weitem kommen ſah, ſo ging er ihnen entgegen, grüßte ſie freundlich und führte ſie dann in ſeine Hütte, wo er ihnen ein erquickendes Frühſtück vorſetzte.

Nachdem ſie dieſes genoſſen hatten, ſo fing Gomar an: du weißt, Alberith! daß mich dein Sohn von Jugend auf beſuchte und ſich meiner Führung anvertraut hat; ich habe ſeine Seele ausgeforſcht und in ſeinem Geiſt große Anlagen zur Beglückung der Menſchen gefunden; derjenige, der dieſe Anlagen in ihm ſchuf, der will auch, daß er ſie brauchen ſoll; überlaſſe mir nun dieſen deinen Sohn, ich will ihn auf die rechte Bahn ſeiner Beſtimmung leiten, damit der Wille Gottes an ihm erfüllet werde.

Alberith erwiederte: nichts kann mir lieber ſeyn, als wenn mein Sohn zum Werkzeug der Vorſehung wird, wodurch ſie Menſchen glücklich macht. Du biſt ein Freund Gottes, ich übertrage dir mein väterliches Recht, der Leitung und Führung, und be-

halte mir nichts vor, als meine Liebe zu ihm. Sollteſt du Unterſtützung an Geld und Gütern bedürfen, ſo fordre nur, Gott hat mich geſegnet.

Hierauf machte Gomar Anſtalt zu ſeinem Vorhaben, und da er noch erſt zum König reiſen mußte, ſo beſtellte er, daß Hadar erſt nach Verlauf von vierzehn Tagen, und zwar reiſefertig, bei ihm erſcheinen ſollte; Unterſtützung an Geld verlangte er aber vor der Hand noch nicht.

Nachdem nun alles verabredet war, ſo ging Alberith mit ſeinem Sohn wieder nach Hauſe, Gomar aber zog zur beſtimmten Zeit die Straße nach Tdhafar.

Als er dort angelangt war, ſo ging er zum König. Dieſer empfing ihn ſehr freundlich und führte ihn in ein abgelegenes einſames Zimmer, wohin ſich Fatime ſchon voraus begeben hatte. Dieſe dachte nun Tag und Nacht nichts anders als Gott und den Hirten, und ſie hatte nach langem Rathſchlagen mit ihrem Vater es endlich dahin gebracht, daß er ihr, wiewohl nicht ohne Schwierigkeit, erlaubte, mit dem heiligen Mann von Hadar zu reden.

Was bringſt du uns für eine Antwort? fing Abulmalek mit Sehnſucht an.

Gomar antwortete: Gott hat mir einen Mann gezeigt, der dein Volk und deine Tochter glücklich macht, einen Mann, der von Herzen Gott fürchtet.

Der König und ſeine Tochter konnten ſich nur halb freuen, weil ſie den Hirten im Auge hatten; doch fragte der König mit frohem und forſchendem Blick: kennen wir denn auch dieſen Mann?

Zürne nicht, mein König! verſetzte Gomar, wenn ich dir dieſe Frage nicht nach Wunſch beantworten kann; ſowohl du und deine Tochter, als auch dein

Nachfolger, ihr müßt alle durch Prüfung, Gelaſſenheit und Ergebung in den Willen Gottes Euch Eures Schickſals würdig machen, daher dürft Ihr alle nichts erfahren, bis Ihr Euch am frohen Tage der Erfüllung ſeht. Ihr wißt, daß Gott die Zukunft aus weiſen Urſachen vor unſern Augen verbirgt.

Aus dieſer Rede hätte nun Fatime wohl ſchließen können, welche Antwort ſie auf ihre Frage erhalten würde, allein ſie fragte dennoch.

Mir hat der Hirte Hadar ſo wohl gefallen, fing ſie an: ich wünſchte, daß mir ihn die Vorſehung zuführen möge.

Daß Gomar in dieſem Augenblick das Gelingen ſeines Gott wohlgefälligen Plans voraus ſah und daß er ſich höchlich freute, das läßt ſich leicht denken, doch ließ er ſich nichts merken, ſondern ſagte: wenn deine Neigung von Gott iſt, ſo wird Er ſie gewiß erfüllen, aber eben dieſe Ungewißheit, o Königstochter! iſt das Reinigungsfeuer, wodurch ſie geläutert werden muß; übergib alſo deine Neigung zum Hirten Hadar in die Hand der Vorſehung und mache deinen Willen ganz von dem ihrigen abhängig, ſo wirſt du zufrieden ſeyn, der Hirte mag dein Gemahl werden oder nicht.

Sowohl dem König als ſeiner Tochter blieb nun nichts anders übrig, als Gott zu vertrauen und alle ihre Wünſche ſeinem Willen aufzuopfern.

Nun fügte noch Gomar die bedenklichen Worte hinzu: Heut' über's Jahr bring ich, wenn Gott will! den Erben des Königreichs Fartach und den Gemahl der Königstochter Fatime hieher und übergebe ihn in Eure Hände; ſo viel weiß ich, daß dann die Seele meines Königs und ſeiner holden Tochter ſo zubereitet und geſtimmt ſeyn werden,

daß ihnen gerade derjenige, den ich bringe, recht ſeyn wird.

Abulmalek und ſeine Tochter faßten Muth und beſchloſſen feſt, ganz willenlos den geſetzten Zeitpunkt abzuwarten; nachdem ſich nun Gomar zur Rückreiſe hinlänglich geſtärkt hatte, ſo zog er wieder ſeine Straße.

Nun rüſtete er ſich auch zur Abreiſe auf ein Jahr, übertrug einem alten treuen Freund die Aufſicht auf ſeine Einſiedelei und erwartete ſeinen Zögling Hadar, der auch zur geſetzten Zeit mit ſeinem Vater erſchien, welcher ihm noch bis hieher das Geleit geben wollte. Alberith hatte ein unumſchränktes Zutrauen zu Gomars Weisheit und Frömmigkeit, daher forſchte er auch nicht nach dem Ziel ihrer Reiſe. nur ſo viel erfuhr er, daß nach Verlauf eines Jahres die beiden geliebten Perſonen zurückkehren würden, dann nahm er einen thränenvollen Abſchied und kehrte nach ſeiner Heimath zurück.

Des folgenden Morgens früh ſattelten beide Reiſende ihre Kameele und nahmen noch ein drittes mit einem Knecht dazu, das ihre Sachen trug, und zogen nun die Straße, die gegen Mitternacht hinführt.

Am fünften Morgen ihrer Reiſe eröffnete erſt Gomar dem Hirten ſeinen Zweck, inſofern er ihm jetzt zu wiſſen nöthig war. Er nahm ihn allein und ſprach: Höre mich, mein Sohn, und merke auf meine Rede! Wir gehen nach Sanna an den Hof des großen und weiſen Imam Ibrahim, von dem du wohl gehört haſt, daß er in einem Geſicht ſeinen Vater in der Hölle geſehen habe. Dieſer König iſt ein heiliger Mann und der beſte Regent in der Welt; an ſeinem Hof kannſt du alles lernen, was du bedarfſt, er iſt die beſte Schule für dich; allein du

darfſt weder deinen noch meinen wahren Namen nennen, — heiße mich Vater Mirza, ich nenne dich Dalec; daß wir Fartacher ſind, können wir um der Sprache willen nicht läugnen, übrigens aber ſey geheim und verſchwiegen.

Auch dem Knecht wurde Verſchwiegenheit anbefohlen und die neuen Namen bekannt gemacht.

Nach ihrer Ankunft in Sanna meldete ſich Mirza mit ſeinem Sohn Dalec bei dem Imam, der ſie auch alſobald vor ſich kommen ließ; ſie fanden an ihm einen ernſthaften, freundlichen Fürſten, der jedoch immer eine drückende Traurigkeit verrieth: alle Großen ſeines Reichs, die ihn umgaben, ſchienen lauter fromme Weltweiſen zu ſeyn, und waren's auch; ſolch einen vortrefflichen Hof hatte ſich Mirza nicht vorgeſtellt, es war ihm nicht anders, als wenn er da zu Hauſe wäre, auch Dalec fühlte das Wehen eines göttlichen Geiſtes, in dem es ihm wohl war.

Eigentlich war auch Ibrahims Hof eine Regierungsſchule, ſo wie billig jeder Hof ſeyn ſollte; jede Angelegenheit, jede Gerichts- oder Staatsſache ward zur Frage gemacht, die jeder, der zu des Königs Räthen gehörte, für ſich beantworten mußte; aus allen dieſen Antworten wählte dann der Imam diejenige aus, die das Glück des Ganzen am meiſten beförderte.

Auch waren viele junge Leute da, denen eben dieſe Fragen vorgelegt wurden, an deren Beantwortung ſie ſich üben mußten; unter die Zahl dieſer Schüler ward nun auch Dalec aufgenommen.

Es währte nicht lange, ſo bemerkte der Imam die ganz vorzüglichen Talente dieſes Jünglings, er würdigte ihn alſo ſeines vertrautern Umgangs und

nach und nach auch ſeiner innigſten Freundſchaft. Da aber nun das Zutrauen eines ſolchen großen Monarchen auch die größte Erkenntlichkeit zur Pflicht macht, ſo wurde es Dalec unleidlich, dem Imam ſeine Herkunft nicht entdecken zu dürfen — zu Zeiten ſchien es auch letzterem wehe zu thun, daß ſein junger Freund nicht recht offenherzig gegen ihn war; Mirza war alſo hier der einzige Mann, der Rath ſchaffen konnte, an dieſen wendete ſich Dalec und bat ihn, ihn dieſer Pein zu entledigen.

Mirza verſprach, mit dem Ibrahim ſeinetwegen zu ſprechen und ſie beide vollkommen zu beruhigen.

Der fromme Einſiedler erſchien wenig am Hofe, nur zu Zeiten ſahe er nach ſeinem Pflegſohn und beobachtete ihn die übrige Zeit aus einſamer Ferne; er war alſo da nur nach dem Anſehen und als Vater des jungen Dalec bekannt. Als er daher jetzt um Audienz bei dem Imam und zwar ohne Beiſeyn eines Menſchen bat, ſo wunderte ſich jeder, was doch wohl der Alte vorzutragen haben möchte; ſelbſt Ibrahim vermuthete nichts anders, als etwa eine einfältige Bitte zum Beſten ſeines Sohnes, er geſtattete ihm gerne ſein Verlangen, und empfing ihn in ſeinem Kabinet.

Was bringſt du mir, Mirza? fragte der König den hereintretenden Alten. Mirza antwortete mit dem Anſtand und der Würde eines Mannes, der gewohnt iſt, mit dem Herrn aller Herren umzugehen: Großer König der Gläubigen! du haſt meinen Pflegeſohn deiner beſonderen Gnade gewürdiget, dafür ſegne dich der große und erhabene Gott! — damit du aber auch wiſſen mögeſt, wer der Jüngling iſt, den du liebeſt, ſo will ich dir das, was ich von ihm ſagen darf, entdecken: Dalec iſt ſeiner Herkunft nach ein ge=

meiner Hirte, aber ſeinem Beruf nach zur höchſten Menſchengröße beſtimmt, und mich, einen armen Einſiedler, hat der einige wahre Gott, dem ich diene, gewürdigt, das Werkzeug ſeiner erhabenen Führung zu ſeyn; ich weiß, daß der Imam, der Vater der Gläubigen, Gott fürchtet, und auch eben deßwegen das Geheimniß der Zukunft ehrt, ohne es vor der Zeit enthüllen zu wollen; habe alſo die Gnade gegen mich, deinen Knecht, und ſuche nicht weiter zu erforſchen, was ich, ohne die Vorſehung zu beleidigen, nicht ſagen darf.

Der Imam wunderte ſich, den bisher ſo unbedeutenden Mann ſo reden zu hören, er antwortete alſo:

Mirza! ich ehre das Geheimniß der Zukunft, aber du kannſt auch leicht meine Pflichten erkennen und du mußt ſie ebenſalls ehren — wie, wenn Ihr Beide, du und Dalec, nun Kundſchafter wäret und ſchlimme Abſichten gegen mich und mein Reich hättet? — Du ſieheſt alſo leicht ein, daß ich fordern kann, genau und beſtimmt Eure Abſicht zu wiſſen.

Großer König! verſetzte Mirza, ſchlimme Abſichten kann auch der haben, von dem du Alles weißt, was du von ihm wiſſen willſt; ein Regent aber, der, wie du, Gott fürchtet, die Tugend liebt, und weiſe regiert, darf keine Kundſchafter fürchten.

Wenn ich meinem Dalec ſeine künftige Beſtimmung ſage, ſo wird er nicht ſo fähig dazu werden, als wenn er ſie gar nicht weiß. Wirſt du ſie erfahren, ſo kannſt du ihm nicht das große und göttliche Muſter ſeyn, dem er ſich nachbilden ſoll, und würden es auch die wiſſen, mit denen er dereinſt in Verbindung treten ſoll, ſo würden auch ſie dem großen Zweck nicht entſprechen. Du ſiehſt alſo, würdiger Imam! daß wir mit Recht das Geheimniß der Zu-

kunſt ehren, und daß der Weiſe, dem große Dinge anvertraut werden, auch in dem Stück Gott ähnlich werden müſſe, daß er alles verſchweigt, was nicht nothwendig geſagt werden muß.

Sey du wachſam, und wenn du uns verdächtig findeſt, ſo unterſuche, findeſt du uns ſtrafwürdig, ſo ſtrafe, und findeſt du uns liebenswürdig, ſo liebe uns!

Ibrahim ſtaunte über die Weisheit dieſes Mannes und lud ihn ein, am Hof zu bleiben; allein Mirza ſchlug dies gnädige Anerbieten mit den Worten aus: ich habe mich gewöhnt, in der Einſamkeit mit Gott umzugehen, dies iſt mir zur Nothdurft geworden, daher bin ich im beſtändigen Umgang mit Menſchen nichts nütze. Der Imam beſchenkte nun noch Mirza, und ließ ihn dann mit dem Verſprechen, ſein Geheimniß nicht zu erforſchen, in ſeine Einſamkeit zurückkehren.

Dalec lernte bald, was er zu lernen nöthig hatte; er bildete ſich nach dem Imam Ibrahim, ohne nur den Gedanken zu haben, daß ihm dieſe Bildung etwas helfen könne; der verborgene Trieb in ihm drängte ihn zur Nachfolge dieſes königlichen Muſters.

So verliefen Tage, Wochen und Monate, und bald, ehe man ſich's verſahe, war der Termin verfloſſen. Jetzt machten ſich nun Mirza und Dalec zur Abreiſe bereit; ſie beurlaubten ſich von dem Imam, der um ihren Abſchied trauerte und Dalec auftrug, ihm Nachricht zu geben, wenn ſich das Räthſel ſeiner Beſtimmung entwickelt hätte.

Mirza und ſein Pflegeſohn kehrten nun mit ihren Kameelen und mit ihrem Knecht wieder zurück in ihre Heimath, wo ſich Alberith des Sohnes freute, aber nicht begreifen konnte, wie er ein ſo großer Herr geworden ſey? — Noch unbegreiflicher war ihm

die Urſache, und wozu das nützen könnte? Gomar aber, der nun nicht mehr Mirza war, verwies ihn aufs Harren, ſo würde er alles erfahren; damit konnte Alberith für diesmal nach Hauſe gehen, Hadar aber blieb bei dem Einſiedler.

Als der beſtimmte Tag herannahte, ſo ſprach der Greis zu Hadar: der Zeitpunkt iſt gekommen, an welchem dein großes Schickſal entſchieden werden ſoll; mache dich fertig, morgen werden wir nach Tdhaſar reiſen!

Große und ungewohnte Empfindungen beſtürmten das Herz des Jünglings, und hohe Ahnungen, deren Flammenzüge er aber nicht leſen konnte, wehten ſeinen Augen vorüber! — Aber Vater Gomar! — fing er an: was wird aus meiner Liebe? ein Königreich iſt mir nicht Erſatz für den Verluſt der geliebten Unbekannten.

Sey ruhig, mein Sohn, erwiederte Gomar, und folge dem Wink der Vorſehung, du wäreſt eines Königreichs nicht würdig, wenn du es eintauſchen möchteſt gegen eine reine lautere Neigung; ſcheint auch die göttliche Führung deinen Wünſchen entgegen, am Ende wirſt du mit hoher Freude erkennen, daß ſie heilig und gut war.

Hadar ſchwieg und ergab ſich gern in den Willen Gottes; am folgenden Morgen verließen beide das ſtille Thal, und gelangten nach drei Tagereiſen in der Hauptſtadt Tdhaſar an.

Hier ließ nun der weiſe Mann den Jüngling zurück in der Herberge und befahl ihm, ſich ſtille zu halten, nicht vor die Thüre zu gehen, auch mit Niemand zu reden, und begab ſich ſodann in den Palaſt des Königs. Abulmalek und ſeine Tochter freuten ſich hoch der Ankunft des Einſiedlers, beiden, beſonders

aber Fatimen, pochte das Herz ob der großen Entwicklung ihres Schickſals. Sie eilten in ihr geheimes Kabinet, und Gomar enthüllte ſein Geheimniß folgendergeſtalt:

Gott verleihe dir, mein König! und dir, du holde Königstochter! Glück, Heil und Segen! Mein Geſchäft iſt glücklich vollendet; der Mann, den die Vorſehung zum Nachfolger Abulmaleks und zum Bräutigam ſeiner Tochter Fatime beſtimmt hat, iſt hier in Tdhafar; er heißt Dalec und iſt ein würdiger Schüler und Freund des großen Imams Ibrahim von Yemen.

Der König und Fatime erblaßten, doch erholte ſich Abulmalek bald und ſprach: Gott ſegne den Imam Ibrahim, er iſt ein frommer König, und Dalec ſey mir als Nachfolger und Schwiegerſohn willkommen! Die Wege Gottes ſind anbetungswürdig und weiſe!

Noch ſchwieg Fatime, doch da auch ſie reden mußte, ſo ſprach ſie: auch mir ſey Dalec willkommen, weil es Gott ſo haben will — gerne hätte ich gegen die Hirtenhütte mein Königreich vertauſcht, wenn es meine hohe Pflicht erlaubte! — Ich verehre den Willen des Erhabenen, denn Er will immer das Beſte.

Freudig erwiederte Gomar: große und edle Jungfrau! du würdeſt ohne dieſe Geſinnung nicht verdienen, Königin zu werden. Aber nun erlaubet mir, meinen Dalec zu holen.

Gomar eilte zur Herberge. Hadar, ſo ſprach er, der Zeitpunkt iſt da, wo die Vorſehung dein Schickſal enthüllt, verehre ſie in tiefer Demuth und verherrliche ihren erhabenen Gang durch Gott ähnliche Handlungen! — Du biſt der Nachfolger Abul-

maleks, Königs von Fartach, und der Bräutigam ſeiner Tochter Fatime!

Hadars Empfindungen mit Worten ausdrücken zu wollen, wäre eine eben ſo vergebliche Mühe, als wenn ein Gefangener, der lange im Finſtern geſchmachtet hat, bei ſeiner Ankunft in der freien Luft alſofort mit offenen Augen des Himmels Klarheit anſtarren wollte. Erſt nach und nach gewöhnte ſich Hadar an dieſen großen vielumfaſſenden Gedanken, allmälig konnte er einen Theil des Gemäldes nach dem andern betrachten, und endlich das Ganze ruhig in einen Blick faſſen, doch es fehlte der alles belebende Geiſt ſeiner geliebten Unbekannten — er wiederholte ſeine ehemalige Aeußerung: Vater! fing er an: die Vorſehung erhebt mich auf eine Stufe, auf der mir ſchwindelt, aber deine Weisheit hat mich ſo geleitet, ſo geſtärkt, daß ich dieſe Bürde auf meine Schulter nehmen und ſie mit Gottes Hülfe tragen kann; nur das, was meine Seele liebt, fehlt mir — ich werde auf dem Thron in den Mittelpunkt meines Herzens ſchauen und da eine dunkle Leere finden, die Fatime nie ausfüllen wird.

„Höre mich, Hadar! Wenn uns Gott den Becher der Freuden voll ſüßen Weins ſchenkt, ſo miſcht Er immer etwas Myrrhen darunter, damit er uns wohl bekomme, und wir uns daran den Magen nicht verderben mögen. Gehorche ſeinem Befehl und folge mir nun zum König!"

Ich gehorche, antwortete Hadar, Gottes Wege ſind heilig und gut, und nie ſoll Fatime erfahren, daß ein anderes Bild in meiner Seele lebt.

Sie gingen nun nach dem Palaſt und in das Kabinet des Königs, wo Abulmalek und ſeine Tochter ihrer warteten; — da ſtanden beide Menſchenpaare

gegen einander über; — hier Gomar und Hadar, dort Abulmalek und Fatime — überall den Himmel im Auge! Gomar! rief endlich der König: das war ein Meiſterſtück! Wer die Wege der Vorſehung Jahre lang ſtudirt, antwortete der Weiſe: und dann ſo ſchweigen kann, wie ſie, der vermag unter ihrer Leitung ſolche Meiſterſtücke; lebt nun lange glücklich, fürchtet Gott, und wandelt treulich ſeine Wege, ſo wird's Euch wohlgehen! —

Hierauf kehrte Gomar wieder in ſeine Einſamkeit zurück, und Hadar ward ein frommer, weiſer und glücklicher König.

15.

Der arme Leinweber.

Eine wahre Geſchichte.

In einem von Straßen und Städten abgelegenen Dörfchen wohnte ein junger Leinweber, der war fromm und rechtſchaffen, aber arm. Seine Frau, eben ſo fromm und gutherzig wie er, half ihm treulich am Handwerk mit Garnſpulen vom Morgen bis an den ſpäten Abend, und dennoch hatten die guten Leute oft Wochen lang nichts als abgekochte Kartoffeln mit Salz; aber ſie waren glücklich, denn ſie liebten ſich und hatten ein gutes Gewiſſen. Der liebe Gott hatte ihnen drei hoffnungsvolle Kinder geſchenkt, die ſie mit Sorgfalt erzogen und zu allem Guten anleiteten; wer zu den braven Leuten kam, der freute ſich ihres Frohſinns und ihres liebevollen Umgangs, und mancher nahm gerne mit Kartoffeln in ihrer Mitte vorlieb, um ſich zu laben an den chriſtlichen Geſprächen des jungen Paares.

Einſtmals an einem ſchönen Sommerabend kam ein wohlgekleideter Mann zu dem Leinweber; er grüßte die Leutchen gar liebreich, und bat ſie, ihm nicht übel zu nehmen, daß er noch ſo ſpät ſie ſtöre; ich mache eine Fußreiſe nach Weinsheim, ſprach er, und kenne den Weg nicht, wollt Ihr wohl ſo

gut ſeyn, und mich eine Stunde weit begleiten? hernach kann ich den Weg wohl ſelber finden, ich will Euch reichlich dafür belohnen. Flugs ſprang der Weber von ſeinem Stuhl, zog ſeinen abgetragenen, aber ſauber geflickten Rock an, und ſchritt hurtig und freundlich vor dem fremden Herrn her.

Unterwegs ſprachen die beiden von allerhand Sachen, und der Fremde war gar artig und zutraulich. Als es endlich ganz finſter geworden war, ſtand der Unbekannte auf einmal ſtill, zog ein Pfeifchen aus der Taſche, und pfiff ſo durchdringend, daß dem armen Leinweber ein kalter Schauer durch alle Glieder fuhr; in dem Augenblick ſtürzten acht bis zehn fürchterliche Kerls aus dem nahen Geſträuche hervor, und beſprachen ſich dann mit dem Fremden, der ihr Hauptmann war, über den Einbruch einer nahen Mühle, den ſie in der kommenden Nacht vorhatten. Der Anführer ſtellte ihnen hierauf den armen Leinweber als einen neu angeworbenen Kameraden vor, der zwar etwas furchtſam ſey, welches ſich aber bald geben würde. Der unglückliche Mann fiel auf ſeine Knice und flehte um Erbarmen, aber der Räuber ſetzte ihm die Piſtole auf die Bruſt und brüllte: entweder gehe mit oder ſtirb! Dann faßten ſie ihn zwiſchen ſich und ſchleppten ihn mit fort. Gegen Mitternacht langten ſie bei der Mühle an; es wurde eingebrochen, und der arme Leinweber nebſt noch einem Andern mußten Schildwache ſtehen. Allein man war dieſen Spitzbuben auf die Spur gekommen: hier war die Maas voll, der Hauptmann, der Leinweber und noch einige Andere wurden gefangen, die Uebrigen entflohen.

Indeß fing die arme Frau zu Hauſe an zu ſorgen und zu zagen, ihr Mann blieb aus, und als er am Morgen

noch nicht zurückkehrte, ſo wurde ihre Angſt unausſprechlich; die Nachbarn gingen aus, ihn zu ſuchen, aber ſie hörten und ſahen nichts von dem Unglücklichen. Das arme Weib war troſtlos, und noch wußte ſie nicht einmal, welche Schreckenspoſt ſie erhalten ſollte. Gegen den Abend erſt erfuhr man den Einbruch in der Bölzheimer Mühle, und zugleich, daß der Leinweber mit dabei geweſen, nebſt dem Anführer gefangen worden, und auf Tod und Leben im Gefängniß ſitze. Jetzt ließ ſich die Arme nicht mehr halten, ſie überließ einer Nachbarin die Sorge für ihre Kinder, und lief, was ſie laufen konnte, nach der Stadt hin, wo ihr Mann gefangen lag; ihr erſter Gang war zu dem Amtmann, dem ſie den Hergang der Sache erzählte, ſo gut ſie ihn wußte, und ihn dann fußfällig bat, ihren armen unglücklichen Mann zu befreien. Aber der Amtmann, der zwar von Herzen Mitleid mit ihr hatte, konnte ihr nicht helfen, denn die Sache mußte förmlich nach den Rechten ausgemacht werden, doch erlaubte er ihr, ihn zu beſuchen.

Unbeſchreiblich iſt der Auftritt, der nun erfolgte; die beiden Eheleute rangen die Hände zum Himmel, und riefen zu Gott dem Retter der Unſchuld, dann ſuchte der Mann ſeine arme Frau zu beruhigen, und bat ſie, ſich feſt an Gott zu halten, der ſie gewiß in dieſer ſchrecklichen Noth nicht verlaſſen würde, denn wenn er auch gefehlt hätte, indem er vielleicht lieber den Tod hätte vorziehen ſollen, anſtatt daß er mit den Räubern gegangen wäre, ſo ſey doch auch dem Allwiſſenden bekannt, daß er nur um ſeiner Familie willen den Tod geſcheut, und aus Liebe zu ihnen ſchwach geworden wäre, in der Hoffnung, Gott, der ſeine Unſchuld wiſſe, werde ihn aus dieſer Noth

erretten. Dann trennten ſich die guten Leute, geſtärkt im Vertrauen und im Aufblick zu ihrem himmliſchen Vater, und die Frau kehrte wieder zu ihren Kindern zurück; doch beſuchte ſie ihren Mann oft, und bei jeder Zuſammenkunft ſtärkten ſie einander im Glauben und im gemeinſchaftlichen Gebet.

Aber die Obrigkeit war durch viele auf einander folgende Einbrüche veranlaßt worden, die Geſetze zu ſchärfen, und nach dieſen hatte auch der arme Leinweber den Strang verdient, weil er bei der Bande war ergriffen worden. Was aber das Schlimmſte war, der Räuberhauptmann hatte mit ſeinen Kameraden verabredet, ſie wollten den Leinweber an den Galgen bringen, es möge koſten, was es wolle; demnach waren ſie untereinander einverſtanden, was jeder bei dem Verhör ſeinetwegen ausſagen ſollte. Der Anführer behauptete, er ſey ſchon bei mehreren Einbrüchen geweſen, und gab dann die Orte an, und mit dieſer Ausſage ſtimmten die Uebrigen überein; wenn dann der Amtmann Alle zuſammen verhörte und der arme Leinweber ſeine Unſchuld betheuerte, ſo wußten die Räuber ihre Behauptung ſo wahrſcheinlich zu machen, daß kein Zweifel mehr übrig blieb, ja ſie konnten ihm in's Angeſicht ſagen, ob er ſich denn nicht vor Gott fürchtete, daß er ſo läugne? — So ging es von einem Verhör zum andern, und der arme unſchuldige Leinweber hatte keine Vertheidiger als heiße Thränen.

Endlich wurden die Akten geſchloſſen und dem Blutgericht übergeben; dies verfaßte nun kaltblütig das Urtheil, der Leinweber ſollte zuerſt gehangen werden, und ſodann auch die Uebrigen, nachdem ſie die Hinrichtung des Erſten mit angeſehen hätten; nur mit dem Unterſchied, daß ihre Leichname gevier-

theilt und aufs Rad geflochten würden. Nachdem der Fürſt dies Urtheil unterſchrieben, wurde es den Gefangenen bekannt gemacht, und zugleich auch beſtimmt, daß es in drei Tagen vollzogen werden ſollte. Das Mitleiden mit dem Leinweber war in der ganzen Gegend allgemein: denn Jedermann hielt ihn für unſchuldig; nur daß er nicht hätte mitgehen ſollen, war die allgemeine Stimme; der Pfarrer, der ihn kopulirt hatte, beſuchte ihn oft, und fand ihn, wie man leicht denken kann, in den traurigſten Umſtänden; er ſuchte ihn durch Troſtgründe der Religion aufzurichten, und betete mit ihm auf die rührendſte Weiſe, ſo daß der gute Mann endlich Muth faßte, und ſich in die Vaterarme ſeines Gottes kindlich übergab. Seine Frau rief laut zum lieben Gott um Rettung, und am Tage vor der Hinrichtung lief ſie ſo wie ſie ging und ſtand, mit fliegenden Haaren, nach der Reſidenz und verlangte mit der Fürſtin zu ſprechen. Nun traf es ſich gerade, daß des Mittags über Tafel eine Geſchichte war erzählt worden von einem armen Hausvater, der unſchuldig ſey hingerichtet worden; dies hatte Anlaß gegeben, auch von dem armen gefangenen Leinweber zu reden, denn die Sache war auch am Hof bekannt und der Fürſt darüber bedenklich geworden. Die Frau wurde augenblicklich vorgelaſſen. Ihr ehrliches, liebenswürdiges Geſicht und ihre Wehmuth ſprachen ſo laut, daß der Fürſtin ſogleich die hellen Thränen über die Wangen liefen und ſie von der Unſchud ihres Mannes überzeugt wurde; ſie führte augenblicklich das arme Weib zum Fürſten; auch er wurde zu Thränen gerührt und ſagte: gute Frau! Euer Mann ſoll leben, ich will ſogleich Jemand abſchicken, der dem Amtmann dieſen Befehl überbringt. Das war aber auch hohe

Zeit, denn es war Abend, und den andern Morgen um neun Uhr ſollte der Leinweber zum Galgen geführt werden. Zudem hatte der Courier zehn Stunden zu reiten. Die Fürſtin ließ darauf die Frau erquicken, und dann eilte dieſe mit Himmelsfreude und mit lautem Dank gegen Gott wieder fort; allein ſie hatte kaum zwei Stunden gelaufen, ſo konnte ſie nicht weiter, ſie mußte alſo einige Stunden ausruhen, ſo daß ſie erſt am folgenden Morgen um zehn Uhr wieder zurückkam.

Der Courier aber, der Gnade für den Leinweber bringen ſollte, ſtürzte mit dem Pferd, und hatte einen Fuß verrenkt, ſo daß er nicht weiter konnte; zum Glück war er nahe bei einer Poſtſtation, er blieb alſo da und übergab dem Poſthalter den Gnadenbrief, der ihn dann durch einen Poſtillon weiter ſchickte; dadurch wurde das Ueberbringen um etliche Stunden verſpätet. Hiervon wußte der arme Leinweber nichts, und der Amtmann eben ſo wenig. Die Glocke ſchlug neun, und das Armeſündergeläute tönte ſchauerlich in einzelnen Schlägen: die Schulknaben kamen mit ihren Lehrern und ſangen Todtenlieder, dann kam der Leinweber von ſeinem Pfarrer begleitet, dann der Räuberhauptmann neben den übrigen Gefangenen, und endlich der Scharfrichter mit ſeinen Knechten. Eine Menge Volks aus der Stadt und der umliegenden Gegend folgten dem Zug, der ſich, von einer Compagnie bewaffneter Bürger begleitet, langſam dem Hochgericht näherte. Der Leinweber ſprach nichts, ſein Kummer hatte weder Thränen noch Sprache, aber man ſahe, daß er von dem Räuberhauptmann unaufhörlich beobachtet wurde. Nun kam der Zug am Galgen an und der Leinweber wurde zur Leiter geführt; — in dem Augenblick kam ein Poſtillon geſprengt und überreichte dem gegenwärtigen Amtmann einen großen Brief;

er riß ihn haſtig auf und rief: Gnade! Gnade! für den Leinweber. Nun entſtand ein Jubel unter den Tauſenden, der kein Ende nehmen wollte.

Aber der Räuberhauptmann bat ſich vom Amtmann die Erlaubniß aus, zum Volk reden zu dürfen; und nachdem es ihm geſtattet war, trat er auf das Blutgerüſt und winkte der Menge zur Stille. Alles horchte auf, ſo daß man keinen Laut mehr hörte, und der Räuber rief laut: Es iſt ein Gott! und dieſer Gott iſt gerecht! — das glaubte ich nicht, daher fürchtete ich Ihn auch nicht und erlaubte mir alle Sünden und Verbrechen. Aber es kamen mir in meinem ſündlichen Leben Dinge vor, aus denen ich wohl vermuthen konnte, es ſey ein Gott, der die Welt regiere; dies wollte ich nun gewiß wiſſen, und dachte, wenn ich einen durchaus unſchuldigen frommen Menſchen zu meiner Geſellſchaft brächte, und ihn zwänge, an allen unſern Verbrechen Theil zu nehmen, ſo könnte der gerechte Gott, wenn es anders einen gibt, unmöglich zugeben, daß ein ſolcher unſchuldiger Menſch mit uns in gleiche Strafe verfiele; Er müßte ihn retten, wie auch jetzt wirklich geſchehen iſt: denn der Leinweber iſt vollkommen unſchuldig und ein frommer, rechtſchaffener Mann. Mit ihm habe ich die Probe gemacht, und Gott hat ihn gerettet. Ja wahrlich! es iſt ein Gott, und ein gerechter Gott! — Und nun bat er um die Gnade, wieder ins Gefängniß gebracht zu werden, indem er verſicherte, er habe noch wichtige Geſtändniſſe zu machen. Er wolle alsdann ſeine Strafe gerne leiden, die er doppelt und dreifach verdient habe. Dem Räuber wurde ſeine Bitte gewährt; er und ſeine Gefährten wurden wieder zurückgeführt und in Ketten geſchloſſen.

Unterdeſſen hatte man den Leinweber erquickt und geſtärkt, und ſo wie man ihn aus dem Kreis brachte, liefen viele junge Männer herzu, hoben ihn auf ihre Schultern und trugen ihn in die Stadt; andere ſammelten Geld für ihn, ſo daß er einige hundert Gulden bekam. So wie man ihn die Straße herauf trug, kam ſeine Frau von ihrer Reiſe in die Stadt; ſie ſahe das Zuſammenlaufen der Leute und hörte das Rufen: ſie bringen den Leinweber! er hat Gnade bekommen! und zugleich erblickte ſie ihn auch von ferne, wie er, mit Freudengeſchrei auf den Schultern getragen, einherzog. Mit lautem Weinen des Entzückens folgte ſie dem Zug ins Wirthshaus. Der Willkomm der beiden Eheleute läßt ſich nicht beſchreiben. Sie wurden in einer Kutſche nach Haus gefahren, denn die ſchweren Leiden hatten ſie ſo angegriffen, daß ſie nicht gehen konnten. Durch das Geld, welches der Leinweber bekommen hatte, half er ſich nun auf, und Gottes Segen war mit ihm; wenn er noch lebt, ſo kann er ein Greis von faſt ſiebzig Jahren ſeyn.

Die Geſchichte trug ſich zu im Jahr 1788.

16.

Leonhard und Bernhardine.

„Was iſt dir, lieber Leonhard? Warum biſt du ſo traurig? Warum weinteſt du ſo ſtill bei dir ſelbſt, indem du längs dem Bache hin gingſt? .... Ich ſah es wohl und es that mir wehe. Kannſt du deinen guten Vater noch immer nicht vergeſſen? — Wenn dir ſonſt etwas Uebels begegnete, konnte dich Bernhardine, wie du ſelbſt ſagteſt, jederzeit tröſten; aber nun .... Ich glaube, du willſt deinen Schmerz ewig machen, und das iſt doch nicht recht.“

Liebe, gute Bernhardine! du weißt nicht, wie mir zu Muthe iſt, ich kann's dir auch nicht ſagen. Du warſt meine einzige, meine beſtändige Jugendfreundin. Du ſtillteſt ſo manchen Sturm meiner Seele. Gewiß, es thut mir herzlich leid, daß ich dich, gutes Mädchen, betrübte. Aber ich kann nicht anders. Oder ſag' mir: wie ſoll ich's anfangen, wieder froh zu werden?

„Wünſchteſt du das wirklich, mein Leonhard? — Gut. Sieh' — hier tret' ich dir in den Weg der Schwermuth .... Schon wieder heftet ſich dein Blick auf die Trauerweiden des Ufers. Wende ihn davon ab! Sieh', dort blühen Roſen und Lilien; mit ſtillem

Jubel feiern ſie ihrem Schöpfer. So ſollte Leonhard Kronhelm ihm auch feiern."

Ja, das ſollt' ich. Kann ich es aber? o wie gerne thät' ichs! Mit glühenderm Dank als dieſe Roſen wollte ich ihm feiern — wenn — Bernhardine....

„Nun?"

Ich kann das Wort nicht ausſprechen.

„Aber doch denken. Und was du denken darfſt, das darfſt du mir auch ſagen. Ich dächte, das wüßteſt du doch."

Ja, meine Freundin, ja! und ſo höre denn: — — aber höre auch du, Vater der jungen Raben! meine Mutter und meine kleinen Geſchwiſter leiden Noth — ſie — hungern!

„Leonhard!.... die Sonne hat es gehört; ſie wirft einen Schleier über ihr Angeſicht; ſie weint. Sieh', ihre milden Tropfen ſind auf meine Hand gefallen. Fühlſt du ſie nicht auch? — Ja, ſie weint. Der Gedanke thut mir wohl. — Komm, Leonhard! wir ſind allein; wir wollen hier neben einander knieen und den großen Vater um Brod bitten. Unſere Schweſter, die Sonne, betet mit uns. Auch meine Mutter, auch meine kleinen Geſchwiſter drückt der Mangel."

Leonhard ſtarrte bei dieſem Geſtändniß Bernhardinen an, preßte ſeine Lippen auf einander und ſuchte ſeiner Empfindung Herr zu werden. Umſonſt; ein Strom von Thränen brach aus ſeinen Augen. Das holde Mädchen blickte heiter, trocknete Leonhards Wangen und zog ihn nieder auf den Raſen. Das ſchuldloſe Paar kniete zwei unausſprechliche Minuten ſchweigend im dunkelſten Gebüſche des fürſtlichen Gartens, nahe am ſilberhellen Bach, der die tiefe Stille nur durch ſein leiſes Murmeln

unterbrach. Ob ſie der, welcher das Ohr gemacht hat, gehört habe — das kann derjenige beantworten, der wirklich aus der Fülle des Herzens zu beten verſteht; aber auch der, welcher dieſe meine Erzählung liest und ſie für das nimmt, was ſie iſt — Wahrheit.

Jetzt ſtanden ſie auf und empfanden jenen tiefen, innern Frieden, deſſen nur die beſſern und reinern Seelen ſich erfreuen, indem ſie dem Urquell alles Lichts, aller Güte und aller Vortrefflichkeit ſich nahen.

„Mir iſt ſo leicht, ſagte Bernhardine; es kommt mir vor, als ſey unſer Gebet erhört. Ich fühl' mich ſo ruhig, ſo heiter, als wenn wir alles genug hätten. Wie iſt's dir, Guter?"

Eben ſo. Das Hungern ſcheint mir jetzt eine Kleinigkeit. Aber da fällt mir wieder etwas ein, liebe Bernhardine, das mir die Zeit her öfters in den Sinn kam. Ich ſchlug mir's allemal aus dem Kopf, denn es fehlte mir an Muth zur Ausführung. Jetzt fühl' ich, daß ich ihn habe. Mein guter Vater wollte mich, wie du weißt, ſtudiren laſſen. Er hätte es auch gekonnt, wenn er länger am Leben geblieben wäre. Nun aber fällt das weg, wiewohl ich alle nöthige Vorbereitungen dazu gemacht und ſämmtliche Klaſſen des Gymnaſiums durchlaufen habe. Freilich geht auch meine Neigung vorzüglich auf die Wiſſenſchaften; aber es kann nicht ſeyn. Sieh' — ſtatt deſſen will ich jetzt geſchwind ein Handwerk lernen. Ich bin jung, geſund, ſtark und begreife leicht etwas.

Das Lehrgeld kann ich aus meinen Büchern beſtreiten. In ein paar Jahren bring' ich es ſo weit, daß ich meine Mutter und Geſchwiſter hübſch ordentlich ernähren kann. Ich werde fleißig ſeyn und mich

der Arbeit nicht ſchämen. Vielleicht, liebe Bernhardine, ſegnet mich die Vorſehung gar ſo viel, daß ich (ihre Hand mit Wärme ergreifend) dich mit verſorgen kann. Wirſt du dann ganz die Meine ſeyn wollen? — Deine Mutter und deine Geſchwiſter ſollen es auch gut haben.

Bernhardinens Wangen erglühten höher; ſie ſchlug das liebevolle, freundliche Auge nieder und lispelte ein leiſes Ja! Leonhard wollte ſie umarmen, aber heilige Ehrfurcht vor dem reinen, himmliſchen Weſen hielt ihn zurück. Jetzt hefteten beide den dankvollen Blick in die Höhe, ihre Hände ruhten ineinander, aber ihre Gefühle konnten keine Worte finden. Warm und mild ſtrahlte die Sonne vom heitern Frühlingshimmel auf die Liebenden herab, ſie hatte ihren Schleier weggelegt und ihre Thränen getrocknet. Der Hain ſchien verklärt, und göttlicher Friede rauſchte faſt hörbar herab von den ewigen Hügeln auf das junge Grün der Blätter.

Endlich unterbrach Bernhardine das Schweigen. „Lieber Leonhard," ſagte ſie, „ich hab' einen andern Einfall. Er kommt mir plötzlich und, glaub' ich, nicht von ungefähr. Du weißt, ich bin nicht ungeſchickt im Putzarbeiten, es geht mir von der Hand; an Geſchmack fehlt es mir auch nicht, und unſere beiden Mütter verſtehen von der Sache gleichfalls etwas. Meine Schweſter kann ich auch ſchon zuziehen. Was meinſt du? ich will arbeiten, die Andern helfen ſo viel ſie können, und du veräußerſt dann dasjenige, was wir verfertigen; du gehſt damit in die Häuſer und ſtehſt damit auch auf den Jahrmärkten aus. Mag unſer Verkehr und unſer Abſatz im Anfang immer klein ſeyn; es wird ſich ſchon beſſern. Vielleicht hilft uns Gott, daß wir auf

die Art unſere beiden Familien ernähren können, ja wohl am Ende ſo viel vor uns bringen, daß du einen ordentlichen, mit weniger Beſchwerden verknüpften, Handel führen kannſt. Und das wäre, nach meiner Meinung, noch beſſer, als wenn du ſtudirteſt.“

Braves, gutes Mädchen! ſagte Leonhard nach einigem Bedenken, dein Plan iſt recht hübſch; er gefällt mir, nur eins iſt dabei zu erinnern.

„Und das wäre?“

Du haſt nicht überlegt, daß wir ein ſchönes Stück Geld zum Einkauf der Waaren brauchen. Denn welcher Kaufmann oder Krämer wird dir borgen? Doch — meine Bücher können auch hier aushelfen.

„Nein, für's Erſte ſollſt du ſie wenigſtens noch behalten. Sie ſind dir ſo lieb; wir wollen ſie nicht eher veräußern, bis wir gewiß wiſſen, es gibt kein anderes Mittel. Noch weiß ich deren keins; aber ich fühle, es wird gut gehen. Morgen wandere ich zum hieſigen Kaufmann Ringberg und bitte ihn, daß er mir für den Anfang etwas borgt.“

Mit dieſen Worten traten ſie aus dem Gebüſche hervor; Ruhe und Heiterkeit ſtrahlte von ihrem Angeſicht; alles war Leben und rege Wonne um ſie her, und über ihnen lief die Sonne ihren Weg wie ein Held, und begann ſich von ihrer Höhe herabzuſenken, um auch entfernten Nationen Wärme, Licht und Freude zu bringen.

Unbefangen wandelte das holde Paar Hand in Hand am Saume des Gebüſches hin. Das Winken, das Wiſpern, das zweideutige Lächeln der übrigen Spaziergänger, welche ſie aus dem Dunkel des Hains hatten kommen ſehen, kümmerte ſie wenig; ſie merkten nicht einmal darauf. Als aber nach einigen

Schritten ein Freund ihrer ſeligen Väter ihnen begegnete und ihnen die Erinnerung gab: „Junge Leute mögen noch ſo unſchuldig ſeyn, ſie müſſen ſich auch keinem Verdacht ausſetzen“ — da wurden ſie beſtürzt. Inzwiſchen ſammelten ſie ſich bald, beantworteten die Warnung mit gebührendem Dank, und Leonhard ſetzte hinzu: „Wenn man zu Gott um Brod bittet, dann iſt aller Verdacht der Art ungegründet.“ Bernhardine ſchlug blos die Augen auf; eine große Thräne zitterte in denſelben, und durch dieſe ſtrahlten Sittſamkeit und Herzensreine ſo überzeugend, daß der gutmeinende Freund es aufrichtig bereute, dem Zartgefühl dieſer ſchönen Seele nur durch einen Laut zu nahe getreten zu ſeyn. Beiden drückte er mit inniger Theilnahme die Hand und ſagte: „Gute Kinder! Gott weiß es, es geht mir nicht beſſer als euch auch!“

Schnell entfernte er ſich; die jungen Leute blickten ihm mit ſtaunendem Mitleid nach und ſchritten langſam weiter. Schrecklich! — ſagte Leonhard — ſchrecklich! auch der ehrwürdige Rath Isbrand leidet Noth, Gott! wie vielen und großen Jammer kann ein einziger Menſch anrichten. Wehe dem Lande, deſſen Fürſt ein Kind iſt! das kann man bei uns mit Recht ſagen. Aber auch: wehe dem Vormund, wenn der Prinz einſt volljährig wird! — „Ja wohl, entgegnete Bernhardine; dein Vater bei der Regierung, der meinige an der Kammer, und Isbrand bei der Juſtizkanzlei — alle drei waren von jeher dem Miniſter ein Dorn im Auge. Ich glaubte aber doch, der Rath hätte eigenes Vermögen. War das nicht der Fall, ſo hätte er auch ſein Amt nicht niederlegen ſollen.“ . . . Liebe Bernhardine! fiel Leonhard ein, du urtheilſt zu voreilig, ohne reife

Ueberlegung. Sag' ſelbſt: ſoll ein ehrlicher Mann lieber Unrecht thun, als Mangel befürchten? oder lieber Mangel befürchten, als Unrecht thun? denn beim ehrlichen Mann bleibt es beim Befürchten, höchſtens kommt es zu einigen dunkeln Prüfungsſtunden, zum Verhungern gewiß nicht. Wie viel Muth, welches Vertrauen äußerteſt du ſelbſt nicht vor wenigen Augenblicken? Du wieſeſt mich zurecht, ich dank' dir dafür, muß dich nun aber ſelbſt darauf zurückführen.

Eine leichte Schamröthe überflog Bernhardinens Wangen, ſie drückte ihrem Geliebten die Hand und ſagte: „Verzeih' mir, Leonhard, das liebloſe Urtheil. Gott iſt mein Zeuge, ich will nicht wieder ſo vorſchnell ſeyn. . . . . . Aber hör' einmal, wir kommen nahe bei Paſtor Huldmanns Hauſe vorbei, ſollen wir ihn nicht eben beſuchen? Er hat ſo ganz mein Vertrauen, und über unſern vorhin gefaßten Entſchluß möcht' ich gerne mit ihm ſprechen. — Es waren doch ſchöne Tage, als er Hauslehrer unſerer beiden Familien war; durch ihn machten wir nur ein Ganzes aus. Er bildete unſern Kopf, noch mehr aber arbeitete er auf unſere Herzen hin. Ohne ihn hätten wir ſchwerlich die ſchöne Stunde im Garten gehabt."

Du haſt Recht, meine Gute! aber von unſerer Liebe und daß du ganz die Meine werden willſt — davon wollen wir ihm nichts ſagen; er möchte das zu voreilig finden.

„Nein, davon wollen wir ſchweigen; die Freude wollen wir noch für uns behalten."

Sie wandten ſich nach dem Pfarrhauſe; Huldmann ſtand am Fenſter und ſah, wie ſie ſich an der Hand führten, wie ſie ſeiner Thür raſch und freudig zueilten. Er ahnete etwas Neues, und da

er jetzt die Umſtände beider Familien genau kannte, ſo lief er ihnen entgegen und ſagte: „Kinder! ihr ſeyd ja ſo traulich, ſo freundlich; was gibts?“ Leonhard erwiederte: Lieber Herr Paſtor! Sie wiſſen um unſere gewiß nicht angenehme Lage. Um meine Schwermuth aufzuhellen, ging ich in den fürſtlichen Garten. Ich wandelte einſam am Bache, da kam mir Bernhardine entgegen. Wir klagten einander unſere Noth; unſere Herzen waren voll; wir knieten im Dunkel des Gebüſches nieder und ſchütteten unſer Anliegen vor dem aus, den Sie uns als den beſten, liebevollſten Vater haben kennen gelehrt. Dadurch fanden wir uns wunderbar geſtärkt und getröſtet, in uns beiden regte ſich ein lebhafter Trieb, irgend etwas anzufangen, um unſere Familien dadurch zu ernähren. Bernhardine will Putzarbeit machen und ich will durch das Land reiſen, um ſie zu verkaufen.

„Liebſter, liebſter Herr Kronhelm!.... Doch — ich will Ihnen keine Einwendungen, keine Schwierigkeiten machen. Sie haben gebetet und darauf iſt Ihnen dieſer Entſchluß geworden. Gottes Wege gehen oft durch Gegenden der Unwahrſcheinlichkeit am nächſten zum Ziele. — Aber wo bleibt nun das Studium?“

Es thut mir leid genug, es aufgeben zu müſſen; allein wo ſollt' ich das Geld dazu hernehmen? Und wenn das auch nicht wäre, wie lange würde ich auf ein Amt warten müſſen? Wie lange würd' es dauern, bis ich meine Mutter und Geſchwiſter ernähren könnte? Wenn aber auch alles gut ging...... Leonhard ſtockte und wurde roth; Bernhardine ſah den Prediger von der Seite verlegen und ſchamhaft an. Der

gute Huldmann merkte, was dahinter ſteckte, fuhr aber fort: „Nun, was denn noch mehr?"

Stotternd verſetzte Leonhard: Nun ja! ſo iſt denn doch die liebe Lindheim'ſche Familie noch nicht verſorgt. Dazu iſt Berhardine, als Frauenzimmer, zu ſchwach. — „Gott ſegne euch, meine Kinder! Behaltet euch einander nur recht lieb, und betragt euch ſo brav, wie bisher. Der Herr wird's verſehen. Redet recht oft mit ihm, ſo wie ihr es heute gethan habt."

Nun brachte auch Bernhardine ihr Anliegen vor. Sie fürchtete, Herr Ringberg möchte ihr nicht borgen, daher bat ſie den Prediger, zu ihm hinzugehen und ein gutes Fürwort für ſie einzulegen. Er verſprach es. Mit leichtem Herzen ſagte ihm das edle Paar Lebewohl, und jedes von ihnen ging mit freudiger Zuverſicht nach Hauſe.

Hier wurde die Sache gleich in der erſten Wärme den beiden Müttern vorgetragen. Mit Thränen in den Augen erkannten dieſe die gute Meinung ihrer Kinder; allein die abhärmende Schwermuth iſt ein Fieber, in welchem auch die koſtbarſten Speiſen bitter ſchmecken. Die Mütter zweifelten beide gar ſehr am glücklichen Erfolg, doch legten ſie den jungen Leuten keine Hinderniſſe in den Weg. Dieſe blieben feſt und ſagten, was Huldmann ihnen ſo oft eingeprägt hatte: „Dem Glauben iſt alles möglich."

Bernhardine konnte den folgenden Morgen kaum erwarten. Sobald ſie glaubte, Herr Ringberg ſey aus den Federn, lief ſie hin und machte ihren Antrag. „Herr Ringberg," ſagte ſie, „Sie wiſſen, wie unſere Umſtände ſind. Gerne möcht ich nun mit Nähen, Sticken und Putzmachen etwas verdienen; aber dazu muß ich allerlei Sachen haben,

die man alle bei Ihnen bekommen kann; nur fehlt es mir an Geld. Wollen Sie mir wohl borgen? — So wie meine Arbeit verkauft iſt, bezahl' ich Sie redlich.“ Nur ſtotternd und kaum hörbar brachte ſie dieſen Vortrag über ihre Lippen; auf ihren Wangen wechſelte die Farbe jeden Augenblick. Mit weicher, gerührter Stimme antwortete Ringberg: Mamſell Lindheim! Holen Sie, was und wie viel Sie brauchen. Sie haben vollkommen Kredit bei mir.

Bernhardine trat einige Schritte näher und ſagte mit naſſen Augen: Herr Ringberg! Gott belohne dieſe That; ich kann es nicht.

„Wenn er das thut, mein gutes Kind, ſo kommt mir der Segen nicht zu ſtatten. Sie haben einen andern Wohlthäter, der aber durchaus unbekannt bleiben will.“

Bernhardine ſtutzte über dieſe Aeußerung und grübelte ein paar Augenblicke darüber nach. Bald aber ſah ſie von dem Werkzeug ab und empor zu dem, der ihr Gebet ſo gnädig erhört hatte, und ihr jetzt gleichſam ein Unterpfand davon gab, daß alles gut gehen werde. Beſcheiden nahm ſie nur ſo viel aus, als ſie zum Anfang ſchlechterdings gebrauchte. Sie brachte es voller Freude nach Hauſe und gab ſich unter Lächeln und Scherzen an die Arbeit. Jeder, der helfen konnte, half. Der Kreis war ſo traulich; die Stimmung war ſo heiter; doppelt raſch ging es von der Hand.

Auch die edelſten Seelen gucken gerne durch das Schlüſſelloch, was der Vater im Kabinet doch wohl mache? Auch Bernhardine und alle, die Theil an ihrem Schickſal nahmen, hätten gerne gewußt, wer jener großmüthige Wohlthäter ſey? Anfangs riethen ſie auf den Paſtor Huldmann, allein der

hatte ſelbſt nur ein nothdürftiges Auskommen; und Ringberg war, bei aller ſeiner Rechtſchaffenheit, doch ſo ſehr Kaufmann, daß er da nicht borgte, wo er keinen reellen Grund zur Erſtattung wußte. Alles Gucken half alſo nichts; man mußte ſich zufrieden geben und jenen Edlen im Dunkel laſſen, in welches er ſich ſelbſt eingehüllt hatte. — Leonhard machte ſich inzwiſchen zu ſeiner erſten Handelsreiſe fertig, damit er, ſobald Bernhardine einen Transport bereit hätte, ihn ſogleich aufpacken und ſeinen neuen Beruf antreten könnte.

Endlich war es ſo weit. Der gute Jüngling that ſeine Putzſachen ſorgfältig in einen dazu gemachten Kaſten, und Bernhardine ſetzte ihm den Preis jedes einzelnen Stücks in ſeine Schreibtafel. Seine Mutter weinte laut, als er den Kaſten auf den Tiſch ſtellte und ſeine Arme durch die Tragriemen ſchob. Er mußte ihn nämlich, der Größe wegen, auf den Rücken nehmen. Auch ihm ſtanden Thränen in den Augen, aber er ermannte ſich und ſagte: „Liebe Mutter, wären Sie doch geſtern bei unſerem guten Huldmann in der Kirche geweſen. Er predigte darüber, wie man den Simon von Cyrene zwang, unſerem Herrn das Kreuz nachzutragen. Da fiel ich mir ſelbſt ein. Machen Sie doch nicht, daß man mich auch zwingen muß. Das Studiren wäre mir freilich weit angenehmer; aber es iſt nun einmal ſo. Und gewiß, Mutter, es wird gut gehen.“ Er reichte ihr die Hand, küßte ſeine kleinen Geſchwiſter und wanderte fort. Als er bei Bernhardinens Wohnung vorbeiging, ſtand das holde Mädchen in der Thür. Leonhard trat zu ihr, ſie ſprachen ein paar Augenblicke mit einander, dann drückte er ſchnell einen leiſen Kuß auf ihre Wangen und ſchied mit ei-

nem herzlichen Lebewohl von der zärtlich geliebten Geſpielin.

Mit geflügelter Eile verfolgte unſer Freund ſeinen Weg. Noch war alles ſtill auf den Straßen. Sobald er zum Thore hinaus und in Gottes freier Natur war, wurde es ihm vollends leicht um das Herz. Indem er zwiſchen den Saatfeldern hinwanderte, ſang er ein tief empfundenes Morgenlied, welches der gute Paſtor Huldmann erſt vor Kurzem gemacht hatte.

Eben dieſer hatte ihm den Rath gegeben, er ſollte nach Doſenburg reiſen und ſich dort im Nußheimſchen Laden melden. Dieſer Kaufmann handle in's Große mit allen Arten von Galanterie-, Bijouterie- und ähnlichen Waaren; habe immer eine Menge Menſchen in Arbeit und könne doch oft noch nicht alle Nachfragen befriedigen. Vielleicht kaufe er ihm den ganzen Vorrath ab, ſo daß er des läſtigen Hauſirens überhoben würde. — Dieſen Rath befolgte der junge Krämer; er hielt den Weg nach Doſenburg. Sein Kaſten war zwar nichts weniger als ſchwer, aber ſeinem Rücken war er ungewohnt. Leonhard ſah ſich deßwegen genöthigt, öfters zu raſten, und ehe zwei Stunden vergingen, war er lebhaft von dem Satze überzeugt: es ſey ganz etwas Anderes, im Garten, im Wehen des Frühlings und an der Seite einer liebenswürdigen Braut Plane zu machen, als ſie nachher in der Schwüle des Sommers, oder in Regen und Wind mit dem Rücken und den Schultern auszuführen. Das fühlte er lebhaft, aber wankend wurde er deßwegen nicht.

Von Birkenhain, wo Leonhard zu Hauſe war, bis nach Doſenburg ſind ſechs ſtarke Stunden. Ungefähr auf der Hälfte des Weges bemerkte er in einiger Entfernung einen ſehr modiſch gekleideten

Reiter auf einem prächtigen Pferde daher traben: ein Reitknecht folgte. Bald erkannte er ihn für denjenigen, der er wirklich war und machte ſich gefaßt, neben ſeinem Kaſten auch eine tüchtige Tracht Spottreden aufpacken zu müſſen. Es war nämlich der junge Baron von Landwurm, der Sohn des Miniſters, der jetzt während der Minderjährigkeit des Prinzen Ferdinand von Birkenhain das Fürſtenthum mit Schröpfköpfen regierte. Obendrein hatte er ein paar Dutzend Blutigel in ſeiner Familie, die er neben die Schröpfköpfe anzuſetzen pflegte, denn er behauptete den ſehr einträglichen Satz: „Der Bauer iſt nie fleißiger und betriebſamer, als wenn ſein Beutel leer iſt;" — ein Satz, den alle türkiſche Baſſen, alle perſiſche Satrapen und Archiſatrapen, oder auch viele andere Machthaber aus dem Grunde ſtudirt und praktiſch anzuwenden gelernt haben.

Kaum erblickte der junge Baron unſern Leonhard, als er voll Erſtaunen dicht an ihn heran ritt. „Der Henker! rief er, was fangen Sie an? Was iſt aus Ihnen geworden? Was haben Sie auf dem Rücken?.... Vielleicht ein Guckkaſten? Oder eine Zauberlaterne?.... Oder gar ein Murmelthier?...."

„Nichts von alle dem, Herr Baron. Es iſt ein Krämerkaſten, in welchem ich Waaren zum Verkauf herum trage. Ich möchte gerne etwas verdienen, damit meine Mutter und Geſchwiſter Brod haben, an dem es uns die Zeit her manchmal gefehlt hat."

„Ei, ei! das nenn' ich brav; das iſt ſchön! Und wenn man mit hübſchen Mädchen ſo in den Sträuchen herumkriecht — das hat man nicht umſonſt. Solche Freuden koſten Geld."

„Herr Baron! Ihr Spott iſt ſehr giftig, er iſt

Otterngift. Aber ich hab' in meinem Herzen ein unfehlbares Gegenmittel."

„Pah! das iſt mir ſehr gleichgültig; ich verſteh' gar nicht einmal, was Sie damit ſagen wollen."

„Das glaub ich ſehr gerne. Wem die Materie von ſchlechten Dirnen und Sträuchen geläufig iſt, der verſteht nichts von den Gefühlen eines ſchuldloſen und unbefleckten Herzens."

„Hol' mich der ......, wenn ichs begreife!"

„Wie's gefällig iſt!"

Der Baron ließ ſein Pferd noch ein paar Mal kourbettiren, muſterte Leonharden vom Kopf bis zu den Füßen, ſchlug ein ſchallendes Gelächter auf und ſprengte davon.

Leonhard ſetzte ſeinen Weg gleichfalls fort; aber er weinte, daß er ſchluchzte. Das Otterngift des Barons brannte in allen ſeinen Nerven; ſein Blut kochte, und das Gegengift wollte lange nicht wirken. Der Gedanke: „Gott räche mich und Bernhardinen mit blutiger Rache!" ſchwebte auf ſeiner Zunge. Zu wiederholten Malen wollt' er ihn ausſprechen, aber er fühlte das Unrecht deſſelben. Erſt nach einer Stunde legte ſich die Heftigkeit. Er erinnerte ſich daran, wie oft und ſehr ihm Huldmann Verſöhnlichkeit zur Pflicht gemacht habe, und endlich ſagte er: „Nein, Vater, räche mich nicht, ſondern vergib ihm. Der bedauernswürdige Menſch iſt übel genug daran, er weiß nicht, was er thut, was er treibt." Leonhards Seele wurde wieder ganz ſtill und heiter; die ewige Gottheit ſpiegelte ſich in derſelben, wie die Sonne ſich in kryſtallenem Waſſer ſpiegelt. Sein Kaſten dünkte ihm leichter, früh am Nachmittag hielt er damit ſeinen Einzug in Doſenburg.

Nachdem er ein wenig ausgeruht und eine kleine

Erquickung zu ſich genommen hatte, ließ er ſich das Rußheim'ſche Haus zeigen. Er trat in eines der großen Waarenlager und bewunderte die Menge und Koſtbarkeit der Gegenſtände, welche von allen Seiten ihm entgegenblitzten, ſo wie die große Zahl der Bedienten und der Käufer. Faſt reute es ihn, daß er mit ſeinem Wenigen dahin gegangen war. Indeſſen — er war einmal da, und eine geheime Ahnung ſagte ihm, daß er nicht umſonſt gekommen ſey. Er fragte nach Herrn Rußheim, gab zugleich ſeinen eigenen Namen an, und einer von den Bedienten ging, ihn zu melden. Augenblicklich kam er zurück und führte Leonharden in ein ſchönes, ſehr elegant möblirtes Zimmer. Madame Rußheim ſaß der Thüre gegenüber auf einem Sopha und ſtrickte; ihr Gatte aber ſtand mit einem ältlichen, dem Anſehen nach ſehr vornehmen Herrn am Fenſter und war mit demſelben in ein ernſtes Geſpräch vertieft. Sowie der gute Jüngling zur Thüre hineintrat, heftete Madame Rußheim einen höchſt bedeutenden Blick auf ihn. Leonhard wär' dadurch beinahe in Verlegenheit gerathen; allein er bemerkte, daß plötzlich eine Thräne in das offne große Auge des edeln Weibes trat, und dies gab ihm ſeine Faſſung wieder. Auch die beiden Herren brachen ſogleich ihre Unterredung ab und richteten ihre Aufmerkſamkeit auf Leonhard. Stotternd und von einer lebhaften Röthe überflogen, brachte dieſer ſein Anliegen vor. Man ließ ihn ſeine Sachen auspacken, und in wenigen Minuten war der ganze Handel beendigt. Madame Rußheim kaufte ihm Alles in Bauſch und Bogen ab, und zwar zu einem ſo hohen Preiſe, daß Leonhard ſich nicht genug darüber freuen und wundern konnte. Aber des Freuens und Wunderns

ward noch mehr, als Herr Rußheim nun auch von einem ganz andern Handel mit ihm zu reden begann.

„Lieber Kronhelm, ſagte dieſer, ich weiß von Paſtor Huldmann, aber auch noch aus andern Quellen, wozu Sie zu gebrauchen ſind. Ich habe einen Sohn, der künftigen Herbſt auf die Univerſität ziehen und die Rechtsgelahrtheit ſtudiren ſoll. Sie ſind ungefähr zwanzig und mein Sohn iſt bald achtzehn Jahre alt. Sie können ihm nicht blos zum Geſellſchafter, ſondern ſchon zum Führer dienen. — Dazu wähle ich Sie, lieber Kronhelm, und ich hoffe, Sie werden dieſe Stelle nicht ausſchlagen.“

Wer beſchreibt, was in dieſen Augenblicken in Leonhards Seele vorging? — Als die erſte Beſtürzung vorüber war, entgegnete er: „Herr Rußheim, der Antrag, den Sie mir machen, iſt ſo erwünſcht, und Ihre Meinung von mir iſt ſo vortheilhaft, daß ich auf Beides zu antworten nicht im Stande bin, ſondern nur durch mein eifrigſtes Streben für das Erſte danken und das Zweite durch Gottes Hülfe bewahrheiten kann. Mit inniger Freude ergreife ich Ihren ehrenvollen Vorſchlag; nur eine Bedenklichkeit ſteht mir im Wege. Ich verhehl' ſie Ihnen nicht. Was würde in dem Fall aus der Lindheim'ſchen und aus meiner Familie? — Beide bedürfen meiner; ich bin mich ihnen ſchuldig.“

„Für die iſt geſorgt, lieber Kronhelm; jeder iſt eine Penſion von 400 Thalern bewilligt. Die Reſcripte ſind ſchon ausgefertigt.“

Das war dem guten Jüngling zu viel; er wankte und mußte ſich an einem Tiſche halten. Gern wäre er auf die Kniee geſunken — aber das ging nicht an: denn ſo etwas gehört in's dunkle Gebüſch, oder

ins Kämmerlein, wo man die Thüre hinter ſich zuſchließt. Ein Strom von Thränen ſchaffte ſeinem vollen Herzen Luft.

Nachdem er ſich erholt hatte, ſagte er: „Gott vergelte es dem, der dieſe Wohlthat für unſere Familien auswirkte! Wie war das aber nur beim Herrn Miniſter möglich?"

„Der iſt dabei gar nicht gebraucht worden. Danken Sie Gott und überlaſſen dem die Belohnung Ihrer Wohlthäter: denn die wollen durchaus nicht bekannt ſeyn."

Der Fremde, welcher bisher kein Wort geſagt hatte, ſetzte mit ſanfter, aber eindringender Stimme hinzu: „Fahren Sie fort, ſo redlich zu denken und zu handeln, wie Sie bis jetzt gethan haben. Der Lohn dafür wird nicht ausbleiben."

Nun machte Herr Nußheim Leonharden mit den Pflichten bekannt, die er in ſeiner künftigen Stelle zu erfüllen, ſo wie mit den Vortheilen, welche derſelbe zu genießen haben ſollte. Sie beſtanden hauptſächlich in Folgendem: Er ſollte mit dem jungen Nußheim alle nothwendigen Collegien beſuchen und zu Hauſe das Gehörte mit ihm wiederholen; er ſollte die Kaſſe führen und alle Ausgaben genau berechnen; er ſollte dafür ſorgen, daß der religiöſe und moraliſche Sinn des ihm anvertrauten Jünglings vervollkommnet und dieſer überhaupt zu einem gelehrten, rechtſchaffenen und brauchbaren Manne gebildet werde. Dagegen hatte er eine vollkommen freie Station, jährlich 300 Gulden Gehalt, und nebenbei noch von Zeit zu Zeit etwas Außerordentliches zu erwarten. Leonhard fand dies bei ſeinem einfachen, genügſamen Charakter, mehr als reichlich. Von Herzen

war er mit Allem zufrieden, bezeigte dieſes Herrn Nußheim, und ſehnte ſich nun in die Einſamkeit, um den Gefühlen ſeines Innern ungeſtört nachzuhängen. Deßwegen wollte er ſich beurlauben, ſeinen Kaſten aufpacken und noch dieſen Abend den Rückweg nach Birkenhain antreten. Allein Herr und Madame Nußheim baten ihn, heute und morgen zu verweilen, und Erſterer fügte hinzu: „Vermuthlich kommt mit der morgenden Poſt das Reſcript wegen den Penſionen für beide Familien, vom Obervormund, dem Herzog von Bellar, unterzeichnet. Sie können dann die frohe Nachricht Ihren Lieben um ſo viel gewiſſer überbringen.“ — Leonhard ließ ſich bereden; vorzüglich auch darum, weil ihn die Seinigen noch nicht ſo bald erwarteten. — — Jetzt lernte er die treffliche Familie, mit der er in nähere Verbindung treten ſollte, genauer kennen. Nach wenigen Stunden war er in ihrer Mitte völlig wie zu Hauſe. Sein künftiger junger Freund vereinigte viele der ausgezeichnetſten Eigenſchaften in ſich; ſein Herz war eben ſo bieder, als ſein Kopf offen. Leonhard empfand darüber die reinſte, lauterſte Freude. Herrn Nußheim gab er es zu wiederholten Malen zu verſtehen, daß er ihn und keinen andern für ſeinen eigentlichen Wohlthäter halte; allein dieſer Mann dachte viel zu edel, als daß er ihn nur einen Augenblick in dieſem Irrthum hätte laſſen ſollen. „Lieber Kronhelm, ſagte er, ich habe an allen jenen Wohlthaten nur einen ſehr geringen Antheil. Forſchen Sie nicht weiter; es wäre vergeblich. Ich muß es Ihnen wiederholen: Ihre Freunde wollen ſchlechterdings unbekannt bleiben.“ Heiter und traulich verfloß der Abend. Ehe Leonhard ſeine Augen ſchloß, ſandte er die feurigſten Wünſche zum Allvergelter für diejeni-

gen, die ihn und ſeine Theuern unvermuthet und ungebeten ſo überſchwenglich glücklich gemacht hatten.

Was man vermuthet hatte, geſchah. Des andern Morgens langten die Reſcripte zu Doſenburg an. Bei wem? — das wird ſich zu ſeiner Zeit ausweiſen. Genug, Rußheim erhielt ſie, und zugleich die Nachricht, daß der Miniſter von Landwurm den gemeſſenen Befehl bekommen habe, die Reſcripte ſträcklich zu befolgen.

Leonhard ſchickte ſich nun zur Abreiſe; den Kaſten aber mußte er zurücklaſſen, denn der ſollte im Rußheim'ſchen Hauſe als ein Denkmal kindlicher Liebe aufbewahrt werden. Der genommenen Abrede gemäß ſollte übrigens Leonhard in ſechs Wochen ſein neues Amt antreten, und dann noch ein Paar Monate in Doſenburg verweilen, um ſich nebſt ſeinem jungen Freunde mit Muße auf die Akademie vorbereiten zu können. Er verſprach dies nochmals; ſteckte ſeine beiden Reſcripte zu ſich, nahm ſeinen Wanderſtab, empfahl ſich der trefflichen Familie, in deren Kreiſe ihm ſo wohl geweſen war, und ging nun, voll der ſeligſten Empfindungen, auf Birkenhain zu. Während des Gehens rief er alle guten Vorſätze, die er je gefaßt hatte, in ſeine Seele zurück. Er gelobte es ſich ſelbſt, treu zu ſeyn in ſeinem bevorſtehenden Beruf; ſeine Zeit wohl anzuwenden, und all' ſeine Kräfte dahin zu vereinigen, daß er dereinſt dem Staat und ſeinen Nebenmenſchen als ein rechtſchaffener und brauchbarer Mann nützlich werden könne. Seine guten, frommen Gefühle verwandelten ſich in ein herzliches Gebet; er blieb ſtehen, nahm ſeinen Hut ab und heftete einen Blick voll Klarheit und Andacht zum Himmel.

In dieſer edlen Stellung, ganz mit ſich ſelbſt be-

ſchäftigt, bemerkte er nicht, was um ihn vorging; bemerkte nicht, daß jener verdrießliche Reiter, der junge Landwurm, ihm abermals entgegen kam. Plötzlich war ihm dieſer auf dem Leibe; auszuweichen war nicht mehr möglich; offen und unbefangen ging er alſo dem Baron entgegen. Dieſer ſtürmte ſogleich auf ihn los und rief ihm mit lachender Wuth zu: „Nun, Kerl, wo haſt du deinen Bettelkaſten gelaſſen? Vermuthlich irgendwo im Gebüſch?“.....

„Herr Baron! mäßigen Sie ſich! Ihre Frage verdient keine Antwort.“

„Was? Du ......kerl!“ donnerte der Baron, kehrte ſeine ſtarke, ſchwerbeſchlagene Reitpeitſche um, und verſetzte mit dem dicken Ende derſelben dem guten Leonhard einen gewaltigen Hieb über den Kopf. Taumelnd ſank dieſer in den Graben neben der Chauſſee; jener gab ſeinem Pferde die Sporen und beſchloß mit einem fürchterlichen Fluche den empörenden Auftritt.

Leonhard kam inzwiſchen wieder zur Beſinnung und kroch aus dem Graben heraus. Eben hatte er den Fußweg betreten und ſich in die Höhe gerichtet, als ein Phaeton daher rollte und ihm zur Seite ſtill hielt. In demſelben ſaß ein ältlicher und ein junger Herr; beide betrachteten Leonharden ſehr aufmerkſam. Dieſer erkannte ſofort in dem ältern Herrn denjenigen, der bei Rußheim am Fenſter ſtand, der an ihm und ſeinem Schickſal ſo liebreichen Antheil genommen und ihm eine ſo väterliche Ermahnung gegeben hatte.

„Mein Gott, lieber Kronhelm! ſagte der Aeltere. War das nicht der junge Landwurm, der Sie ſo mißhandelte? Wir ſahen es von ferne.“

„Ja, meine Herren, der war's.“

„Was haben Sie denn mit ihm? Wie kam er dazu?“

„Nie in meinem Leben hab’ ich einen Wortwechſel, viel weniger eine Streitigkeit mit ihm gehabt. Vor ein Paar Tagen, als ich mit meinem Kaſten nach Doſenburg ging, begegnete er mir faſt auf dieſer Stelle und ſpottete meiner auf eine bittere, niederträchtige Weiſe. Ich antwortete ihm in einem ſanften Tone, und es blieb dabei. Jetzt machte er es eben ſo grob, und als ich ihm ſagte, er ſollte ſich mäßigen, ſo erwiederte er das mit einem pöbelhaften Fluche und mit einem derben Hieb über meinen unbedeckten Kopf.“

„Wenn er Ihnen nur keinen Schaden gethan hat. Sie müſſen die Sache von einem geſchickten Wundarzte unterſuchen laſſen, und dann — den wilden Böſewicht verklagen.“

„Das Erſte werd’ ich thun, ſobald ich nach Hauſe komme; aber in Anſehung des Zweiten werden Sie mir erlauben, meinen Grundſätzen und meiner Ueberzeugung zu folgen.“

„Das heißt vermuthlich, Sie wollen nicht klagen? Aber warum nicht?“

„Einmal, weil es nichts helfen würde: denn er iſt der Sohn des Miniſters; und dann, weil ich mir es zum unverbrüchlichen Geſetz gemacht habe, nie Selbſtrache zu nehmen.“

„Soll denn aber jeder Taugenichts Sie ungeahndet beleidigen und mißhandeln dürfen?“

„Dagegen wird mich derjenige ſchützen, auf deſſen Befehl ich mich der Selbſtrache enthalte.“

En vérité, ſagte jetzt der ältere Herr, indem er ſich zum Jüngern wandte, je vous dis, que jamais je n’ai trouvé foi pareille. Der Jüngere beant-

wortete dies mit einem freundlichen, zuſtimmenden Kopfnicken, reichte Leonhard die Hand, und nöthigte ihn ſehr verbindlich, den leeren Platz im Wagen einzunehmen. Leonhard that es nach einigen beſcheidenen Weigerungen. Er würde es ſtandhaft ausgeſchlagen haben; allein der Kopf ſchmerzte ihn, und er befürchtete nicht ohne Grund, daß er ſich im Gehen erhitzen und dadurch die Folgen ſeiner Quetſchung verſchlimmern möchte. Die Unterhaltung betraf während des Weges gleichgültige Gegenſtände: denn als die beiden Fremden erfuhren, daß Kronhelm das Franzöſiſche und Engliſche nicht blos verſtand, ſondern auch fertig redete, ſo konnten ſie freilich von ihren eigentlichen Geſchäften nicht ſprechen. Doch fehlte es Leonhard deßwegen gar nicht an Gelegenheit, ſeine mannigfaltigen Kenntniſſe und ſein edles Herz, auch ungeſucht, im vortheilhafteſten Lichte zu zeigen. Seinen Begleitern blieb dies nicht unbemerkt; ihr Wohlgefallen an ihm und ſeiner Denkweiſe wurde mit jeder Stunde ſichtbarer.

Hätte Leonhard, als er dem jungen Baron begegnete, ſeinen Hut aufgehabt, ſo würde der ihn geſchützt haben; wenigſtens wäre die Gewalt des Schlages gar ſehr dadurch gebrochen worden. Jetzt aber ſchwoll ſein Kopf zuſehends, und zwar ſo, daß er, ehe ſie Birkenhain erreichten, kaum mehr aus den Augen ſehen konnte. Seine Begleiter erſchöpften ſich in herzlicher Theilnahme an ſeinem Unglück; verſicherten ihn dabei aber auch ſehr bedeutend, „daß Ahndung und Strafe gewiß nicht ausbleiben würden.“ — Vor dem Thor wollte der beſcheidene Jüngling abſteigen; dies litten die beiden Fremden durchaus nicht. Sie ließen vor der kleinen Wohnung vorfahren, welche ſeine Mutter nach dem Tode ihres Man-

nes bezogen hatte. Leonhard dankte ihnen auf's Gerührteſte. Ehe er noch ausreden konnte, eilten jene weg und kehrten in einem benachbarten angeſehenen Gaſthofe ein.

Leonhards geſchwollener Kopf ſetzte beim Hereintreten Alles in Beſtürzung, und der Unwille war, als er den Vorfall erzählte — wie man leicht denken kann — nicht gering. Als aber ein Wundarzt den Schaden unterſuchte, die beſte Hoffnung gegeben, und auch Leonhard ſeine frohen Nachrichten mitgetheilt hatte, da verſchlang die Freude jeden Kummer. Die beiden Mütter (denn Madame Lindheim war eben bei ihrer Freundin zum Beſuch) waren vor Entzücken faſt außer ſich. Alle Noth hatte jetzt plötzlich ein Ende. Sie ſelbſt waren anſtändig verſorgt, und konnten nun mit Hülfe ihres Fleißes auch ihren jüngern Kindern eine gewünſchte Erziehung geben. Wer ſchildert die Ergüſſe ihrer vollen, überſtrömenden Seelen?

Das Erſte, wornach Leonhard ſich erkundigte, war Bernhardine. Man erzählte ihm, ſie ſey unvermuthet zu einer vornehmen Dame auf das Land geholt worden; dort ſollte ſie mehrere Putzarbeiten verfertigen und werde erſt in einigen Tagen zur Stadt zurückkehren. Da man ſeine Fragen, die er in Abſicht ihrer that, beſtimmt und ſchnell beantwortete, ſo gab er ſich zufrieden. Hätte man die reine Wahrheit geſagt, er würde dadurch in die lebhafteſte Unruhe verſetzt und ſeine Kopfwunde verſchlimmert worden ſeyn. Deßwegen warnte man auch Jeden, der ihn beſuchte, mit keinem Laut Bernhardinens Geſchichte zu erwähnen. Mit dieſer hatte es aber eigentlich folgende Bewandtniß:

Das holde Mädchen, welches in der ganzen Fülle

und Friſche der Jugend blühte, hatte längſt die wollüſtigen Blicke des jungen Landwurms auf ſich gezogen; aber nie hatte er Gelegenheit gefunden, Bernhardinen ſeine Leidenſchaft zu erklären, denn dieſe vermied es von jeher ſorgfältig, mit dem wilden, ausſchweifenden Menſchen in nähere Bekanntſchaft zu kommen. Der Baron wußte außerdem, nach welchen ſtrengen Grundſätzen der Kammerrath Lindheim ſeine Kinder erzog und mit welcher Sorgfalt der Biedermann über jeden ihrer Schritte wachte. Er durfte deswegen nicht hoffen, ſeine unreine Abſichten ſo leicht zu erreichen und einen Anſchlag auszuführen, durch den er die Zahl jener Familien vermehrte, in welchen man ihn als den Räuber der häuslichen Ruhe, als den Zerſtörer der Unſchuld verwünſchte. — Jetzt war er einige Zeit abweſend geweſen und hatte über andern Eroberungen, in ſeiner Manier, Bernhardinen und ihre Reize vergeſſen. Zum Unglück befand er ſich aber eben im fürſtlichen Garten, als Leonhard mit dem liebenswürdigen Mädchen, wie oben erzählt, aus dem Gebüſche hervortrat. Heftiger loderte bei dieſem Anblick die unreine Flamme in ſeinem Herzen empor; mit gierigen Augen verſchlang er die liebliche Geſtalt; durch ihr Alleinſeyn im Dunkel des Gebüſches mit Leonhard glaubte der Wollüſtling ſich berechtigt, ihre ſtrenge Sittſamkeit als ſehr ſchwankend zu glauben und die Hoffnung nähren zu dürfen, jetzt, nach dem Tode ihres Vaters, ſchneller zum Ziele zu gelangen. Die Dürftigkeit der Familie brachte er mit in Anſchlag; auf eine Handvoll Gold kam es ihm nicht an; er beſchloß, mit Erſtem ſeinen verderblichen Entwurf auszuführen.

Gerade brütete er über demſelben, als Leonhard

ihm zum erſten Mal auf dem Wege nach Doſenburg begegnete. Als dieſer ſeine Stachelreden ſo kalt beantwortete, ſchwur er bei ſich ſelbſt hoch und theuer, daß er ihn noch am nämlichen Tage um Bernhardinen, oder wenigens um ihre Tugend betrügen wolle. Die Ausführung ſchien dem Baron leicht, denn das Putzmachen gab ihm den ſchönſten Vorwand, ſie in ſeine Gewalt zu bekommen. Er war übrigens feſt entſchloſſen, Alles zu wagen, um ſeine Lüſte zu befriedigen.

Spät am Nachmittage kam dem zu Folge ein Dienſtmädchen zu Bernhardinen und erſuchte ſie im Namen ihrer Gebieterin, ſich in ein beſtimmtes Haus zu bemühen, woſelbſt eine vornehme Dame aus N. angekommen ſey, die gerne einige Putzarbeiten gemacht haben wolle, und bei der Gelegenheit Mamſell Lindheim, von der ſie ſo viel Gutes gehört hätte, perſönlich kennen zu lernen wünſche. Bernhardine verſprach zu kommen, und das um ſo bereitwilliger, da jenes Haus nicht anders als unter einem guten Rufe bekannt war.

Sorglos folgte das gute Mädchen der Führerin, die ſie in die beſagte Wohnung auf ein artiges hinteres Zimmer brachte, wo ſie ſie bat, eine Viertelſtunde zu verweilen, indem ihre Dame zu einer Freundin gefahren ſey, — aber binnen dieſer Zeit zurückkehren werde. Bernhardine ließ ſich dies gefallen, ſetzte ſich hin und las in einem Buche, welches aufgeſchlagen auf dem Tiſche lag. Plötzlich öffnete ſich die Thüre und der junge Landwurm trat herein. Bernhardine erſchrak, ein geheimer Schauder überlief ſie; der junge Baron aber ſuchte ſie zu beruhigen und verſicherte, die fremde Dame ſey mit ihm verwandt und er ſey hier, ihr ſeine

Aufwartung zu machen. Bernhardine wollte ſich deshalb beurlauben und bat den Baron, ſie bis morgen bei der Dame zu entſchuldigen. Dieſer aber verwickelte ſie immer aufs Neue in ein Geſpräch und wußte ſeine Unterhaltung ſo intereſſant zu machen, daß Bernhardinens Widerwille ſichtbar ſchwand. Jetzt trat ein Bedienter herein, brachte Wein und Konfekt; der Baron nöthigte Bernhardinen, von dem lieblichen, aber ſtarken Getränke etwas zu genießen, ſetzte ſich traulich neben ſie und begann allmählig mit ſeinen eigenen Abſichten hervorzurücken. Was er ſagte, war in glatten Worten eingekleidet, und Bernhardine begriff in ihrer Unſchuld nicht, was er im Grunde damit meinte. Sie ſchwieg; und dieſem Schweigen gab Landwurm eine für ſich günſtige Erklärung; er fing an, deutlicher zu reden. Das Angeſicht des holden Mädchens erglühte; eine Thräne floß über ihre Wange herab. Das Gefühl der tiefſten Kränkung erpreßte ſie. Der Baron nahm es für den letzten Kampf der fallenden Tugend, warf mit Ungeſtüm ſeinen Arm um die kämpfende Jungfrau, und ein glühender Kuß brannte auf den nie entweihten Lippen. Wie ein geſcheuchtes Reh ſprang ſie von ihrem Sitze auf, rief mit lauter Stimme: „Herr Baron, ich verachte Sie, ich verachte Sie von ganzer Seele!" — und ſprang gegen die Thüre, aber Landwurm ſtellte ſich ihr entgegen, und auf ſeinen Ruf erſchien derſelbe Bediente wieder. Jetzt ſtand der guten Seele die volle Schrecklichkeit ihrer Lage glühend vor den Augen. „Gott!" rief ſie, „wie ſchändlich bin ich verrathen! Hülfe! Hülfe!" — Und Gott hörte das Schreien der kämpfenden Unſchuld — und ſandte Hülfe. — Ein benachbarter Bürger hatte den Angſtruf gehört und war herbeigeeilt; in dem

Augenblick der größten Noth erſchien er als retten-der Engel und führte die Jungfrau aus den Klauen des Böſewichts in die Arme der Ihrigen zurück. Alle die Auftritte, die während dem in dem Hauſe, welches die Gerettete verließ, vorgingen, übergehe ich; genug, der Baron wüthete und brütete fürchterliche Rache. Bernhardine aber verfiel nun in ein hitziges Fieber und lag noch in demſelben, als Leonhard von Doſenburg zurückkam und der junge Landwurm ſeinen Ingrimm über den mißlungenen Plan an ihm, dem Unſchuldigen, ausließ.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß dieſem Taugenichts die Rache nicht ſchwer wurde, da ihm ſein Vater mit all' ſeiner Macht zu Gebote ſtand. Das junge Paar ſollte ſie zuerſt fühlen und dann wollte er aber auch ſeinen Muth mit Herzensluſt an dem Biedermann kühlen, der die Ausführung ſeines ruchloſen Zweckes verhindert hatte. Einige Tage verſtrichen darüber, und Leonhard ſo wie Bernhardine wurden in der Zwiſchenzeit wieder hergeſtellt. Sie ſchwiegen und hofften, Landwurm werde das Nämliche thun, und damit die ganze empörende Geſchichte beendigt ſeyn. Allein — es ſollte anders kommen. Ungefähr acht Tage nachher erſchien der Amtsbote und citirte Leonhard und Bernhardinen vor den Polizeibeamten. Sie erſchienen und mit ihnen ein Gerichtsdiener, der ſie anklagte und auf Pflicht und Gewiſſen bezeugte, „er habe dieſe beiden jungen Leute im fürſtlichen Garten auf eine höchſt ungeziemende Weiſe zuſammen angetroffen." Mit Abſcheu und Entſetzen fuhr ſie der ſcheinheilige Richter an und machte ihnen über ihre ärgerliche, ſittenloſe Aufführung die bitterſten Vorwürfe. Bernhardine brach in einen Strom von Thränen aus;

Leonhard wollte antworten; allein das Unerwartete dieſes Auftritts, ſo wie eine gewiſſe natürliche Furchtſamkeit, deren er ſich nie ganz ermächtigen konnte, machten, daß er ſtotterte und gleichfalls ſein thränendes Auge zum Himmel empor hob, gleichſam als wollte er von dort einen Zeugen ihrer Unſchuld herab rufen. Man ſtellte ſich, darin das Bekenntniß ihres Vergehens zu finden, und der von lauter Gerechtigkeit brennende Richter donnerte ihnen das Urtheil entgegen, „daß ſie alſofort eine Stunde öffentlich an den Pranger ſollten geſtellt werden.“

Noch ſprach er, da rollte ein Wagen vor das Haus; die Thüre des Gerichtsſaales öffnete ſich, und die beiden Fremden, der ältliche und der junge Herr, traten herein. Der Beamte ſtutzte; ihn ſchwanete etwas. Doch faßte er ſich gleich wieder und ſagte: „Was berechtigt Sie, ungefordert hier herein zu kommen?“ Der Aeltere antwortete ziemlich gelaſſen: „die Unſchuld dieſer beiden jungen Leute. Ich weiß, weſſen ſie beſchuldigt werden. Sagt mir, Polizeidiener, wann habt Ihr den Beklagten geſehen?“ Der Kläger gab die Zeit richtig an. — „Gut,“ fuhr jener fort, „auch ich war damals im fürſtlichen Garten und ſaß auf einer Bank am Rande des Gebüſches. Als ich dieſe jungen Leute ſo angelegentlich mit einander reden hörte, ſchlich ich näher und behorchte ſie von Anfang bis zu Ende. (Mit erhöhter Stimme:) Was dieſe edlen Seelen dort verrichteten, das iſt wohl nie irgend einem von dem ganzen Landwurm'ſchen Otterngezüchte in den Sinn gekommen.“ Mit dieſen Worten wendete er ſich zu ſeinem jungen Begleiter und ſagte: „Ew. Durchlaucht verzeihen

gnädigſt, daß ich Ihnen in der Eile vorgriff. Der Eifer übermannte mich.“

Mit hohem Anſtand und edler Würde trat jetzt der vor wenig Tagen für volljährig erklärte Fürſt Ferdinand hervor, reichte Leonhard und Bernhardinen, die wie verſteinert da ſtanden, ſeine beiden Hände und ſagte: „Ihr habt Angſt ausgeſtanden; früh ſeyd Ihr durch Leiden bewährt worden. Geht jetzt im Frieden nach Hauſe. Ich werde Eurer nicht vergeſſen; vergeßt auch meiner nicht. Und wenn Ihr wieder betet, und ſo oft Ihr es thut — ſchließt mich in Euer Gebet ein.“ Das junge Paar wollte in ſeinem Entzücken dem Fürſten die Hände küſſen; dieſer verhinderte es, drückte die ihrigen und hieß ſie zu ihren Müttern eilen. — Der Beamte hatte ſich inzwiſchen an die Wand in eine Ecke retirirt und bat von dort aus um Gnade. Fürſt Ferdinand würdigte ihn keiner Antwort, ſondern rief: „Unteroffizier!“ Ein Sergeant und zwei Grenadiere mit geſchultertem Gewehr traten herein. „Da, den Beamten nehmt in Verhaft und führt ihn zu den Landwurms, aber in ein beſonderes Zimmer. Ihr kommt dann hierher zurück.“ —

Wie ein Wetterſtrahl das dunkle Gewölbe des Himmels durchzuckt, ſo fuhr die frohe Nachricht in alle, auch die entfernteſten Winkel der Stadt: „Der Erbprinz iſt da; er iſt regierender Herr geworden; die Landwürme und ihr ganzer Anhang ſind gefangen; ſie werden ihren verdienten Lohn bekommen; der Geheimerath von Preiswerk, der den Fürſten erzogen und auf allen ſeinen Reiſen begleitet hat, iſt erſter Miniſter geworden.“ Dies erzählte Einer dem Andern, und der Taumel der Freude war allgemein.

Leonhard und Bernhardine beruhigten ihre bekümmerten Mütter und flogen dann zu dem dunkeln Tempel der Natur, in jenes Gebüſch, wo ſie vor Kurzem ihre Sorgen ausgeſchüttet und den Bund der reinen, ewigen Liebe beſchworen hatten. Thränen des Dankes und der Freude ſtrömten über ihre Wangen; eine heilige Gluth durchdrang ihr ganzes Weſen; ihre frommen Wünſche wurden eben ſo viele Gebete für den ächt menſchlichen Fürſten und deſſen trefflichen Miniſter.

Wer die Geſchichte des jungen Paares hörte, der bekannte: Glauben und Vertrauen haben ihren großen, ihren ſichern Lohn.

Dir aber, lieber Leſer, der du an Leonhard und Bernhardinen Theil nimmſt, erzähl' ich vielleicht in Zukunft noch mehr von ihrer Geſchichte. —

17.

Gotthard und ſeine Söhne.

Eine wahre Geſchichte.

In einer abgelegenen Gegend in Baiern, abgeſchieden von der großen und glänzenden Welt, umgeben von blühenden Auen, volkreichen, wohlhabenden Dörfern, voller glücklicher Landleute, und nicht ſo weit von den ſüdoſtwärts liegenden himmelhohen Tyroler Gebirgen entfernt, daß ſich ihre gähen Abgründe und zackigten Spitzen dem ſtaunenden Auge entziehen könnten, wohnte Gotthard, ein Landbeamter, in einer uralten beinahe verfallenen Burg. Er hatte viele Kinder, ein kleines Gehalt, ein zartes Gewiſſen und gar keine Schulden; wenn er ſich am Abend ſchlafen legte, ſo war ſein Hauptkiſſen ſanft, und beim Erwachen am Morgen konnte er ruhig über das glückliche, weite Thal hinſchauen; denn jeder Gegenſtand brachte ihm Erinnerungen, die wie Engel Gottes ſeiner Seele hohen Frieden zuflüſterten.

Gotthard hatte drei Söhne; Franz war der älteſte, Benedict der zweite, und Max der dritte. Alle drei wuchſen heran. Der älteſte war völlig reif, auf die Univerſität zu gehen, die beiden andern beinahe; die ganze Familie war katholiſch; Niemand verſäumte Religionspflichten, Alle aber hatten auch

proteſtantiſche Schriften, beſonders Stillings Leben und Sophiens Reiſen geleſen. Alle dachten rein aufgeklärt, und Alle waren weiſe genug, den Schatz der Wahrheit zu bewahren, und ſo wirken zu laſſen, daß er Niemand durch ſeinen Glanz in den Augen wehe that; zudem waren die Söhne von einem recht⸗ſchaffnen Kaplan unterrichtet und zu der Univerſität vorbereitet worden.

An einem ſchönen Nachmittag im Auguſt ließ der Amtmann ſeine drei Söhne in ſeine Schreibſtube kommen. So wie ſie hereintraten, wendete ſich der Vater auf ſeinem Armſeſſel herum; er ſah ſie mit naſſen Augen an und ſagte: Kinder, ich habe zu Gott geweint — „Du, Franz, mußt nun dieſen Herbſt nach Ingolſtadt auf die Univerſität ziehen, deine Mutter wird dich mit nöthigen Kleidern und Wäſche verſehen, und ich mit Büchern: aber — Geld! — lieber Gott! das hab' ich nicht; ich habe Gott ver⸗traut. Er hat mir geholfen. Nie hab' ich Jemand gedrückt, und lieber gegeben, als genommen; ich werde alt, kann mit Aktenarbeit und Kommiſſionen nebenher nichts mehr verdienen, und Ihr müßt doch alle drei etwas lernen, damit Ihr euch einſt ernähren könnt. Mache du es jetzt wie Stilling; gehe im Namen Gottes mit dem Wenigen, was ich dir mitgeben kann, auf die Univerſität; dann bet' und trau' auf Gott. Wir wollen das hier auch thun, und ſo weiß ich, Er wird uns nicht verlaſſen."

Den drei Jünglingen ſtanden die Thränen in den Augen; ſtillſchweigend gingen ſie wieder hinaus, und Franz winkte den beiden in's Feld. „Wir wollen ſpazieren gehen," ſagte er, „und nachdenken über das, was uns der Vater geſagt hat." — In einer ſchwer⸗müthigen Seelenſtimmung wandelten ſie zwiſchen den

in der Erndte ſtehenden Getraidefeldern hin. Jeder dachte für ſich der Sache nach, ohne ein Wort zu reden, bis endlich Franz das Stillſchweigen unterbrach und ſagte: „Seht Ihr, Brüder! alle dieſe Aehren da, wie ſie ſich oben herüber gegen die Erde bücken? — Die da ſo gerad emporſtreben, ſich über die Andern hinaus erheben, die enthalten entweder gar keine, oder doch ſehr magere Kerne; aber die gebeugten und gebückten Aehren, die ſind gar reich an Nahrung für Menſchen und Vieh. So eine Aehre iſt unſer guter Vater — möchte nur der Halm unter der Laſt der Früchte nicht knicken! — Wir drei ſind Aehren, die erſt anfangen zu blühen. Ach!" — Thränen erſtickten die Worte; er ſchwieg, und die Anderen beiden weinten ſtille mit ihm. Nach einer kleinen Weile trocknete Franz ſeine Augen; er ſtärkte ſich, trat ſeinen Brüdern in den Weg und ſagte: „Hört, Brüder! ich hab einen Entſchluß gefaßt; wir wollen ein Bündniß mit einander ſchließen, daß wir alle drei ordentlich ſtudiren wollen, ohne von unſerm Vater einen Heller zu begehren und ohne ihn das Geringſte zu koſten. — Seht, wir ſingen alle gut, verſtehen alle Muſik, und Jeder ſpielt ſein Inſtrument ohne grobe Fehler; damit wollen wir uns durchbringen; ich gehe nun nach der Univerſität, ich werde ſuchen, bei der Kirchenmuſik unterzukommen; werde Unterricht geben, und wenn's Noth thut, Waſſer und Brod genießen und damit zufrieden ſeyn. So werde ich Euch mit einem guten Beiſpiel vorgehen. Jetzt gebt mir die Hand darauf und ſchwört mir, daß Ihr's auch ſo machen wollt." Beide freuten ſich über dieſen vortrefflichen Vorſatz; beide ſchwuren, und alle drei fühlten in ihren Seelen den hohen Wink des Beifalls des Menſchenvaters. Unüberwindlich geſtärkt kehrten

ſie auf der Stelle um und eilten nach Haus, um dem Vater zu ſagen, was ſie ſich untereinander vorgenommen und beſchworen hatten. Sie fanden ihn im Garten bei der Mutter ſtehen, die gerade Salatköpfe ausſtach. Freudig erzählten ſie beiden, was geſchehen war und baten um die Beſtätigung ihres Vorſatzes. Gotthard und ſeine Gattin ſahen ſich an, ſtaunten, Thränen rollten ihnen die Wangen herab; ſie billigten das Vorhaben ihrer Söhne mit herzlichen Umarmungen und mit Ausdrücken des Segens. Ob nun gleich Gotthard ſowohl an der Beſtändigkeit ihres Vorſatzes, als an der Möglichkeit der Ausführung zweifelte, ſo wollte er doch die edlen Jünglinge nicht irre machen. Er ſchwieg alſo und ſagte: „Gott begleite Euer Vorhaben mit ſeinem reichen Segen!" — Franz ging nun auf die hohe Schule; er hielt Wort, ſein Vater braucht' ihn nicht zu unterſtützen. Er ſtudirte die Theologie und ward bald Kaplan bei einem großen Fürſten.

Benedikt folgt' ihm das folgende Jahr nach; er ſtudirte die Rechte. Auch er hielt Wort, er koſtete ſeinen Vater nichts, und nach geendigten Studien bekam er bald ein Amt, das ihn nährte.

Nun kam auch die Reihe an Max; er ging ebenfalls nach Ingolſtadt, um die Rechte zu ſtudiren. Freudig trat er in die Fußſtapfen ſeiner Brüder, ſo daß er ſich mit Singen und mit der Muſik durchbrachte. Indeſſen kam ihm die Luſt an, ein Cameraliſt zu werden, und zu dem Ende auf die Heidelberger Univerſität zu ziehen, wo damals Stilling Lehrer der Staatswirthſchaft war. Er kam im Herbſt dahin, und bald in den erſten Tagen ſeines dortigen Aufenthalts legt' er ſeinen erſten Beſuch an einem Abend in Stillings Hauſe ab. Er gefiel im erſten Augen-

blick. Sein reiner und wohlgeordneter Anzug, ſeine beſcheidene und angenehme Art zu reden, ſeine feine, ungezwungene Lebensart, die nichts an ſich hatte, das eine ländliche Erziehung, aber auch nichts Geſchmücktes, Städtiſches verrieth, verbunden mit ſo viel Entſchloſſenheit, die einen Hauptzug des Baierſchen Nationalcharakters ausmacht, und mit ſo viel wahrer reiner Aufklärung, gewann ihm Stillings und ſeiner Gattin Herzen gleich in der erſten Stunde. Sie baten ihn, oft zu kommen und ihr Haus als ſein elterliches anzuſehen. Dieſes Anerbieten nahm er mit gerührter Seele auf; aber er machte vor der Hand nicht viel Gebrauch davon, ſo wie er auch noch zur Zeit ganz und gar nichts von ſeinen Umſtänden entdeckte; ſelbſt ſeine Landsleute, deren etliche dort ſtudirten, wußten von ſeiner wirthſchaftlichen Verfaſſung nichts, wenigſtens ſagten ſie nichts davon.

Einige Wochen hernach, im Spätherbſt, gingen Stilling und Selma eines Abends nach dem Eſſen zu einem Freund, mit deſſen Hauſe ſie in vertraulichem Umgang lebten. Sie fanden die edle Familie in einer feſtlichen Freude, welche die Feier eines Geburtstages zum Grund hatte. Sie ſetzten ſich zu dem traulichen Kreis und freuten ſich mit. Nach einer kleinen Weile begann im Nebenzimmer, allen unerwartet, eine Laute ſo angenehm und ſchmelzend zu girren, daß Alles auf einmal ſtill und ganz Ohr ward. Bald miſchten ſich zwei unvergleichliche männliche Stimmen dazu, die eine paſſende Duett-Arie vortrefflich und kunſtmäßig ſangen; dieſer Geſang war ſo rührend, daß jedes Auge ſich mit Thränen füllte. Nach Endigung deſſelben trat Max mit ſeiner Laute herein. Sanft und beſcheiden verbat er ſich alle Aeußerungen des Beifalls, aber den allgemeinen Bitten,

noch mehr zu ſingen, gab er nach, er ſang mit unbeſchreiblicher Anmuth einige Romanzen, von ihm ſelbſt ſehr ſchön componirt; kurz, Max gewann alle Herzen. Sein Mitſänger war einer ſeiner Landsleute, ein junger Baron, auch von dem edelſten Charakter.

Von nun an ward Max als ein vertrauter Freund beider Häuſer angeſehen; doch kam er ſelten, auch ließ er ſich nie zum Eſſen einladen, überhaupt hielt er ſich von allen Geſellſchaften entfernt und ſtudirte mit beiſpielloſem Fleiß.

Abermals, ein paar Wochen hernach, ließ er ſich im Konzert hören; er ſang ſo, daß des Klatſchens kein Ende war und Jedermann für den edlen jungen Mann und ſeinen entzückenden Geſang eingenommen war. Kurz darauf beſuchte er Stilling und Selma; er wünſchte mit ihnen allein zu ſeyn, und nun erzählt' er ſeine Geſchichte und ſeine Lebensart in Heidelberg. Beide erſtaunten und bewunderten den entſchloſſenen Muth dieſes vortrefflichen jungen Mannes. Sie erboten ſich, alſofort ihm wöchentlich einen Tag den Mittags= und Abendtiſch zu geben, auch andere Freunde zu bereden, das Nämliche zu thun. Mit Rührung, aber mit eben ſo viel Feſtigkeit ſagte er: „Haben es der Herr Profeſſor in Straßburg auch ſo gemacht? — Nein! — Ich folge Ihrem Beiſpiel und dem Beiſpiel meiner Brüder. Wer Gott vertraut, muß, ſo lang es nur immer möglich iſt, ja Niemand zur Laſt fallen; und zudem würde ich dann auch im Kampf gegen meine Sinnlichkeit erliegen. Jetzt laß ich mir auf mein Zimmer an Speiſe und Trank holen, was ich bezahlen kann; ich ſehe da nicht auf das, was mir ſchmeckt, ſondern auf das, was mich nährt und geſund erhält. Wenn ich nun heute delikate Speiſen und Wein genoſſen hätte, und

morgen müßt' ich dann wieder zu meiner mageren Mahlzeit zurückkehren, ſo würde mir das Leiden machen, die ich jetzt ſehr leicht vermeiden kann; und vielleicht würde ich nicht einmal dieſe Probe beſtehen können. Haben Sie nur die Güte, mich Ihrer Freundſchaft zu würdigen; im Uebrigen aber bekümmern Sie ſich um mich nicht weiter. Doch habe ich eine Bitte an Sie! wollen Sie nicht die Güte haben und mit Herrn A. R. M. reden? Sie ſind bekannt mit ihm, ich möchte gerne Sänger in der H. G. Kirche werden, jetzt iſt gerade eine Stelle vakant, denn der ..... iſt geſtorben." Stilling verſprach ihm das, und ſäumte auch nicht, mit dem Herrn M.... zu reden, der im Augenblick willig war, den jungen Gotthard zu empfehlen.

Mit einem Wort, Max ward Sänger, und dieſes Aemtchen trug ihm hundert Gulden ein, ohne ihm im Geringſten an ſeinen Studien zu ſchaden. Er brachte ſich zwei Jahre durch, ohne einen Heller Schulden zu machen, und ein vortrefflicher Kopf und vorzüglicher Fleiß waren Urſache, daß ihn Jeder verehrte und ihm mit Grund eine baldige Verſorgung weiſſagte.

Zu eben der Zeit ſtudirte auch ein Bairiſcher Graf von L.... in Heidelberg. Dieſer beſuchte Stillingen auch zuweilen, wo dann er und Selma oft Gelegenheit fanden, ihren Freund Gotthard zu empfehlen. Der Graf hörte das mit einer bedeutenden Miene an, und endlich ſagte er im Vertrauen: er ſtände jetzt noch unter der Gewalt ſeines Hofmeiſters und ſeiner Vormünder; in einem Jahr werd' er majorenn, und dann ſollte Max in ſeine Dienſte treten, und bald Amtmann auf einem ſeiner Güter werden. Er habe ihm zuweilen Unterſtützung angeboten, aber

er könne nichts bei ihm anbringen. Indeſſen möchte man ihm ja nichts von ſeinem Vorhaben ſagen. Auch dieſer vortreffliche junge Mann machte Stilling Freude; überhaupt hat die Baier'ſche Nation ungemein viel Edles, und keine iſt zur wahren Aufklärung fähiger, als ſie.

Daß Stilling viel mit Starroperationen zu thun hat, die er unentgeldlich verrichtet, iſt aus ſeiner Lebensgeſchichte bekannt. Dies bemerkte auch unſer junge Gotthard; mit Thränen der Rührung kam er daher an einem Abend zu Stilling. „Herr Hofrath, fing er an: durch Ihre Hülfe werden ſo viele Leute ſehend; beſonders hat mich der blinde Weingärtner gerührt, den Gott durch Sie ſeiner Familie wieder geſchenkt hat, und der nun ſeine Dankbarkeit nicht anders zu äußern wußte, als daß er bei trockenem Brod und Waſſer für Sie nach Wallthüren wallfahrtete, um dort kräftiger um Segen für Sie flehen zu können. Die Meinung war doch gut — und ſein Opfer iſt gewiß Gott angenehm geweſen. Solche Fürbitter möcht' ich mir auch erwerben; es iſt doch gut, wenn wir ungerechte Haushalter, die wir doch im Grund alle ſind, dereinſt Bürger finden, die uns in ihre ewige Hütten aufnehmen; können Sie mich nicht auch die Staaroperationen lehren?“

Stilling drangen Thränen in die Augen. „Ja!“ ſagte er: „ich will Sie darin unterrichten.“ Jetzt wurde auch dieſe Sache vorgenommen. Stilling nahm den jungen Gotthard zu allen Operationen mit, unterrichtete ihn treulich in allem, und ließ ihn an todten Kälberaugen ſo lange operiren, bis er alle Lenkungen beider Hände inne hatte. Auch unterwies er ihn in der nachherigen Kur, worauf ſo viel ankommt. Max war voller Freude und Munterkeit, daß

ihm in allen Stücken alles glückte, was er anfing. Nun ließ er ſich auch alle Inſtrumente machen, die er brauchte, und das Geld dazu erſparte er ſich aus ſeinem kleinen Gehalt.

Die Zeit ſeiner Abreiſe war auf den Herbſt 1786 beſtimmt, wo in der erſten November=Woche das bekannte Univerſitäts=Jubiläum zu Heidelberg gefeiert wurde. Max wäre gerne vorher abgereist, allein aus Mangel an Reiſegeld konnt' er nicht. Er mußte erſt ein Quartal ſeiner Beſoldung erwarten, folglich die ganze Zeit über und noch ein paar Wochen länger da bleiben; jetzt gerieth er in Verlegenheit. Die Menge der Menſchen, welche zuſtrömten, machte die Zimmer außerordentlich theuer; ſein Wirth gebot ihm, auszuziehen, weil er doch den Winter nicht da bleiben konnte, zudem fiel ein tiefer Schnee und es wurde ſehr kalt. Jetzt kam er zu Stilling und flehte um Rath. Selma lächelt ihn an und ſagte: „Getroſt, Freund! ich habe das Haus voller Fremden, alſo kein Bett mehr, aber kommen Sie zu uns, hier dieſer Sopha ſoll Ihr Bett ſeyn.“ Mit tiefer Rührung küßt' er ihr die Hand. „Ja das kann, das will ich annehmen; nur verſchonen Sie mich mit Ihrem Tiſch, ich kann nicht mit Ihnen ſpeiſen.“ — Aber iſt das nicht Eigenſinn? — fiel Stilling haſtig ein. „Nein! es iſt nicht Eigenſinn, verſetzte Max ruhig, ich bin durch hohe Pflichten gebunden, ſo zu handeln.“ Stilling verehrte dieſe Pflichten und ſchwieg.

Der junge Gotthard ward alſo drei Wochen lang Stillings Hausgenoſſe. Als nun ſeine Abreiſe herannahte, ſo machte er ſich dazu geſchickt, und er war willens, in dem harten Winter zu Fuß nach Haus zu reiſen. Jetzt kam aber Graf L.... Mit einer

ganz andern Miene als ſonſt, fing er an: „Ich bin majorenn; das Erſte, was ich gethan habe, beſteht darinnen, daß ich meinen Hofmeiſter auf eine gute Manier fortgeſchickt habe. Nun brauche ich aber Jemand, der mir in meinen Geſchäften hilft, denn ich trete auch die Verwaltung meiner Güter an und habe Niemand, der ſich dazu ſchickt." — Der edle Mann wandte ſich hier gegen Gotthard, der auch zugegen war, und ſagte mit einem Ton, der durch die Seele ging: „Lieber Herr Landsmann! erzeigen Sie mir doch die Gefälligkeit und treten Sie von dieſem Augenblick an in meine Dienſte. So einen Mann, wie Sie, brauch' ich gerade, aber ſchlagen Sie mir doch ja dieſe Bitte nicht ab."

Da ſtanden Alle und feierten — und gewiß ſang ein Engel geflügeltes Ungeſtüm in ſeine Harfe. Stilling ſtürmt' auf einmal dem Grafen um den Hals und erſtickt' ihn faſt mit Küſſen. Auch Selma umarmte ihn mit Thränen; Gotthard aber ſtand da mit emporgerichtetem Thränenblick und gefalteten Händen, ſtumm und ſtaunend. Jetzt griff ihn der Graf an der Hand — „Nun, wie iſts?" ſagte er mit lachendforſchender Miene; — Gotthard ermannte ſich, beugte ſich und antwortete: „Ja, Herr Graf! ich bin zu Ihren Dienſten, Gott belohne und ſegne Sie!" — Das war ein Abend! Allmälig gerieth man nun in vertrauliche Geſpräche; endlich fing Selma an: „Nicht wahr, Herr Graf! Sie nehmen dieſen Abend mit uns vorlieb?" — „Sehr gerne!" verſetzte er. Sie fuhr fort: Den Herrn Gotthard bitte ich nicht mehr zu Gaſte, denn ich weiß, daß ich einen Korb bekomme." — „Nein jetzt nicht, Frau Hofräthin! antwortete er. Von nun an

darf ich wohl mit einem guten Freunde ſpeiſen.“ Man ſchwieg, ohne fernere Erklärung zu verlangen.

Als nun der Tag der Abreiſe erſchien, verſah Selma die beiden lieben Reiſenden mit zween Krügen vom beſten Nierſteiner Wein, mit Schinken, Würſten u. dergl. Sie nahmen einen thränenreichen Abſchied und gingen fort.

Auf der Reiſe bat Max den Grafen, da er ſich doch aus dem Wein nicht viel mache, ſo möchte er ihm doch die zween Krüge allein überlaſſen, er wolle ſie gerne ſeinem alten Vater mitbringen, denn er habe in ſeinem Leben wenig, und ſolch' einen Wein noch nie gekoſtet. Ja, Freund! erwiederte L...., den ſollen Sie haben, und in Zukunft ſoll Ihnen ein ſolcher Wein nicht mehr ſelten ſeyn. Gotthard freute ſich herzlicher, als eine Mutter am Chriſtabend, wenn ſie ihren Kindern die Weihnachtsgeſchenke bereitet.

Gotthard half den Winter über dem Grafen ſeine Geſchäfte in Ordnung bringen, auch beſuchte er bald ſeinen alten Vater mit den zween Krügen Wein. Die beiden Grauköpfe lebten auf, und die Freude des guten Gewiſſens, verbunden mit der Seligkeit über glückliche und wohlgerathne Söhne, verjüngte ſie wie die Adler.

Gegen das Frühjahr aber trat Graf L.... an einem Morgen mit einem Papier und frohem Geſicht in Gotthards Zimmer. „Da, Freund!“ ſagte er: leſen Sie!“ Gotthard las mit der äußerſten Beſtürzung; es war die Vokation zu einer Maltheſerordens-Amtmanns-Stelle mit einem außerordentlich hohen Gehalt. „Nein!“ rief Max, „ich bleibe bei Ihnen.“ L.... verſetzte: „Nein, Sie bleiben nicht! So kann ich Sie nie verſorgen. Das bitt' ich mir aber aus, daß Sie auch mir zugleich in meinen Ge-

ſchäften beiſtehn.“ — „Wenn das iſt,“ ſagte Max freudig, „ſo nehme ich's in Gottes Namen an.“

Dort lebt nun der edle Mann in Segen; auch hat er mit Glück einigen armen blinden Familienmüttern ihr Geſicht wieder gegeben. Graf L.... beſuchte vor mehreren Jahren Stillingen in Marburg, wo er ihm Gotthards Geſchichte von ihrer Abreiſe an erzählte; auch ſchrieb Max ſelbſt hieher an ſeinen ehemaligen Lehrer und jubelte über ſeine wohlgelungenen Staarkuren, und überhaupt über die glückliche Lage, ſeinem alten Vater einen ruhigen und heitern Lebensabend verſchaffen zu können.

Sey mir gegrüßet, edler Mann! wie will ich dich an's Herz drücken, wenn wir bei'm Feierabend unſern Groſchen empfangen!

18.

Theodor.

Theodor hatte die Höhe eines waldigten Gebirges erreicht; hier befand er ſich auf einem grünen, gegen Weſten abhängigen Raſenplatz, der von einem düſtern Buchenwald umkränzt wurde, über welchen hin ſich ſeinem matten Thränenauge eine unermeßliche Ausſicht eröffnete. Städte, Dörfer, Felder, Wieſen, Wälder und Wäldchen, die ein fernes blaues Gebirge begränzte, lagen da vor ihm wie ein buntes Gemälde, das die dem Untergang ſich nahende Sonne höchſt maleriſch beleuchtete.

Theodor, müde von Laufen und Weinen, ließ ſich auf dem Raſenplatz nieder; er ſchaute trübe in die ſchöne Natur hin und ſprach: O himmliſcher Vater! welche Schönheit und welch' ein Reichthum! — ich Armer bin müde, hungrig, durſtig, betrübt bis zum Sterben, und alle dieſe Schönheit, dieſer Reichthum hat für mich kein Krümchen Brod und keinen Trunk Waſſer übrig. O Du, der Du einſt ſo viele Tauſend Menſchen mit wenig Brod und ein Paar Fiſchlein ſpeisteſt; erbarme Dich mein! aber hier iſt leider nichts, was Du ſegnen und mich damit ſättigen könnteſt, und ich Armer kann nicht weiter.

In dem Augenblick neigt ſich der Kopf eines alten

Mütterchens zur Seite her und ſprach mit heiſcherer Stimme: es ſind doch noch Krümchen Brod und Quellen in der Nähe, die Er ſegnen kann, komm mit mir und ſiehe es. Theodor erſchrack wie vor einer Erſcheinung aus der Geiſter-welt, er fuhr auf, ſchwieg und ſtaunte; er ſahe da vor ſich eine ehrwürdige alte Frau, arm aber reinlich gekleidet; unter ihrem Silberhaar waltete Weisheit, auf ihrer Stirne ſahe man die Trophäen ſieggewohn-ter Kämpfe, in ihren Augen ſpiegelte ſich des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angeſicht, und um ihren Mund her ſpielte die himmliſche Liebe im frommen Lächeln.

Der fünfzehnjährige Knabe Theodor konnte frei-lich dieſe Sprache noch nicht leſen, aber doch empfin-den; er fing laut an zu weinen und rief: O Herr Gott, ich danke Dir!

Die alte Frau hatte am linken Arm ein Körbchen mit rohen Kartoffeln hangen und in der rechten Hand hielt ſie einen Krückenſtab, auf den ſie ſich ſtützte; nun komm, du Engel! ſagte ſie lächelnd, und ſtieg dann krumm und mühſam vorwärts; Theodor folgte mit den Worten: Ach liebe gute Mutter! ich bin kein Engel, ich bin nur ein armer ſündiger Junge.

Sie. Deſto beſſer! Die armen ſündigen Jungen können noch Engel werden, komm du mit mir: mir biſt du jetzt ſchon ein Engel — bei dieſen Worten nickte ſie ihm freundlich zu und lächelte.

Theodor wußte nicht, was er ſagen und denken ſollte; halb furchtſam und ſchüchtern folgte er ihr und dachte an Feen-Mährchen, die er ehemals hatte er-zählen hören. Die alte Frau führte ihn auf einem kaum ſichtbaren Fußpfad rechts, links, aufwärts, abwärts, durch den düſtern Wald in ein einſames, mit Bäumen

umkränztes Wieſenthälchen, an deſſen obern Ende ein kleines mit Stroh bedecktes Häuschen ſtand, in deſſen Glasfenſterchen die Strahlen der eben untergehenden Sonne glitzerten. An der einen Seite war ein Gemüßgärtchen und an der andern ein Höfchen mit einigen Obſtbäumen. Vor der Thür ſtand eine ſchattigte Linde, und daneben ein immerlaufender und plätſchernder Röhrbrunnen.

Dies Oertchen war ſo heimlich-freundlich und einladend, daß es dem guten Jüngling wohl um's Herz wurde.

Unter der Linde ſaß ein alter Greis, welcher ſein Pfeifchen rauchte. Die Alte ſah ihn freundlich an und ſagte: Jakob! Da bring' ich einen Gaſt, er will mit unſerm Herrn dieſen Abend eſſen und bei Ihm herbergen, es fehlte ihm nur an wenig Brod und ein paar Fiſchchen, die er Ihm bringen könnte, um ſie zu ſegnen, ich denke, damit helfen wir ihm aus. Der Greis neigte das Haupt, anſtatt Ja zu ſagen, und ſchwieg. Theodor folgte der Alten in das reinliche Stübchen, er ſetzte ſich und die Ruhe, im Gefühl der Sicherheit, that ihm ſo wohl, daß er mit Seufzen und Thränen Gott dankte. So traf ihn die Matrone, die mit einem Kümpchen ſüßer Milch und einem Stück Brod in den Händen hereintrat und es ihm freundlich mit den Worten vorſetzte: Iß und trink, der Herr ſegne es Dir! Theodor ließ ſich das nicht zweimal ſagen, er aß und trank.

Mittlerweile fand ſich noch eine vierte Perſon ein; ein junger ſchöner Mann im leinenen Kittel, er ſchritt raſch zur Thür herein, grüßte den Theodor freundlich, nahm den Querſack von der Schulter, hing ihn da an einen hölzernen Pfahl, zog dann den Kittel aus und hing ihn dazu, dann ging er wieder hinaus

ohne weiter ein Wort zu ſagen. Theodor wunderte ſich ſehr; einen ſolchen Schlag Menſchen hatte er noch nie geſehen. Eine Stunde ſpäter deckte die Großmutter den Tiſch, der Patriarch kam auch und dann auch der Sohn, der das Eſſen in einer irdenen Schüſſel auf den Tiſch ſetzte; es war eine gebrannte Mehlſuppe, die dem guten Theodor lieblich entgegen duftete. Indeſſen er hatte ſchon gegeſſen und getrunken und war auch zufrieden. Ehe ſich die drei niederſetzten, ſtellte der Sohn einen vierten Stuhl an den Tiſch, und nun ſagte der Alte mit einer ernſthaften Baßſtimme: komm, ſetze dich hieher, mein Sohn! Blöde und ſchüchtern erwiederte Theodor: ich danke, ich hab' gegeſſen. Nun wendete ſich der Alte zu ſeiner Frau und ſagte: Wie war das, Eliſabeth! mit dem wenigen Brod und ein Paar Fiſchchen? — Freundlich wie die aufgehende Frühlingsſonne blickte ſie den guten Jüngling an und ſprach: Komm, mein Engel! Du empfingſt vorhin das wenige Brod und die Fiſchchen, jetzt will es Dir der Herr ſegnen. Theodor konnte vor inniger Rührung der Thränen nicht los werden.

Nun erhob ſich der Hausvater; alle vier ſtanden; er betete mit einer ſolchen Kraft und Salbung, wie es Theodor noch nie gehört hatte, und doch war ſeine ſelige Mutter eine große Beterin geweſen, die dieſen ihren Liebling oft ihrem Erlöſer zum ewigen Eigenthum übergeben hatte.

Während dem Eſſen beobachteten alle drei ihren Gaſt genau; dann ſahen ſie ſich zuweilen an und lächelten freundlich, ſo, als ob ſie etwas Angenehmes an ihm entdeckten.

Nach Tiſch machten Vater und Sohn ihre Tabackspfeifen zurecht, und die Mutter holte ihre Kunkel und

Spindel und rüſtete ſich zum Spinnen. Nachdem die Pfeifen an der Oellampe angezündet waren und man ſich wieder geſetzt hatte, ſo forderte der Greis den Theodor zur Erzählung ſeiner Geſchichte auf, wenn er aber zu müd wäre, ſo möchte er es anſtehen laſſen bis morgen. Dies war dem Jüngling eben recht, denn die Rede hatte ihn ſchon in ſeinem Bauch geängſtigt, wie ehemals den Elihu, aber die Ehrerbietung vor dieſen Leuten hatte ihm nicht erlaubt, aus eigenem Trieb ein Wort zu reden.

Mit einem tiefen Seufzer fing der gute Jüngling an: Ich bin von Hillshofen und heiße Theodor Killsberg — die beiden Männer nahmen die Pfeifen aus dem Mund und ſtarrten den Erzähler an, die Mutter ſaß da wie eine Bildſäule, die Spindel in der Rechten und den Hanf in der Linken, und bohrte mit ihren Sternenaugen Theodor ins Angeſicht.

Dieſer erſchrack und ſchwieg.

Allmählig nahten ſich die Pfeifen wieder dem Mund, die Spindel wurde gedreht und der Hanf gezupft.

Nun weiter! ſagte jeder.

Theodor fuhr fort: Mein Vater war herrſchaftlicher Pächter auf dem dortigen großen Domainengut, und meine Mutter war die Tochter ſehr frommer Eltern, die ſich auf einem kleinen Gütchen in Hillshofen ehrlich nährten. Mein Vater war ſehr gottesfürchtig, und da meine Großeltern öfters erbauliche Zuſammenkünfte in ihrem Hauſe hielten, ſo ging mein Vater oft dahin; da hatte er meine Mutter kennen lernen und ſie geheirathet.

Der Pächter zu Hillshofen hatte den Amtmannstitel und die Gerichtsbarkeit über das ganze Dorf, deßwegen mußte er ſich einen Rechts-

gelehrten halten, der Gerichtsverwalter genannt wird. Mein Vater hatte einen alten braven Mann, der hieß Gotthold, und der alte ſelige Fürſt hatte ihm den Rathstitel gegeben, weil er ſo außerordentlich treu und rechtſchaffen war.

Als ich zwei Jahr alt war, ſo ſtarb der alte Fürſt, ſein Bruder Prinz Johann wurde Vormund des jungen Prinzen und bekam auch die Regierung, die er aber dem geheimen Rath von Wildhauſen übertrug, dann den Prinzen mit ſeinem Hofmeiſter, dem Baron Tellsburg, auf Reiſen ſchickte, er ſelbſt aber ging nach Paris, wo er auch noch iſt; bald nachher ſtarb mein Vater, als ich ungefähr dritthalb Jahr alt war. Als die Trauerzeit vorbei war, ſo fand ſich ein ſchöner junger Mann ein, der ein anſehnliches Vermögen hatte und meiner Mutter einen hohen Grad von Frömmigkeit vorheuchelte. Er beſuchte auch die Verſammlungen bei meinen Großeltern und betrog ſie alle, bis er meine Mutter geheirathet hatte. Jetzt zeigte er, wer er war; der ehrliche Rath Gotthold wurde zur Ruhe geſetzt, er lebte aber nicht lange mehr, ſondern er ſtarb bald; an ſeine Stelle kam ein junger Menſch, der weder Himmel noch Hölle glaubte, und man ſagt, daß er ein unehelicher Sohn vom geheimen Rath Wildhauſen ſey, bei dem er auch alles galt. Jetzt fing nun der Jammer in Hillshofen an. Das Erſte, was der neue Gerichtsverwalter vornahm, war, daß er meine Großeltern wegjagte, weil ſie verbotene Zuſammenkünfte hielten, in welchen allerhand unerlaubte Sachen vorgingen; da halfen keine Entſchuldigungen, keine Zeugen und keine Beweiſe, genug, ſie waren meinem Stiefvater und ſeinem Freund Gerichtsverwalter ein Dorn in den Augen, ſie mußten ihr Gütchen verkaufen und das

Land meiden; ſie duldeten alles chriſtlich und zogen dann nach Amerika. Seit der Zeit haben wir nichts mehr von ihnen gehört.

Die Leiden meiner Mutter ſtiegen nun aufs höchſte, ich war nächſt Gott ihr einiger Troſt; ſie betete täglich ein paarmal auf den Knieen mit mir und für mich. Meinen Stiefvater bekam ich ſelten zu ſehen, weil er mich immer entweder mit Worten oder mit der That mißhandelte, ſo oft er mich ſahe. Ich war alſo den ganzen Tag in der Schule, und der Pfarrer, ein recht guter braver Mann, den mein ſeliger Vater noch dahin berufen hatte, tröſtete mich oft, wenn meine Leiden zu ſchwer wurden. Endlich vor einem Jahr ſtiegen ſie auf die höchſte Stufe: Meine Mutter erlag endlich unter dem ſchweren Druck; ſie ſtarb aus Kummer, der ihr eine Auszehrung zugezogen hatte, und ſobald es nur eben anging, holte er eine alte Kammerjungfer der Frauen Geheimenräthin von Wildhauſen und heirathete ſie. Ihr könnt nun denken, was ich ſeit der Zeit ausgeſtanden habe. — Wegſchicken konnten ſie mich nicht, daher mußte ich Knechtsdienſte thun; man bürdete mir Arbeiten auf, die meine Kräfte überſtiegen, und hoffte, ich würde endlich weglaufen, ich bekam nur halb ſatt und ſchlecht zu eſſen, und eben ſo knapp ging es mir mit den Kleidern.

Vor etlichen Tagen aber ſchickte mich mein Stiefvater in ſein Zimmer, um aus ſeinem Schreibpult ein Papier zu holen. Dies that ich Vormittags, am Nachmittag aber entſtand ein Lärmen im Haus, es ſeyen hundert Gulden aus der Kaſſe geſtohlen worden. Jetzt merkte ich, was man im Sinne habe, mit Weinen und Schluchzen lief ich zum Pfarrer; dieſer rieth mir, mich alſofort aus dem Land zu machen,

ſonſt ſey ich verloren; ich würde zwar dadurch von aller Welt für ſchuldig gehalten, allein das wäre für jetzt das geringere Uebel, meine Unſchuld würde gewiß an den Tag kommen; Steckbriefe würde man mir nicht nachſchicken, denn man würde froh ſeyn, wenn man meiner los wäre. Ich lief alſo gleich fort. Der Pfarrer gab mir ein paar Batzen, er iſt ſelber arm. Die hab ich in verwichener Nacht verzehrt; heute habe ich den ganzen Tag gelaufen, ohne etwas zu eſſen und zu trinken; Kleider habe ich keine, als was ich auf dem Leib trage; was das nun geben ſoll, das weiß Gott allein, der mich ja nicht verlaſſen wird.

Der alte Jakob nahm die Pfeife aus dem Mund und ſprach mit zutraulicher Rührung zu ſeinem Sohn: Thomas! du nimmſt ihn morgen mit in den Wald! du läſſeſt ihn die leichtere Arbeit verrichten, Bäume und Aeſte ausſchneiden und dergleichen. Er bleibt bei uns, bis wir ſehen, was der Herr mit ihm vorhat. Die alte Eliſabeth fügte noch hinzu: für Hemder und Kleider werde ich ſorgen; ſey du vergnügt, Theodor, und traue auf Gott.

Nun waren die Pfeifen geraucht und an den Schuhen ausgeklopft. Thomas ſtund auf und ging bei eine große hölzerne Uhr, die an der Wand hing, an welcher er ein Stiftchen drückte, worauf ſie leiſe zu raſſeln anfing und nun einen vortrefflichen Choral vierſtimmig flötete, den dann die drei mit einem ſchönen Abend=, Dank= und Gebetlied begleiteten; und dann betete der Alte auf den Knieen mit ſolcher Inbrunſt, daß man glaubte, die Annäherung glänzender Thronfürſten des Himmels zu ahnen.

Die Uhr hatte Thomas in den langen Winterabenden ſelbſt gedrechſelt und geſchnitzelt.

Theodor befand ſich im Vorhof des Himmels. Er gewöhnte ſich in dieſe Einöde und bekümmerte ſich um die ganze Welt nicht mehr. Die Religion glänzte hier in ihrer Urſchönheit, wie die Sonne am ſchönſten und heiterſten Frühlingsmorgen. Er ſaß in ihren Strahlen, ſonnte und wärmte ſich, und athmete die aus dem ewigen Oſten herüberfächelnde Lebensdüfte mit vollen Zügen ein.

Ein halbes Jahr hatte er bei dieſen himmliſchen Einſiedlern zugebracht, als er an einem Abend mit ſeinem Freunde Thomas bei ihrer Heimkunft einen Herrn bei dem alten Vater antraf, der mit dieſem in einem vertrauten erbaulichen Geſpräch begriffen war, welches aber bei der Ankunft der beiden Holzmacher aufhörte. Thomas grüßte den Fremden mit Händedruck ganz zutraulich und bekannt; der fremde Herr blieb die Nacht da. Es fielen Geſpräche vor, den gegenwärtigen und den künftigen Zuſtand des Reichs Gottes betreffend, die dem jungen Theodor durch Mark und Bein drungen; allen fünfen kam dieſe Nacht kein Schlaf in die Augen, und als am Morgen der Tag grauete, ſo ſpielte die Uhr die ſchöne Melodie des Lieds: Wie wohl iſt mir o Freund der Seelen, wenn ich in Deiner Liebe ruh! Alle Fünfe ſangen das Lied dazu, beteten dann miteinander, während dem Theodor etwas bemerkte, das in ihm eine ahnende Erwartung weckte.

Der Fremde nahm nun Abſchied, er war ein reicher Mennonit aus Holland, der einen großen Holzhandel hatte, auf welchen ſeine jetzige Reiſe auch Bezug hatte.

Thomas und Theodor gingen nun wieder in den Wald an ihre Arbeit, als ſie aber des Abends wieder kamen, ſo rief der alte Jakob Theodorn

zu ſich unter die Linde und ſprach: ſetze dich zu mir, mein Sohn! Theodor gehorchte; nun fuhr der Patriarch fort: du kannſt hier dein ganzes Leben nicht zubringen; du biſt jung und Gott hat dir ſchöne Gaben anvertraut, mit denen du auch in der Welt wuchern mußt; der Herr van der Horſt, der verwichene Nacht hier war, will dich in ſeine Dienſte nehmen, er iſt ein reicher großer Kaufmann, der mit Holz handelt und mit Frau und Kindern von Herzen Gott fürchtet, da biſt du wohl aufgehoben; wir werden dann hernach weiter ſehen, was der liebe Gott mit dir vor hat. Mutter Eliſabeth hat für die nöthigen Kleider geſorgt, morgen bringt dich mein Thomas nach Geißhübel. Dort iſt Freund van der Horſt, der dich in Empfang nehmen und dein Vater ſeyn wird.

Dieſe Ausſichten und dieſer Antrag überſtieg alle Erwartungen des guten frommen Jünglings: denn ſo gern er auch bei dieſen guten lieben Menſchen war, ſo fühlte er doch eine geheime Ahnung in ſich, daß ihm dieſe einförmige Lebensart endlich läſtig werden und er ſich nach einem größern und wohlthätigern Wirkungskreis ſehnen würde. Er dankte alſo dem alten Jakob für ſeine väterliche Fürſorge und verſprach ihm unter Gottes Beiſtand Freude zu machen.

Den folgenden Morgen nahm er alſo ſeinen Bündel, den ihm Mutter Eliſabeth ſchon gepackt hatte, die beiden Alten ſegneten ihn, und ſo ging er weinend und doch froh hinter Thomas her, der ihn nach Geißhübel, wo ſie den Mittag ankamen, begleitete. Van der Horſt empfing unſern Theodor väterlich ernſt und freundlich. Mit den Worten aber war er eben ſo ſparſam, wie Jakob, Eliſabeth

und Thomas; dies war nun der Jüngling ſchon gewohnt, und ſo bildete er ſich auch ganz nach dieſem erhabenen Beiſpiel.

Immanuel van der Horſt wohnte auf einem Landgut an der Yſſel in Holland, Vreedenshoope genannt; es beſtund aus einem hübſchen geräumlichen Wohnhaus, ein paar großen Windmühlen, auf denen die großen Bäume, welche den Rhein herab, dann auf der Yſſel dahin geflößt wurden, zu Dielen, Brettern, Latten, Zimmer- und Schiffbauholz geſchnitten wurden, und dann aus einigen Häuſern, worinnen die Arbeitsleute wohnten, welche alle ſehr fromme Mennoniten waren und eine kleine Gemeine bildeten, deren Vorſteher und Lehrer van der Horſt ſelbſt war. Dieſer hatte mit ſeiner Frauen zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, welche beide ungefähr von Theodors Alter waren; David mochte etwas älter, Sarah aber ein paar Jahr jünger ſeyn. Mit dem einförmigen, aber himmliſchen Leben, welches Theodor hier verlebte, mag ich meine Zuhörer nicht aufhalten; er bildete ſich hier zu einem Chriſten im erhabenen Sinn des Worts; und da es ihm an Talenten nicht fehlte, ſo verſchaffte er ſich auch nützliche Kenntniſſe aller Art, ſo daß er zu einem Mann erreiſte, den der Herr als ein ſehr nützliches Werkzeug zur Menſchenbeglückung brauchen konnte. Mit David und Sarah lebte er brüderlich: denn der Vater wollte durchaus keinen Unterſchied zwiſchen ihnen dulden. Er bekam die nothdürftige Kleidung und Wäſche im Ueberfluß und monatlich ein hübſches Taſchengeld, welches er aber zum Wohlthun verwendete. Von einem Jahrgehalt war hier die Rede nicht. Mit den alten Einſiedlersleuten

blieb er in Verbindung, indem er mit Thomas eine vertraute Correſpondenz führte.

Theodor mochte etwa drei Jahr zu Vreedenshoope geweſen ſeyn, als ihm Thomas ſchrieb, er möchte ſchleunig nach Haus kommen, der junge Fürſt ſey wiedergekommen, habe die Regierung angetreten und eine Commiſſion niedergeſetzt, welche die bisherige Verwaltung des Miniſters von Wildhauſen unterſucht und ſolche Verbrechen entdeckt habe, die den Fürſten bewogen hätten, ihn mit lebenslänglicher Gefangenſchaft zu beſtrafen. Seine Stiefeltern ſeyen ebenfalls gefangen und ihr gottloſer Gerichtsverwalter ſitze in Ketten und Banden. Nun ſey noch verſchiedenes zu berichtigen, wobei ſeine Gegenwart durchaus erfordert werde. Theodor berathſchlagte ſich mit ſeinem Prinzipal und deſſen Familie, welche alle die Reiſe für nöthig hielten, aber auch ſehr wünſchten, daß er ſich zu Haus durch nichts feſſeln laſſen, ſondern ſo bald als möglich wieder zu ihnen kommen möchte. Theodor antwortete: Irdiſche Vortheile können mich nicht von Ihnen trennen, wohl aber die Erfüllung höherer Pflichten, deren ich aber jetzt keine errathen könnte. Nun machte er ſich reiſefertig und begab ſich auf den Weg. Während unſer Theodor reist, muß ich erzählen, was im Fürſtenthum Stralenburg und zu Hillshofen vorgegangen war. Prinz Johann war in Paris und bekümmerte ſich um die Regierung gar nicht, dem geheimen Rath von Wildhauſen war alles überlaſſen; dieſer gewiſſenloſe Wollüſtling hatte alſo keinen andern Zweck, als ſeine Lüſte zu befriedigen, ſeine Familie emporzubringen und zu bereichern.

Den Baron Tellsburg hatte der alte fromme Fürſt ſeinem Sohn Chriſtian zum Führer und

Hofmeiſter gegeben, weil er ein wahrer Chriſt und in der Staatskunde äußerſt erfahren war. Da er nun oft zu Hillshofen geweſen war und den alten Jakob Kernmann wohl gekannt und auch ſeinen häuslichen Erbauungsſtunden oft mit Segen beigewohnt hatte, ſo hatte er ein unumſchränktes Zutrauen zu ihm; als er daher mit dem Erbprinzen auf Reiſen ging, ſo verabredete er mit Kernmann, daß er ihm von Zeit zu Zeit ſchreiben möchte, wie es im Lande zuging, und da die Reiſe über Holland nach England ging, ſo ſchlug Kernmann den Mennoniten van der Horſt vor, an den beide ihre Briefe couvertiren wollten. Als nun Kernmann von Hillshofen vertrieben wurde und ſein Gütchen verkauft, ſo ſagte er Niemand, was er vorhabe; da nun damals viele Leute nach Amerika zogen, ſo urtheilte man von ihm auch nicht anders; er ließ die Leute in dem Wahn und zog in die benachbarte Grafſchaft Wüſtenhagen, wo er ſich in der abgelegenſten Gegend der Waldung die Einſiedelei einrichtete, die wir aus dieſer Geſchichte ſchon kennen.

Tellsburg wußte alſo alles haarklein, was im Land vorgegangen war, und hatte auch den Fürſten vor dem Antritt ſeiner Regierung davon unterrichtet, daher konnte nun auch die Commiſſion in allen Punkten gar leicht aufs Reine kommen.

Theodor beſchloß, zuerſt die liebe Einſiedelei zu beſuchen, weil ſie nicht weit aus dem Wege lag und weil es auch der alte Jakob verlangt hatte. So wie er am Abend da ankam, eilten ihm alle drei, nicht mehr geheimnißvoll, ſondern offen und heiter entgegen; Jakob kam mit offenen Armen und ſagte: komm an mein Herz, ich bin dein Großvater

Jakob Kernmann; Theodor ſtaunte und konnte kein Wort ſagen; dann riß ihn auch die alte Eliſabeth in ihre Arme und ſagte: biſt du nun nicht mein Engel? und ſegnet der Herr die paar Brode und zween Fiſche nicht reichlich? Endlich umarmte ihn auch der Oheim Thomas mit wenigen Worten und vielen Thränen.

Des andern Morgens gab der Großvater ſeinem Enkelſohn einen Brief an den Herrn von Tellsburg mit, der nun Miniſter war, und ſagte: Gott ſey mit dir! rathen kann ich dir nicht, gib nur immer auf dein Herz acht, bleib betend im Andenken an den Herrn, ſo wird dir in jedem Augenblicke klar werden, was ſein Wille iſt.

Dem Theodor war dieſe Uebung nicht fremd; er nahm Abſchied von ſeinen Verwandten und reiste nun mit ganz andern Empfindungen in ſein Vaterland, als diejenigen waren, mit denen er ehemals herausging; er fand die ganze Natur viel ſchöner, als damals. Er ging geradezu nach Stralenburg. Der Miniſter empfing ihn als einen Freund, und als er den Brief geleſen hatte, ſo ſagte er: Freund Killsberg, Sie logiren bei mir, ſo lang Sie hier ſind. Dann erzählte er ihm, wie die Sachen zu Hillshofen ſtunden. Seine Stiefeltern waren der Herrſchaft die Pacht von mehrern Jahren ſchuldig und an Theodor hatten ſie dreitauſend Gulden zu bezahlen. Man hatte all' ihr Eigenthum an den Meiſtbietenden verkauft und doch nicht den vierten Theil der Schulden damit tilgen können. Nun fügte der Miniſter noch hinzu: der Fürſt werde ihm, dem Theodor, die Hälfte von dem Erlös baar bezahlen: denn er verlange keinen Vorzug vor andern Creditoren, und am wenigſten vor ihm.

Theodor antwortete: ich ſchenke meinen Stiefeltern die ganze Schuld und verlange keinen Heller von ihnen. Seiner Durchlaucht danke ich ebenfalls für ſolche gnädige Geſinnung, ich werde nichts von dem Geld annehmen.

Tellsburg erwiederte: man hat aus dem Verkauf tauſend Gulden gelöst; fünfhundert müſſen Sie annehmen; eine abſchlägige Antwort würde dem Fürſten mißfallen. Theodor ſchwieg, das Geld wurde ihm ausbezahlt.

Nun war die Rede von der Uebernahme der Pachtung der Domaine Hillshofen, auf welche Theodor vermöge alter Verträge Anſpruch machen konnte. Hierüber erklärte ſich der edle Jüngling folgendergeſtalt: Ich übertrage mein Recht an dieſe Pachtung an meinen Oheim Thomas Kernmann. Er hat nur ein Gut, das er als Caution ſtellen kann, und das iſt kluge Wirthſchaft und unerſchütterliche Rechtſchaffenheit; wenn Ihro Excellenz damit zufrieden ſind, ſo iſt der Pachtkontrakt bald geſchloſſen.

Dem Miniſter drangen die Thränen in die Augen; Sie ſind ein Engel, Killsberg! rief er. — Der Fürſt wird ſich an Edelmuth nicht übertreffen laſſen. Auf der Stelle gab der Miniſter Befehl, daß der Kontrakt ausgefertigt würde; das Pachtquantum blieb beim Alten. Dieſen Kontrakt überreichte Tellsburg dem Fürſten und erzählte ihm dabei, was für eine edle Seele jetzt unter ſeinem Dach lebte. Der Fürſt unterſchrieb den Kontrakt und ließ dann Theodor zu ſich kommen, den er mit den gnädigſten Ausdrücken bewillkommte und ihn dann aufforderte, in ſeine Dienſte zu treten. Hierauf antwortete Theodor: ich danke Ew. Durchlaucht für das gnädigſte Zutrauen; ich ſuche jeden

Augenblick dem Willen Gottes gemäß zu handeln und kümmere mich um die Zukunft nicht; wird mich nun die erhabene Vorſehung in Ew. Durchlaucht Dienſte führen, ſo werde ich willig folgen, nur jetzt iſt das der Fall noch nicht. Die beſcheidene Würde, mit welcher Theodor ſprach, reſpektirte der Fürſt, er drückte ihm die Hand und entließ ihn.

Von Stralenburg begab ſich nun Theodor nach Hillshofen, wo ſeine Stiefeltern nebſt ihrem ſaubern Gerichtshalter gefangen ſaßen; er kehrte bei ſeinem lieben alten Freund, dem Pfarrer Grünenthal ein, der ihn mit Freudenthränen und öfterer Umarmung empfing. Nun erkundigte er ſich zuerſt nach den Gefangenen und erfuhr, daß ſie blos der Schulden wegen gefangen ſäßen, was aber den guten Jüngling bis zu den Thränen freute, war, daß ihm der Prediger verſicherte: beide hätten ſich im Gefängniß gründlich bekehrt. Nun verlangte ſie Theodor zu ſehen und zu ſprechen, er bat alſo den Pfarrer, er möchte vorher zu ihnen gehen und ſie auf den Beſuch vorbereiten; dann gab er ihm die fünfhundert Gulden, die er vom Fürſten empfangen hatte, und bat ihn, die Eltern damit zu unterſtützen, damit es ihnen am Nöthigen nicht fehlen möchte. Dem Pfarrer war die Laſt der Empfindung beinahe zu ſchwer, er konnte kein Wort ſagen, ſondern nur weinen, und ſo lief er fort zu den Gefangenen. Beide krümmten ſich im Staube; das Gefühl ihrer Sünden und ihrer Unwürdigkeit preßte ihnen blutige Thränen aus, als ihnen der Pfarrer alles erzählte, er mußte alſofort den Theodor holen — den Auftritt vermag ich nicht zu ſchildern. Es war ein Ringen der Demuth und der Liebe — ein Kampf, der die Seligkeit der Engel erhöht,

und in welchem der Sieger den Beſiegten und die-
ſer auch jenen krönt.

Bei dem Abſchied ſagte Theodor: ſeyd getroſt, liebe Eltern! bleibt auf dem Buß- und Verläugnungs-weg, den ihr betreten habt, und kämpft redlich, ich werde ſuchen, Euch zu befreien und dann auch weiter ſorgen. Beide fielen auf dem kalten Pflaſter aufs Angeſicht und verſtummten. Theodor riß ſich los und eilte wieder nach Stralenburg zum Miniſter, dem er erzählte, wie er ſeine Eltern gefunden hätte, und nun ſchüchtern und ſchamroth fragte: ob ihnen der Fürſt wohl auf ſeine Bürgſchaft die Freiheit ſchenken würde? Der Miniſter lächelte und erwiederte: Ich zweifle nicht daran, denn Sie können ja die nämliche Kaution ſtellen, wie Ihr Oheim Thomas? Theodor lächelte auch mit einer tiefen Verbeugung und ſchwieg. Kurz, auch dieſer Punkt wurde ausgemacht und bewilligt, und ſeine Eltern in Freiheit geſetzt. Dieſen war nun zu Muth, wie dem verlornen Sohn, als ihm ſein Vater entgegen lief und ihn in ſeinen Lumpen ans Herz drückte.

Theodor eilte nun wieder zu ſeiner Einſiedelei, wo er den Abend ſpät ankam, eben als ſeine Großeltern und Thomas ſich zum Abendeſſen rüſteten. Er erzählte ihnen überhaupt ſeine Reiſegeſchichte; nach Tiſch aber überreichte er ſeinem Oheim den Pachtkontrat mit den Worten: Leſet dieſen Brief und erlaubt mir, daß ich mich zu Bett lege, ich bin müde, gute Nacht! — Thomas las — Staunen, Bewunderung, Anbetung, Dank und Hallelujah ſtrömte aus jedem Munde, die Empfindung wollte ſie hinreißen zum Bette des edlen Jünglings, aber ſie enthielten ſich und reſpektirten ſeine beſcheidene Abweſenheit. Des Morgens früh aber hielt ſich

Eliſabeth nicht mehr, ſie eilte an Theodors Bette, umarmte und küßte ihn unzähligemal und ſagte: hatte ich nun Unrecht, als ich dich einen Engel nannte, den wir beherbergen würden? Theodor antwortete: liebe Großmutter! ich bitte Euch, verſchont mich! ich bin noch nicht ſtark genug, Lob zu ertragen; Ihr werdet doch nicht wollen, daß ich meinen Lohn jetzt ſchon dahin nehmen ſoll! — Eliſabeth ſchwieg und ging; ihrem Mann und Sohn ſagte ſie Theodors Antwort, die nun auch ihre Maßregeln darnach nahmen.

Als Theodor in die Stube trat, ſo kam ihm der alte Jakob entgegen und ſprach mit Thränen in den Augen: Theodor! du ſollſt deinen [Lohn nicht dahin nehmen, aber ich will den großen Vergelter bitten, daß Er ihn dir im Himmel und auf Erden vervielfältigen ſoll. Thomas aber drückte ihm die Hand und ſagte: Nun Vetter, gib mir Aufträge, was willſt du, daß ich thun ſoll? Theodor antwortete: daß Ihr nur Eurem Verſtand und Herzen in Befolgung des Willens Gottes treu bleibt, und wenn ich bitten darf, meinen armen bußfertigen Eltern dieſes Euer Häuschen und Gütchen überlaßt. Das ſollen ſie haben, ſagte der alte Jakob. Theodor fuhr fort: aber Eins fällt mir bei, liebe Großeltern! wenn mein Oheim die Pachtung nun antritt, ſo muß er doch Geld in der Hand haben und ſich noch vieles an Hausrath, Schiff und Geſchirr anſchaffen, auch dafür muß ich noch ſorgen. — Nein! verſetzte der Großvater, dafür brauchſt du nicht zu ſorgen, dafür iſt geſorgt. Nun bereitete ſich Theodor wieder zur Reiſe nach Holland, die er den folgenden Morgen antrat.

Wenn ein Kämpfer geſiegt oder ein großer Ge-

neral eine entſcheidende Schlacht gewonnen hat, ſo freut er ſich; aber dieſe Freude kommt derjenigen nicht bei, die der wahre Chriſt genießt, wenn ihm eine edle That gelungen iſt. Theodors Empfindungen waren Vorgefühle der Seligkeit; es war ihm, als ob ihn Mahanaim (1. Moſ. 32.) begleiteten. Man freute ſich da nicht ſeiner eigenen Wirkſamkeit, ſondern daß uns der Herr würdigt, ein Werkzeug des Segens in ſeiner Hand zu ſeyn.

Geſund und vergnügt kam Theodor zu Vreedenshoope wieder an, und er wurde von allen Vieren wie ein geliebter Sohn und Bruder empfangen und in den Schoos der Liebe und Freundſchaft wieder aufgenommen. Nun mußte er ſeine Geſchichte erzählen, welches er mit der gehörigen Beſcheidenheit that, ſo daß er ſo viel möglich das verſchwieg, was ihn hätte der Eitelkeit verdächtig machen können. Van der Horſt war aber klug und erfahren genug und er kannte Theodor hinlänglich, um das Uebrige zu errathen. Nach Endigung der Erzählung fing er an: Du biſt alſo dem Fürſten für die Schulden deines Vaters Bürge geworden, wie hoch belaufen ſie ſich? Theodor antwortete: Sechstauſend Gulden. — Woher willſt du die nehmen? fuhr van der Horſt fort. Der edle Jüngling verſetzte: ich bezahle einſtweilen die Intereſſen von meinem Taſchengeld, bis mir der Herr zum Kapital verhilft, und das wird er thun, ſobald es nöthig iſt, denn ich hab' mich nicht aus Leichtſinn, ſondern im Glauben und Vertrauen auf Ihn verbürgt. Gut! erwiederte der Vater, ich will dir einſtweilen die Summe vorſchießen, ſo lang, bis dir der Herr dazu verhilft. Theodor dankte mit Thränen, und der edle Mann ſchickte nun das Geld in Wechſeln an den Miniſter

von Tellsburg. Der Fürſt, durch ſo viel Edelmuth von allen Seiten gerührt, ſchenkte dieſe Summe dem Armenhaus zu Stralenburg.

Theodor lebte und wirkte nun in dem van der Horſt'ſchen Hauſe im Segen fort; zu Zeiten machte er Reiſen nach England, Frankreich und ins nördliche Deutſchland, auch einmal nach Amerika, und ſo nahm er an Welt- und Menſchenkenntniß, aber auch im innern Wachsthum an Gnade und Wahrheit zu.

Endlich, nachdem er ſechs Jahre in dieſem Verhältniß verlebt hatte, ließ ihn van der Horſt zu ſich in ſein Kabinet kommen; tief gerührt ſprach er: ſetze dich zu mir, mein Sohn! Mit geſpannter Erwartung ſetzte ſich Theodor neben ihn. Nun fuhr der Vater fort: Ich und meine Frau kränkeln ſchon lange an Geſchwüren in den innern edlen Theilen des Körpers, und wir müſſen täglich gewärtig ſeyn, daß uns der Herr abruft, ich muß dir alſo ſagen, was ich in Anſehung deiner beſchloſſen habe; du haſt mir treu gedient und dich wie ein Kind in Haus und Handlung betragen; du biſt ein Chriſt und mit uns einſtimmig, ich nehme dich alſo für mein drittes Kind an; du haſt von nun an in allen Stücken gleiche Rechte mit meinen beiden Kindern. Dieſe und meine Frau freuen ſich dieſes Entſchluſſes, und du wirſt auch hoffentlich nichts dagegen einzuwenden haben.

Theodor ſtaunte, ſo etwas hatte er nicht erwartet; Thränen des Danks floſſen ſeine Wangen herab. Er wollte reden, fand aber keine Worte.

Immanuel fuhr fort: wenn du heirathen willſt, ſo wähle dir eine Jungfrau, die zu uns paßt; mein Sohn iſt kränklich und wird nie heirathen.

Theodor ermannte ſich. — „Darf ich wählen wie und wo ich will?“

Das darfſt du allerdings!

„Nun ſo wähle ich diejenige, die am allerbeſten zu uns paßt.“

Ich verſtehe dich, Theodor; aber kennſt du Sarah's Geſinnung über dieſen Punkt?

„Ich kenne Sarah als eine weitgeförderte Chriſtin; und in dieſem Verhältniß darf kein Gedanke der Art im Herzen aufkeimen, viel weniger ſich über die Zunge wagen.“

Vortrefflich! nun ſo werde ich den Gedanken wecken und herauslocken.

Theodor hatte nichts Nöthigers zu thun, als ins Kammerlein zu eilen, wo man die Thür hinter ſich zuſchließt. Vater van der Horſt aber ging zu ſeiner Tochter:

Sarah! ich komme jetzt nicht als Vater, ſondern als rathgebender Freund. Ein edler frommer junger Mann wird um dein Herz und deine Hand bitten. Erröthend ſchlug Sarah die Augen nieder:

„Iſt der junge Mann ſo beſchaffen, daß ihn meine Eltern als ihr eigen Kind lieben können?“

Er iſt ſchon unſer eigen Kind und wird herzlich geliebt.

„Ich verſtehe Sie, lieber Vater! nun ſo geſchehe dann der Wille Gottes.“

Die Eltern freuten ſich dieſer ſchönen Verbindung und beide junge Leute auch.

Haushaltung und Handlung wurden nun wie bisher fortgeſetzt.

Die beiden Eltern kränkelten noch ein Jahr lang, dann gingen beide bald nach einander in ihr wahres Vaterland hinüber, und ein Vierteljahr hernach folgte ihnen auch ihr Sohn.

Theodor und Sarah waren nun die Erben eines anſehnlichen Vermögens, und ſie verbanden ſich vor dem Herrn, daß ſie es ganz zu ſeiner Ehre und zu ſeiner Verherrlichung anwenden wollten. Nun wurde die Handlung aufgegeben und Vreedenshoope verkauft; alles wurde in Kapitalien verwandelt und vor der Hand in der Amſterdamer Bank niedergelegt. Dann zogen beide nach Hillshofen, wo ſie einſtweilen bei dem Oheim Thomas einzogen und in die Koſt gingen, bis ſie ſich eine eigene Wohnung verſchafft haben würden.

Das Erſte, was nun Theodor vornahm, war, daß er nach Stralenburg zum Fürſten und ſeinem Miniſter ging, um ihnen ſeine Wohlthätigkeitsplane zur Genehmigung vorzulegen. Alles wurde mit hoher Freude aufgenommen und Theodor mit Gnadenbezeugungen überhäuft. Ehrentitel, Orden und Aemter ſchlug er aus und begnügte ſich blos mit ſeinem ehrlichen Namen.

Es würde langweilig ſeyn, alle edle Anſtalten und Handlungen dieſes Ehepaars ohne Gleichen der Länge nach zu beſchreiben: ſie bezogen ſich alle auf Verſorgung der Armen, der Pfarrer- und Schullehrerswittwen; auf Verbeſſerung des Kirchen- und Schulweſens, und endlich auf die Ausführung ihrer Lieblingsidee, nämlich zwei Erziehungsinſtitute, eins für Knaben und das andere für Mädchen zu ſtiften; in beiden ſollte die wahre praktiſche Chriſtusreligion der Grund ſeyn, auf welchen alle übrige nützliche Kenntniſſe gebaut werden ſollten. Dies alles wurde nun auch nach Wunſch ausgeführt; Theodor dirigirte das Knaben- und Sarah das Mädcheninſtitut, und beide befanden ſich in Stralenburg in zweien verſchiedenen Häuſern, wo auch ſie ſelbſt in einem

ſchönen herrſchaftlichen Hauſe wohnten, das ihnen der Fürſt geſchenkt und gleichſam aus Dankbarkeit aufgedrungen hatte.

Beide Lieben und Geliebten lebten in dieſem ihrem Element geſegnet und vergnügt; ſie wurden oft an Hof gebeten und der Fürſt beſuchte ſie oft in ihren Anſtalten; doch auch hier zeigte ſich das Unvollkommene aller irdiſchen Glückſeligkeit: der Fürſt bekam die Blattern und ſtarb. Der Miniſter legte ſeine Aemter nieder und ging auf ſeine Güter. Prinz Johann kam und trat die Regierung an. Wildhauſen wurde wieder Miniſter, und der ungerechte Gerichtshalter kam zu Ehren.

Unter dieſen Umſtänden hatten Theodor und Sarah viel zu fürchten, aber ſie verließen ſich auf Gott und fürchteten ſich nicht; und da dem neuen Fürſten umſtändlich berichtet wurde, was Theodor und ſeine Frau geleiſtet hatten, ſo nahm er ſie in ſeinen beſondern Schutz. Auch er beſuchte ihre Anſtalten, bei welcher Gelegenheit ihm Theodor die wichtigſten Wahrheiten der Religion und Staatskunde warm ans Herz legte. Von dem allem hatte er in ſeinem Leben und ſogar in Paris gar nichts gehört, daher ergriff ihn das Alles ſo, daß er ordentlich bei Theodor in die Schule ging, ganz ein anderer Menſch und ein vortrefflicher Regent wurde. Jetzt wurde Wildhauſen wieder zur Ruhe geſetzt, ſeine Kreaturen entfernt und Tellsburg wieder Miniſter. So ging alſo alles ſeinen geſegneten Gang ohne Aufenthalt fort.

Es wird mehr Freude im Himmel ſeyn über einen Sünder, der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Dieſe Wahr-

heit fühlte jetzt das ganze Land; alle Unterthanen hatten gezittert, als Prinz Johann Fürſt wurde, und nun freute ſich jeder noch viel mehr, als er fand, daß ſeine Furcht ungegründet geweſen.

In dieſem vergnügten und geſegneten Zuſtand lebten Theodor und Sarah eine Reihe von Jahren und ihre Ehe wurde nicht mit Kindern geſegnet, ſo daß ſie alſo für dieſe nicht zu ſorgen brauchten.

Einſtmals wurden beide zur fürſtlichen Tafel geladen, welches nicht ſelten geſchahe. Während dem Eſſen überfiel ihn eine ſonderbare Traurigkeit; es war ihm genau zu Muth wie einem, der einem großen Glück in ſeinem Vaterland entgegengehen und von ſehr lieben Freunden Abſchied nehmen ſoll. Sarah ſaß gegen ihm über, ſie ſchaute ihn oft ſeelenvoll an, er ſie auch, und er bemerkte Thränen in ihren Augen. Als ſie nach der Tafel nach Haus gingen, erklärten ſie ſich gegen einander, und fanden nun, daß ihre Empfindungen einerlei waren; zu Haus geriethen ſie bei dieſer Gelegenheit in himmliſche Geſpräche und es wurde ihnen innig wohl.

Gegen acht Uhr des Abends kam ein Bedienter aus dem Schloß, brachte eine Empfehlung von dem Fürſten mit der Einladung, ſie möchten ihm beide das Vergnügen machen und morgen mit ihm nach der Erichsburg fahren, die Frau von Tellsburg führe auch mit. Beide mußten dies Anerbieten annehmen, ob es ihnen gleich nicht ganz recht war; doch glaubten ſie, es könne ihnen zur Aufheiterung dienen; ſie ſagten alſo dem Bedienten zu.

Des folgenden Tags um eilf Uhr wurde die Luſtreiſe angetreteu. Die Erichsburg war ein uraltes, zum Theil ſchon ruinirtes Schloß, das auf

einer Höhe lag, von der man eine unvergleichliche Auſsicht hatte; es war drei Stunden von Stralenburg entfernt. Es wurde Eſſen dahin gebracht, weil man auf dem alten Ritterſaal ſpeiſen wollte. Nach der Tafel ſtund der Fürſt mitten im Saal und ſprach mit dem Miniſter von Tellsburg; Theodor aber unterhielt ſich am Fenſter mit den beiden Damen von der ſchönen Auſsicht; auf einmal bemerkte er ein Krachen oben in der Zimmerdecke und es rieſelte Korn herab. Flugs ſprang er hin, ſtieß den Fürſten mit den Worten: Fort! fort! vorwärts gegen die Thür. Er und der Miniſter liefen inſtinktmäßig hinaus. Theodor wendete ſich, um auch die Damen noch zu retten, aber die Decke ſtürzte ein und erſchlug Theodor, Sarah und die Frau von Tellsburg; ein Fruchtſpeicher über dem Saal war die Urſache dieſes Unglücks.

Der Fürſt und der Miniſter waren untröſtlich, man räumte den Einſturz weg und fand alle drei todt. Theodor und Sarah hatten ſich feſt umſchlungen, und der Fürſt befahl, daß man die Körper nicht trennen, auch nicht auskleiden, ſondern ſie ſo in dieſer Attitüde in einen Sarg legen und begraben ſollte. Ihr Leichenbegängniß war feierlich: der Fürſt ging voran in Trauerkleidern, das ganze diplomatiſche Korps und die Bürgerſchaft folgten nach. Sie wurden auf den Kirchhof begraben.

Auf ihr Grab ließ der Fürſt einen Sarkophag aus ſchwarzem Marmor mit roth und weißen Streifen ſetzen, auf demſelben ſtand die Inſchrift mit goldenen Buchſtaben:

Hier ſchlummern dem frohen Erwachen entgegen
die Eheleute
Theodor Killsberg und Sarah, geborne van
der Horſt,
Engel des Segens fürs Vaterland.
Und
Er Leibes- und Seelenretter ſeines Fürſten
Johannis von Stralenburg,
der ihnen beiden dies von ihm bethränte Denkmal weiht.

19.

Tillmann und ſeine Familie.

In einem der einſamſten Thäler des Schwarzwaldes lebte ſeit vielen Jahren eine fromme Bauernfamilie in ſeliger Abgeſchiedenheit oben in einer Ecke, wo ſie im Winter beinahe ein Vierteljahr die Sonne nicht beſchien, deren Hinſcheiden im Herbſt und Wiederkommen im Frühling, der ſteigende und ſinkende Schatten am gegenüberſtehenden Berg ſo genau bezeichnete, daß Vater Tillmann dadurch beinahe einen Kalender entbehren konnte: denn wenn der Schatten bis an eine gewiſſe Klippe geſtiegen war, ſo fing der November an, und ſtand er droben an der großen Eiche, ſo war der kürzeſte Tag, und dann fing er wieder an zu ſinken. Einen Kalender kaufte er aber doch alle Jahr, um darin zu leſen, was in der Welt vorging. Uebrigens beſtand ſeine Bibliothek aus einer großen Baſeler Bibel mit Kupfern, in welcher vorn auf einigen weißen Blättern die Stammtafel ſeiner Familie bis auf hundert Jahre hinauf treulich aufgezeichnet war, aus Johann Arnd's wahrem Chriſtenthum, deſſen Paradiesgärtlein, einer alten Hauspoſtill, dem hundertjährigen Kalender und noch einigen andern, halb abgenutzten, weniger bedeutenden Büchern. Till-

mann war jeẓt 50 Jahr alt, ſeine Frau zählte einige weniger; ſeine Familie beſtand aus zwei Söhnen und drei Töchtern, wovon der Aelteſte, ein Sohn, drei und zwanzig, und die Jüngſte, eine Tochter, fünfzehn Jahre hatte. Alle waren fromme, unſchuldige Menſchen, ſie hatten nie die Gefahren der Welt kennen lernen, aber dafür waren alle in der Religion wohl unterrichtet, ſie wohnten von der Kirche und Schule nur eine Viertelſtunde entfernt, und beide waren von der ganzen Familie von jeher vortrefflich benuẓt worden.

Bisher hatte Tillmann, ſeine Eltern und Voreltern in der Welt kein Aufſehn gemacht, ihre ganze Geſchichte war in den Worten begriffen: es ſind fromme, rechtſchaffne Leute; außer gewöhnlichem Hauskreuz, ſterben und geboren werden, war auch nie etwas Bedeutendes vorgefallen, außer daß Tillmanns Großvaters Bruder unter dem Prinzen Eugen von Savoyen als Huſar gegen die Türken gedient hatte, mit deſſen Geſchichte man ſich in den langen Winterabenden zu unterhalten pflegte. Jeẓt aber fand es die erhabene Vorſehung der Mühe werth, dieſe guten Menſchen durch hohe und heiße Prüfungen zu läutern, um ſie alle zu einer größern Beſtimmung zu führen.

Tillmann beſaß ein kleines Bauerngut, welches er gut baute und beſtellte; dabei war er ein Holzarbeiter, er und ſeine Söhne drechſelten und ſchnitzten und verfertigten manches hübſche Stück Hausrath, als Spinnräder, Häſpel, hölzerne Löffel, Teller, Schüſſeln u. dgl., welches alles bei ihnen abgeholt und gut bezahlt wurde.

Einſtmals, als Bernhard, der älteſte Sohn Tillmanns, an einem heitern Herbſttag mit der

Axt den Wald hinanſtieg, um einen ſchönen Ahorn⸗ſtamm zu fällen, hörte er in der Nähe das Angſt⸗geſchrei eines Frauenzimmers; er eilte dahin und erblickte nun einen Mann, der ſein Jagdmeſſer zückte, um ein junges Weib zu erſtechen. Bernhard ſäumte nicht und ſchlug ihn mit ſeiner Axt ſo derb auf die eben ausgeholte Fauſt, daß der Hirſchfänger weit wegflog und der Arm des Fremden niederſank; ein fürchterliches Fluchen und Schimpfen des Letz⸗tern war die Folge; er warf Bernhard in den heftigſten Ausdrücken vor, warum er ſich in Sachen miſche, die ihn nichts angingen, und hätte gern ſei⸗nen Hirſchfänger gegen ſeinen Gegner gebraucht, wenn ſein Arm ihn zu führen fähig geweſen wäre; Bernhard entgegnete ihm ruhig, daß er das Recht nicht habe, eine wehrloſe Perſon anzufallen, und die Urſache möge ſeyn, welche ſie wolle, er führe das Frauenzimmer zu ſeinen Eltern, unter deren Schutz ſie bleiben müſſe, bis ihre Schuld oder Un⸗ſchuld unterſucht ſey, er möge nun gehen und kla⸗gen, wo er wolle. Mit dieſen Worten führte der muthvolle junge Mann die Fremde mit ſich fort und nach Hauſe; der Wütherich aber hatte auf einmal den Muth verloren und ſchlich ſich weg. Tillmann aber und ſeine Familie nahmen die Unglück⸗liche liebreich auf. Sie erfuhren von ihr, daß der oben erwähnte Menſch ihr Mann ſey, der ihr Ver⸗mögen durchgebracht und ſie täglich ſchrecklich miß⸗handelt habe; durch vieles Leiden ſchwächlich ge⸗worden, hatte ſie ſich bereden laſſen, in ein Bad zu reiſen, ihr Mann hatte ſie begleitet, und am Wald waren ſie ausgeſtiegen, um den Weg abzukürzen und den gefährlichen Fahrweg zu vermeiden; mitten im Walde aber habe er ſie plötzlich angefallen und würde

ſie ſicher ermordet haben, wenn nicht Bernhards Unerſchrockenheit ſie gerettet hätte. Sie dankte Gott für ſeine gnädige Hülfe und wandte ſich dann an ihre Obrigkeit, und bat um ihren Schutz, der ihr auch gewährt wurde; ihren Mann ſuchte man vergeblich auf, er hatte ſich auf und davon gemacht, keine Steckbriefe konnten ihn erreichen, denn er war über den Rhein, nach Frankreich, und dann nach Holland geflüchtet, wo er Kriegsdienſte nahm und nachher zu Dordrecht in Garniſon lag.

Bernhard holte nun ein ander Mal ſeinen Ahornſtamm nach Hauſe, und unſre Familie Tillmann arbeitete wieder ruhig fort. Bekanntlich wird viel Holz aus dem Schwarzwalde auf dem Rhein nach Holland geflößt, welches zum Theil durch Schwarzwälder Arbeitsleute dahin gebracht wird. Auf einmal kam Bernhard auf den Gedanken, ſich auf eine Holzfloße zu verdingen, um doch auch einmal die Welt zu ſehen. Vater Tillmann ſuchte ihm das auszureden und ſtellte ihm vor, wie glücklich ſie und ihre Voreltern bisher in ihrem einſamen Thal gelebt hätten, er möchte doch auch ihre bisherige Lebensart beibehalten; doch alles liebreiche Zureden des Vaters und das wehmüthige Flehen der beſorgten Mutter und Geſchwiſter machten keinen Eindruck auf Bernhard, er hielt ſo lange an mit Bitten, bis man endlich einwilligte. Der Vater ſuchte ihm etwas Geld zuſammen, die Mutter und Schweſtern beſorgten die Kleider und Wäſche, und nun rückte der gefürchtete Tag des Abſchieds heran. Die ganze Familie trauerte, jedes Glied derſelben ſuchte ſich mit dem Gedanken zu beruhigen, die Reiſe währe ja nicht lange, in wenigen Wochen würden ſie ihren Bernhard wieder

haben; aber dieſer Troſt haftete nirgends, die Ahnung einer traurigen Zukunft laſtete wie ein Gebirge auf jedem Herzen, Bernhard ſelbſt wankte ſchwermüthig wie ein Trunkener, doch riß ihn ſein Schickſal fort, er ging.

Von dieſem Augenblick an war in Tillmanns Hauſe die Ruhe verſchwunden, Jedes trauerte und die Geſchäfte gingen träge von Statten. Bernhard ſchwamm indeſſen auf ſeiner Holzfloße den Rhein hinab. Die ſchönen Landſchaften, Städte und Dörfer weideten ſeine Augen, ſeine Schwermuth ſchwand hin, wie ein Donnergewölke, aber es fand ſich kein Bundesbogen, denn es kehrte mit verdoppelten Schlägen, Sturm und Blitzen wieder zurück; die Holzfloße hielt zu Dordrecht an, wo Schweinfurth, der eben erwähnte Böſewicht, eben am Thor die Wache hatte; er betrachtete die Holzflößer, ob er nicht den Einen oder den Andern kennte, und nun fiel ihm Bernhard in die Augen. Ein hungriger Tieger kann ſich nicht mehr über einen wohlgelungenen Fang freuen, als er bei dieſer Entdeckung, er ſann auf Rache und fand ſie bald; ſelbſt durfte er ſich nicht ſehen laſſen, aber ein Kamerad von ihm, der ein eben ſo abgefeimter Burſche war, verſtand ſich bald zu einem Bubenſtück, da er das Verſprechen erhielt, das daraus gelöste Trinkgeld zu theilen; dieſem zufolge wußte er den edlen, unerfahrnen Jüngling bei Seite und in die Falle der Seelenverkäufer zu locken; fort war er, alle Mühe, alles Nachforſchen des Floßenführers war vergeblich, keine Spur war von ihm zu entdecken.

Es läßt ſich kaum vorſtellen, welchen Jammer dieſe Nachricht in Tillmanns Haus verurſachte; wäre Bernhard geſtorben, oder auch ertrunken, ſo hätte

man ihn mit Wehmuth betrauert, jetzt aber, da man weder von ſeinem Leben noch von ſeinem Tode etwas wußte und immer das Schlimmſte ahnte, jetzt drückte die Ungewißheit zehnmal ſchwerer. Die Vermuthung der Holzflößer, daß Bernhard den Seelenverkäufern in die Hände gerathen ſey, fand Jedermann wahrſcheinlich, und dies vermehrte noch den Kummer ſeiner Familie. Doch endlich kam ein Brief aus Amſterdam an Tillmann, in welchem ihm die Nachricht mitgetheilt wurde, daß ſein Sohn Bernhard an einem hitzigen Fieber geſtorben und dort auf dem Gottesacker chriſtlich begraben worden ſey. Freilich verbreitete dieſer Brief wieder neue Trauer in der Familie, aber ſo wie die ſchmerzhafte Oeffnung eines brennenden Geſchwürs, auf welche dauerhafte Linderung folgt. Tillmann und die Seinigen wußten nun, woran ſie waren; ſie wurden allmählig wieder beruhigt, und Bernhards Geſchichte half nun, ſo wie die des ehemaligen Huſaren, die Winterabende verkürzen.

Indeſſen ſchien es, als ob mit Bernhard aller Segen verſchwunden ſey; Mißwachs, Viehſterben, Krankheiten und Unfälle aller Art löſten ſich einander ab, ſo daß nun Mangel und Armuth die fromme Familie zu drücken begann. Endlich, zehn Jahre nach Bernhards Abreiſe, wurde es Tillmann zu Muth, wie der Seidenraupe, wenn ſie ſich zum Spinnen ängſtet: ſeine Töchter wurden von Niemand geſucht, weil ſie arm waren, denn Schönheit und Frömmigkeit machte keinen Eindruck auf die Nachbarſchaft, und ſein noch einziger Sohn Reinhard konnte auch keine ſchickliche Gelegenheit finden, auch konnte ihn der Vater bei ſeinen Berufsgeſchäften nicht entbehren; kurz, Tillmanns

Haushaltung war einem ſchwer beladenen und dazu noch gebrechlichen Wagen gleich, der im Moraſt ſteckt und weder vor noch hinter ſich herausgezogen werden kann.

An einem Sonntag, als Tillmann mit ſeinen Töchtern aus der Kirche kam (ſeine Frau war zu Hauſe geblieben, um das Mittagseſſen zu bereiten, und Reinhard hatte den Ochſen gehütet), war er ungewöhnlich ſtill und nachdenkend. Barbara, ſein braves Weib, und ſeine Kinder waren deſſen gar nicht gewohnt, doch mochten ſie ihn auch nicht fragen; als es aber endlich zu lang währte, fing Barbara an: Lieber Mann! was fehlt Dir doch? Du biſt ja Dein Lebtag nicht ſo geweſen wie jetzt.

Tillmann. Ha! es iſt mir halt traurig zu Muth, ich hab' da heut' eine Predigt gehört über den Text: alle eure Sorgen werfet auf Ihn, denn Er ſorget für Euch. Da hab' ich nun recht herzlich gebetet, der liebe Gott möchte doch auch unſre Sorgen auf ſich nehmen und uns nur die tägliche Nothdurft, Nahrung und Kleidung verleihen und uns vor Schulden bewahren. Da kam mir auf einmal der Gedanke ſo lebhaft ins Gemüth, ich müſſe nach Amerika ziehen und hier Haus und Hof verkaufen, daß ich ganz und gar nicht mehr auf die Predigt Acht geben konnte und nicht weiß, was hernach gebetet und geſungen worden. Aus der Kirche ging ich in Martins Haus, um mit dem Förſter zu ſprechen; dort fand ich einige Bauern beiſammen, die einen Brief laſen, welchen ein Würtemberger aus Amerika geſchrieben hat, und worin er erzählt, wie er dort ſo glücklich geworden und an Allem Ueberfluß habe; da ſchlug mir das Herz, und da es ſich gerade ſo traf, daß mir in der Kirche der

Einfall gekommen war, und nun dieſer Brief dazu kam, ſo war ich in meiner Seele überzeugt, daß es Gottes Wille wäre, wenn wir zuſammen nach Amerika zögen. Barbara gerieth über dieſe Worte in tiefes Nachdenken, und die Kinder ſahen ſich erſtaunt an und die Thränen traten ihnen in die Augen. Endlich verſetzte Barbara: ich habe nichts dagegen, wenn nur das große Waſſer nicht wäre; Tillmann antwortete: es ſind ſchon ſo viele glücklich über das große Waſſer gekommen, wir werden auch hinüber kommen, denn ich bin überzeugt, daß dieſe Sache von Gott iſt. Es wurde nun noch Vieles darüber geſprochen, und endlich waren Alle nicht nur zufrieden, ſondern ſie freuten ſich auf die Reiſe. Daher bot nun Tillmann Haus und Hof feil, löste daraus 3000 Gulden und machte ſich zu der großen Reiſe bereit; Anno 1756 verließ er mit Frau und Kindern unter tauſend Thränen das friedliche, heimathliche Thal, in welchem ſeine Vorfahren ſeit Jahrhunderten ſo glücklich gelebt hatten, und begab ſich auf einem Leiterwagen, mit allem gehörigen Geräthe verſehen, auf den Weg. Am dritten Tage Abends fanden ſie in dem Wirthshauſe einen reiſenden Kaufmann aus Bremen, welcher eine Handelsreiſe in's ſüdliche Deutſchland, in die Schweiz und nach Italien machen wollte; als dieſer Tillmanns Vorhaben erfuhr, ſetzte er ſich zu ihm und ſprach mit ihm über Alles, was zu ſeinem Nutzen dienen konnte; dann rieth er ihm, nach Bremen zu gehen und von dort mit einem Schiff, von welchem er wußte, daß es bereit lag, nach Baltimore abzugehen, ſeine Reiſe fortzuſetzen, er gab ihm einen Brief an einen Kaufmann in Bremen, in welchem er dieſem die guten Leute empfahl,

und mit dieſem verſehen, reiste nun unſere Familie auf ihrem Leiterwagen mit neuem Muth und der feſten Ueberzeugung, daß Gott ſie an Seiner Hand leite, nach Bremen. Dort meldeten ſie ſich ſogleich bei dem Kaufmann, an welchen ſie das Empfehlungsſchreiben hatten; er war ein frommer Mann, ging ihnen mit Rath und That an die Hand, und verſah ſie, nachdem er zu ihrer fernern Reiſe alles beſorgt hatte, wieder mit Empfehlungen an einen Freund in Baltimore, der für ihre Unterkunft ſorgen ſollte.

Zu Bracke, einige Meilen unterhalb Bremen, ſetzten ſie ſich zu Schiff. Von ihrem Erſtaunen über das große Waſſer, von ihrer Verwunderung über das Schiff und ſeine Einrichtung ſage ich nichts, genug, aller Seekrankheit ungeachtet, langten ſie nach neun Wochen glücklich in Baltimore an, wo ſie von dem Bremer Schiffer an ein Haus angewieſen wurden, in dem ſie ſich aufhalten könnten, bis ſie von dem Kaufmann, an den ſie einen Empfehlungsbrief hatten, Nachricht bekämen, was ferner für ſie zu thun ſey; dann nahm der Schiffer Abſchied von den guten Leuten und ging ſeinen Geſchäften weiter nach. Tillmann hatte nun nichts Nöthigers zu thun, als ſich nach dem Kaufmann zu erkundigen, an den er durch ſeinen Brief angewieſen war. Unter der Menge Menſchen, welche ſich bei der Ankunft eines Schiffes am Ufer verſammelte, befand ſich diesmal ein Menſchenhändler; er ſah Tillmann, ſeine Frau und vier Kinder ausſteigen; dieſe ſchöne, ſtarke Menſchen ſtachen ihm in die Augen, und er freute ſich ſchon über den Fang und über den Gewinn, den er da zu machen hoffte. Dieſer Gaudieb hörte nun, daß Tillmann, ſowie

er ſelbſt, ein Deutſcher war, und nach dem Kaufmann fragte, an den er den Brief hatte; er kam alſo gar freundlich zu ihm, bewillkommte ihn als Landsmann und ſagte: ich diene auf dem Comtoir des Herrn Wilſons, kommt Ihr alle mit mir, ich führe Euch hin, man wird für Euer Glück ſorgen. Wer war froher, als Tillmann und die Seinigen? ſie dankten Gott von Herzen. Bald brachte ſie ihr Führer an ein etwas abgelegenes Haus, wo er ihnen ein Zimmer anwies und dann hinging, um den Herrn des Hauſes zu benachrichtigen, was für einen Fang er gethan habe; bald darauf kam dieſer, empfing die Familie freundlich und gab ſich für Herrn Wilſon aus; er verſicherte, er könne ſie auf der Stelle in Jamaika verſorgen, ſie müßten aber wieder zu Schiffe gehen, dann würden ſie in wenigen Tagen an Ort und Stelle anlangen. Jetzt wurden nun ihre Sachen im Wirthshauſe abgeholt und dann alle zuſammen in ein Zimmer hinten im Hauſe eingeſperrt und ſtreng bewacht. Ob nun zwar Tillmann in allen Ränken der Welt unerfahren war und wohl wußte, wie väterlich ihn die Vorſehung bisher geleitet hatte, ſo bemeiſterte ſich doch die Angſt ſeines Herzens, er äußerte auch den Seinen ſeine Furcht und ermunterte ſie zum unabläſſigen Gebet. Was ſie zu befürchten hatten, davon ahneten ſie nichts, denn ſie wußten nicht, was Sclaven ſind und wozu man ſie braucht.

In der folgenden Nacht kamen etliche Schiffleute, die ſcharf bewaffnet waren; dieſe befahlen ihnen mit rauher Stimme, augenblicklich zu folgen und bei Todesſtrafe keinen Laut von ſich zu geben, ihr Geräthe, ſagte man, würde man ihnen nachſchicken. Jetzt fing man an zu flehen, zu weinen und zu jammern,

allein die gezogenen Schwerter befahlen Stillſchweigen; ſo wurden alle ſechs einige Stunden zu Fuß fortgeführt, und dann, als ſie an dem Ufer des Meeres angekommen waren, in einer Schaluppe, die ſie hinter dem Geſträuche fanden, nach dem Schiff geführt, das ſich hinter einem Felſen verſteckt hielt. Der Hauptmann deſſelben empfing ſie mit Freuden und belohnte ihre Führer reichlich; als er ſie aber genau ins Auge gefaßt hatte, fragte er ſie auf deutſch: wo ſie her wären? Tillmann ſagte es ihm und bat auf den Knieen um Erbarmen, allein das war tauben Ohren gepredigt, der Wütherich lachte und befahl, ſie in den unterſten Schiffsraum zu bringen und ihnen Feſſeln anzulegen. Nun wurde der Jammer der armen Familie unausſprechlich, aber derbe Peitſchenhiebe nöthigten ſie bald zum Schweigen. Da lagen ſie nun ohne Licht und auch beinahe ohne Luft; ſie rangen im Gebet zu Gott und flehten nun zu dem um Erbarmung, der ſie allein befreien konnte. Auf einmal fing Cleophä, die jüngſte der Töchter, an: da iſt eben ein Engel bei mir geweſen, habt ihr denn nicht geſehen? Er glänzte wie die Sonne und ſagte: Seyd getroſt, Ihr Lieben! dieſer Weg führt Euch zu Eurem Glück und Frieden. Dieſe Worte waren Allen ein Labetrunk in dem brennendſten Durſt, ſie fingen an leiſe zu ſingen: Nun danket alle Gott! und dann das ſchöne Lied: Befiehl du deine Wege; und es ward ihnen ruhig dabei um's Herz, als auf einmal oben vom Schiff herab die Donnerworte erſchollen: man würde ihnen das Singen bald vertreiben. Sie ſchwiegen alſo, aber ſie fühlten ſich wunderbar geſtärkt, und die große Erfahrungswahrheit, daß keine Beförderung auf dem Wege zum

Himmel, und auch kein wahres Glück auf Erden ohne Geburtsſchmerzen geboren werden könne.

Herr Wilſon in Baltimore, der durch den Bremer Schiffer noch mehrere Briefe bekommen hatte, in welchen ihm auch die reiſende Familie empfohlen wurde, wunderte ſich, daß ſie ſich nicht bei ihm meldete; er vermuthete die Wahrheit, denn es ſchwärmte ſeit einiger Zeit ein Seeräuber auf daſigem Gewäſſer, dem auch einige amerikaniſche Schiffer aufpaßten; dieſer hatte ſeit Kurzem mehrere Neger und weiße Leute auf eine ſolche Art weggekapert. Wilſon ging deßwegen zum Kommandanten und zeigte ihm ſeine Vermuthung an; der Kommandant beorderte augenblicklich den Kapitän einer Fregatte, auszulaufen und nicht eher zu ruhen, bis er den Seeräuber genommen habe.

Indeſſen hatte noch ein anderer Schiffskapitän den Räuber bemerkt und ihn verfolgt, ſo daß er nun von zwei Seiten her gejagt wurde, ohne daß er es wußte; er ſegelte alſo unbeſorgt nach einer kleinen, unbewohnten Inſel, wo von Zeit zu Zeit Spanier und Franzoſen hinkamen, mit denen er im Verſtändniß war und die ihm ſeinen Raub abkauften. Dieſer verbotene Handel wurde ſehr heimlich getrieben, weil er gegen die Verträge aller Nationen war, die in Amerika Beſitzungen haben. Beide Schiffskapitäne ereilten den Räuber, noch ehe er auf der Inſel anlandete, der Kampf währte nicht lang, das Raubſchiff wurde geentert und der Räuber mit ſeinem Volk, etwa dreißig Mann, gefangen genommen und auf eins der Baltimoriſchen Fahrzeuge gebracht. Bei der Durchſuchung des Schiffs fand man nun auch unſern Tillmann und ſeine Familie; man befreite ſie von ihren Banden,

und ſie dankten Gott und ihren Rettern auf ih-
ren Knieen mit tauſend Thränen, dann legten ſich
die Schiffe an der Inſel vor Anker und ſchickten ſich
zu der Heimfahrt an. Während dieſer Beſchäftigung
nahte ſich auch ein Jamaika'ſches Kauffahrtei-
ſchiff der Inſel, es ankerte neben den andern, und
ſeine Mannſchaft ſtieg aus; ein vornehmer, anſehn-
licher Mann grüßte die Kapitäns, und indem er ſich
auch nach den andern Leuten umſahe, ſo entdeckte
er Tillmann, ſeine Frau und Töchter; er ſtaunte,
trat ihnen näher, und nun entſtand ein Auftritt,
der ſich nicht beſchreiben läßt; kennt ihr euern Bern-
hard nicht mehr? rief der entzückte Sohn und flog
ſeinen Eltern und Geſchwiſtern in die Arme; jedes
Bild iſt zu ſchwach, den Jubel der lang geprüften
und getrennten Familie zu ſchildern, ſie konnten nicht
fertig werden zu ſtaunen, zu fragen und zu preiſen.
Bernhard wollte endlich auch die Gefangenen
ſehen, die ſeine Familie ſo gepeinigt hatten; man
führte ihn in das Schiff, wo ſie gefeſſelt lagen.
Hier gab es aber einen Auftritt von ganz anderer
Art: denn als Bernhard den Seeräuber ſahe, ſo
entſetzte er ſich, ſchwieg eine Weile, dann ſprach er
zu ihm: Armer, armer Schweinfurth! wie früh
und wie ſchrecklich endigſt du deine fürchterliche Lauf-
bahn? — Du ließeſt dich zum Werkzeug des Satans
brauchen, Menſchen zu verderben, und nun ſiehſt du
vor Augen, wie mächtig mein Gott und Erlöſer
mich und die Meinen aus deinen Händen errettet
hat; denn du mußt wiſſen, daß die brave, fromme
Familie, die du raubteſt, meine Eltern und Geſchwi-
ſter ſind. Du ſuchteſt dein Glück im Unglück deiner
Mitmenſchen, und machteſt ſie, gegen deinen Wil-

len, glücklich, und dich in Zeit und Ewigkeit höchſt unglücklich, denn jetzt iſt dein trauriges Schickſal entſchieden.

Schweinfurth ſah ihn ſtarr an, ſank dann in ein taubes Hinbrüten und ſchwieg ſtill. Er wurde nach Baltimore gebracht, wo man ihm den Proceß machte und hinrichtete. Seine Geſchichte beſteht kürzlich darinnen, daß er auf dem Schiff eines holländiſchen Kapers Dienſte nahm, durch Betrug und Räubereien aller Art ein großes Vermögen ſammelte und nun ſelbſt ein Schiff bemannte und ausrüſtete, und damit auf den Raub ausging; allein dazu war er doch nicht gewandt genug, denn er hatte das Handwerk noch nicht lange getrieben, als er ſchon gefangen wurde und ſeinen verdienten Lohn empfing.

Bernhard dankte den Kapitäns für die Rettung ſeiner Familie; er wollte ihnen anſehnliche Geſchenke machen, allein ſie ſchlugen ſie auf eine edle Art aus; er nahm alſo ſeine Eltern und Geſchwiſter zu ſich in ſein Schiff und fuhr nach Jamaika ab. Es iſt leicht zu denken, daß er nun zuerſt ihre Neugier befriedigte und ſeine bisherigen Schickſale erzählte. Die Seelenverkäufer hatten ihn nach Amſterdam gebracht und auf ein oſtindiſches Schiff geliefert, wo er, wie gewöhnlich, unter die Matroſen aufgenommen, und auch ebenſo, wie ſie, behandelt und mißhandelt wurde. Nun befand ſich aber ein anſehnlicher Reiſender auf dem Schiff; ob er ein Kaufmann oder Gelehrter, oder beides zugleich war, das wußte Niemand. Dieſer Mann beobachtete Bernhard, ſprach oft mit ihm, erfuhr ſein Unglück, aber auch die Güte ſeines Herzens, ſeinen religiöſen Sinn, ſeinen Verſtand und ſeinen vortrefflichen Charakter. Dieſer Herr nannte ſich Kla-

renſtern, ob das aber ſein wahrer Name, und wo er her war, das wußte Niemand; mit dem Kommandanten des Schiffs war er in vertrauter Freundſchaft, und dadurch brachte er es dahin, daß Bernhard's Lage ganz erträglich wurde. Am Vorgebirge der guten Hoffnung blieb Klarenſtern zurück, beſorgte für Bernhard einen andern tüchtigen Matroſen und behielt ihn dann bei ſich. Hier hielt er ſich ein halbes Jahr auf, beſorgte allerhand Geſchäfte, und reiste dann mit ſeinem Bernhard nach Jamaika in Amerika ab; dieſen behandelte er als ſeinen Freund, und gewann ihn endlich ſo lieb als ſeinen eigenen Sohn.

Herr Klarenſtern kaufte hier ein ſehr angenehmes Landgut, nahm ein paar Bedienten an und ließ ſich aus der nahegelegenen Wohnung eines Pflanzers ſpeiſen. Hernach aber kaufte er im Innern des Landes eine große Pflanzung in einer der angenehmſten, ruhigſten und fruchtbarſten Gegenden der Inſel, baute ein großes und ſchönes Haus nebſt den dazu gehörigen Gebäuden, und fing eine große Wirthſchaft an; nun erklärte er Bernhard für ſeinen adoptirten Sohn, der bald darauf die fromme Tochter eines benachbarten Pflanzers heirathete, und in ihr eine tüchtige Hausfrau und treue Gattin fand. Nach einigen Jahren ſtarb Herr Klarenſtern als ein Heiliger, und man erfuhr nie, wer er war, eben ſo wenig ſein wahres Vaterland. Bernhard nahm ſeinen Namen an und wurde ſein einziger Erbe.

Die ehemalige Nachricht von Bernhards Tod hatte Schweinfurth geſchmiedet, weil er fürchtete, Tillmann möchte ſeinen Landesfürſten um Rettung ſeines Sohnes anſprechen, und dieſer dann denſelben bei den Generalſtaaten zurückfordern.

Bernhard und ſeine Familie kamen glücklich in Jamaika und auf ſeinem ſchönen Gut an, dem er den Namen Klarenſtern gegeben hatte; ſeine Gattin empfing die Ankommenden mit herzlicher Freude und Liebe. Tillmann übernahm die Aufſicht über die Neger und die männlichen Bedienten, und die Töchter unterſtützten die Hausfrau. Reinhard heirathete die einzige Tochter eines Pflanzers, und ſeine drei Schweſtern wurden auch nach und nach wohl verſorgt; eine Reihe von Jahren lebten die Alten noch ruhig, und höchſt zufrieden, und ſtarben dann ſelig in den Armen ihrer Kinder.

So gehen die Wege der Vorſehung durch ſchwere Prüfungen; nicht immer führen ſie zu zeitlichem Glück und Ehren, aber immer zum ewigen Wohl, wenn ſie gehörig benutzt werden.

20.

Elanban.

Eine arabiſche Erzählung.

Unter den Imams von Yemen war ehemals Elauban bei weitem der glänzendſte; ſein Vater war ein ſtreitbarer Fürſt geweſen, und er hatte das Reich ſeinem Sohn in Ruhe und Wohlſtand hinterlaſſen. Elauban beſtieg den Thron ohne Hinderniß; alle Emirs umher brachten ihm Geſchenke und leiſteten ihm den Eid der Treue; ſeine Schatzkammern waren angefüllt, und allenthalben herrſchte Friede und Emſigkeit. Nun fand der junge König nichts mehr zu thun, denn man hatte ihn blos zu den Waffen erzogen; von der großen Regentenpflicht, ſein Volk zu beglücken, wußte er wenig; alle Fürſten und Räthe ſeines Vaters waren Krieger, er konnte ſie nicht mehr brauchen; eine Zeitlang ſpielte er noch mit ſeinen Truppen, indem er ſie muſterte und bald hie, bald da Luſtlager aufſchlagen ließ; allein er ward dieſes Spiels bald müde, und der böſe Geiſt, der ſo viel Uebels an den Höfen anrichtet, die Langeweile, fing an, ihn zu plagen.

Jetzt merkten die alten Diener, daß ſie bei dem neuen Könige überflüſſig waren; ſie zogen ſich alſo allmälig zurück, und an ihre Stellen kamen junge

Leute von allem Schlage: der eine hatte hohe Ehrenſtellen, der andere Reichthümer, und der dritte Wolluſt zum geheimen Zweck; alle aber heuchelten treue Anhänglichkeit an den König und Vaterlandsliebe, und jeder gab ſich alle erſinnliche Mühe, die Neigungen ſeines Herrn auszuſpähen, und dann alles aufzubieten, ſie zu befriedigen.

Bei dieſen Umſtänden wurde der Hof Claubans bald der Sammelplatz aller Wollüſtlinge, aller Witzlinge und emporſtrebenden Geiſter; die Furie Kabale ſtieg aus der Hölle herauf und ſchwebte unſichtbar um den Thron her, wo ſie alles mit verzehrendem Neid, Mißtrauen, Rache und Verzweiflung anfüllte. Der Harem wurde von Tag zu Tag zahlreicher, aber auch die Kaſſen immer leerer, jeder ſuchte zu genießen, folglich auch ſich zu bereichern; Arabien und Oſtindien mußten das Seltenſte und Koſtbarſte aus allen drei Naturreichen hergeben, um Claubans Schlöſſer und Luſthäuſer zu zieren, die Weiber ſeines Harems zu ſchmücken, und ſeine Tafel für ihn und ſeine Günſtlinge genießbar zu machen.

Endlich waren alle Schätze erſchöpft, aber nicht der Trieb, zu genießen, folglich mußten nun die Unterthanen unter allerhand ſcheinbaren Vorwänden geplündert werden; der Hof wurde alſo immer glänzender, aber das Volk auch immer ärmer; die Freude floh aus jeder Hütte an den Hof, aber auch hier fand ſie keine bleibende Stätte, weil ſie ſich mit der dort herrſchenden Kabale, ihrer Erbfeindin, durchaus nicht vertragen konnte. Claubans Hof war ein Drache, der die ganze Gegend umher verwüſtete, und deſſen Hauch weit und breit die Luft verpeſtete: denn der Luxus verbreitete ſich durch alle Stände,

und dies glänzende Elend zehrte an den Eingeweiden der bürgerlichen Verfaſſung.

Unter den vielen Söhnen und Töchtern, die Elauban mit ſeinen Weibern zeugte, war Ibrahim der älteſte, und alſo auch der künftige Thronerbe; nun lebte aber ein weiſer Mann, nicht weit von der Reſidenz des Königs, auf ſeinem Landgut, er hieß Sophar, und hatte dem vorigen König gegen das Ende ſeiner Regierung als Geheimſchreiber gedient; dieſer Sophar hatte ſich von allen Geſchäften entfernt, weil er überzeugt war, daß er ſich ſelbſt unglücklich machen, aber Niemand nützen würde; jetzt aber, als Prinz Ibrahim aus dem Harem kam und nun eine männliche Erziehung erhalten mußte, jetzt trieb ihn die Vaterlandsliebe an, alles zu verſuchen, um den künftigen Regenten aus dem Verderben des Hofs zu erretten.

Ich übergehe alle die Mittel und Kunſtgriffe, die er anwenden mußte, um zum Zweck zu gelangen, genug, es glückte ihm: Prinz Ibrahim ward ihm übergeben, und man ſetzte ihm und ſeinem Eleven einen ſehr mäßigen Gehalt aus, weil der neue Schatzmeiſter den unnöthigſten Aufwand einſchränkte, und daher dieſer, natürlicher Weiſe, bei der Erziehung des Kronprinzen den Anfang machte.

Indeſſen bedient ſich die Vorſehung gar oft ſolcher Mittel zu ihren heiligen Abſichten: das, was man am mehrſten vernachläßigte und auch vielleicht vernachläßigen wollte, das gerieth am beſten; Ibrahim wurde vom Hof entfernt, und doch demſelben ſo nahe erzogen, daß er alle ſeine Gräuel kennen lernen konnte, ohne von ihm angeſteckt zu werden. Sophar lehrte ihn die Gewerbe der Unterthanen als die einzigen Quellen alles Wohlſtandes eines

Staats kennen; er zeigte ihm allenthalben ihre Fehler und wie ſie verbeſſert werden können, er machte ihn empfindſam gegen das Unglück ſeines Mitmenſchen, und zeigte ihm die leichten und ausführbaren Mittel, wie er ſich dereinſt durch die Beglückung ſeiner Unterthanen Gott ähnlich machen könne, mit einem Wort, er lehrte ihn regieren und den Luxus entbehren, indem er ihn mit dem erhabenſten Vergnügen der Pflicht-Erfüllung bekannt machte.

Indeſſen eilte der Hof auf dem Wege der allerzügelloſeſten Ueppigkeit zum Verderben; das ganze Land war ausgeſogen und Niemand zufrieden und glücklich; ſelbſt Imam Elauban unter allen am wenigſten; er hatte ſein Lebenlang das Glück geſucht und nicht gefunden, aber er fand es auch nie, denn mitten in den rauſchenden Luſtbarkeiten des Hofs überfiel ihn ein hitziges Fieber; Elauban ſtarb plötzlich und hinterließ alles in der größten Verwirrung und Beſtürzung.

Prinz Ibrahim war damals gerade zwanzig Jahr alt; ſein treuer Sophar kannte die Welt, er eilte mit ſeinem Zögling an Ort und Stelle, ehe die Kabale Schwierigkeiten ausbrüten konnte. Ibrahim ſetzte ſich alſo auf den Thron ſeiner Väter, und Sophar war ſein erſter Rathgeber. Der neue Imam hatte nicht gelernt, irgend Jemand unglücklich zu machen, er entfernte alſo allmälig alles Ungeziefer von ſeinem Hof, und ſammelte weiſe und treue Männer um ſich her, wodurch dann nach und nach jeder von ſelbſt weg ging, der es im Zirkel der Rechtſchaffenen nicht lange aushalten konnte.

Jetzt trat nun allenthalben eine vernünftige Sparſamkeit an die Stelle der Ueppigkeit; Gelehrte und Rechtſchaffene erhielten nach dem Verhältniß der

Güte ihres Charakters Aemter, die Unterthanen wurden erleichtert und ihre Gewerbe verbeſſert, ſo daß alſo das Königreich Yemen in einer Reihe von Jahren zu einem Wohlſtand und zu einer Stärke gelangte, wovon man in der Geſchichte noch kein Beiſpiel hatte.

Lange hatte Ibrahim mit Glück und mit Segen regiert, und lange war ſchon ſein treuer Sophar zur ruhigen Wohnung der Vollendeten übergegangen, als er einsmals auf einem einſamen Luſtſchloß, wo er zu Zeiten einige Tage in Geſellſchaft etlicher ſeiner Getreuſten von den ſchweren Regierungsgeſchäften ausruhte, von einem geheimen Kummer und von einer ihm ſelbſt unerklärbaren Schwermuth überfallen wurde: er konnte der Sehnſucht, das Schickſal ſeines Vaters in der andern Welt zu erfahren, nicht los werden; und doch empfand er auch tief das Unſchickliche ſeiner Forderuug; er kämpfte alſo mit ſich ſelbſt, konnte aber ſeinen Trieb nicht überwinden. Endlich entdeckte er einem alten Greis, den er wegen ſeiner Weisheit und Redlichkeit immer bei ſich hatte, ſeinen Wunſch, und bat ihn, ihm mit ſeinem frommen und vernünftigen Rath beizuſtehen.

Großer König der Rechtgläubigen! antwortete ihm Abarim, jeder Vorwitz beleidigt Gott; da aber dein Trieb ohne dein Suchen gekommen iſt, und du ihm männlich widerſtanden haſt, ohne ihn überwältigen zu können, ſo muß er wohl von höherer Hand herkommen.

So ſcheint es mir, mein guter Abarim! verſetzte der Imam; vielleicht will mich Gott von einer Krankheit heilen, die mich ſeit einiger Zeit überfallen hat.

Mit Beſtürzung erwiederte Abarim: Eine Krankheit, mein König! dafür bewahre dich der große

Gott! Ja wohl! verſetzte Ibrahim, mich wandelt ſeit geraumer Zeit ein Eckel an Regierungsgeſchäften an, und ich fühle eine ſtarke Neigung zur Befriedigung meiner ſinnlichen Lüſte.

Abarim lächelte und ſagte: Ja ſo! — das iſt aber eine ſchlimme, und noch dazu eine anſteckende Krankheit, auch dafür bewahre dich Gott, dein Reich und uns. Wenn du alſo deinen jetzigen Trieb befriedigen willſt, ſo entferne dich an einen einſamen Ort; dort faſte drei Tage bei Waſſer und Brod und bleibe beſtändig im Gebet, ſo wird dir Gott ferner zeigen, was du thun ſollſt.

Der Imam gehorchte dieſem Rath, er ließ ſich Waſſer und Brod für drei Tage in eine einſame Felſenhöhle tragen, die ſich hinter dem Garten des Schloſſes im Walde, an einem wilden Abhang, befand, begab ſich dahin, und befahl, daß ihm innerhalb dreien Tagen Niemand folgen ſollte, die Seinigen aber mußten ihn dieſe Zeit über im Schloſſe erwarten. Drei Tage vergingen, ohne daß man von dem Imam etwas ſahe oder hörte; am Morgen des vierten Tages aber kam er blaß, entſtellt und voller Schrecken wieder; einige Stunden ging er mit Händeringen und mit Thränen in den Augen umher, dann aber verſammelte er ſeine wenigen Getreuen um ſich her und vertraute ihnen ſein ſchreckliches Geheimniß; er befahl, daß man es niederſchreiben, verſiegeln und im Archiv bis nach ſeinem Tode aufbewahren, hernach aber allemal bei der Thronbeſteigung ſeiner Nachfolger dem neuen Könige vorleſen ſollte; dann erzählte er, was ihm widerfahren war.

Ibrahim hatte bis an den Abend des dritten Tages im Faſten und im Gebet verharrt, als ihn auf einmal ein matter Schimmer umglänzte; mit ſchre-

ckenvollem Staunen blickte er um ſich her, und ſiehe! hinter ihm, ein wenig zur Seite, ſtand ein himmliſcher Jüngling, ein Engel mit einer ſehr ernſten Miene. Ibrahim fiel auf ſein Angeſicht und betete zu Gott um Gnade; jetzt rührte ihn der Engel an und ſprach: ſtehe auf Ibrahim, und höre, was ich dir im Namen Gottes verkündigen ſoll. Ehrfurchtsvoll ſtand der Imam auf und war aufmerkſam; nun fuhr der Himmliſche fort: Gott hat deine Treue in deinem Amt mit Gnade und Erbarmen angeſehen; da aber deine Seele anfängt des guten Weges, auf dem du wandelſt, überdrüßig zu werden, ſo ſoll ich dir das Schickſal deines Vaters zeigen, komm alſo und folge mir!

Ibrahim bebte für Entſetzen, doch ſtärkte ihn der Engel, indem er ihn verſicherte, daß ihm nichts Uebels widerfahren ſollte; der Imam gehorchte alſo der Stimme des Engels und folgte ihm. Vor der Höhle umgab ſie Beide eine dämmernde Wolke, mit welcher ſie ſich, wie auf einem Donnerwagen Gottes, emporſchwangen; um ſie her heulte der Sturm in der Nacht, zuweilen ſchoſſen Blitze aus der Wolke heraus, und es war dem Imam, als wenn er mit der Wolke wie ein Pfeil vom Bogen dahin führe; immer aber ſtand ihm der Engel zur Seite, der ihm freundlich zuredete und ſprach: Fürchte dich nicht, Ibrahim! dir ſoll kein Leid widerfahren!

Nach Verlauf etwa einer halben Stunde, ſo lang kam dem Imam ungefähr die Zeit ſeiner ſchauervollen Reiſe vor, zertheilte ſich die Wolke um ihn her, und er befand ſich an der Seite des Engels auf einem wilden und zackigten Felſengebirge; der ganze Himmel war roth, wie von einer ſchrecklichen Feuersbrunſt in der Nacht, und eben daher durchdämmerte

auch ein fürchterlicher Schimmer die ganze Gegend ſo viel, daß man alle Gegenſtände hinlänglich erkennen konnte; vor ſich hin in die Ferne entdeckte er ein noch höheres Gebirge, wo Felſen auf Felſen gethürmt waren, deren ungeheuere Maſſen jeden Augenblick herab in den Abgrund zu ſtürzen drohten, und hinter welchen die ewige Feuerglut himmelan zu ſteigen ſchein; ein immerwährender ſiebenfacher Donner grollte von dort her in's Unendliche herüber, und hin und wieder ſtürzten Berge über einander her, daß von ihrem Gepraſſel die Grundveſte erbebte.

Vor ſich hin bis an jenes Gebirge, und rechts und links bis in eine unabſehbare Weite, überſchaute er ein weites Thal voller ungeheurer Felſentrümmer, zwiſchen welchen ſich enge und tiefe, finſtere Thäler hindurch drängten; das Ganze war ein Weltruin, der durch ein allgemeines Feuergericht gegangen iſt.

Hier in dieſem Thal (ſprach nun der Engel zum Imam), hier iſt die Wohnung deines Vaters und ſeiner ehemaligen Höflinge — komm und ſteig mit mir hinab: denn du mußt ihr Schickſal kennen lernen; zugleich faßte ihn der Engel mit ſtarkem Arm um den Leib und ſchwang ſich mit ihm in die furchtbaren Abgründe hinunter. Hier befanden ſie ſich nun in einem engen Thal, wo auf beiden Seiten ſteile und überhangende Felſen in die Höhe ſtiegen; ſie wandelten auf einem Aſchenboden in nächtlicher Dämmerung fort, und nun bemerkte Ibrahim eine große Menge mißgeſtalter menſchlicher Weſen, deren abſcheuliche Formen Grauſen und Abſcheu erregten; kein Theil der menſchlichen Figur war mehr regelmäßig, und man fand keine Spur mehr an ihnen von dem anerſchaffenen Ebenbild der Gottheit; jeder Körper hatte ſich je nach ſeinen herrſchenden Leiden-

ſchaften der Geſtalt der Thiere genähert, denen er am ähnlichſten geweſen war.

Alle dieſe Unſeligen hausten in den Höhlen und Klüften auf beiden Seiten des Thals; ihre Betriebſamkeit, ihre Unruhe und ihr Getobe war entſetzlich, und doch ſchienen ſie für Ermüdung zu Boden ſinken zu wollen; bald entdeckte er eine Gruppe, wo man ein friedliches Mahl mit einander zu genießen ſchien, auf einmal aber, und ehe man ſich's verſahe, fielen ſie wie grimmige Thiere über einander her und ſuchten ſich zu zerfleiſchen, bis der eine hierhin, der andere dorthin in die wilde wüſte Einöde floh.

In einem andern dunkeln und abgelegenen Winkel buhlten ein männliches und weibliches Weſen mit einander, er ſchien ihr ſeine Liebe zu klagen, und ſie ſchien ihn endlich zu erhören; mit der raſendſten Wuth der Leidenſchaft umarmte er ſie, und ſie ihn, aber in dem Augenblick ſah eins im andern den ſcheußlichſten, drachenähnlichen Wurm, in deſſen Krallen jedes eingeſchloſſen war; mit Beben ſchauderte jedes zurück, und mit Heulen und Wehklagen flohen dieſe ehemaligen Verliebten weit von einander in entlegene Oerter.

Weiterhin entdeckten ſie ſeitwärts in einer Weitung eine Anſtalt, die mit der Anlage einer Luſtgegend etwas Aehnliches hatte: auf einem Felſen war etwas, das einer Burg ähnlich war, und eine Strecke hinaus hatte ſich ihr Bewohner einen Garten angelegt, es ſchienen auch Gewächſe daſelbſt aufzukeimen; allein wenn dieſe jämmerliche Nachahmung kaum im Werden war, ſo ſtürzte alles von den unaufhörlichen Erderſchütterungen dem Beſitzer über dem Haupt zuſammen.

Dort gingen Mann und Weib in traulicher Ein-

tracht Hand an Hand ſpazieren, ſie ſchienen ſich unter einander die Seligkeit ihres ehemaligen Erdenlebens zu erzählen; nun erſchien aber ein Ungeheuer vor ihnen, das ihnen entgegenbrüllte: verflucht ſeyd ihr, daß ihr mich erzeugt und durch eure ſchlechte Erziehung in dieſen Ort der Qual geſtürzt habt! — Plötzlich fuhren ſich die Ehegatten wie raſende Furien an, der Sohn peitſchte auf ſie zu, und endlich ſtäubten alle drei auseinander.

Darauf kamen ſie auf einen geräumigen Platz, wo viel Volks beiſammen ſtand und ſich an einem Schauſpiel zu ergötzen ſchien. Bei einer nähern Unterſuchung fand Ibrahim, ſo wie es ihm der Engel erklärte, daß da ein ehemals Mächtiger der Erde von ſeinem Harem gezüchtiget würde: über hundert Furien flatterten wie große Fledermäuſe um ihn herum, erſt küßten und ſchmeichelten ſie ihn, dann kniffen und pfetzten ſie ihn mit ihren Krallen, ſo daß er wie im Fieberfroſt mit den Zähnen klapperte und für ſchrecklichen Schmerzen brüllte und tobte; nach und nach entwand er ſich ihnen und floh mit ſeelzagendem Seufzen in die endloſe Weite.

Auch entdeckte der Imam viele Bettler, die, vom Hunger ausgezehrt, wie Todtengerippe umher irrten und Speiſe heiſchten, aber keine bekamen, ſondern mit Spott und Schande abgewieſen wurden. Dieſe waren ehemals auf Erden reiche Schlemmer geweſen, die das Ihrige verpraßt und die Armen von ihren Thüren weggejagt hatten; mit Wuth rafften ſie Aſche und Moder vom Boden auf und verſchlangen den Wuſt gierig, aber dann ſchauderten ſie für Eckel und gaben mit Zuckungen den Gräuel wieder von ſich.

Endlich gelangten die beiden Wanderer an einen Ort, wo ſich das Thal in ein großes Becken erwei-

terte und rund umher mit erſchrecklichen Felſengebirgen umzingelt war; ein warmer Leichengeruch erfüllte den ohnehin verpeſteten Dunſtkreis, und Ibrahim würde auf der Stelle des Todes geweſen ſeyn, wenn er nicht in der Atmoſpäre eines Engels geathmet hätte. Hier wimmelte es von menſchlichen Ungeheuern aller Art, die alle mit ewiger Unruhe durcheinander tobten, als wenn ſie ſich unter einander zerreißen wollten.

Dieſes ſind deine Landsleute! — ſagte der Engel, und Ibrahim ſeufzte tief.

Dort im Dunkel an der Seite des Felſen ſtand auf einem ſteilen Abſturz eine halb ruinirte Burg, die traurige Wohnung des Imam Elaubans; Ibrahim ſchauderte, ſich ihr zu nahen, aber der Engel wollte es und er mußte. Nun ging ſein Führer voran, das Getümmel wich auf beiden Seiten zurück, und wenn ſich der Eine oder der Andere unterſtand, näher zu kommen, denn viele ſchienen Ibrahim zu kennen, ſo fuhr ein Strahl vom Engel aus, der ihn weit wegblitzte.

So kamen ſie endlich in den ſchrecklichen Behälter des ehemaligen Fürſten; er ſaß auf einem erhöhten Platz, der ſich in einem dämmernden Gewölbe befand, welches beſtändig den Einſturz drohte; das Ding, welches ſeinen Thron vorſtellen ſollte, war aus zackigten Bimsſteinen und Schlacken zuſammengeſtückelt, er ſelbſt aber ſchien wie vom Opium betäubt, einen ſchweren Schlaf zu ſchlafen. Sein Anſehen war ſcheußlich, er glich einem ungeheuer dicken Zwerg, mit einem weiten Löwenmaul, und ſeine Krötenfigur war über und über mit Eiter und Schwären bedeckt.

Da ſtand nun Ibrahim gegen ſeinem Vater über!

ſeine Seele wollte ihm für Jammer aus dem Leibe fahren, aber der Engel ſtärkte und tröſtete ihn; der Kerker war mit ſeinen ehemaligen Hofbedienten angefüllt, die nun ſeine Peiniger waren; alle hatten wenig mehr von der menſchlichen Geſtalt an ſich, ſondern ihre Leidenſchaften hatten ſie zu ſcheußlichen Ungeheuern umgebildet, die ſich auch die ausſchweifendſte Einbildungskraft, ohne ſie geſehen zu haben, nicht ſchrecklich genug vorſtellen kann. Jetzt mußten ſie von ihrem unſeligen Qualgeſchäfte ausruhen, ſo lange Ibrahim zugegen war: denn eine himmliſche Macht hatte ſie ſo lange mit unſichtbaren Banden gefeſſelt; aber ſie knirſchten und blöckten ihren ehemaligen Fürſten an, als wenn ſie, wie Tieger, nach ſeinem Blute lechzten.

Da es nun der Wille der Vorſehung war, daß Ibrahim aus ſeines Vaters Munde eine Warnung bekommen ſollte, ſo warf der Engel einen ſanften Lichtſtrahl auf ihn hin, der ihn ſtärkte, erquickte und ermunterte.

Schwerathmend, wie ein Fieberkranker, der aus dem Delirium der Hirnwuth von ſchrecklichen Träumen erwacht, richtete ſich Elauban auf; mit einem unbeſchreiblichen Blick ſchaute er auf den Engel und ſeinen Sohn hin, den er aber nicht kannte; er ſchien etwas ſagen zu wollen, allein er ſtammelte heiſcher unverſtändliche Worte.

Sanft und mitleidsvoll ſprach nun der Engel: Elauban! der große und gerechte Gott hat mich mit dieſem deinem Sohne, dem Imam Ibrahim, zu dir geſandt, um ihm zu zeigen, was für ein ſchreckliches Schickſal nach dem Tode auf einen ſchlechten Fürſten wartet; haſt du ihm nun etwas zu ſagen

und ihn zu warnen, ſo thue es, denn unſere Zeit iſt kurz.

Mit kaum verſtändlichen Worten, die ſich von der lechzenden Zunge kaum loszuwinden vermochten, antwortete Elauban: Ach, wehe mir himmliſche Lüfte zu, damit ich geſtärkt werde, zu reden! —

Noch einmal floß ein himmliſcher Lichtſtrahl zu ihm hinüber, er ward geſtärkt und ſprach:

Ibrahim! Niemand ahnet die Zukunft, und weder das Glück noch das Unglück, das auf den Menſchen, je nachdem er in ſeinem irdiſchen Leben gehandelt hat, nach ſeinem Tode wartet, iſt je in irgend eine Seele gekommen; beſonders aber iſt das Loos der Fürſten, die ihre Unterthanen durch Beiſpiel und Ueppigkeit ſittenlos und arm gemacht haben, wie du an mir ſiehſt, fürchterlich. Hüte dich! damit du nicht auch an dieſen Ort der Qual kommeſt, und doch iſt mein Jammer ſchon um Vieles erleichtert worden, ſeitdem du regiert und Vieles von dem, was ich verdorben, wieder gut gemacht haſt; gehe hin und mache Menſchen fromm und glücklich, und hüte dich, daß du mich nie wieder ſieheſt!

Den Engel aber fragte Elauban: iſt denn keine Rettung für mich zu hoffen?

Ich habe keine weitern Aufträge an dich, antwortete der Engel; aber kannſt du dereinſt diejenigen lieben, die dich quälen, ſo wird ſich dein Leiden mindern, deine Geſtalt wird wieder menſchlicher werden, und ſo wie das geſchieht, wirſt du auch dem beſänftigenden Lichte immer näher kommen.

Dem Imam Ibrahim war die Zunge gelähmt, er konnte für unſäglichem Jammer nicht reden; ſchnell führte ihn der Engel in der Wolke wieder zurück,

und ehe er vor der Höhle von ihm ſchied, ſagte er: Ibrahim, ich bin Sophar, dein ehemaliger Führer und Freund, ſey fromm und weiſe! — und dann verſchwand er.

Jetzt war es Morgen, Ibrahim hatte nun ſeinem innern Triebe der Schwermuth gefolgt, und war auf eine furchtbare Weiſe belehrt und gewarnt worden; von nun an ward er ein noch beſſerer Regent als vorher; er regierte lang und glücklich, und ſtarb endlich ruhig und im Frieden.

21.

Der Schatzgräber.

In einer der gebirgigten Gegenden Deutſchlands lag ein Dörfchen, deſſen Einwohner gute aber etwas leichtgläubige und abergläubige Menſchen waren, die zuweilen erſt durch Schaden klug, und durch Erfahrungen mancher Art auf den ſeligen Mittelweg zurückgeführt werden mußten. Einsmals im Sommer, in der ſchönſten Jahreszeit, kamen zwei fremde Männer nach Buchenberg, ſie waren gut gekleidet und ſahen ganz ehrbar aus; ſie hielten ſich übrigens ganz ſtille, bezahlten alles ordentlich, was ſie verzehrten, und führten ſich ſo auf, daß man glauben mußte, ſie wären vortreffliche und ſogar vornehme Leute. Die Buchenberger Männer und Frauen verwunderten ſich ſehr und fragten untereinander, was das doch wohl für Herren ſeyn möchten? ſie fragten auch wohl den Wirth; er wußte aber eben ſo wenig wie ſie; nur das erfuhren ſie bald, daß die beiden Fremden des Abends ſpät in den Wald gingen und daß ſie allerhand ſonderbare künſtliche Sachen bei ſich hätten, die wunderbar ausſähen; dann ſagte auch der Wirth, die Leute ſeyen gar fromm, denn er hörte ſie zuweilen ſehr andächtig beten; nun verwunderten ſich die Buchenberger

noch mehr und bekamen Reſpekt für dieſe Männer, doch getraute ſich Niemand recht zu fragen, wo ſie her wären und was ſie da machten? Der Schulze Jacob war am allerneugierigſten; er wagte es alſo auch am erſten, ſie durch den Wirth fragen zu laſſen, ob ſie ihm nicht erlauben wollten, ein Wort mit ihnen zu reden? O ja, antworteten die Unbekannten, der Schulz ſoll nur herauf kommen. Nehmt mir nicht übel, ihr Herren, fing Jacob, der eilig herein getreten war, an, daß ich Euch beſuche; ich höre, daß Ihr ſo fromme, brave Herren ſeyd, und da möcht' ich gerne ein Wort mit Euch ſprechen.

Die Männer. Das ſoll uns lieb ſeyn; was wollt Ihr denn von uns?

Der Schulz. Ha! ich will eben nichts, es wundert uns ſo, daß Ihr Euch hier im Dorfe ſo lange aufhaltet; wir haben nun eben keinen Verdacht auf Euch, bewahre Gott! aber wir ſind unverſtändige Bauersleute und Ihr ſeyd geſcheidte Männer, da möchten wir doch gerne etwas von Euch lernen.

Die Männer. Hört, Freund, wir ſehen, daß Ihr ein verſtändiger Mann ſeyd, wenn Ihr nun ſchweigen könnt, ſo wollen wir Euch ein großes Geheimniß entdecken.

Dem guten Schulzen lief ein Schauder über die Haut, als er von dem großen Geheimniß hörte; mit wichtiger Miene verſetzte er: O ja, ich muß ja ſchweigen können!

Nun, fuhren die Männer mit leiſer Stimme fort, Freund! hier in der Gegend gehen große Dinge vor; wir ſind Geiſterſeher! Jacob erſchrack, daß er zitterte und bebte. Ach Gott! rief er — was ſind denn das für große Dinge?

Die Männer. Eine halbe Stunde von da, hin=

ter dem Wald, iſt ein altes, verfallenes Schloß; Ihr werdet doch die Bocksburg wiſſen? — O ja! ſtammelte Jacob voller Angſt, die weiß ich ſehr wohl!

Nun fuhren die Männer fort: Auf dieſem Schloß wohnte vor alter Zeit ein Ritter, Heinze von Bocksburg war ſein Name; er war ein gar böſer Mann, raubte und plünderte, wo er konnte, dann brachte er die Leute um. Lange trieb er es ſo, bis endlich unſer Herr Gott müde wurde, dem Unfug länger zuzuſehen, denn der Graf von Topshauſen kam und belagerte die Bocksburg; als nun Ritter Heinze ſah, daß er ſich nicht mehr helfen konnte und der Graf das Schloß erobern würde, ſo ermordete er ſeine Frau und Tochter, vergrub all' ſein Geld, und ging oben auf einen Saal und erhängte ſich.

Des andern Tages zog der Graf in das Schloß ein und fand die Familie des Ritters in ihrem Blute liegen, und ihn ſelbſt an einem Stricke hängen; er ließ alle drei begraben, dann zerſtörte er die Burg und zog wieder fort.

Nun kommen die drei Geiſter alle hundert Jahr einmal und ſpuken ein Vierteljahr lang auf der ruinirten Burg und im Wald umher. Die Geiſter der Frau und Tochter jagen den Geiſt des Ritters; letzterer ſieht ſchrecklich feurig aus; die beiden andern aber ſind nur wie ein Nebel; geſtern Abend haben wir ſie noch geſehen und ſie angeredet; auch ſahen wir einen Bären mit glühenden Augen und Flammen im Rachen, der den großen Schatz des Ritters noch immer bewacht.

Jacob. Ach Gott! das iſt ſchrecklich, da wird einem ja angſt und bange!

Die Männer zuckten die Achſeln und ſchwiegen

eine Weile; endlich fing der Eine an: Freund, könnt Ihr auch gewiß ſchweigen?

Jacob. Ich will Euch einen Eid darauf ſchwören, daß ich ſchweigen kann.

Nun gut, fuhren die Männer fort, ſo wiſſet denn: wir haben mit den Geiſtern geſprochen und vernommen, daß ſie nicht eher zur Ruhe kommen können, als bis der Schatz wieder unter Menſchen kommt und Nutzen ſtiftet; er muß alſo durch gute, brave Leute aus der Erde gebracht werden.

Lieber Gott! ſagte der Schulz, das iſt ja eine große Pflicht, daß man den armen Geiſtern hilft, und das Geld könnte auch noch Manchem gut thun; aber wißt Ihr Herren denn nicht, wie viel es iſt?

Die Männer. O ja, das wiſſen wir ſehr wohl; es liegen da in dem Gewölbe der alten Burg, das zum Theil noch unverſehrt iſt, acht Schuh tief in der Erde, zwanzigtauſend Dukaten in Gold und ſonſt noch viel koſtbares Geräthe, Edelgeſteine u. dergl.

Jacob ſtaunte gewaltig; endlich fing er an: es wundert mich doch, Ihr Männer, daß Ihr das Geld nicht da wegnehmet, Ihr könntet es ja ſelbſt brauchen und viel Gutes damit ſtiften.

Die Männer. Behüte Gott! guter Freund, die Geiſterſeher dürfen das Geld ſelbſt nicht behalten, da würden ihnen die Geiſter die Hälſe brechen.

Jacob legte den Finger an die Naſe, dachte nach und ſagte: Ja ſo, das iſt etwas anders; das Geiſterſehen iſt alſo wohl eine gefährliche Sache? — Es ward dem guten Manne wunderlich zu Muthe; Gott! dachte er, wenn ich das Geld alles bekommen könnte! — aber wenn es dann die Obrigkeit erführe, ſo dürfte ich es doch nicht behalten und würde wohl noch gar obendrein geſtraft.

Da die Fremden ſein Nachdenken bemerkten, fingen ſie an: Guter Freund, wir müſſen vermuthlich hier wieder weg, denn wir fürchten, es gebe nicht ſo viele fromme Männer hier im Dorfe, als zur Hebung des Schatzes nöthig ſind.

Jacob erſchrack und fragte haſtig: wie viel fromme Männer ſind denn nothwendig?

Antw. Die heilige Zahl ſieben.

Nun, die wollte ich wohl noch zuſammen bringen; freilich wäre unſer Pfarrer wohl fromm genug, aber der glaubt an ſo etwas nicht. — Behüte der Himmel! riefen die Männer, kein Geiſtlicher darf es wiſſen, ſonſt iſt alles verloren, denn die Geiſter können ſie durchaus nicht leiden; wenn Ihr aber hier im Dorfe ſieben fromme Männer habt, ſo wollen wir ſehen, was wir thun können. Jacob bedachte ſich ein wenig, dann nannte er ſich und noch ſechs Nachbarn, die er für rechtſchaffen hielt. Kurz, die fremden Männer verſtanden ſich endlich dazu, daß ſie den Buchenbergern ſieben braven Männern den Schatz heben wollten, und es wurde verabredet, daß der Schulze ſie alle zuſammen an einen beſtimmten Ort im Walde bringen ſollte, ohne ihnen das Geheimniß zu entdecken. Er ſchlich alſo in die beſtimmten ſechs Häuſer, beſtellte die Hausväter auf morgen Abend in der Dämmerung in den Wald, und verſicherte ſie, daß ſie da Dinge erfahren würden, wodurch ſie auf Lebenslang die glücklichſten Menſchen werden könnten; aber ſie müßten verſchwiegen ſeyn und auf verſchiedenen Wegen hingehen, damit Niemand etwas merkte und es im Dorf kein Aufſehen gebe.

So verwundert die guten Leute über das alles waren, ſo trauten ſie doch ihrem Schulzen, und verſprachen zu kommen.

Kaum konnte Jacob den nächſten Abend erwarten, und er rechnete ſchon nach, was er mit ſeinem Theil von dem Gelde machen wolle: bald dachte er, er wolle ſich ein neues Haus bauen, mehrere Güter kaufen und den Armen viel Gutes erzeigen; bald dachte er wieder an die Obrigkeit, wenn es auskommen könnte, und dann nahm er ſich vor, in ein fremdes Land zu ziehen und da wie ein großer Herr zu leben.

Unter dergleichen Vorſtellungen rückte endlich der erſehnte Abend heran, es wurde dämmernd, und die ſieben Männer ſchlichen auf verſchiedenen Wegen dem beſtimmten Orte zu; es war ein Platz im Walde, der rundum mit dichten Gebüſchen umgeben und ganz düſter und unheimlich war; hier fanden ſie einen der Geiſterſeher in langem, ſchwarzem Gewande ſtehend, mit einer weißen Ruthe in der Hand, auch hatte er ein breites, weißes Band über die Schultern hängen, das mit rothen Zeichen aller Art bemalt war. Als ſie nun alle da verſammelt waren, ſo befahl ihnen der Fremde ſehr ernſtlich, ſtille zu ſeyn und nicht nahe zu treten; er machte dann mit der Ruthe einen Kreis um ſich her, und wiederholte nun Alles, was Jacob ſchon gehört hatte. Die Bauern ſahen ſich an, die Haare ſtanden ihnen zu Berge; indeſſen wünſchte doch Jeder die zwanzigtauſend Dukaten zu haben; ſie fragten nur, ob ſie denn nichts zu fürchten hätten, und wurden verſichert, daß, wenn ſie nicht vorwitzig wären, ihnen kein Haar gekrümmt werden ſollte. Nun waren alle zufrieden, obgleich ihnen bange genug war; ſie rückten ganz dicht zuſammen, und der Geiſterſeher begann: Jetzt will ich den Geiſt des Ritters beſchwören, er muß erſcheinen

und uns ſagen, was bei dem Schatzheben zu thun ſey; dann reckte er die Ruthe gegen den Wald aus und rief mit ſtarker Stimme: Azazel lama parakatſchi! Auf einmal erſchien eine glühende Geſtalt im Hintergrund, die Bauern riefen mit Schrecken: Gott bewahre uns doch vor der Hölle! und der Geiſterſeher fuhr fort: Biſt du der Geiſt des Ritters Heinze? Eine hohle Stimme rief aus dem Walde: Ja!

Der Geiſterſeher. Was müſſen wir denn thun, daß du zur Ruhe kommſt?

Der Geiſt. Du und die ſieben Männer dort, ihr müßt morgen Abend gegen Mitternacht auf meiner alten Burg erſcheinen; die Männer müſſen still an der Wand ſtehen, damit ihnen kein Unglück wiederfahre, dann müſſen ſie zweihundert Thaler geben, dieſe mußt du mir zeigen; dann trägſt du den feuerſpeienden Bären von meinem Schatze weg, und wenn du wieder kommſt, ſo wird der Schatz wie feurige Kohlen in die Höhe ſteigen, die mußt du ſammeln, und wenn es Tag geworden iſt, werden es lauter Dukaten ſeyn. Die zweihundert Thaler trägſt du aber nach Inſpruck in Tyrol ins Kloſter, ſo werde ich von meiner Qual erlöst werden. Der Geiſterſeher ſchien ſehr erſchrocken über die Rede, er reckte die Ruthe gegen den Geiſt aus und ſagte: Azazel, die Männer haben kein Geld, das mußt du nicht von ihnen fordern. Aber auf einmal wurde der Geiſt noch glühender, es flammte und knallte, und er rief mit ſchrecklicher Stimme: Warum haſt du mich dann gerufen? Die Bauern fielen auf ihre Kniee und beteten, daß ſie doch der liebe Gott bewahren wolle. Jacob erhob zuerſt ſeine Stimme:

Herr Geiſterſeher! darf ich reden? O ja! antwortete dieſer. Die Männer riefen alle zugleich: die zweihundert Thaler wollen wir ja gerne mitbringen. Jetzt wurde der Geiſt wieder heller und ruhiger und verſchwand endlich.

Der Geiſterſeher empfahl nun noch den ſieben erwählten Männern Verſchwiegenheit, und verſicherte ſie, daß, wenn ſie binnen ſieben Tagen ein Wort von dem, was ſie geſehen und gehört hätten, ausplauderten, ſie gewiß des Todes ſterben müßten; dann entließ er ſie, und Jeder kehrte voll Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, zitternd nach Hauſe.

Die Bauern hielten Wort; keiner ſagte ein Wörtchen von der Sache, und am folgenden Abend ſchlichen ſie wieder ganz ſtille nach dem Wald und dem bewußten Schloſſe zu; die zweihundert Thaler hatten ſie mitgebracht und im Innern der Burg trafen alle ihrem Befehl gemäß wieder zuſammen. Der Geiſterſeher erwartete ſie hier, und Jacob wagte es, zu fragen, wo denn der andere Herr ſey? Der iſt verreist, um an einem andern Ort eine arme Seele wegzubannen, welche die Einwohner des Hauſes ſehr beunruhigt, antwortete der Geiſterſeher, erzählte ihnen dann allerhand wunderbare Geſchichten von Geiſtern und was er alles erfahren hatte, und ſo kam endlich die ſtille, gefürchtete Mitternachtsſtunde heran; den guten Bauern war es eiskalt in den Gliedern, als der Geiſterſeher nun mit ihnen in das ſchreckliche Gewölbe eintrat. Ein gräulicher Bär lag dort in der Ecke; ſeine Augen leuchteten wie Lichter, und in ſeinem offenen Rachen brannten blaue Schwefelflammen. Baratara Buhl! Vogel rühr' dich nicht! rief ihm der Geiſterſeher

beim Eintritt zu, ſtellte dann die ſieben Männer an die Mauer und befahl ihnen, nicht von ihrem Platze zu gehen, auch kein Wort miteinander zu ſprechen; dann machte er allerlei Ceremonien, und endlich erſchien der glühende Geiſt wieder mitten in den Mauern des Schloſſes; der Geiſterſeher ſprach noch erſtaunliche Worte mit ihm, dann packte er den Bären auf den Rücken und trug ihn zum Gewölbe hinaus zu dem Geiſt, kehrte dann zurück, forderte die zweihundert Thaler von den Bauern, die ſie ihm auch gerne gaben, und ſagte ihnen: jetzt will ich gehen, dem Geiſt das Geld zeigen und ihn ſodann weit wegbannen; in einer Stunde komme ich wieder, dann will ich den Schatz beſchwören, ſo wird er wie feurige Kohlen aus der Erde ſteigen, und ihr ſollt ihn hernach heben.

Die Bauern ſtanden voll Angſt an der Mauer; es dauerte eine Stunde, zwei Stunden, es wurde Morgendämmerung und der Geiſterſeher kehrte nicht wieder. Der erſte Gedanke, der dem Schulzen einfiel, war, ob irgend der Geiſterſeher vom Geiſte umgebracht worden ſey? Noch immer ſtanden die ſieben Männer an ihrer Stelle und rührten ſich nicht; auch ſagten ſie nichts, denn es war ihnen ja verboten. Endlich um vier Uhr, da die Sonne aufging, bekamen ſie auch wieder Muth, ſie ſahen ſich lange an; endlich fing J a c o b an: wo mag doch wohl der Geiſterſeher bleiben? ich denke, wir wagen es und gehen einmal hinaus, nachzuſehen; die Andern folgten ihm gerne, und verließen Einer nach dem Andern ihren ſchauerlichen Aufenthalt: das Erſte, was ſie erblickten, war der Bär; er war aus einer ſchwarzbraunen, wollenen Decke gemacht und mit Moos ausgeſtopft. Der Rachen war von Eiſenblech, und

hinten ſteckten Schwefelhölzchen darin, die noch nicht ganz verbrannt waren; die Augen waren eiſerne Röhrchen, in denen auch Schwefelhölzchen angebracht waren.

Ziemlich lange hatte es gedauert, bis die ſieben Männer den Muth bekamen, dieſe Unterſuchungen anzuſtellen, jetzt ſahen ſie ſich mit großen Augen an; das war alſo der große, feurige Bär geweſen. Als ſie weiter gingen, entdeckten ſie auch dort auf dem Raſen etwas Weißes; ſchon muthiger näherten ſie ſich hier, und fanden einen weißen Mann von Papier, auf deſſen Rücken noch kleine Wachslichter ſteckten, die auch noch nicht ganz abgebrannt waren. Fluchen, ſchimpfen, mit den Füßen ſtampfen, den papiernen Geiſt in tauſend Stücken zerreißen, das war der ganze Erfolg der Geſchichte.

Es traf ſich aber zu, daß der Oberförſter mit zwei Jägerburſchen ſo früh da vorbei ging und die Geiſterſeher mit dem Bären und dem Geiſt antraf; ſie wurden gefangen und der Obrigkeit überliefert. Bei der Unterſuchung fanden ſich ſo viele Gräuelthaten, die ſie begangen hatten, daß ſie nach damaligen Geſetzen zum Strang verurtheilt wurden. Jacob wurde hart geſtraft, und die zweihundert Thaler den Armen gegeben.

22.

Das Leben der heiligen Thekla.

Eine Legende.

Wir leben in einer ſo kalten logiſch-richtigen Vernunftzeit, daß den Menſchen nach der Mode alles anekelt, was nach Glauben an Wunder oder an Erſcheinungen nur von ferne ſchmeckt. Da aber doch die Imagination auch Nahrung haben will, indem ihr, wenigſtens im Heiligthum der Religion, die Vernunft keine geſtatten will, ſo ſucht ſie nun ihre Sättigung in Mährchen, Dichtungen und Geſtalten, die dem Herzen, auf das doch am Ende das Meiſte, wo nicht Alles ankommt, keine Befriedigung gewähren. Die Geſchichte der Heiligen, oder die Legenden der erſten Jahrhunderte unſerer chriſtlichen Zeitrechnung, ſind von der Art, daß ſie bei allem, in unſern Zeiten Unglaublichen, doch dem Geiſt eine religiöſe Tendenz geben und zur Andacht und Fortſchritt in der Heiligung aufmuntern. Meine Zuhörer werden mir alſo nicht übel deuten, wenn ich zu Zeiten eine erzähle:

Im 13ten und im Anfang des 14ten Kapitels der Apoſtelgeſchichte wird erzählt, wie Paulus und Barnabas um der Lehre Chriſti willen aus Antiochien in Piſidien vertrieben worden und daß

ſie nach Ikonien verreist ſeyen. Hier ſchalten nun die Kirchenväter jener Zeiten eine Geſchichte ein, die ſich damals zugetragen haben ſoll.

In Ikonien, einer Stadt in Kleinaſien, hatte Titus, der Schüler des Apoſtels Paulus, eine kleine Chriſtengemeinde geſtiftet, in welcher ein anſehnlicher Bürger Namens Oneſiphorus der angeſehenſte war; er, ſeine Gattin Lektra und ſeine Söhne Simmia und Zeng waren ſehr fromme und chriſtliche Leute. Man kann denken, wie wichtig ſolchen neubekehrten Menſchen der Apoſtel Paulus, dem ſie ihre Bekehrung, folglich ihre Seligkeit verdankten, ſeyn mußte; es ging ihnen alſo, wie es auch uns im nämlichen Fall gehen würde, ſie hätten auch gern gewußt, wie der liebe Mann von Perſon ausſähe. Titus, der ihn wohl kannte, beſchrieb ihnen ſeine Perſon und ſagte: Paulus iſt klein von Statur, hat einen kahlen Kopf, eine Glatze, krumme Beine, dicke Waden, große Augbraunen und eine Habichtsnaſe, aber aus ſeinem Angeſicht leuchtet Gnade und Wahrheit hervor, und er ſcheint oft verklärt zu ſeyn, beſonders wenn er von Jeſu Chriſto ſeinem Erlöſer ſpricht.

Jetzt kam nun die Nachricht, daß Paulus mit ſeiner Geſellſchaft, welche aus ſeinem Freund Barnabas, dem Demas und dem Hermogenes, einem Schmied, zween nicht ganz redliche Männer, und vielleicht noch aus einigen andern beſtunde, an dem Tage noch nach Ikonien kommen würde. Dies erweckte bei der dortigen Gemeinde große Freude; alle verſammelten ſich in Oneſiphorus Haus; dieſer aber ging mit ſeiner Frau und beiden Söhnen auf der Landſtraße nach Lyſtra, woher der Apoſtel kommen mußte, dem Paulus entgegen;

als ſie ſich begegneten, grüßte ihn Oneſiphorus mit den Worten: Sey gegrüßt, du Knecht des Hochgelobten! Paulus erkundigte ſich, wer er wäre? und nachdem er es erfahren hatte, ſo antwortete er: Gnade ſey mit dir und deinem Hauſe! Dies ärgerte den Demas und den Hermogenes, daher murrten ſie und ſprachen: Sind wir denn nicht auch Knechte des Hochgebenedeiten, daß du uns nicht grüßeſt? Oneſiphorus antwortete: Ich ſehe an euch die Frucht der Gerechtigkeit nicht, ſeyd ihr aber ſolche Männer, ſo kommt auch ihr in mein Haus und ruht aus. Nun gingen alle zuſammen und kehrten bei dem Oneſiphorus ein.

Hier hatte ſich ſchon die Gemeinde verſammelt, und ſo wie der Apoſtel hineintrat, fielen alle nieder und beteten, er aber redete ſie folgendergeſtalt an:

Selig ſind, die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen!

Selig ſind, die das Fleiſch unbefleckt bewahren, denn ſie werden Gottes Tempel ſeyn!

Selig ſind, die ſich der Enthaltung befleißigen, denn Gott wird mit ihnen reden!

Selig ſind, die dieſer Welt abſagen, denn dieſe werden Gott ſehr angenehm ſeyn!

Selig ſind, die Weiber haben, als hätten ſie keine, denn ſie werden Engel Gottes werden!

Selig ſind, die vor dem Wort Gottes erzittern, denn ſie ſollen getröſtet werden!

Selig ſind, die ihre Taufe rein bewahren, denn ſie werden erquickt werden bei dem Vater, dem Sohn und dem heiligen Geiſt!

Selig ſind, welche die Weisheit Jeſu annehmen, denn ſie werden Söhne des Höchſten genannt werden!

Selig ſind die, welche den Sinn Jeſu Chriſti bewahren, denn ſie werden ins Licht verſetzt werden!

Selig ſind, die um der Liebe Chriſti willen aus der Gleichſtellung der Welt ausgehen, denn ſie werden die Engel richten und zur Rechten Chriſti geſtellt werden, und den ſtrengen Tag des Gerichts nicht ſehen!

Selig ſind die Leiber und Geiſter der Jungfrauen, denn an ihnen wird Gott Wohlgefallen haben, und der Lohn ihrer Keuſchheit wird unverloren ſeyn u. ſ. w.

Gegen dem Haus des Oneſiphorus über wohnte eine vornehme Wittwe, ihr Name war Theoklia, dieſe hatte eine Tochter Namens Thekla, welche mit Thamyris, einem vornehmen jungen Herrn in der Stadt Ikonien, verlobt war. Dieſe Thekla ſaß eben am Fenſter und hörte gegenüber Paulum reden; dies ging ihr durch die Seele, ſie war nicht mehr vom Fenſter wegzubringen, damit ſie ja kein Wort des Apoſtels verlieren möchte; er redete von Gott, von der Liebe, vom Glauben, vom Gebet u. dergl. Dies Alles ging der Jungfrauen ſo zu Herzen, daß ſie mit unausſprechlicher Freude erfüllt, erweckt und zu Chriſto bekehrt wurde, und da ſie ſahe, daß viele Leute, auch Jungfrauen, in des Oneſiphorus Haus gingen, ſo wünſchte ſie auch dahin zu gehen, um auch den Mann zu ſehen und von Perſon kennen zu lernen, der ſo ſchön redete. Das Alles war ihrer Mutter gar nicht recht, und da ſie ſie nicht vom Fenſter wegbringen konnte, ſo ließ ſie den Thamyris, ihren Bräutigam, rufen. Dieſer kam voller Freuden, indem er glaubte, es würde von der Hochzeit die Rede ſeyn; allein

Theoklia beantwortete ihm ſeine Frage, wo denn ſeine Thekla ſey? mit den Worten: Mein lieber Thamyris, die ſitzt nun ſchon ſeit drei Tagen am Fenſter und iſt nicht von da wegzubringen: denn da drüben in Oneſiphorus Haus iſt ein fremder Mann, der verführeriſche und betrügeriſche Dinge lehrt, da hörte ſie nun Tag und Nacht zu und vergißt Eſſen und Trinken; ich begreife nicht, wie ein ſolches ſchamhaftes und eingezogenes Mädchen ſich gar nicht ſagen laſſen will; es iſt aber deine Thekla nicht allein, die ſich ſo irre führen läßt, ganz Ikonien iſt in Bewegung, denn es gehen allerlei Männer und Frauen dahin und laſſen ſich von dem Mann unterrichten; er ſagt: man müſſe nur einen Gott allein fürchten und ein keuſches Leben führen. Wirklich hängt auch jetzt noch meine Tochter im Fenſter wie eine Spinnwebe und iſt nicht von da wegzubringen. Die Reden des Mannes haben ſie entſetzlich eingenommen, denn ſie gibt gar genau Acht auf das, was er ſagt, und dadurch iſt ſie eben gefangen worden; gehe du doch einmal zu ihr, lieber Thamyris, und ſprich mit ihr, denn ſie iſt ja deine Braut; er ging hin, umarmte und küßte ſie und ſprach: Meine liebe Thekla! warum ſitzeſt du ſo, als ob du in die Erde ſinken wollteſt, warum biſt du ſo beſtürzt? Kehre dich doch zu mir, deinem Bräutigam, ſchäme dich doch, daß du an dem fremden Manne hängſt! Die Mutter machte ihr auch Vorwürfe, ſie ſagte: warum ſiehſt du ſo auf die Erde, meine Tochter? und gibſt keine Antwort, als ob du deiner Sinne nicht mehr mächtig wäreſt; ſie weinte, Thamyris auch, und das ganze Haus wurde traurig. Thekla aber kehrte ſich an das alles nicht, ſie blieb am Fenſter und

gab nur Acht, was drüben vorging und was da geſprochen wurde.

Thamyris wurde darüber aufgebracht, er lief hinunter auf die Gaſſe, um zu ſehen, wer bei dem Oneſiphorus aus- und einginge; indem er ſo daſtand, kamen eben Demas und Hermogenes heraus, die mit einander in einem ſcharfen Wortwechſel waren. Thamyris fragte ſie: was habt ihr mit einander, ihr Leute? — ſagt mir's, und was iſt das für ein Mann da in dem Haus, der die Seelen der Jünglinge und Jungfrauen verführt, daß ſie ſich nicht verheirathen, ſondern ledig bleiben ſollen? Ich will euch viel Geld geben, wenn ihr mir redlich ſagt, was es für eine Bewandtniß mit ihm hat, denn ich bin der Vornehmſte in der Stadt. Demas und Hermogenes antworteten: Wer er ſo eigentlich iſt, das wiſſen wir nicht, allein das iſt gewiß, daß er den jungen Geſellen ihre verlobte Bräute und den Jungfrauen ihre verſprochene Männer entziehet; denn er ſagt: wo ihr nicht keuſch bleibt und euer Fleiſch unbefleckt bewahret, ſo wird die Auferſtehung euch nicht zu gut kommen. Thamyris lud die Männer ein, in ſein Haus zu kommen und mit ihm zu eſſen. Dies thaten ſie. Er gab eine koſtbare Mahlzeit und den edelſten Wein zum Beſten, und bat ſie, ihm zu ſagen, was denn der fremde Mann eigentlich für eine Lehre führe, denn er müſſe das wiſſen, er habe ſeine Thekla von Herzen lieb und ſeye ſehr bekümmert, daß ſie da an dem fremden Mann hinge, er ſorge ſehr, um ſeine Braut zu kommen. Demas und Hermogenes riethen ihm, er möchte ihn vor den Kommandanten kommen laſſen und ihn als einen Volksverführer und Aufwiegler verklagen, der würde ihn

nach den kaiſerlichen Geſetzen aus dem Weg ſchaffen, denn dieſe duldeten die Anhänger Chriſti nicht; dann würde er ſeine Braut bekommen und ſie würden ungehindert lehren können, daß die Auferſtehung im Kinderzeugen beſtehe, und daß man dann auferſtehe, wenn man Gott erkannt habe.

Dem Thamyris war das ganz recht; er wurde mit Wuth gegen Paulum und ſeine Lehre erfüllt, und ging des folgenden Morgens in Begleitung der Oberſten, des Kerkermeiſters und eines großen Haufen Volks mit Spießen und Stangen in des Oneſiphorus Haus und ſagte zum Apoſtel: Du haſt Ikonien verkehrt und meine Braut Thekla verführt, daß ſie mich nun nicht heirathen will; komm! wir wollen zum Kommandanten Caſtellio gehen, dort wollen wir die Sache ausmachen. Nun ſchrie der ganze Haufe Volks: Schafft den Zauberer fort, denn er hat auch unſere Weiber mit ſeiner Lehre verwirrt und das gemeine Volk hängt ihm in großer Menge an; nun führten ſie Paulum zum Kommandanten, wo ihn Thamyris folgendergeſtalt verklagte: Mein Herr Präſident! ich weiß zwar nicht, wer der Menſch iſt, das aber weiß ich, daß er den Jungfrauen das Heirathen nicht zulaſſen will, verhöre ihn darüber, warum er ſolches lehre. Der Kommandant rief Paulum zu ſich und ſprach: Wer biſt du und was lehreſt du? Du hörſt, warum man dich verklagt! Paulus antwortete: Der eifrige und gerechte Gott, der keines Dinges bedarf und der dennoch nach dem Heil der Menſchen begierig iſt, der hat mich geſandt, daß ich ſie von der verderblichen Luſt und Unreinigkeit abziehen ſoll, damit ſie nicht weiter ſündigen mögen. Eben deswegen hat Gott ſein Kind Jeſum Chriſtum ge-

ſandt, welchen ich verkündige und von dem ich lehre, daß die Menſchen an Ihn glauben und auf Ihn hoffen ſollen. Dieſer allein hat mit der verführten Welt ein Mitleiden gehabt, damit die Menſchen nicht länger unter dem Gericht ſeyn dürften, ſondern den Glauben und die Furcht Gottes, die Erkenntniß deſſen, was ſich geziemet, und die Liebe der Wahrheit erlangen möchten. Thue ich nun Unrecht, mein lieber Herr Kommandant! daß ich das lehre, was mir von Gott geoffenbaret worden iſt? Der Kommandant antwortete darauf nichts, ſondern befahl, den Apoſtel in Feſſel zu ſchließen und ihn im Gefängniß zu bewahren, bis er Zeit bekäme, ihn weiter zu verhören.

Thekla erfuhr, daß man den göttlichen Lehrer, an dem ihre Seele hing, gefangen geſetzt habe. Sie nahm alſo ihr Ohrgehänge, ging in der folgenden Nacht zum Thürhüter und gab ſie ihm, damit er ſie hinausließe; dann brachte ſie dem Kerkermeiſter einen ſilbernen Spiegel, damit er ihr erlaubte, den Gefangenen zu beſuchen. Nun ſetzte ſie ſich zu ſeinen Füßen und hörte die großen Thaten Gottes verkündigen; und da Paulus gar keine Furcht für dem Leiden hatte, ſondern mit freudiger Zuverſicht auf die Hülfe Gottes hoffte, ſo wurde ihr Glaube ſo ſehr vermehrt und geſtärkt, daß ſie die Feſſel des Apoſtels küßte.

Es iſt natürlich, daß man des andern Morgens bald die Thekla vermißte, ſie wurde allenthalben geſucht und nicht gefunden; endlich erfuhr man von dem Thürhüter, daß er ſie hinausgelaſſen habe, und von der Gefängnißwache, daß ſie bei dem fremden Gefangenen ſeye.

Thamyris und die Hausbedienten der Thekla

gingen alſo hin und fanden ſie zu ſeinen Füßen ſitzen; nun gingen ſie wieder heraus, brachten eine Menge Volks zuſammen und zeigten dem Kommandanten an, was geſchehen ſey. Dieſer ließ nun Paulum wieder vors Gericht bringen. Thekla aber blieb auf der Stelle ſitzen, wo ſie bisher geſeſſen hatte; der Kommandant aber befahl, daß man ſie auch bringen ſollte. Sie ging hüpfend vor Freude zum Gericht.

Als nun Paulus vorgeführt wurde, ſo ſchrie der Haufe noch mehr als vorher: Weg mit dem Zauberer! Der Kommandant aber kehrte ſich nicht daran, ſondern hörte gern, was Paulus vom Herrn Chriſto und ſeiner Lehre und Thaten erzählte. Und um mit Glimpf und Ehre der Sache ein Ende zu machen, ſo ließ er die Thekla vor ſich kommen und fragte ſie: Warum willſt du denn nach den Geſetzen der Ikonier den Thamyris nicht heirathen? Sie antwortete kein Wort und ſahe nur Paulum mit unverwandten Augen an. Darüber wurde ihre Mutter Theoklia raſend und rief: Laßt das gottloſe Menſch verbrennen! laßt ſie, da ſie nichts vom Heirathen hören will, mitten auf dem Schauplatz verbrennen, damit alle Weiber, welche durch dieſes Menſchen Lehre bezaubert worden ſind, dadurch abgeſchreckt werden mögen, ihren Männern die ſchuldige Pflicht zu verſagen. Der Kommandant ließ nun Paulum geiſeln und aus der Stadt jagen; die arme Thekla aber verdammte er zum Feuer und befahl, daß dies Urtheil alſofort vollzogen werden ſollte; er verfügte ſich alſo auf den Schauplatz und alles Volk lief herzu, um das jämmerliche Schauſpiel anzuſehen. Die fromme Jungfrau ſahe ſich nach dem Paulus um wie ein Lamm, das ſich in der Wüſten verirrt hat, den Wolf kom-

men ſteht und ſich nach dem Hirten ſehnt. Da ſie nun ſo unter dem Volk hin- und herſchaute, ſo erblickte ſie den Herrn, der ihr in der Geſtalt Pauli erſchien, und ſie dachte: der Apoſtel iſt gekommen, um zu ſehen, wie du dich im Leiden beträgſt; indem ſie aber ſo ſtarr hinſchaute, ſo fuhr die Erſcheinung gen Himmel und verſchwand vor ihren Augen. Während der Zeit trugen die Jünglinge und Jungfrauen fleißig Holz und Stroh herzu und machten den Scheiterhaufen fertig.

Thekla wurde nun nackend herzugeführt, der Kommandant erſtaunte über ihre Schönheit, er erbarmte ſich über ſie und die Thränen floſſen ihm die Wangen herab, allein das Urtheil durfte er nicht widerrufen. Nun ſchrie das Volk: Thekla ſollte auf den Scheiterhaufen ſteigen; ſie bezeichnete ſich mit dem Kreuz und ſtieg hinauf; das Volk zündete den Holzſtoß an; ſo ſtark aber auch das Feuer brannte und in die Höhe loderte, ſo berührte es doch die fromme Jungfrau nicht, zugleich entſtund ein Platzregen mit einem Erdbeben, das Feuer löſchte aus und die Erde ſpaltete ſich, ſo daß viele hineinſtürzten und umkamen; Thekla war nun frei und ging fort, um Paulum zu ſuchen.

Dieſer aber hatte ſich mit Oneſiphorus, deſſen Frau und Kindern in einem Grabmal am Wege von Ikonien nach Daphne verſteckt, wo ſie faſteten und für die Erhaltung der guten Thekla beteten. Endlich aber fingen die Kinder an über Hunger zu klagen; da nun Niemand Geld hatte, ſo zog Paulus ſeinen Rock aus, gab ihn einem Knaben und befahl ihm, in die Stadt zu gehen und Brod dafür einzukaufen; der Knabe ging und holte Brod und etwas Gemüſe; als er nun wieder zu-

rückkam, ſo fand er die Thekla; mit freudigem Erſtaunen rief er: Thekla, wo willſt du hin? — Ich ſuche Paulum, ich bin aus dem Feuer errettet worden. — Nun ſo komm, ich will dich zu ihm führen. Sie ging alſo mit ihm, und als ſie in die Grabeshöhle kamen, ſo fanden ſie alle auf den Knien liegen und beten. Thekla ſtellte ſich hinter Paulum und ſprach: Du Herr unſer Herrſcher! der du Himmel und Erde gemacht haſt, du Vater deines geliebten und heiligen Kindes Jeſu! ich danke dir, daß du mich aus dem Feuer errettet haſt, damit ich Paulum ſehen möge! Freudig dankten nun alle dem Allmächtigen, daß Er ſeine arme Dienerin ſo gnädig erhalten hatte; dann ſetzten ſie ſich und hielten ihre ſparſame Mahlzeit mit einander, indem ſie ſich von Chriſto, ſeiner Lehre und Thaten recht angenehm und erbaulich unterhielten.

Nun ſprach Thekla zu Paulo: Laß dir gefallen, daß ich dir nachfolge, wo du hingehſt. — Er antwortete: es ſind jetzt gräuliche Zeiten, du aber biſt eine ſchöne Weibsperſon, du könnteſt in noch härtere Verſuchungen gerathen, als die vorige. Sie verſetzte: Gib mir nur das Siegel, das in Chriſto iſt, ſo wird mich keine Verſuchung berühren. — (Vermuthlich verſtund ſie die Taufe unter dieſem Siegel.) — Habe nur Geduld, du ſollt der Gabe Chriſti theilhaftig werden. — Wenn die Apoſtel Jemand tauften, ſo bekam er auch den heiligen Geiſt.

Paulus ſchickte nun den Oneſiphorus mit den Seinigen wieder nach Haus. Er aber nahm die Thekla zu ſich und reiste wieder nach Antiochien in Piſidien. Nun wohnte aber ein

ſehr reicher und vornehmer Mann in dieſer Stadt, der bei der Regierung alles vermochte, er hieß Alexander und war gebürtig aus Syrien. Dieſer begegnete dem Paulus und der Thekla auf der Gaſſe, als ſie eben in die Stadt kamen; auf einmal wurde der Mann ſterblich in die Thekla verliebt, er bot alſo dem Apoſtel Geld und Geſchenke an, wenn er ihm die Jungfrau überlaſſen wollte. Paulus aber ſprach zu ihm: Ich habe dieſer Perſon nichts zu befehlen, ſie iſt nicht mein.

Nun umarmte ſie Alexander und küßte ſie. Thekla ſträubte ſich, ſuchte zu Paulo zu kommen und ſchrie jämmerlich: Thue mir als einer Fremden keine Gewalt an, ich bin eine Dienerin Gottes, eine der vornehmſten Jungfrauen in Ikonien und von dort verjagt worden, weil ich den Thamyris nicht heirathen wollte. Als ſich aber Alexander nicht daran kehrte und mit ihr rang, ſo zerriß ſie ihm ſeine Kleider und riß ihm ſeine Krone vom Kopf herunter. Hierüber wurde er wüthend, nahm Leute zu ſich und führte ſie zum Kommandanten, und da ſie alsbald frei heraus bekannte, daß alles wahr ſey, weſſen man ſie beſchuldigte, ſo machte der Kommandant kurzen Prozeß mit ihr und ſprach ihr das Urtheil, daß ſie den wilden Thieren vorgeworfen werden ſollte. Dies Urtheil fanden die Weiber in der Stadt entſetzlich hart, man murrte allgemein darüber, allein das kümmerte den ſtolzen Römer keinen Augenblick, es blieb dabei. Thekla bat nun um die Gnade, daß ihre Keuſchheit bis zur Vollziehung des Urtheils geſchützt werden möchte. Nun war eine reiche Frau in der Stadt, Namens

Tryphäna, deren Tochter Falkonilla geſtorben war, dieſer gab man die Thekla in Verwahrung bis zur Vollziehung des Urtheils; beide lebten ſo vergnügt mit einander, als es in ſolchen traurigen Umſtänden möglich war.

Als nun der Tag kam, daß Thekla von den Thieren zerriſſen werden ſollte, ſo wurde ſie auf den Kampfplatz geführt und eine grimmige Löwin auf ſie losgelaſſen; allein das wüthende Thier kam ganz gelaſſen zu ihr, legte ſich nieder und leckte ſanft ihre Füße. Dies machte bei der ganzen Menge des Volks einen tiefen Eindruck, und Jedermann erkannte, daß das Urtheil zu hart und ungerecht ſeye. Thekla wurde alſo für diesmal frei, und Tryphäna nahm ſie mit Freuden wieder zu ſich.

Nun erſchien dieſer Frauen des Nachts ihre verſtorbene Tochter Falkonilla und ſagte zu ihr: Meine liebe Mutter! die fremde Thekla ſoll bei dir meine Stelle vertreten, denn durch ihre Fürbitte kann ich in den Ort der Gerechten verſetzt werden. Des Morgens erzählte dies Tryphäna der Thekla, welche alſofort ihren Wunſch erfüllte und für die Verſtorbene betete. Die Mutter freute ſich darüber, nur trübte der Gedanke ihre Freude, daß Thekla noch immer nicht freigeſprochen war.

Des andern Morgens kam wieder Alexander, um die Thekla zum Schauplatz abzuholen, denn er war eigentlich der Mann, der dieſe ſchrecklichen unmenſchlichen Spiele anzuordnen hatte.

Tryphäna aber ließ ſie ihm nicht ausfolgen, denn es kam ihr höchſt ungerecht und grauſam vor, daß man eine ſolche unſchuldige fromme Jungfrau von wilden Thieren wollte zerreißen laſſen, und ob

ſie gleich eine Heidin war, ſo betete ſie doch zu dem Gott der Thekla, daß Er ſie wieder erretten möchte. Alexander mußte alſo unverrichteter Sache abziehn; allein das half nicht, denn nun ſchickte der Kommandant Soldaten, die ſie mit Gewalt holten. Als ſie nun wieder auf den Kampfplatz kam, ſo entſtand ein gewaltiges Getümmel unter dem Volk, denn man erkannte allgemein, daß das Urtheil ungerecht und zu hart ſey; man hatte ſie des Kirchenraubs beſchuldigt, aber kein Menſch wußte den wahren Grund von der Sache.

Tryphäna begleitete die Thekla, denn ſie ſagte: habe ich meine Falkonilla zum Grabe begleitet, ſo will ich auch meiner Thekla die nämliche Liebe erzeigen, und da ſie die Jungfrau feſt in ihren Armen hielt, ſo mußte man ſie losreißen, und nun führte man ſie nackend auf den Platz und ließ Löwen und Bären auf ſie los; allein die Löwin, die ihr zum erſtenmal die Füße geleckt hatte, kam auch jetzt, ſtellte ſich vor ſie und zerriß den Bären, der ſie anfallen wollte; hierauf ließ Alexander ſeinen eigenen Löwen, der gewohnt war, Menſchenfleiſch zu freſſen, auf ſie los, auch mit dieſem kämpfte die Löwin ſo lang, bis beide Thiere auf dem Platz todt blieben. Jetzt fing alles Volk an zu jammern und zu wehklagen, denn es war nun kein Beſchützer mehr da. Thekla ſtand mit gen Himmel gereckten Händen und betete; als man nun wieder viele wilde Thiere auf einmal losließ, ſo rief ſie: Wohlan, nun iſt es Zeit, daß ich mich taufe, dann ſprang ſie in einen Teich, der an den Kampfplatz ſtieß, und ſprach: In deinem Namen, mein Herr Jeſus Chriſtus! taufe ich mich an meinem letzten Lebenstag! Die

Weiber und das Volk riefen ihr zu, ſie ſollte doch nicht ins Waſſer ſpringen, allein es war geſchehen. Doch ertrank ſie nicht; es waren aber auch gefährliche Seekälber in dem Teich, deswegen fürchtete das Volk, dieſe Ungeheuer möchten ihr Schaden zufügen; allein das geſchah nicht, denn ein gewaltiger Blitz ſchlug in das Waſſer, ſo daß die Seekälber todt auf der Oberfläche ſchwammen, dann ſenkte ſich eine lichte Wolke über die Jungfrau, ſo, daß man ſie nicht ſehen konnte, ſie ging nun wieder aus dem Teich, und nun wurden wieder viele grimmige Thiere auf ſie losgelaſſen, allein ſie waren alle wie ſchläfrig, denn das Volk warf eine ganze Menge Spezereien und wohlriechende Sachen in den Kampfplatz, von denen die Thiere wie betäubt waren.

Man hätte denken ſollen, Alexander hätte nun Spektakels genug gehabt, allein er hatte noch einen hölliſchen Fund ausgedacht, der ihm gewiß nicht mißlingen ſollte; er ſprach alſo mit dem Kommandanten und ſagte: Ich habe noch zween recht grimmige wilde Ochſen, an dieſe wollen wir die Thekla anbinden. Der Kommandant war des Quälens müde, er ſeufzte und antwortete: Thue, was du willſt. Nun banden ſie die Thekla bei den Füßen zwiſchen die Ochſen, nahmen dann glühende Eiſen, womit ſie die Ochſen wüthend machten; ſie brüllten und ſprangen, aber der heiligen Jungfrau geſchahe kein Leid; indeſſen hatten ſich die Stricke vom glühenden Eiſen entzündet und fielen ab, die Ochſen liefen fort und Thekla blieb unverſehrt.

Jetzt entſtand ein großer Lärm und Bewegung unter dem Volk, denn Tryphäna war von alle dem Jammer, der ihr Herz überwältigte, wie todt darnieder geſunken; da ſie nun eine ſehr vornehme

Frau und Verwandtin des Kaiſers war, ſo wurde dem Alexander ſehr bang, denn er fühlte nun, wie grauſam und ungerecht er mit Thekla verfahren hatte, und fürchtete mit Recht, daß der Kaiſer den Tod ſeiner Baſe ſchrecklich ahnden würde. In voller Angſt bat er alſo den Kommandanten, er möchte das Menſch gehen laſſen und wegſchicken, denn er fürchte ſehr, er und die ganze Stadt könnten durch dieſe Geſchichte ſehr unglücklich werden. Dem Kommandanten war das ganz recht; er ließ die Thekla kommen und fragte ſie: Wer biſt du und was hat es für eine Bewandtniß mit dir, daß dich kein Thier anrühren will? — Sie antwortete: Ich bin eine Dienerin des lebendigen Gottes, und dieſe Bewandtniß hat es mit mir, daß ich an ſeinen Sohn Jeſum Chriſtum glaube, an welchem Gott der Vater ein Wohlgefallen hat, um deswillen hat mich kein Thier angerührt. Denn dieſer iſt allein der Weg des ewigen Heils und der Grund des unſterblichen Lebens; eine Zuflucht den Bedrängten, eine Ruhe den Bedrückten, eine Hoffnung und Schutz denen, die keine Hoffnung haben; und damit ich alles zuſammenfaſſe: wer nicht an Ihn glaubt, der wird nicht leben, ſondern in die Ewigkeiten ſterben.

Nun ließ ihr der Kommandant ihre Kleider wieder geben, die ſie anzog und ſprach: Gott, der mich bekleidet hat, als ich nackend zwiſchen den Thieren ſtand, bekleide dich mit Heil am Tage des Gerichts! Hierauf erhielt ſie ein Dekret vom Kommandanten: The-

klam, die Dienerin Gottes, gebe ich euch los. Hierüber entſtand ein allgemeiner Jubel, in welchem auch Tryphäna wieder zu ſich ſelbſt kam, ſie fiel der Thekla um den Hals, herzte und küßte ſie. Das Volk aber, und beſonders die Weiber, riefen wie aus einem Munde: Der Gott der Thekla iſt der einzige wahre Gott. Tryphäna aber ſprach: Nun glaube ich, daß eine Auferſtehung der Todten iſt, nun glaube ich, daß meine Tochter lebt; komm her, meine Tochter Thekla! in mein Haus, ich will dir all' mein Vermögen verſchreiben.

Thekla nahm die Einladung an, aber nur einige Tage auszuruhen, die ſie dazu anwendete, der Tryphäna und ihrem ganzen Haus das Evangelium zu verkündigen; die edle Frau wurde auch eine wahre Chriſtin, und viele ihrer Mägde und Bedienten wurden bekehrt.

Nun erwachte in der heiligen Jungfrau das Verlangen, wieder zu Paulus zu kommen, um ſich noch ferner in der Lehre von Chriſto unterrichten zu laſſen; und als ſie erfuhr, daß er zu Myra in Lycien wäre, ſo machte ſie ihr Oberkleid ſo zurecht, daß es wie ein Mannskleid ausſahe, gürtete ſich und machte ſich nun auf den Weg. Als ſie nach Myra kam, ſo redete eben Paulus zum Volk, ſie ſtellte ſich in der Verſammlung ihm gerade gegenüber. Paulus und ſeine Begleiter erſchraken, als ſie ſie ſahen, denn er fürchtete wieder eine neue Verſuchung. Thekla merkte das und ſprach: Paulus! ich habe die Taufe empfangen, derjenige, der bei dir kräftig geweſen iſt in der Verkündigung des Evangelii,

der hat auch in mir kräftig gewirkt zu meiner Abwaſchung. Nun führte ſie der Apoſtel in das Haus eines gewiſſen Hermes, wo ſie ihm ihre ganze Geſchichte erzählte. Paulus und ſeine Begleiter freuten ſich ſehr, ſie verwunderten ſich, lobten und preisten Gott. Nun ſprach Thekla weiter: Ich will wieder nach Ikonien in meine Vaterſtadt gehen; der Apoſtel billigte das und ſagte: gehe hin und lehre das Wort Gottes! Nun nahm ſie Abſchied und reiste nach Ikonien, wo ſie ihre Mutter noch am Leben fand, Thamyris aber war geſtorben. Als ſie in ihr elterliches Haus kam, ſo betete ſie: Herr, du Gott dieſes Hauſes, da mich dein Licht erleuchtet hat! Jeſus, du Sohn des lebendigen Gottes, der du mein Helfer geweſen biſt im Feuer, mein Helfer unter den wilden Thieren, du biſt allein Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit! Nun wendete ſie ſich zu ihrer Mutter Theoklia, allein ſie konnte nichts bei ihr ausrichten, alles Zureden war vergeblich. Daher ging ſie wieder aus der Stadt und zu dem Grabmal, wo ſie ehemals Paulum gefunden hatte; hier weinte, flehte und betete ſie, daß ihr doch der liebe Gott den Weg zeigen möchte, den ſie gehen ſollte; als ſie wieder herausging, ſo ſahe ſie vor ſich eine lichte Wolke, und ſie bekam die Ueberzeugung, daß ſie dieſer Wolke folgen müßte; mit dieſer Begleitung kam ſie in die große und berühmte Stadt Seleucia; da ſie aber ſahe und ſich auch erinnerte, wie groß und abſcheulich da der Götzendienſt ſey, ſo ging ſie wieder heraus, und die Wolke führte ſie auf den Berg Kalamon, wo ſie eine Höhle fand, in welcher

ſie einkehrte. Hier lebte ſie nun viele Jahre und erduldete viele und ſchwere Verſuchungen.

Bei aller ihrer Einſamkeit und Eingezogenheit wurde doch ihr Daſeyn und ihr Aufenthalt bekannt. Die Neugierde zog viele Weiber dahin, denen ſie dann das Evangelium verkündigte, wodurch viele erweckt und bekehrt wurden. Verſchiedene entſchloſſen ſich auch zu einem ſolchen einſamen Leben und leiſteten ihr Geſellſchaft. Ihre hohe Tugend und Heiligkeit machte in der ganzen Gegend großes Aufſehen, und da ſie beſonders die Gabe hatte, Kranke durch Handauflegen und Beten geſund zu machen, ſo brachte man täglich aus der Nähe und Ferne Kranke zu ihr, die ſie geſund betete. Hier verbrachte ſie ihre Lebenszeit in einem heiligen Wandel, Ausbreitung des Evangelii und unaufhörlicher Wohlthätigkeit.

Daß ihr die Aerzte nicht hold waren, das läßt ſich leicht denken, und dieſes Haſſes bediente ſich endlich der Feind des menſchlichen Geſchlechts, um ſie zu Fall zu bringen. Denn als eines Tages die Aerzte verſammelt waren, ſo geriethen ſie auf den Einfall, die Thekla müſſe eine geweihte Jungfrau der großen Göttin Diana ſeyn, durch deren Kraft ſie ſolche Wunderkuren verrichtete; es käme alſo nur darauf an, ſie dieſer Eigenſchaft und dieſes Vorzuges zu berauben, ſo würde ſie keine Kranke mehr geſund machen können; dieſen abſcheulichen Anſchlag beſchloſſen ſie auszuführen, ſie beſtellten alſo verſchiedene grobe heilloſe Buben, die ſie trunken machten und ihnen viel Geld verſprachen: die ſtürmten nun auf den Berg und polterten an der Thür der Höhle; Thekla machte die Thür auf ſagte: was wollt ihr, Kinder? ſie aber ſtürm-

ten auf ſie los und ſuchten ſie zu überwältigen; nun ſprach ſie: ich bin ein elendes altes Weib, aber auch eine Dienerin Jeſu Chriſti, wartet, liebe Kinder! damit ihr die Herrlichkeit Gottes ſehen möget; dann betete ſie inbrünſtig um Rettung, und nun kam eine Stimme vom Himmel: Fürchte dich nicht, Thekla! du meine treue Dienerin! ich bin bei dir, ſiehe, was ſich vor dir öffnet, da ſoll deine Wohnung ſeyn, und da ſollſt du in Gnaden heimgeſucht werden. Thekla ſah eine Oeffnung im Felſen, da flohe ſie hinein, und hinter ihr ſchloß ſich die Oeffnung zu. Sie war neunzig Jahr alt, als ſie ſo heimgeholt wurde. Ihr Andenken war in den erſten Jahrhunderten heilig, und noch immer wird in der katholiſchen Kirche am 23. September dies Andenken erneuert.

23.

S u l a m i t h.

Eine orientaliſche Erzählung.

A b o n i, der arme Hirte, ſaß am rauſchenden Felſenbach; ſein Horn, womit er die zerſtreute Heerde zuſammenrief, hing am dürren Aſt, und ſeine arme Hirtentaſche ruhte neben ihm; ſie enthielt wenige genießbare Wurzeln, kaum hinreichend, den ſchwarzen Hunger zu ſtillen. Barfuß in einem alten zerlumpten Kittel, der eben ſeine Blöße bedeckte, ſaß er da und flocht einen Korb von Trauerweiden, die er mit Mühe zuſammengeſucht hatte und mit heißen Thränen benetzte. Er ſuchte ſich durch dieſe Arbeit nach und nach ein Kleid zu verdienen, um ſich gegen Regen und Froſt ſchützen zu können; aber ſelten gelang ihm ſeine Bemühung: er brachte nie etwas ganz Brauchbares heraus; dies bekümmerte ihn dergeſtalt, daß er darüber ſeine natürliche Schönheit verlor, und es hatte das Anſehen, daß er mit der Zeit die Auszehrung bekommen und ſterben würde. Tief aus der Seele ſtiegen ihm heiße Seufzer empor, die ſich in dem lauten Jammergeſchrei auflöſten: O du G o t t d e r G ö t t e r! haſt du vergeſſen, barmherzig zu ſeyn, und höreſt du das Geſchrei der Elenden nicht mehr? — ich armer Waiſe habe

keinen Vater, als dich, und es ſcheint, als wenn auch du mich vergeſſen hätteſt. Erbarme dich über mich! —

In dem Augenblick trat ein Mann im Reiſekleid vor ihn hin; er ſchien ein Jüngling zu ſeyn, ſein Angeſicht war verhüllt und ein himmelblauer Mantel hing auf ſeinen Schultern; er hieß Hieron. Schweigend ſah Hieron den Hirten an; endlich ſagte er mit gemäßigter Stimme: armer Jüngling! — warum weilſt du in dieſer heulenden Einöde, wo du dem Hunger, den wilden Thieren und der ganzen Härte der rohen Natur ausgeſetzt biſt?

Aboni ſahe ihn mit Befremden an und antwortete: Würdiger Fremdling! ſage mir, wo ſoll ich hin? — ich weiß ja keinen Ort in der Welt, wo ich zu Haus bin und wo ich Freunde hätte, die mich aus meiner Noth retten könnten. — Weißt du Rath und Hülfe für mich, o ſo erbarme dich meiner und hilf mir!

Hieron. Haſt du nie etwas von dem Königreiche Aetherion gehört, und weißt du nicht, daß Alle, deren Eltern hierher verwieſen worden, weil ſie ſchwere Verbrecher waren, begnadigt ſind und wieder in ihr Vaterland zurückkehren können?

Aboni. Ach ja, das weiß ich ſehr wohl, es iſt mir von Jugend auf viel davon erzählt worden.

Hieron. Warum haſt du dich denn nicht ſchon längſt auf den Weg gemacht?

Aboni. Weil er ſo beſchwerlich und gefährlich iſt; und dann hat man mir auch geſagt, man wiſſe noch nicht gewiß, ob auch das alles wahr ſey, was von dem Land Aetherion in den Büchern ſtehe.

Hieron. Nun ſo will ich dir denn ſagen, daß ich ein Bürger des Königreichs Aetherion bin,

und daß die Bücher noch lange nicht ſo viel Schönes von dieſem Land ſagen, als du wirklich daſelbſt finden wirſt, wenn du dir anders die Mühe geben willſt, dahin zu reiſen.

Aboni. Aber werde ich armer zerlumpter Bettler auch dort aufgenommen werden?

Hieron. Das kommt blos auf dein Betragen auf der Reiſe an.

Aboni. Wie muß ich mich denn betragen?

Hieron. Du mußt dich durch keine Lockung, ſie mag auch noch ſo viele Glückſeligkeiten verſprechen, von deiner Reiſe und von deinem Wege abwendig machen laſſen; du darfſt keine Gefahr ſcheuen, ſondern du mußt ſie muthig bekämpfen; und dann darfſt du auch nirgend verweilen, ſondern du mußt immer forteilen; wirſt du in dem Allem treu ſeyn, ſo wirſt du ſo glücklich werden, daß du keinen König auf der ganzen Erde zu beneiden Urſache haſt.

Aboni. Iſt das aber auch alles wahr, was du mir da ſagſt?

Hieron. Ich will dich begleiten, und wie du auf dem Wege fortrückeſt, ſo wirſt du von dieſer Wahrheit immer mehr überzeugt werden. Ich heiße Hieron, und bin ein Diener des Königs von Aetherion. Ich hörte dein klägliches Seufzen; dies bewog mich, dich anzureden und dir mit Rath und That beizuſtehen.

Aboni. Ach, ich danke dir! Ja, ich will in Gottes Namen die Reiſe antreten — aber wo nehme ich Kleider und Schuhe her?

Hieron. Komm mit mir, ſo wie du da ſtehſt; wenn du mir in allem treulich folgſt, ſo werde ich auch für alles ſorgen, was du bedarfſt.

Aboni. Siehe, hier bin ich! ich folge dir, wohin du mich führen wirſt.

Hieron. Lieber Aboni! du ahneſt dein Glück nicht, das auf dich wartet, wenn du Wort hältſt; aber ſey treu und ſtandhaft. Jetzt folge mir auf dem Fuße nach; wir müſſen dort die Felſenkluft hinanklimmen.

Aboni. Aber wer hütet nun meine Ziegen?

Hieron. Die werden ihren Hirten finden, folge du mir nach!

Hieron faßte ſeinen Stab mit ſtarker Hand und ſchritt vorwärts, Aboni folgte ihm mit ſeinem Hirtenſtock nach. Die Felſenkluft war eng, ſteil und ſchauerlich; dazu ging Aboni barfuß auf den ſchroffen Felſen und zerbröckelten Steinen, ſo daß ſeine Füße bald blutig wurden; er ermüdete endlich und rief: O Hieron! ich kann nicht mehr! Hieron ſahe ihn durchdringend an und ſprach: Aboni, das ſind Kleinigkeiten; faſſe Muth, bald ſind wir droben; wer wird denn ſo bald an Kraft ermatten und an Unterſtützung verzweifeln? Aboni ſtieg immer hinter ſeinem Begleiter her, die Kluft war ſo eng und tief, daß man kaum erkennen konnte, wohin man den Fuß ſetzte; Aboni weinte und ſeufzte immer hinter ſeinem Führer her, aber er ſtieg fort, ungeachtet ſeine Füße bluteten und ſehr ſchmerzten.

An einem ſehr ſteilen und mühſeligen Platz ſchlupfte ſeitwärts eine ſchreckliche Schlange aus einem Loch hervor; Aboni prallte vor Schrecken zurück, Hieron aber ſchlug ſie mit dem Stab auf den Kopf, daß ſie wieder zurück fuhr; jetzt ſtutzte Aboni und ſagte: wie kann ich in dieſem fürchterlichen Wege weiter gehn? — Du mußt! ſagte Hieron ſehr

ernſt und feierlich, und drohte ihm mit dem Stab. Aboni ſeufzte tief und folgte. Bald kam eine ſchöne weibliche Figur von der Seite hergeſchlichen, ſie lispelte Aboni ins Ohr: laß dich den ſtrengen Mann nicht irre führen, komm mit mir, ich will dich glücklich machen! Aboni wankte, — indem aber bemerkte er, daß dieſes ſchöne Weib von hinten her eine Schlange war; er eilte alſo vorwärts, klammerte ſich feſt an Hieron an und ließ ſich von ihm fortſchleppen. Hieron faßte ihn am Arm und trug ihn faſt, bis ſie endlich auf eine Ebene kamen, die mit einem ſchönen grünen Raſen überwachſen war, auf welchem der arme Aboni mit ſeinen wunden Füßen erquickend fortwandelte, und ſich nun freute, daß dieſer böſe Weg ſchon zurückgelegt war. Bald kamen ſie an eine von außen unanſehnliche, aber ziemlich große Wohnung. Hier müſſen wir einkehren, ſagte Hieron. Du bedarfſt der Reinigung und der Heilung deiner Füße, auch ſonſt noch eins und anderes; folge mir nach!

Hieron zog eine Schelle an der Thür, bald wurde ſie aufgemacht; nun kam ein ſtarker Mann mit einem ernſthaften Geſicht zum Vorſchein; dieſer zog den armen Aboni ganz aus, nahm dann einen Schwamm, tunkte ihn in ein ſcharfes Seifenwaſſer und rieb ihn damit über den ganzen Leib, wodurch er vollkommen rein wurde; dann verband er ihm auch ſeine Füße mit einem Balſam, der in den Wunden zwar heftig ſchmerzte, aber ſehr heilſam war; hierauf gab er ihm Brod und Wein zur Stärkung, und brachte ihn dann in ein Bett zur Ruhe.

Des folgenden Morgens ſtand Aboni geſund und geſtärkt auf, aber nun fehlte es an Kleidern — bald kam der ernſthafte, ſtarke Mann und brachte

ihm eine ganze Kleidung von Haupt bis zu Fuß, die er nun mit großer Freude anzog, wobei er aber die drohende Erinnerung bekam, wenn er ſie beſchmutzte oder zerriß, oder gar ablegte, ſo würde er bei ſeiner Ankunft im Lande Aetherion ſchrecklich geſtraft werden; dies ſey die Uniform des Königs, in der man allenthalben in ſeinem Reich erſcheinen müſſe.

Jetzt fing Aboni an, Muth zu faſſen; bis dahin hatte er immer einen geheimen Zweifel gehabt ob es auch mit dem Lande Aetherion ſeine Richtigkeit habe? Dieſer Glaube wurde aber nun vollends dadurch geſtärkt, daß ihn Hieron in Begleitung des ernſten Mannes, welcher der Hauswirth war, in ein ſchönes Zimmer führte und ihm da durch ein Fenſter die Ausſicht gegen Morgen zeigte, welche unausſprechlich groß und ſchön war: denn das Haus lag auf einem ſehr hohen Berge; nun zeigte man ihm auch durch ein Fernrohr im weiteſten Horizont gegen Oſten die Gebirge Aetherions; ihn däuchte, er könne die Schönheit des Landes, auch prächtige Städte und Schlöſſer erkennen. Jetzt jubelte er in hoher Freude und ſagte: mit feſtem Muth will ich dahin reiſen und keine Gefahr fürchten. Freund Hieron! du wirſt mich begleiten und mir beiſtehen. Aber werde ich auch dort als Bürger aufgenommen werden und meinen Unterhalt finden?

Hieron. Du mußt dem König ein Geſchenk von koſtbaren Juwelen bringen; je größer und ſchöner dies Geſchenk iſt, deſto größer und ſchöner werden auch die Güter, und deſto größer wird auch die Ehre ſeyn, die man dir dort erzeigen wird. Aboni rang die Hände, weinte laut und antwortete: wie kann ich Aermſter aller Armen ein ſolches Geſchenk

bringen; ich beſitze ja keinen Heller — ich konnte mir ja nicht einmal ein paar Schuhe, geſchweige eine Kleidung anſchaffen.

Hieron. Darüber beruhige dich! ich will dich unterrichten, wie du dazu gelangen kannſt: ſo oft du auf deiner Reiſe eine ſchöne gute Handlung ausübſt, ſo oft gebe ich dir einen Stein, deſſen Werth ſich verhält, wie der Werth deiner That, aber ſo oft du auch einen Fehler machſt, mußt du mir einen Stein wieder zurückgeben. Durch dieſe Uebung wirſt du immer mehr an Tugend und Rechtſchaffenheit zunehmen und alſo der Bürgerſchaft Aetherions würdig werden.

Aboni freute ſich hoch und verſetzte: ich will mein Beſtes thun und alle meine Kräfte anwenden; aber lieber Freund! du mußt mich auch in Allem unterrichten!

Hieron. Daran ſoll es nicht fehlen, ſey nur vorſichtig! der Weg iſt ſchmal und an vielen Orten ſehr gefährlich, aber nur für den, der ſich gern umſieht, neugierig iſt und alles beſehen und erforſchen will; für den, der immer vor die Füße ſieht und genau den Fußtritten ſeines Führers folgt, iſt auf dem ganzen Wege nichts zu fürchten.

Aboni. Ich will das alles getreulich beobachten und dir auf der Ferſe nachfolgen, führe du mich nur.

Jetzt brachte nun der Hauswirth einen Schild, ein Schwert und einen Helm; den Helm ſetzte Hieron dem Aboni auf den Kopf und ſchnallte ihn unter dem Kinn feſt, das Schwert gürtete er ihm an die Seite, und den Schild gab er ihm an den linken Arm; dann empfing er auch noch einen ſtarken und langen Reiſeſtab, unten mit einer Spitze

verſehen, womit man ſich über Spalten in Felſen oder Eis, auch über Waſſergraben hinſchwingen konnte. Hieron nahm über das alles noch einen ſtarken Bogen, einen großen Köcher voller Pfeile und etwas Nahrung, nebſt Arzneimitteln mit, um ſich deren im Nothfall bedienen zu können.

Nachdem ſich beide ſo ausgerüſtet hatten, ſo traten ſie ihre Reiſe an, wozu ihnen der Hauswirth vielen Segen wünſchte. Anfänglich führte der Weg eine abhängige Wieſe hinab, dann aber wurde er ſehr ſchmal und ſo ſteil abwärts, daß Aboni vor Angſt zitterte und bebte. Freilich ſah er immer ſtarr vor ſeine Füße und hielt ſich genau an die Fußſtapfen ſeines Führers, aber er konnte ſich doch nicht enthalten, oft ſeitwärts zu ſchielen, und wenn er dann die Abgründe entdeckte, an deren Rand er hinwankte, ſo überfiel ihn Zittern und Beben, und dann ſtrengte er ſich an, nichts zu ſehen, als die Fußtritte ſeines Führers. Ach Hieron! fing er endlich an, ich ermatte, ich wanke und kann keinen ſicheren Tritt mehr thun! — Hieron gab ihm eine Herzſtärkung aus ſeiner Flaſche, redete ihm freundlich zu und ſagte: Sey getroſt, lieber Aboni! bald ſind wir unten, und dann wirds beſſer. Es währte auch wirklich nicht lange, ſo wurde der Weg bequemer, und ſie gelangten in ein ſchönes Wieſenthal, das ſich weithin erſtreckte, und an welchem die gebahnte ebene Straße hinlief.

Hier war es dem guten Aboni wohl, aber nun fing der Helm an, ſeinen Kopf zu drücken; um ihn alſo ein wenig zu lüften, ſchnallte er ihn unter dem Hals los. Indem bemerkte er einen großen Adler, der nahe über ihm hin und her flog, und ehe er ſichs verſahe, faßte der Adler den Helm mit ſeinen

Klauen und flog damit in die Luft. Flugs nahm Hieron den Bogen, legte den Pfeil an und ſchoß den Adler, daß er den Helm fallen ließ und dann ſterbend herunterflatterte. Aboni lief ſchnell hin, holte den Helm, ſetzte ihn auf und ſchnallte ihn feſt.

Hieron. Siehſt du nun, wie vorſichtig man auf dieſem Wege ſeyn muß?

Aboni. Der Helm drückte mich ſo ſehr an den Kopf, daher wollte ich ihn etwas lüften, ich werde mich aber nun beſſer in Acht nehmen.

Gegen Mittag fing die Hitze an, ſehr läſtig zu werden, daher kehrten unſre Reiſende in einem einſamen, ſchönen Haus ein, das mehr einem Schloß als einem Gaſthof ähnlich war. Hier wurden ſie freundlich aufgenommen, ſie fanden da eine glückliche Familie, die ſich von ihren Gütern nährte und gegen alle Vorbeireiſenden ſehr gaſtfrei und wohlthätig war. Unſern beiden Reiſenden wurde ein heiteres Zimmer angewieſen, aus welchem ſie eine angenehme Ausſicht über das Thal hin hatten, dahin brachte man ihnen auch ein wohl zubereitetes Mittagsmahl und einen kühlen, erquickenden Trank. — Indem nun beide vergnügt auf einer Ruhebank beiſammenſaßen und ſich mit Speiſe und Trank erquickten, ſo zog Hieron einen großen ledernen Beutel hervor, gab ihn Aboni und ſagte: den ſchnalle an deinen Gürtel feſt, damit du ihn nie verlierſt, und nun gebe ich dir hier drei Steine, die ich dir für dein behutſames Herabſteigen vom Berge zugedacht habe; da du aber mit deinem Helm eine Unvorſichtigkeit begingſt, ſo nehme ich einen wieder zurück, die übrigen zwei aber verwahre nun ſorgfältig in deinem Beutel. Aboni beſahe die Steine, ſie ſchienen ihm ſo ſchlecht und von geringem Werth zu

ſeyn, er ſagte daher: Ach wie werde ich mit ſolchen Geſchenken beſtehen können? Hieron antwortete: der Werth der Steine, die ich dir gebe, verhält ſich genau wie der Werth deiner Handlungen, die du ausübſt; indeſſen ſieht der König nicht ſo ſehr auf den Werth des Geſchenks, als auf die Geſinnung des Herzens, mit der es gegeben wird; verwahre du ſie wohl, und für das Uebrige laß mich dann ſorgen. Aboni fuhr fort: ich ſahe dieſen Morgen in dem ſchönen Zimmer eine Krone, daran waren viele Steine, die in allen Farben herrlich ſtrahlten; nun ſagte man mir, dieſe Steine ſeyen ſolche Juwelen, wie man ſie dem König zum Geſchenk bringen müſſe. Verzeihe mir, Lieber! die Steine, die du mir gegeben haſt, ſehen ſchmutzig dunkel aus, ſie ſtrahlen gar nicht. Hieron lächelte und verſetzte: bekümmere du dich darum gar nicht; es iſt dem König nicht um deine Geſchenke zu thun, denn er iſt überſchwenglich reich; ſondern er will nur daran erkennen, inwiefern man ſeiner Gnade ſich würdig gemacht habe, um darnach auch die Aufnahme und Anſtellung in ſeinem Reich beſtimmen zu können. Sey du nur aufmerkſam auf deine Reiſe und auf deinen Weg, damit du nicht ſtrauchelſt und kein Unglück bekommſt, für die Juwelen laß mich dann ſorgen. Aboni gab ſich zufrieden, und als nun der Tag anfing, kühler zu werden, ſo machten ſie ſich wieder auf den Weg.

Nach und nach wurde das Thal enger und verlor ſich in einem dunkeln Wald, wo der Weg kaum gebahnt, und alſo übel zu finden war, zudem ging nun die Sonne unter, und es fing an immer finſterer zu werden, ſo daß man endlich keine Hand mehr vor den Augen ſehen konnte. Aboni wurde zaghaft

und ſagte: ach Hieron, wie komme ich hier fort, ich kann dich ja nicht mehr ſehen, geſchweige den Weg! Hieron lispelte ihm zu: ſey muthig und getroſt, aber rede ja nicht laut, denn es ſind viele Räuber in dieſem Wald, auch fehlt es an wilden reißenden Thieren nicht, indeſſen haſt du aber nichts zu fürchten, wenn du nur im Weg bleibſt und mir auf der Ferſe folgeſt; dann nimm auch dein Schwert in die Hand! Kaum waren ſie noch einige Schritte weiter gegangen, ſo ſahen ſie ſeitwärts nicht weit vom Wege einige Kerls um ein Feuer ſitzen; dieſe, als ſie das ſtille Fortwandeln unſerer Reiſenden vernahmen, fuhren ſchnell auf und liefen auf ſie zu. Leiſe ſagte Hieron zu Aboni: ſtehe nur feſt, bleib auf dem Weg, halte den Schild vor, damit dich kein Pfeil trifft, und ſchwinge dann dein Schwert mit ſtarker Hand hinter dir hin und her; beleidige nicht, ſondern vertheidige dich nur, für das Uebrige laß mich ſorgen. Während Hieron das ſagte, hatte er auch ſchon ſeinen Bogen ein paarmal geſpannt, und ein paar Pfeile unter den Haufen losgedrückt; dieſe muthige Gegenwehr machte die Räuber ſtutzig, ſie wichen zurück und ſetzten ſich wieder zu ihrem Feuer; unſere Reiſenden aber verfolgten ihren Weg.

Nach einigen Minuten Gehens hörten ſie ſeitwärts in der ſtockfinſtern Nacht ein leiſes klägliches Winſeln, es war der Ton eines weiblichen Weſens, das ſchwer leidet. Aboni bemerkte das, ach Hieron, ſagte er: darf ich nicht zuſehen, wer da leidet, vielleicht könnte ich der leidenden Perſon helfen?

Hieron. Dein Vorſatz iſt ſehr löblich, aber du darfſt keinen Schritt vom Weg thun.

Aboni. Verzeih', lieber Freund! ich meine aber doch, der Weg, einen Unglücklichen zu retten, ſey

niemals um, und der Weg, der bei ihm vorüber geht, ſey niemals der rechte.

Hieron. Freund Aboni, dieſe Antwort habe ich von dir nicht erwartet. Du fängſt deine Reiſe gut an: jetzt aber folge mir. Das, was du da hörſt, iſt die lockende Stimme eines fürchterlichen Ungeheuers, das dich verſchlingen würde, wenn du dich ihm nahteſt.

Aboni. Das iſt erſchrecklich! wie leicht kann aber da ein unwiſſender Reiſender unglücklich werden.

Hieron. Darum muß auch jeder, der dieſe Reiſe mit Glück machen will, einen ſichern Führer haben.

Aboni. Kann denn das Ungeheuer nicht kommen und uns anfallen.

Hieron. Nein! nicht fern von uns iſt eine ſtarke Verzäunung von Palliſaden.

Ungeachtet der ſtockdicken Finſterniß ſetzten ſie doch ihren Weg ziemlich ſchleunig fort; es währte aber nicht lange, ſo fühlte ſich Aboni von hinten her mit ſtarkem Arm umſchlungen, und nun wurde er auch gewahr, daß Jemand den Schild von ſeinem linken Arm zu winden ſuchte, da er aber ſeinen rechten Arm, mit dem er das Schwert trug, frei hatte, ſo ſetzte er ſeinen Reiſeſtab mit dem ſtarken Stachel in den Boden und faßte ihn feſt mit der linken Hand; dann ſchwang er ſich rechts um, indem er mit dem Schwert einen Hieb führte; dadurch rang er ſich nicht allein los, ſondern er entfernte auch ſeinen Feind, der ihn verließ und ächzte.

Hieron. Du haſt dich brav gehalten, lieber Aboni!

Aboni. Ich wüßte doch eben nicht, daß ich da etwas Sonderliches gethan hätte.

Hieron. Deſto beſſer; aber gib wohl Acht, ich

ſehe da etwas kommen, das uns zu ſchaffen machen wird.

Aboni. Ja, wenn ich nur ſehen könnte! mein Muth wächst zuſehends.

Indem ſie ſo ſprachen, trabte ein grimmiger Löwe auf der rechten Seite herzu, er brüllte fürchterlich und richtete ſich auf, um den Hieron mit ſeinen ausgebreiteten Vorderklauen zu faſſen. Hieron ſchritt etwas zurück, Aboni zückte ſein Schwert und hieb dem Löwen mit einem gewaltigen Streich die beiden Vordertatzen ab. Die Beſtie ſank nieder, und die Reiſenden gingen weiter.

Hieron. Aber ſage mir doch, Aboni, du biſt ein gewaltiger Menſch, das hätte ich hinter dem armen Hirtenjungen nicht geſucht, wie kommſt du zu der Tapferkeit?

Aboni. Lieber Freund! ich wundere mich über deine Frage: ein Hirte, der in der Wüſten hütet, hat mit Räubern und wilden Thieren gar oft zu thun, dergleichen Vorfälle ſind mir nicht fremd. Aber ich bin ſo müde und ſchläfrig; dieſen Feind fürchte ich mehr, als alle Räuber und Ungeheuer.

Hieron. Halte dich nur eine kleine Zeit munter, ſo ſind wir in der Herberge. Aber ſchließe ja die Augen nicht.

Nach und nach überfiel aber doch eine gewiſſe ſchläfrige Ermattung den guten Aboni dergeſtalt, daß er anfing in die Knie zu ſinken und zu ſtraucheln. Hieron bemerkte dies, er ſuchte ihn alſo zu ermuntern, faßte ihn unter dem Arm und unterſtützte ihn. Auf einmal bekam Aboni einen ſchrecklichen Schlag über den Kopf, daß er taumelte, indeſſen ſchützte ihn der Helm, daß ihm kein Schaden zugefügt werden konnte. Ueber dem Schlag verging

ihm aller Schlaf; auf dem Fuß drehte er ſich um und führte einen ſo gewaltigen Hieb vorwärts, daß der Feind entfloh.

Aboni. Das vertreibt einem den Schlaf.

Hieron. Siehſt du, wie nöthig einem auf dieſer Reiſe gute Waffen ſind! — Beſonders iſt dein Schwert vortrefflich; aber ich muß dir auch zu deiner Beruhigung ſagen, daß du gut damit umzugehen weißt, fahre nur ſo fort!

Nun währte es etwa noch eine Viertelſtunde, bis ſie an eine hohe Mauer kamen, in welcher ein verſchloſſenes Thor war; hier zog Hieron eine Glocke, bald fragte inwärts einer, wer ſeyd ihr? — Hieron antwortete: Nach Aetherion Reiſende! — Jetzt ward die Pforte geöffnet, man ließ ſie hinein und ſchloß dann wieder zu. Der Pförtner war ein gar ſanfter und freundlicher Mann, er führte die beiden Pilger in einen Saal, wo der Herr des Hauſes mit ſeiner Familie ſaß; ſie hatten eben zu Nacht gegeſſen und waren im Begriff, ſchlafen zu gehen, denn es war faſt elf Uhr, jetzt aber blieben ſie den Reiſenden zu Gefallen noch auf und unterhielten ſie auf eine liebliche Weiſe. Zugleich wurden delikate Speiſen und Getränke aufgetragen, an denen ſich Hieron und Aboni recht labten.

Nun erkundigte ſich der Hausvater, ob ihnen im Walde keine Gefahren aufgeſtoßen ſeyen? — Hieron erzählte alles, und vergaß nicht, das Lob ſeines Reiſegefährten zu verkündigen, dies verbat ſich aber Aboni, indem er ſagte: Lieber Freund! das ſage ich dir ein für allemal, erzähle durchaus nichts von mir, das ſind ja lauter Kleinigkeiten. Wenn ſich meine Geſchenke verhalten ſollen, wie der Werth meiner Handlungen, ſo werde ich übel aufgenommen

werden, aber ich rechne auf die Gnade des Königs; wenn du ihm ſagſt, daß ich immer gethan hätte, was ich konnte, ſo wird er ja barmherzig ſeyn, und mir irgendwo ein Plätzchen anweiſen wenn es auch gering iſt.

Hieron redete ihm freundlich zu, tröſtete ihn, und verſprach für ihn zu ſorgen; hierauf gingen ſie alle beide zur Ruhe.

Als ſie des Morgens ſanft geſchlafen und ausgeruht hatten, ſo ſtanden ſie auf, zogen ſich an und genoßen das Frühſtück. Jetzt zog Hieron ſieben ſchwere Steine hervor und ſagte: Aboni, nimm dieſe Steine und verwahre ſie wohl, ſie ſind dir Zeugen deines Wohlverhaltens am geſtrigen Tage. Aboni nahm ſie traurig an und erwiederte: Ach wie ſchmutzig und dunkel ſehen ſie aus! — aber ich weiß auch ſehr wohl, daß ich keine beſſere verdiene. Hieron antwortete: ſey ruhig und erfülle nur immer deine Pflicht, für das Uebrige laß mich ſorgen.

Nun nahmen beide Reiſende Abſchied von den freundlichen Leuten und begaben ſich wieder auf den Weg; die Witterung war ſehr ſchön, der Weg bequem und allmälig aufwärts führend. Jetzt freute ſich Aboni hoch, daß er auf der Reiſe war: beide Pilger unterredeten ſich lieblich, Hand in Hand, miteinander; indeſſen führte der Weg immer gemächlich aufwärts, bis ſie endlich auf eine ſehr erhabene Höhe gelangten, von welcher man Ausſichten genoß, die über alle Vorſtellung gingen. Jetzt nimm dich in Acht! fing Hieron bedeutend an; denn eben dieſer ſchöne Weg iſt gerade einer der gefährlichſten; du darfſt wohl Blicke in die weite ſchöne Natur thun, aber du mußt ja nicht vergeſſen, immer vor die Füße zu ſehen und keinen Schritt ſtill ſtehen. Dort in der

Ferne von uns ſiehſt du die Gebirge des Landes Aetherion, weide deine Augen oft an dieſem herrlichen Anblick, aber auch nur Augenblicke lang, damit du nicht vergeſſeſt, vor deine Füße zu ſehen, und hüte dich, daß du keinen Schritt lang ſtill ſteheſt.

Aboni. Ich begreife doch nicht, wie hier Gefahr ſeyn kann! — unterrichte mich doch, lieber Freund! worinnen ſie beſtehe, damit ich mich deſto beſſer in Acht nehmen könne.

Hieron. Du haſt wohl mit einem Blick die ſchöne Burg da oben vor uns hier auf dem Hügel geſehen? aber ſieh' ja nicht wieder dahin!

Aboni. Ja ich ſah ſie und wollte dich eben fragen, wer da wohne?

Hieron. Ich will dir die ganze Beſchaffenheit erzählen: auf dieſer Burg wohnt ein ſehr reicher und mächtiger Edelmann, der ein Todfeind unſeres Königs iſt, und daher alle, die nach Aetherion reiſen, mit Liſt zu fangen, und dann zu ſeinen Sklaven zu machen ſucht. Da er nun aber keine Gewalt brauchen darf, denn das würde ihm übel bekommen, ſo bedient er ſich folgender Mittel: allenthalben läßt er längs dem Wege ein kleines, kaum zu bemerkendes Kraut ſäen oder pflanzen, welches ſehr ſtark und angenehm riecht.

Aboni. Den Geruch habe ich ſchon bemerkt.

Hieron. Wenn man nun ſtille ſteht, um den Geruch recht zu genießen, oder gar das Kraut aufſucht und abbricht, ſo überfällt einem ein Schwindel, dann eine Betäubung und Ohnmacht; der Reiſende fällt nieder, und da auf der Burg immer Wachen ausgeſtellt ſind, die auf die Reiſenden merken, ſo entdecken ſie einen ſolchen Unglücklichen bald; er wird alsdann abgeholt und auf die Burg gebracht.

Das Schlimmſte dabei iſt, daß ſolche Leute Lebenslang ſchwach am Verſtand bleiben, indeſſen der Tyrann weiß ſie zu brauchen, ſie dienen ihm als Sklaven.

Aboni. Das iſt ſchrecklich! jetzt rieche ich es wieder, laß uns eilen!

Hieron. Es gibt auch viele Reiſende, denen der Geruch beſonders angenehm iſt, und die deßwegen langſamer gehen; dieſe bekommen allmälig eine Art Lähmung, ſo daß ſie nur ſehr ſchwer und langſam fortſchleichen können, und endlich doch entweder liegen bleiben und dem Feind in die Hände gerathen; und wenn ſie ihren Weg getreulich fortſetzen, ſo werden ſie an der Gränze des Reichs in ein Hoſpital gebracht, wo ſie eine ſchwere und langwierige Kur auszuhalten haben, bis ſie geſund ſind, und dann auch endlich aufgenommen werden.

Aboni. Ach, laß uns eilen! jetzt riech' ich es ſchon wieder ſehr ſtark, und ich ſpüre etwas Schwindel.

Hieron. Da nimm einen Schluck aus dieſer Flaſche, und dann ſchnell hinter mir drein! bald ſind wir aus dieſer gefährlichen Gegend heraus.

Nach einer guten halben Stunde gelangten ſie an einen ziemlich ſtarken Bach, über den eine ſchmale Brücke hinüber führte: Hieron ging voran, Aboni aber fing an zu ſchwanken. Ach Freund! hilf mir, ich ſchwindle — das verwünſchte Kraut hat mir den Kopf eingenommen.

Hieron. Bücke dich nieder, ſchließ die Augen zu und krieche auf allen Vieren, ſo wirſt du glücklich herüberkommen.

Aboni folgte dieſem Rath, und ſo gelang es ihm; indeſſen war ihm doch der Kopf ſo eingenommen, daß er wie ein Trunkener hin und her taumelte, daher

ihn ſein Begleiter oft aus ſeiner Flaſche ſtärken mußte, bis ihm der Schwindel nach und nach ganz verging.

Von hier an war der Weg wieder ordentlich und bequem, daher beflügelten auch die beiden Pilger ihre Schritte, ſo daß ſie an dieſem Tage eine große Strecke zurücklegten. Gegen Abend gelangten ſie auf ein ſchönes fruchtbares Feld, das allenthalben angebaut war, und auf dem viele Menſchen thätig waren und arbeiteten. Wer ſind denn dieſe fleißigen Leute? fragte Aboni.

Hieron. Dieſe ſind im Dienſte unſeres Königs, denn der große ſchöne Meierhof, der dort auf der Höhe liegt, gehört Ihm, wir werden auch da übernachten.

Aboni. Was ſagſt du, Freund! ſind wir denn ſchon ſo weit — ſind wir ſchon nahe an der Gränze?

Hieron. Eigentlich gehört dein Vaterland und das ganze Land, wodurch wir gereist ſind, dem König; allein da es immer von mancherlei Rebellen verwüſtet und unſicher iſt, ſo nimmt Er gerne ſolche ins Reich Aetherion auf, die freiwillig zu Ihm kommen wollen und ſich der Herrſchaft der Aufrührer entziehen.

Aboni. Warum vertilgt Er aber die Aufrührer nicht von der Erde?

Hieron. Das wird Er zu ſeiner Zeit gewiß thun, jetzt hat er aus weiſen Urſachen noch Geduld mit ihnen.

Indem ſie ſo fortwandelten und mit einander redeten, nahte ſich ihnen ein wohlgekleideter Mann, der auch die Uniform des Königs trug, ſie aber mit allerhand Flitterſtaat und Bändern ausgeputzt hatte. Wer iſt dieſer? fragte Aboni. Leiſe antwortete Hieron: der iſt einer von den Aufſehern über die

Arbeiter, hüte dich vor ihm und folge ihm durchaus nicht. Indem trat der Aufſeher herzu und ſagte: Gott grüß dich, Hieron! was bringſt du da für einen Pilger?

Hieron. Halte uns nicht auf, es wird ſonſt Nacht, ehe wir auf die Herberge kommen.

Er. Höre, du junger Mann! komm mit mir! ich kann dich glücklich machen! du kannſt hier in den Dienſt des Königs kommen und ein ſehr vornehmer Herr werden. Dann lispelte er Aboni noch leiſe in's Ohr: traue doch dem Führer nicht, den du da bei dir haſt, er iſt ein gemeiner Menſch und kann dich bei dem König nicht empfehlen. Aboni ſtutzte über dieſe Rede, und er glaubte nicht beſſer thun zu können, als daß er ſie ſeinem Freunde Hieron von Wort zu Wort wieder ſagte. — Schamroth eilte der Verläumder weg, und Hieron drückte Aboni die Hand, küßte ihn durch den Schleier, den er immer vor dem Geſicht trug, und ſagte: das ſoll dir nicht unvergolten bleiben! — aber laß uns eilen, damit uns die Nacht nicht überfalle.

Sie gingen alſo ſchnell die Höhe hinan, und als ſie zur Pforte des Meierhofes hineinſchritten, empfingen ſie den letzten Strahl der untergehenden Sonne; der Meier war ein anſehnlicher und reicher Mann, er nahm unſre Reiſenden freundlich auf und erkundigte ſich bei Hieron, wer ſein Begleiter ſey? — Hieron erzählte ihm Aboni's Geſchichte und gab ihm das beſte Lob, ſo daß ihm der Meier mit freudigem Lächeln die Hand drückte und ſagte: Sey mir willkommen, lieber Freund! halte nun auch redlich aus, und vollende deine Reiſe ſo vorſichtig und ſo treu, wie du ſie angefangen und bisher fortgeſetzt

haſt, du ahneſt nicht, welch' ein Glück dann auf dich wartet.

Aboni. Ach, lieber Herr! meine Steine ſind aber ſo ſchlecht und gar unanſehnlich, wie darf ich es wagen, damit dem König ein Geſchenk zu machen?

Der Meier. Laß mich ſie ſehen!

Aboni gab ihm ſchamroth ſeinen Beutel hin; der Meier ging, ſie zu probiren und auf die Wage zu legen; bald kam er wieder und ſagte: ſey zufrieden! du wirſt zu Gnaden aufgenommen werden; eben dein Bekenntniß, daß ſie zu ſchlecht ſeyen, gibt ihnen in den Augen des Königs den höchſten Werth.

Hieron. Für dein heutiges ſchönes Betragen lege ich dir hier noch einige große Steine in deinen Beutel.

Aboni. Ach, auch dieſe ſind noch viel zu ſchlecht, ſie ſchimmern ja gar nicht und ſind auch noch ſehr ſchmutzig.

Nun ſpeisten ſie mit dem Meier an ſeinem Tiſch und legten ſich dann zur Ruhe.

Als ſie des Morgens aufgeſtanden waren, ſo führte Hieron ſeinen Aboni an's Fenſter und zeigte ihm die ſchöne Ausſicht; ſiehſt du nun, ſagte er mit zärtlich liebreicher Stimme, das Land Aetherion? du haſt nun nicht weit mehr.

Aboni. Ach, wie unausſprechlich herrlich! — welche Städte und welche Schlöſſer! — Ach, wenn wir nur ſchon da wären!

Hieron. Darum wollen wir nun auch wieder die Reiſe antreten; du wirſt aber noch ſchwere Proben auszuhalten haben, ehe du in's Land kommſt; aber ſorge nicht! folge du nur treulich meinem Rath, ſo haſt du nichts zu fürchten.

Jetzt nahmen ſie Abſchied von dem Meier, der Aboni freundlich die Hand bot, und dann eine

glückliche Heimreiſe wünſchte; ihm war auch ſo innig wohl, daß er auf dem Wege Loblieder ſang und ſeine Schritte beſchleunigte. Kaum hatten ſie eine halbe Stunde zurückgelegt, als ſie an einen ſteilen Abhang kamen, den ſie hinabſteigen mußten; nun war aber der Weg ſehr ſchlüpfrig, ſo daß Aboni immer ausglitſchte, und in Gefahr war, in den Abgrund zu ſtürzen, der ſich an der linken Seite befand; er nahm ſich zwar ſehr in Acht und bediente ſich ſeines Reiſeſtabs fleißig, allein die Gefahr war doch ſo groß, daß er anfing zu zittern und zu zagen, und ſeinen Freund Hieron um Rath und Hülfe bat; dieſer redete ihm freundlich zu, empfahl ihm Vorſicht, und faßte ihn dann an der Hand, um ihm vollends hinab zu helfen, welches dann auch endlich, wiewohl mit großer Angſt und Mühe, gelang. Indeſſen war nicht viel damit gewonnen, denn nun mußten ſie durch ein ſehr enges und tiefes Thal wandern, von dem man das Ende nicht ſahe, und was noch das Schlimmſte war, es hatte ſich ein düſterer ſtinkender Nebel hineingelagert, ſo daß man kaum Odem holen konnte; hier wehte kein erquickendes Lüftchen und wenn Aboni nur ein paar Schritte zurückblieb, ſo ſahe er weder den Weg, noch ſeinen Begleiter; er faßte dieſen alſo hinten am Kleid, und aller Müdigkeit und Betäubung ungeachtet, ſchritt er wacker fort, ſo daß ſich Hieron innig ſeiner freute. Endlich gegen Mittag kamen ſie heraus in's Freie. Hier fanden ſie nun wieder einen königlichen Meierhof. Das Gebäude umher war entzückend ſchön, und ein erquickender Oſtwind wehte von Aetherion herüber; hier fand man auch ſchon Gewächſe, die aus jenem Lande hieher verpflanzt waren und auch ziemlich wohl gediehen. Hieron faßte ſeinen Freund

Aboni freundlich an der Hand und führte ihn langſam zu der friedlichen ſchönen Wohnung, die nicht ferne von ihnen am Wege ſtand.

Dieſer Meier war noch anſehnlicher und vornehmer als der, der ſie vorige Nacht bewirthet hatte; er freute ſich ihrer Ankunft und erkundigte ſich ebenfalls nach unſerm Aboni. Als er nun von Hieron alles das Gute hörte, ſo umarmte und küßte er ihn. Aboni aber klagte wieder über ſeine Steine, über ſein geringes Herkommen und über ſeine Armuth. Der Meier tröſtete ihn mit den Worten: dieſe Geſinnung iſt dem König weit lieber, als alle deine Steine, ſey darüber nicht bekümmert. Dann führte er ſie an ſeinen Tiſch zum Mittagmahl, wo ſie eine große Anzahl Gäſte fanden, die alle unſere Reiſende ſehr liebreich empfingen, und beſonders Aboni mit der innigſten Freundſchaft umarmten. Hier labte er ſich recht, und fand ſich bald ſo geſtärkt, daß er ſeinen Führer bat, nun die Reiſe wieder mit ihm fortzuſetzen. Auf einmal aber trat einer von der Gränzwache des Königreichs herein; nachdem er alle durchdringend angeſehen hatte, worüber ſie alle erſchraken und erblaßten, ſo blieb ſein drohendes Auge auf Aboni haften, dann winkte er ihm ſchnell, zu folgen.

Aboni erſchrak auch darüber, doch faßte er ſich wieder, beſonders als ihm Hieron ſagte: jetzt, lieber Aboni! mußt du den letzten ſauern Gang gehen, du wirſt nach Aetherion abgefordert, aber ſey getroſt! ich verlaſſe dich nicht, halte dich nur immer feſt an mich, damit du mich nicht verlierſt; dieſer furchtbare Führer wird uns begleiten und uns den Weg führen, der für dich der ſchicklichſte iſt. Hier haſt du wieder einige ſchöne Steine für dein heu-

tiges Betragen. Aboni ſteckte die Steine in ſeinen Beutel, er ſchwieg zwar, aber er weinte ſtille Thränen darüber.

Nun winkte der ernſte Führer vorwärts. Hieron ging voran, Aboni folgte, und der Führer ging zu hinterſt; er trieb aber ſo ſtreng zum Forteilen, daß Aboni gänzlich ermattete und nicht mehr fort konnte. Hieron gab ihm oft eine Herzſtärkung aus ſeiner Flaſche, allein Müdigkeit und Kummer drückten ihn ſo, daß ihn der Führer endlich auf ſeinem Rücken vollends den Berg hinauf trug; während dem klagte er immer über ſeine Steine und über ſein geringes Herkommen, und dann fiel ihm auch ſein Kleid ein: Ach! ſagte er: mit dieſem Kleid ſoll ich vor dem König erſcheinen, und es iſt von der weiten Reiſe ſo gar ſchmutzig geworden. Nein! ich kann nicht gnädig aufgenommen werden! — Dafür laß mich ſorgen, verſetzte Hieron mit liebreicher Stimme, faſſe nur Muth! Bald haſt du den letzten Berg erſtiegen, und dann wirſt du unausſprechlich glücklich ſeyn. Indem Hieron noch redete, waren ſie droben. Hier war nun eine hohe und ſteile Felſenwand; unten in dieſer Wand ſahe man die Mündung einer Höhle, die voll Waſſer war, und vorn in der Mündung war ein kleiner Nachen, in dem ein Schiffer ſaß, der Aboni freundlich winkte, übrigens ſah er ſchrecklich aus. Aboni entſetzte ſich und bebte vor dem Schiffer und ſeinem Nachen zurück, aber der Führer faßte ihn mit ſtarkem Arm und brachte ihn in's Fahrzeug. Hieron ſetzte ſich zu ihm und ſprach: Nur noch dieſen ſchauerlichen kurzen Weg! Bald kommen wir auf der andern Seite heraus, und dann wirſt du dich mit nie empfundener Freude freuen. Aboni hörte dies noch, aber nun

überfiel ihn eine Ohnmacht, und aus dieſer gerieth er in einen ſanften Schlaf. Während dieſem kamen ſie durch den Berg und auf der andern Seite heraus; jetzt zogen ihm der Schiffer und der Führer ſein ſchmutziges Kleid aus, überreichten es Hieron, brachten Aboni in eine ſchöne Ruhekammer, welche hier in der Nähe war, und kehrten dann wieder zurück auf ihren Poſten.

Bald erwachte Aboni, er befand ſich wohl und jugendlich geſtärkt; vor ſeinem Bett ſtand Hieron, der nun auf einmal den Schleier und den Mantel ablegte und mit himmliſchem Lächeln auf Aboni hinblickte — mit freudigem Schrecken ſah dieſer einen jungfräulichen Engel im Laſurgewand da ſtehen, er ſchlug die Hände zuſammen und rief: Mein Herr und mein Gott! haſt du mich eines ſolches Führers gewürdigt? Wie kann ich dir das verdanken? — aber du biſt nun mein Hieron nicht mehr, wer biſt du dann?

Sie. Ich bin Sulamith, eine Tochter des Königs, und deine ewige Freundin; mein Beruf iſt, Menſchen glücklich zu machen, und darinnen fühle ich meine Würde und meine Seligkeit.

Hierauf zog ſie Aboni's ſchmutziges Kleid hervor und beſprengte es mit einer blutrothen Tinctur, die es alſofort wie ein Lichtſtrahl durchdrang, und alle, auch die kleinſten Fleckchen tilgte, ſo daß nun das Kleid einen himmliſchen Glanz bekam; ſo mußte es nun Aboni anziehen, der für Freude und hoher Empfindung außer ſich war; aber nun meine Steine! ſagte er mit trauriger Miene.

Lächelnd und ſchweigend nahm Sulamith einen großen kryſtallenen Becher, füllte ihn mit der blutrothen Tinctur, warf dann einen Stein nach dem

andern hinein, und ſo wie ſie ſie wieder herauszog, ſtrahlten ſie ein ſo herrliches ſiebenfarbiges Feuer, daß es ſterbliche Augen nicht ertragen konnten. Aboni jubelte für Freude und ſagte: wie komme ich armer unwürdiger Hirtenjunge zu einer ſolchen Ehre und Herrlichkeit? ich darf meine Augen für Beſchämung nicht aufheben.

Sulamith antwortete: eben dieſe Geſinnung bewegt mich, dir noch ein beſonderes Geſchenk zu machen; damit zog ſie ein prächtiges Diadem von orientaliſchen Perlen hervor, ſetzte es ihm auf ſein Haupt und ſprach: ſo ausgerüſtet darfſt du nun vor dem König erſcheinen; Er wird dich ſehr gnädig empfangen und dir eine Seligkeit gewähren, von der du dir keine Vorſtellung machen kannſt; jetzt komm! wir wollen zu ſeinem Throne eilen und Ihm für ſeine unüberſchwingliche Gnade ewigen Dank opfern.

Liebe Leſer! könnt ihr das Räthſel errathen? aber auch in allen ſeinen Theilen errathen? Wohl dem, der es aus Erfahrung kann! aber ſelig iſt der, der es auch bis zum Perlendiadem und zum Anbeten vor dem Thron aus Erfahrung kann! — Glückliche und geſegnete Reiſe!

24.

Philomenes.

Eine orientaliſche Erzählung.

In Epheſus wohnte Glycea, eine arme Wittwe, die ſich mit Nähen und Spinnen ärmlich nähren mußte; ſie hatte einige Kinder, die größtentheils noch unerzogen waren; unter dieſen befand ſich ein Knabe, der von Geburt an außerordentliche Gaben und vortreffliche Anlagen zeigte; da ihn nun ſeine Mutter nicht beſchäftigen und eben ſo wenig ſeinen Talenten gemäß erziehen konnte, ſo ſuchte der arme Knabe bald hie, bald da unterzukommen, und da wo er konnte, Jemand Dienſte zu leiſten, um die nothdürftigſten Kleider und Nahrung zu bekommen. Einſtmals, als er für einen Fiſcher Fiſche in die Stadt tragen mußte und ihm das Gefäß mit Waſſer, das er mit den Fiſchen auf dem Kopf trug, zu ſchwer wurde, ſo hub er es ab, ſetzte es auf den Boden, dann ſetzte er ſich dabei nieder und weinte; indem kam der Oberprieſter der Göttin Diana bei ihm vorbei, er blieb ſtehen und fragte: Knabe, warum weinſt Du?

Der Fiſcher Theophöbus hat mir befohlen, dieſe Fiſche in ſein Haus zu tragen, aber ſie ſind mir zu ſchwer.

„Wie heißeſt du?“

Philomenes.

„Wer biſt du denn, Knabe?“

Ich bin ein Sohn der Wittib Glycea.

„Die kenne ich wohl, ſie iſt eine brave Frau; da bring' dies Geld dem Fiſcher Theophöbus, laß dann die Fiſche hier ſtehen und komme zu mir, du kennſt mich doch?

Mein Herr! ich kenne dich nicht.

„Ich bin Eumenes, der Oberprieſter der großen Diana der Epheſer.

Der Knabe lief, was er laufen konnte, brachte dem Fiſcher das Geld, der ſeine Fiſche zurückholte, und ging dann in die Stadt zum Oberprieſter; dieſer trug ihm nun einige geringe Dienſte auf, die er im Tempel zu verrichten hatte; dafür belohnte er ihn ſo reichlich, daß er auch ſeiner armen Mutter noch etwas abgeben und ſie unterſtützen konnte; dies that er aber auch treulich, er lebte ſehr ſparſam, und alles, was er erübrigen konnte, das trug er nach Haus zu ſeiner Mutter und zu ſeinen Geſchwiſtern.

Als er einige Jahre dieſen Dienſt verſehen hatte und ungefähr 18 Jahr alt war, ſo kamen zwei Kaufleute nach Epheſus, der eine war von Tyrus und der andere von Cäſarea in Paläſtina, dieſe kamen, um den Dianentempel zu beſehen; denn ob er gleich von Heroſtratus Zeiten her in den Ruinen lag, ſo war er doch noch immer der Mühe werth, von Fremden geſehen und beſucht zu werden. Dieſen zwei Kaufleuten zeigte Philomenes alles Sehenswürdige des Tempels und der Stadt. Während dem Herumgehen hatten die zwei Kaufleute folgendes Geſpräch mit einander;

Kleon, der Tyrier, fing an und ſagte: Man muß doch geſtehen, daß die Griechen in der Baukunſt und in der Bildhauerkunſt außerordentlich geſchickte und große Meiſter gehabt haben.

Simon, der Jude aus Cäſarea, antwortete: Ja! das iſt wahr, das Schöne, Nette wiſſen ſie gut zu treffen, ſie kopiren das Schönſte der Natur ſehr genau, aber ſage mir doch, macht nicht unſer Tempel zu Jeruſalem, ſo wie er da auf dem Felſen ſteht, einen tiefern und bleibendern Eindruck als alle griechiſche Prachttempel, gemeiſelte Götter und Göttinnen?

Kleon. Ich bin ein paarmal auf Oſtern zu Jeruſalem geweſen, und ich geſtehe dir, daß mich das Erhabene des Tempels, ſeine unbeſchreibliche Pracht und das Geheimnißvolle, Ernſte und Majeſtätiſche eures Gottesdienſtes tief gerührt hat.

Simon. Bei einem Menſchen, der nur einiges Gefühl hat, kann das nicht fehlen.

Kleon. Aber verzeihe mir, lieber Simon! man ſollte doch denken, bei einem ſolchen erhabnen, feierlichen Gottesdienſt müßten die Menſchen auch beſſer werden, als euer gemeines Volk iſt; denn ſage mir, Freund! ſeyd ihr Juden wohl um ein Haar beſſer, als wir Phönizier? — Ich weiß nicht, was es mit eurem Judengott für eine Bewandtniß hat; an unſre Götter glaub ich nicht, ich weiß alſo von keinen vernünftigen Weſen als von den Menſchen, und glaube auch an keine andere, aber davon bin ich doch überzeugt, daß wir Menſchen anders werden müſſen, als wir wirklich ſind, wenn die Welt beſtehen ſoll. Dazu ſollte nun der Gottesdienſt dienen, allein ich kenne keinen, der die Wirkung thut.

Simon. Wenn unſer Gottesdienſt die Wirkung

nicht thut, ſo iſt nicht er, ſondern die Menſchen ſind Schuld daran; du ſagſt ganz recht, daß wir Juden im Ganzen nicht beſſer ſind, als ihr Phönizier, aber wenn wir die Länder der Heiden und der Juden von Haus zu Haus und von Hütte zu Hütte durchgehen und unterſuchen würden, ſo würden wir doch finden, daß unter den Juden weit mehr wahrhaft tugendhafte Menſchen lebten, als unter den Phöniziern.

Kleon. Du kannſt recht haben; ich habe meines Berufs wegen viele Reiſen ins jüdiſche Land gemacht, und bei allem Verderben viele rechtſchaffene Menſchen gefunden, mehrere und beſſere als bei uns; allein was hilft das? Die ganze Maſſe der Menſchheit iſt und bleibt verdorben, und es wird nie etwas Rechts daraus.

Simon. Da denken wir Juden nun ganz anders, haſt du unſer Geſetz geleſen?

Kleon. Nein! geleſen habe ichs nicht, aber viel davon gehört; es ſollen viele ſchöne und merkwürdige Sachen darinnen ſtehen.

Simon. Unſre Propheten haben ſchon vor mehreren Jahrhunderten geweiſſagt, es werde einmal in unſerer Nation ein Mann erſcheinen, der alle Nationen beherrſchen und zu lauter guten, frommen Menſchen bilden würde; da nun bisher alle Weiſſagungen der Propheten pünktlich eingetroffen ſind, ſo wird auch dieſe Weiſſagung gewiß eintreffen.

Kleon. Ja, ein ſolcher Mann muß einmal auf die Welt kommen, wenn aus der Menſchheit das werden ſoll, wozu ſie — nach meiner Einſicht beſtimmt iſt.

Simon. Nach allen Winken, welche die Propheten in ihren dunkeln Ausſprüchen geben, kann

die Zeit nicht weit mehr entfernt ſeyn, wo dieſer ſo ſehnlich erwartete Beglücker der Menſchheit erſcheinen muß. Haſt du etwas von Jeſus von Nazareth gehört?

Kleon. Man ſpricht in unſerer Stadt, in Tyrus, viel von dieſem Wundermann; man ſagt, er befehle den Krankheiten und den böſen Geiſtern, wie der Herr den Knechten, und ſie gehorchten auf der Stelle. Allein man hat dieſer Wundergeſchichten unter allen Völkern viele, und wenn man ſie genau unterſucht, ſo iſt nichts daran, ich glaube an dergleichen Dinge nicht.

Simon. Ich kenne Jeſum von Nazareth, ich habe ſelbſt ſeine Thaten geſehen und ſeine Reden gehört; ich habe geſehen, wie er die ſchwerſten Krankheiten durch einen Machtſpruch heilt, und ſeine Reden ſind ſo fremd und ungewöhnlich, als wenn ſie aus einer andern Welt herkämen, aber ſie ſind wahr, ſie gehen einem durch Mark und Bein, wer ſo lebt, wie er lehrt, der wird gewiß der vollkommenſte Menſch.

Kleon. Man erzählt bei uns, er habe einſt auf einer Hochzeit einige Gefäße voll Waſſer in recht guten Wein verwandelt, das iſt doch zu arg, welcher vernünftige Menſch wird das glauben?

Simon. Nach dem, was ich ſelbſt von Ihm geſehen habe, glaube ichs gar gerne.

Kleon. Aber ſage mir, lieber Simon! wenn das Alles wahr wäre, ſo wäre er ja kein Menſch mehr, ſondern ein Gott.

Simon. Er behauptet auch ſelbſt, er ſey der Sohn des einigen Gottes; und ich würde keinen Augenblick anſtehen, ihn für den Weltbeherrſcher, den wir Meſſias nennen, zu halten, aber er iſt ein

armer, geringer Handwerksmann, der von den Wohlthaten ſeiner Freunde lebt, und ſeine Eltern und Verwandten ſind gemeine Leute; wie läßt ſich bei ſolchen Umſtänden an einen Weltherrſcher denken?

Kleon. Ein Mann, der bloßes Waſſer in Wein verwandeln und Krankheiten durch bloße Befehle heilen kann, der hat auch wohl das Vermögen, ſich Geld, Ehre und Anſehen zu verſchaffen, wenn er es für gut findet. Der Jeſus muß wohl ſeine weiſen Abſichten dabei haben, daß er ſo in der Welt auftritt; vielleicht will er nicht die Welt durch Waffen, ſondern dadurch erobern, daß er alle zur Tugend leitet. Kurz, wenn ich wieder in euer Land komme, ſo muß ich ihn aufſuchen und kennen lernen.

Simon. Komm zu mir nach Cäſarea, wir gehen dann wohl zuſammen, denn ich hab' auch keine Ruhe in meinem Herzen, bis ich mit dem Mann auf dem Reinen bin. So arm und gering er iſt, ſo beträgt er ſich doch in ſeinen Reden wie ein Mann, der Kaiſern und Königen gebietet. Unſere Prieſter und Obrigkeiten ſchont er ſo wenig, wie Bauern und Bettler, aber im Umgang iſt er ſo demüthig, daß er immer die unterſte Stelle wählt, und mit den Kindern und armen Leuten gibt er ſich am liebſten ab.

Während dieſen Reden war Philomenes ganz Ohr; der Mann, der Waſſer in Wein verwandeln und Krankheiten durch ein bloßes Wort heilen konnte, füllte ſeine ganze Seele aus; er dachte, wer Waſſer in Wein verwandelt, der kann auch Steine in Gold verwandeln, und wenn er die Armen ſo lieb hat, ſo würde er mir auch meine Bitte gewähren, und mir ſo viel Steine in Gold verwandeln, als ich nöthig hätte, um meine Mutter und Geſchwiſter

ordentlich damit zu ernähren. Ach! wenn ich doch bei dem Jeſus wäre! Das war ſein beſtändiger Wunſch. Gerne wäre er mit den Kaufleuten gegangen, aber er hatte keinen Heller Geld, und wenn er wegging, ſo mußte ſeine Mutter darben. Dies wußte er, darum verſuchte er es auch nicht, mit den Kaufleuten zu reden und ihnen ſeinen Wunſch zu entdecken. Sie gaben ihm ein gutes Trinkgeld und reisten dann wieder fort.

Von nun an hatte Philomenes keine Ruhe mehr; immer lag ihm der jüdiſche Mann im Sinn, aber immer nur blos in Beziehung auf ſeine Mutter und ihre Armuth. An höhere Zwecke dachte er nicht, und wie konnte ein heidniſcher Knabe in Epheſus zu der Zeit an höhere Zwecke denken! — Wenn ich nur ſo viel hätte, daß meine Mutter einige Monate leben könnte, ſo reiste ich nach Paläſtina zu dem Wundermann, ich weiß gewiß, er würde mir helfen, und Steine in Gold verwandeln.

Einſtmals, als ihn der Oberprieſter hinaus in's Feld geſchickt hatte, wohlriechende Kräuter zu ſammeln, die man an gewiſſen Feſten zum Opfern brauchte, — es war am Nachmittag gegen Abend — ſo ſahe er ein paar hundert Schritte vor ſich hin einen Jüngling in einer ſchimmernden Geſtalt und fremder, unbekannter Kleidung. Ein freudiger Schrecken überfiel ihn, denn er glaubte einen von den heidniſchen Göttern zu ſehen; er erſtaunte über dies unverhoffte, ſo ſeltne Glück, doch getraute er ſich nicht, ſich der Erſcheinung zu nähern. Indeſſen winkte ihm der glänzende Jüngling und kam auf ihn zu. Philomenes fiel auf ſeine Kniee und bückte ſich zur Erde. Der Jüngling richtete ihn auf und ſprach: Ich bin geſandt, dir zu ſagen, daß du dem Gott

aller Götter angenehm biſt, bete täglich zu Ihm und wandle vor Ihm, ſo werden deine Wünſche erfüllt werden; nun verſchwand er. Philomenes ſtand da, wie in die Erde gewurzelt; endlich beſann er ſich, ſuchte und ſammelte ſeine Kräuter und ging nach Haus. Er erzählte dem Oberprieſter und ſeiner Mutter, was er geſehen hatte; ſie verwunderten ſich und dachten nicht weiter darüber nach; aber bei dem Philomenes bliebs nicht bei dem Verwundern, ſondern er dachte: was mir der Göttliche befohlen hat, das muß ich nothwendig befolgen. Unter dem Gott der Götter dachte er ſich den Zeus. Zu dieſem wendete er ſich alſo täglich im Gebet und ſuchte ihn immer im Andenken zu behalten. Doch konnte er den jüdiſchen Jeſus nicht aus dem Sinne bringen, und es war ihm, als wenn ſeine Sehnſucht zu ihm noch immer zunähme.

In dieſer Unruhe des Gemüths kam er auf den Gedanken, der Mann, der ſo viel von Jeſus geredet hätte, ſeye ein Jude geweſen; da nun auch einige Juden in Epheſus wohnten, ſo wollte er ſie beſuchen und ſie fragen: ob ſie etwas von Jeſus wüßten? Er ging alſo zu einem Namens Ephron, welcher in der ganzen Stadt für einen braven Mann gehalten wurde; er fand ihn im Garten hinter einem Haus in einer Laube ſitzen; er fing alſo an:

Lieber Herr Ephron! Du wirſt mir verzeihen, daß ich dich beſuche und dir vielleicht beſchwerlich falle. Vor einiger Zeit waren zween Kaufleute aus Syrien hier, wovon der eine ein Jude aus Cäſarien war; dieſer erzählte von einem Wundermanne, der auf einer Hochzeit Waſſer in Wein verwandelt,

und ſonſt viele merkwürdige Thaten verrichtet hätte; ich wollte dich nur fragen, ob du auch von ihm gehört hätteſt?

Ephron. Wer biſt du, Jüngling, daß du zu mir, einem Juden, kommſt und nach Sachen fragſt, die euch Heiden ſonſt wenig intereſſiren?

Philomenes. Verzeihe, mein Herr! ſeitdem ich von dieſem Manne gehört habe, hab' ich keine Ruhe mehr; nun ging ich geſtern, um wohlriechende Kräuter zum Opfer zu ſuchen, und da erſchien mir ein glänzender Jüngling, der ſprach zu mir: Ich bin geſandt, dir zu ſagen, daß du dem Gott aller Götter angenehm biſt, bete täglich zu Ihm und wandle vor Ihm, ſo werden deine Wünſche erfüllt werden. Ephron erſtaunte, ſah den Jüngling ſtarr an, und fragte: Wer biſt du?

Philomenes. Ich bin ein Sohn der armen Wittwe Glycea, und diene im Tempel der Diana.

Ephron. Weißt du denn auch, wer der Gott der Götter iſt, den du anbeten ſollſt?

Philom. Ich denke, daß es Zeus iſt.

Ephron. Es iſt der Gott, der Himmel und Erden, und Alles, was darinnen iſt, auch die Menſchen geſchaffen hat.

Philom. Kennſt du den Gott?

Ephron. Ja! ich und alle Juden kennen ihn; Er allein iſt Gott, alle andere Götter ſind entweder erdichtet, oder ehemals eben ſo elende, ſündige und ſchwache Menſchen geweſen, wie wir, die alſo jetzt unmöglich Götter ſeyn können.

Philom. Freilich! der Gott, der Himmel und Erde, Sonne, Mond und Sterne, und auch die Menſchen geſchaffen hat, der muß wohl der höchſte,

der Gott aller Götter ſeyn. Aber wie lerne ich ihn kennen?

Ephron. Der glänzende Jüngling hat dir's ja geſagt, du ſollſt zu Ihm beten und vor Ihm wandeln.

Philom. Wie nenne ich Ihn denn, wenn ich zu Ihm bete?

Ephron. Nenne Ihn: Gott Iſraels! Schöpfer aller Dinge; aber höre, Jüngling! Du gedachteſt vorhin eines jüdiſchen Wundermannes, der Waſſer in Wein verwandelt habe, zu dem mußt du reiſen, der wird dir ſagen, was du thun ſollſt.

Philom. Kennſt du den Mann?

Ephron. O ja! ich habe viel von ihm gehört, ihn auch einmal zu Jeruſalem auf dem Oſterfeſte geſehen.

Philom. Sollte er wohl Steine in Gold oder Silber verwandeln können?

Ephron lachte laut und antwortete: Er kann viel, aber ob Er das kann, das weiß ich nicht; aber warum fragſt du ſo wunderlich?

Philomenes wurde betrübt, daß man über ihn lachte und ſprach: Wahrlich! wenn man eine Mutter und Geſchwiſter hat, die Hunger und Durſt leiden, nackend und blos ſind, da darf man wohl nach einem Manne verlangen, der Steine in Gold oder Silber verwandeln kann.

Ephron. Verzeihe, guter Jüngling! das hatte ich nicht gewußt. Um deiner Mutter und Geſchwiſtern Nahrung und Kleidung zu verſchaffen, dazu bedarfs keiner Verwandlung der Steine in Gold oder Silber. Geh', hole deine Mutter hieher! Philomenes lief, was er laufen konnte, und holte ſie. Der Erfolg von allem war, daß ſich Ephron der Familie annahm und ſie verſorgte; aber der edle

Mann war damit nicht zufrieden, ſondern er ſorgte auch für das Wohl des guten Philomenes; denn er ließ ihn zu ſich kommen und fragte ihn, haſt du nun keine Wünſche mehr? Der glänzende Jüngling ſagte dir, du ſollteſt den Gott der Götter anbeten und vor Ihm wandeln, ſo würden deine Wünſche erfüllt werden; deine Mutter und Brüder ſind nun verſorgt, prüfe dich genau, ob du nichts mehr auf dem Herzen haſt!

Philom. Ruhig bin ich noch nicht, es iſt etwas in mir, das ſich nach dem Wundermann, dem Jeſus von Nazareth ſehnt.

Ephron. Höre, lieber Philomenes! Du mußt dich von deinen falſchen Göttern zum wahren Gott bekehren, du mußt ein Jude werden, dann kannſt du auch zu Jeſu von Nazareth gehen, der wird dir dann weiter ſagen, was du zu thun haſt.

Philom. Iſt es dann noch nicht genug, wenn man den Gott der Götter kennt, Ihn anbetet und vor Ihm wandelt?

Ephron. Das eben wird dir Jeſus, der Prophet von Nazareth, beantworten.

Dieſe letzten Worte hörte noch Aaron, ein anderer Jude, bei dem Eintritt in das Zimmer; er ſprach: was haſt du mit Jeſus von Nazareth, haſt du wieder Nachricht von Ihm?

Ephron. Ich bekam geſtern einen Brief von meinem Vetter in Bethſaida, der ſchreibt mir Wunderdinge von Ihm, und daß die Phariſäer, Geſetzgelehrten und Oberſten entſetzlich gegen Ihn aufgebracht ſeyen.

Aaron. Wahrſcheinlich, weil Er ihnen die Wahrheit ohne Scheu ins Geſicht ſagt.

Ephron. Freilich! mich ſoll nur wundern, wo

das endlich hinaus will; ich fürchte für den Propheten, denn Er ſcheint mir der größte zu ſeyn, den Iſrael je gehabt hat.

Nun fragte auch Aaron nach dem Jüngling, der da ſtand; Ephron gab ihm die genügende Nachricht, worauf er ihm die Hand drückte und ſagte: Du mußt dich zu unſerer Religion bekehren, ſo werden wir für dich ſorgen und du wirſt glücklich ſeyn. Ephron fügte hinzu: Du mußt nach Paläſtina reiſen, deine Mutter iſt nun verſorgt, dort kannſt du zu unſerer Religion übergehen, hier würde es Aufſehen machen und uns Ungelegenheit verurſachen.

Philom. Meine liebe Herren! Wie kann ich nach Paläſtina reiſen, da ich keinen Heller Geld habe?

Ephron. Mir fällt eben ein, daß unſer Nachbar Abraham nächſte Oſtern nach Jeruſalem auf das Paſchafeſt reist, der ſoll dich als Bedienter mitnehmen.

Philom. Ja, wenn er es nur thut! Wie lang iſt es noch dahin?

Ephron. Daß er es thut, dafür ſtehe ich, in ſechs Wochen reist er ab. Aber hör'! du darfſt nicht mehr der Göttin Diana dienen, nachdem du den einigen Gott der Götter anbeteſt.

Philom. Wovon ſoll ich dann leben?

Ephron. Komm du alle Tage zu mir, ich will dir Arbeit geben, du mußt aber von dem Allem hier kein Wort ſagen.

Philomenes eilte nun fort und kündigte dem Oberprieſter den Tempeldienſt auf, unter dem Vorwand, er habe einen Dienſt gefunden, der ihm mehr einträge. Eumenes war wohl damit zufrieden und entließ ihn.

Jetzt war nun des guten Jünglings ganzes Weſen mit dem großen Gedanken erfüllt, den Gott Iſraels und Jeſum von Nazareth kennen zu lernen. Die Zeit wurde ihm lang, bis er die Reiſe antreten konnte, und als der Zeitpunkt eintrat, ſo nahm er mit Freuden Abſchied von ſeiner Mutter und Geſchwiſtern, denn er wußte, daß ſie verſorgt waren, und ging nun mit ſeinem neuen Herrn Abraham zu Schiff; es zeigten ſich aber gleich Anfangs ſo mancherlei Umſtände, die eine gefährliche Schiffſahrt anzeigten, daß alles Volk ſehr niedergeſchlagen war, und daher auch viele Vorſichtsregeln vernachläſſigten und in vielen Fällen auch zu vorſichtig waren. Genug! das Schiff ſcheiterte an der Küſte von Cilicien, und nur wenige Menſchen, unter denen auch Philomenes war, wurden gerettet. Dieſe Geretteten waren entweder Schiffleute, oder Leute, die einen Beruf gelernt hatten, ſie konnten allenthalben wieder zu Brod kommen, das Alles aber fehlte dem armen Philomenes; er betete alſo unter tauſend Thränen zum unbekannten Gott Iſraels um Erbarmung und Hülfe; und da es gegen Abend ging und ſich die Sonne zum Untergang neigte, ſo nahte er ſich einigen Fiſcherhütten, die nicht weit vom Ufer ſtunden, in der Hoffnung, da Obdach und vielleicht auch etwas zu eſſen und zu trinken zu bekommen; er ging alſo in die erſte, deren Thür er offen fand, und ſahe zween wackere junge Männer, die ſich mit ihrer alten Mutter zu Tiſch ſetzten, um ihr Abendbrod zu genießen. Philomenes grüßte beſcheiden und freundlich und bat um Herberge; die alte Mutter fragte: ob er einer von denen wäre, die Schiffbruch gelitten hätten?

Er. Ja!

Sie. Nun ſo komme her und ſetze dich zu uns, iß und trink dich ſatt.

Philomenes gehorchte, und da er in ſeinem Innern fühlte, daß dies wirkliche Gebetserhörung ſey, ſo dankte er dem Gott Iſraels, und betete, daß er ihn nun auch ferner glücklich zum Ziel lenken möchte, welches darin beſtand: Jeſum von Nazareth perſönlich kennen zu lernen.

Die alte Frau hieß Doris und ihre zween Söhne Alexis und Zeuxis; während dem Eſſen begann folgendes Geſpräch:

Alexis. Mutter, ich denke, wenn mein Bruder Zeuxis die Leonide heirathet, ſo werdet ihr mich wohl entbehren können, es iſt etwas in mir, das mich treibt, wieder nach Galiläa zu reiſen und den neuen Propheten zu ſehen und zu hören.

Philomenes horchte hoch auf, doch getraute er ſich nicht zu fragen, aber er betete in ſeinem Innern unaufhörlich.

Doris. Was zieht dich denn ſo ſehr zu dem neuen Propheten?

Alexis. Das kann ich keinem Menſchen erklären. Ich ſtand dabei, als Er ſeinem Schüler Kephas, Er ſelbſt nennt ihn Petrus, befahl, mit dem Schiff etwas weiter auf das Meer zu fahren, und welch' ein Fiſchfang? Nein! ſo etwas hab' ich nie erlebt, aber nun vollends ſeine Reden — es iſt, als wenn einem glühend Feuer in die Seele hinein geſprochen würde.

Jetzt konnte ſich Philomenes nicht mehr halten: Lieber Herr! fing er an, wie heißt der Prophet?

Alexis. Jeſus von Nazareth!

Philomenes hätte niederſinken und anbeten

mögen, er ſagte nur mit Thränen in den Augen, den möchte ich auch kennen lernen!

Alexis ſahe ihn ſtarr an und ſagte: Haſt du ſchon von ihm gehört? Philomenes erzählte ihm ſeine Geſchichte und von dem an war er wie zu Haus. Die alte Doris liebte ihn wegen ſeiner Liebe und Treue zu ſeiner Mutter und Alexis wegen der Aehnlichkeit ihrer Wünſche, Zeuxis aber, weil ihn ſeine Mutter und ſein Bruder liebten.

Philomenes half nun fiſchen; ſeine Redlichkeit, ſeine Treue und ſein Fleiß machten ihn bald ſo beliebt, daß ihn Doris wie ihren eigenen Sohn liebte und behandelte, und ihre Söhne Alexis und Zeuxis liebten ihn wie ihren Bruder. Alexis ſo wenig als Philomenes gaben deswegen ihren Wunſch auf, nach Galiläa, oder vielmehr dahin zu reiſen, wo ſich Jeſus von Nazareth aufhielt, daß ſie ſich beſtändig davon unterhielten, wenn ſie allein waren; nur kam es darauf an, auszumachen, womit ſie die Reiſekoſten beſtreiten ſollten und mit welcher Gelegenheit ſie dahin kommen möchten. Mit dem herrlichen Grundſatz des Chriſten, ſich der Führung der Vorſehung zu überlaſſen, waren ſie noch nicht bekannt, daher ließ ſich auch der Herr ſo weit herab, ſie, wie die alten Patriarchen, durch Engel zu belehren: als daher die beiden Jünglinge einſtmals Abends nach der Arbeit am Ufer ſpazieren gingen und ſich von einem Plan unterredeten, wie ſie nach Paläſtina kommen wollten, ſo ſahen ſie einige Schritte vor ſich hin einen Mann ſtehen, der ſich nach ihnen umſahe, als wenn er auf ſie gewartet hätte. Als ſie zu ihm kamen, ſo grüßten ſie ihn, er grüßte ſie wieder und fragte ſie: ob ſie Niemand wüßten, der nach Paläſtina

reiſen wollte? Staunend antworteten beide wie aus einem Munde: wir beide wünſchen dahin zu reiſen; gut, verſetzte der Fremde, zu Laidos geht über acht Tage ein Schiff ab, das nach Ptolemais ſegelt.

Alexis. Wir ſind arm und können kein Reiſegeld bezahlen.

Er. Ihr braucht kein Reiſegeld, ihr werdet zu Laidos Jemand finden, der für euch bezahlt — mit dieſen Worten verſchwand er. Die beiden Jünglinge ſahen ſich an und wußten nicht, was ſie von der Erſcheinung denken ſollten; Philomenes erzählte dem Alexis, daß er auch einmal einen glänzenden Jüngling geſehen habe, der ihm geſagt hatte, was er thun ſollte, es müßte wohl menſchenliebende Götter geben, die den Menſchen zu Zeiten erſchienen.

Alexis. Ich hab' wohl gehört, daß in alten Zeiten die Götter den Menſchen erſchienen ſind; aber heutigen Tages hört man von ſolchen Erſcheinungen nichts mehr.

Philomenes. Ich denke, wir folgen dem Rath und gehen nach Laidos.

Alexis war damit zufrieden, und da Laidos nicht weit von da entfernt war, ſo beſchloſſen ſie, einſtweilen dahin zu gehen, und wenn ſie Gelegenheit zu ihrer Reiſe gefunden hätten, wieder nach Haus zu gehen, um Abſchied von den Ihrigen zu nehmen.

Das Vorhaben wurde des folgenden Tags ausgeführt; in wenigen Stunden waren ſie zu Laidos; Alexis hatte da einen weitläufigen Verwandten, den er kannte, zu dem ging er und fragte, ob nicht ein Schiff da wäre, das nach Syrien oder Paläſtina führe? Ja! ſagte der Freund, es

iſt ein reicher Kaufmann von Cäſarien hier, deſſen Schiff morgen oder übermorgen abgeht.

Wie heißt der Kaufmann?

Er heißt Barlevi, er kommt faſt alle Jahre hierher, er hat einen ſtarken Handel mit Wolle.

Die beiden Jünglinge ließen ſich weiſen, wo er zur Herberge war; ſie fanden ihn mit allerhand Leuten umgeben, demungeachtet drängten ſie ſich zu ihm und fragten ihn, ob er ſie nicht nach Paläſtina mitnehmen wollte?

Barlevi. Was habt ihr dort für ein Geſchäfte?

Philom. Wir haben dort kein anderes Geſchäfte, als Jeſum von Nazareth zu beſuchen und kennen zu lernen.

Barlevi horchte hoch auf, er fertigte alle, die bei ihm waren, ſchnell ab, und fragte nun die Jünglinge mit freundlicher Miene, wie ihnen der Name dieſes Propheten bekannt geworden, und warum ſie ihn beſuchen wollten?

Die beiden Jünglinge erzählten jeder ſeine Geſchichte; der Kaufmann wurde nachdenkend und fragte weiter: ob ſie denn auch Reiſegeld hätten?

Philom. Nein, mein Herr! wir haben kein Reiſegeld, aber irgend einer von den Göttern erſchien uns und ſagte uns, wir ſollten nur nach Laidos gehen, da würden wir Jemand finden, der für uns bezahlte.

Da nun auch Philomenes in ſeiner Erzählung eines glänzenden Jünglings gedacht hatte, ſo ſchloß der Jude daraus, daß ihnen ein Engel erſchienen ſey, und dies bewog ihn, ſich der Jünglinge anzunehmen; daher ſprach er zu ihnen, derjenige, der euch erſchienen iſt, war keiner von euern Göttern, ſondern es war ein Engel, ein Geſandter des All-

mächtigen, des Gottes Iſraels, des Schöpfers Himmels und der Erden, der ſich eurer erbarmt und euch zur Wahrheit führen will.

Philom. Sage uns doch, mein Herr! was das für eine Wahrheit iſt, zu der Er uns führen will?

Barlevi. Zu ſeiner und ſeines Willens Erkenntniß.

Alexis. Was haben wir aber davon, wenn wir ihn und ſeinen Willen erkennen?

Barlevi. Das wird euch der Prophet Jeſus von Nazareth ſagen.

Philom. Ja, wenn wir nur ſchon bei Ihm wären.

Barlevi. Dazu will ich euch verhelfen. Dann rief er einem ſeiner Bedienten, welcher der vornehmſte unter ihnen zu ſeyn ſchien; dieſem empfahl er die beiden Jünglinge und ſagte ihm, daß er ihnen immer etwas zu thun geben möchte, wozu ſie am geſchickteſten wären. Nun gingen die Jünglinge wieder nach dem Dörfchen zurück, nahmen Abſchied von der Mutter und von dem Bruder, und kehrten eiligſt nach Laidos zurück. Sie dienten dem jüdiſchen Kaufmann mit aller Treue. Er liebte ſie, denn ſie gefielen ihm; ſie lichteten des folgenden Tages die Anker und fuhren mit günſtigem Wind zwiſchen Cypern und der Küſte von Syrien nach Ptolomäus, wo ſie geſund und wohlbehalten ankamen. Barlevi war ſo billig, daß er die Jünglinge nun nicht länger aufhielt, ſondern ihnen behülflich war, ihren Zweck zu erreichen, er gab ihnen einen Brief mit an einen Freund in Kapernaum, wo ſich Jeſus am meiſten aufhielt, und bat ihn, den beiden griechiſchen Jünglingen zu verhelfen, daß ſie den Propheten von Nazareth möchten ſehen und ſprechen

können. Mit dieſem Brief gingen ſie nun längs dem Bach Kiſon hinauf durch das Thal Esdrelom; ſie ließen den Berg Thabor zur Linken, die Gebirge Nazareths zur Rechten, und gingen dann, unter Nain und Endor, an der Nordſeite des Gebirges Hermon fort bis nach Kapernaum, wo ſie gegen Abend des dritten Tages ankamen. Sie gingen auf der Stelle zu Naphtali, an den ihr Brief gerichtet war, und dieſer wies ſie zum Haus des Simon Petrus; ſo wie ſie zur Hausthür herantraten, begegnete ihnen eine artige, freundliche Frau, die ſie fragten, ob Jeſus von Nazareth zu Haus ſey? Die Frau war des Petrus Ehegattin, und ob ſie gleich die griechiſche Sprache nicht verſtand, ſo merkte ſie doch, was die beiden Jünglinge wollten; ſie antwortete alſo in ihrer ſyrochaldäiſchen Sprache, Er ſey mit ſeinen Jüngern nach Jeruſalem verreist, werde aber vermuthlich in wenigen Tagen wiederkommen. Dies verſtand Alexis, welcher ſchon ehemals da geweſen war, und ſie wären Jeſu gern auf der Stelle entgegen gereist, wenn ſie nur Geld gehabt hätten. Sie gingen wieder zu Naphthali, der, ſo wie faſt alle Juden, damals griechiſch verſtand, und ſprachen mit ihm; dieſer rieth ihnen, da zu bleiben und die Ankunft Jeſu abzuwarten, denn es ſey doch ungewiß, welchen Rückweg er nehmen würde. Alexis und Philomenes folgten dem Rath, und dienten einſtweilen dem Naphthali in ſeinen Geſchäften.

Nach wenigen Tagen erſcholl das Gerücht in der Stadt, Jeſus ſey in der Nähe, Alles lief ihm entgegen, und unſere griechiſchen Jünglinge liefen mit. Nicht weit vom Thor ſahen ſie eine große Menge Menſchen daher kommen, mehrentheils arme und

gemeine Leute; da kommt der Prophet! riefen die Kinder, da kommt der liebe Mann, willſt du ihm nicht die Hand küſſen? rief eins dem andern zu. Die beiden jungen Griechen drängten ſich hervor, ihnen klopfte das Herz, nun zog die Menge vorbei. Ja, wenn wir ihn nur kennten, wir wiſſen ja nicht, welcher unter den Vielen Jeſus iſt, ſagte einer zum andern. Indem liefen viele Kinder herzu, die riefen: da kommt er; ſie drängten ſich auf ihn zu, hingen an ſeinem Rock und küßten Ihm die Hände, Alexis und Philomenes nahten ſich auch, Er herzte und küßte die Kinder und ſprach freundlich mit ihnen. Nun ſahe Er auch die beiden Jünglinge ſeelenvoll an. Er war in einen violetten Talar gekleidet, etwas länger als ein gewöhnlicher Menſch; ſeine Augen waren etwas röthlich, ſo als wenn man lange geweint hat, ſein gelbliches Haar ruhte in Locken auf den Schultern, ſein Angeſicht hatte den Ausdruck einer verborgenen Majeſtät, die man erſt dann recht bemerkte, wenn Er die Augen emporhob; aber eben dieſe Augen waren unbeſchreiblich ſprechend; in ſeinem ovalrunden, bräunlichen, orientaliſchen Antlitz ruhte eine Hieroglyphe, die es ſchlechterdings einem jeden Maler unmöglich machte, Ihn ähnlich nachzubilden; auf der vollen, etwas vorragenden, in der Mitte eingekerbten Unterlippe ruhte göttliches Wohlwollen, und das Grübchen im Kinn, im Einklang mit den Grübchen in den Wangen, gab ſeinem Lächeln eine hinreißende Anmuth. In allen ſeinen Bewegungen zeigte ſich eine ungeſuchte Größe, die Ehrfurcht erweckte. Im Gehen ſenkte Er das Haupt etwas vorwärts, und in der Ruhe ſchwebte Schwermuth auf ſeiner Stirn.

Der Anblick dieſes göttlichen Mannes drang den jungen Griechen durch Mark und Bein, ſie fielen auf

die Knie, und Alexis ſagte: Herr! wir ſind von Epheſus und Laidos bloß deßwegen hierher gereist, um dich zu ſehen. Jeſus wendete ſich zu ſeinen Jüngern und ſprach: Habe ich euch nicht geſagt, es würden viele von Morgen und Abend kommen, und mit Abraham, Iſaac und Jakob zu Tiſche ſitzen? Dann ſagte Er gar freundlich zu den Griechen: Warum wolltet ihr mich gern ſehen? Philomenes weinte vor Empfindung, und erzählte kurz ſeine Geſchichte. Jeſus hörte lächelnd zu, und die ganze Menge war aufmerkſam. Petrus und Johannes, die zunächſt bei Jeſus ſtanden, horchten auf, als ob ſie dem Jüngling die Worte aus der Seele herausſaugen wollten, und als Philomenes geendigt hatte, ſo legte Petrus ſeine linke Hand auf die Schulter des Herrn und ſagte: Der Jüngling muß ein Jude werden und Dir nachfolgen. Jeſus antwortete: es gibt noch andere Schafe, die nicht aus dieſem Stall ſind. Zu den Jünglingen aber ſprach Er: geht nach Cäſaria und bleibt dort, wenn ich meinen Lauf vollendet habe, ſo wird Jemand von den Meinen zu euch kommen, und euch ſagen, was ihr thun ſollt.

Nun ging der Zug wieder vorwärts und in die Stadt; einige vornehme Herren, die den Griechen wegen ihrer ſonderbaren Kleidung gar wunderlich vorkamen, ſahen höhniſch ſpottend und verdrießlich aus, und tadelten Jeſum, daß er ſich ſogar mit Heiden und mit Zöllnern und Sündern abgäbe. Dies gab nun Gelegenheit, daß Alexis und Philomenes die herrlichen Gleichniſſe von dem verlorenen Schaaf, verlorenen Groſchen und verlorenen Sohn, aus ſeinem Munde anhören konnten. Den beiden Jünglingen war das Herz ſo voll, daß ſie ſich um den Hals fielen und ihre Empfindung in Thränen

ausſtrömten; ſie konnten die Nacht nicht ſchlafen, denn ihre Seelen waren vom himmliſchen Feuer entzündet.

Des andern Morgens ſtunden ſie früh auf, des Vorhabens, zu Jeſu zu gehen, ſobald Er aufgeſtanden ſeyn würde; vor Simon Petrus Thür war ſchon wieder eine große Menge Menſchen, Blinde, Lahme, Krüppel und Kranke aller Art. Hier erfuhren ſie, daß Jeſus ſehr früh ausgegangen ſey und daß ihn Petrus rufe. Sie gingen alſo zum Zeitvertreib zum Thor hinaus; ſie waren keine hundert Schritte gegangen, als ihnen Jeſus und Petrus begegneten. Jeſus grüßte die Jünglinge freundlich, ſie aber fielen zu ſeinen Füßen auf die Kniee. Er hub ſie freundlich auf und ſagte: Friede ſey mit euch, ihr meine Erſtlinge aus den Heiden!

Philom. Du haſt uns befohlen, nach Cäſarea zu gehen und uns da aufzuhalten, aber wir kennen dort Niemand, an wen ſollen wir uns dort wenden?

Jeſus. Es wird euch in Cäſarea ein Mann begegnen, der wird euch ſagen, was ihr thun ſollt.

Philom. Sollen wir Juden werden?

Jeſus. Ich habe euch geſagt: wenn ich meinen Lauf vollendet habe, ſo werde ich euch einen Mann ſchicken, der wird euch ſagen, was ihr thun ſollt; betet nur den einigen wahren Gott an; Friede ſey mit euch.

Nun ging der Prophet fort, die Jünglinge folgten ihm in die Stadt, nun ſahen und hörten ſie auch, wie Jeſus durch bloße Worte Krankheiten heilte. Dies machte einen ſo großen Eindruck auf ſie, daß ſie in ihrem Innern feſt überzeugt wurden, Er ſey ein Gott, weil Menſchen ſolche Thaten aus eigener

Macht nicht verrichten können; es war ihnen unbegreiflich, daß die Juden bei dieſen Wunderthaten ſo gefühllos blieben und nicht in den Staub niederſanken und anbeteten; da ſie aber ſogar anſehnliche Männer ſahen, die über die herrlichſten Wunderthaten ſpotteten und Jeſum für einen Hexenmeiſter erklärten, ſo konnte ſich Philomenes nicht mehr halten; indeſſen er war ein Fremdling und durfte keinen hohen Ton anſtimmen; er ſagte alſo ſehr höflich zu einem dieſer Herren: verzeihe mir, ehrwürdiger Herr! ich bin ein Grieche und kein Jude, ich bin einfältig und ungelehrt; ſind denn bei euch hier zu Lande die Hexenmeiſter wohlthätige, fromme Leute?

Der Phariſäer ſahe ihn mit einem verachtenden, durchbohrenden Blick an und würdigte ihn keiner Antwort. Alexis ſchaute dem Phariſäer ſtarr ins Geſicht und ſagte: wenn bei euch die böſen Götter ſo wohlthätig ſind, ſo müſſen die guten wohl Menſchenfeinde ſeyn, denn beide ſind doch entgegengeſetzter Natur. Der Phariſäer wurde roth und befahl, ſie ſollten ſich wegſcheeren. Jeſus bemerkte das, er rief ſie zu ſich, ließ ihnen etwas Geld geben und ſchickte ſie dann fort.

Auf dem Wege nach Cäſarea hatten die beiden Reiſenden ihre Betrachtungen über die Juden; ſie waren darinnen übereinſtimmend, daß ſie viel verdorbenere Menſchen ſeyen, als die Griechen. Nun kamen ſie zu Cäſarea an; indem ſie ſo durch das Thor in die Gaſſe hineingingen, ſo begegnete ihnen der Hauptmann, der die Beſatzung in der Stadt kommandirte, dieſer ſah ſie leutſelig an und fragte ſie: wo kommt ihr her?

Philom. Wir ſind Griechen, ich aus Epheſus, und dieſer, mein Freund, iſt aus Laidos in

Cilicien, wir ſind hierher nach Paläſtina gereist, um Jeſum von Nazareth kennen zu lernen.

Der Hauptm. Habt ihr Ihn denn kennen gelernt?

Alexis. Ja! wir kommen jetzt von Capernaum, wir haben Ihn geſehen und geſprochen.

Der Hauptm. Da ſeyd ihr glücklicher als ich, ich habe noch nicht dazu kommen können, Ihn zu ſehen und zu ſprechen; was ſagte Er euch denn?

Philom. Wir fragten Ihn, ob wir Juden werden und was wir thun ſollten? Darauf hat Er uns zweimal befohlen, wir ſollten hierher gehen, es würde uns ein Mann auf der Straße begegnen, der würde uns ſagen, was wir thun ſollten.

Der Hauptm. Das iſt ſonderbar! ich habe zwei Knechte nöthig, und da euch der Mann ſchickt, ſo ſeyd ihr hinlänglich empfohlen. Hierauf nahm er ſie mit ſich nach Haus. Dieſer Hauptmann war ein Römer, ein ſehr rechtſchaffener Mann; er betete den wahren Gott an und nicht die Götter der Römer und Griechen, dabei war er ſehr menſchenliebend und wohlthätig; die beiden jungen Leute gefielen ihm aus der Maßen, ſie wurden bald ſeine Lieblinge, weil ſie auch den einigen wahren Gott anbeteten und treu und fleißig in ſeinen Geſchäften waren. Dieſe drei, der Hauptmann, Philomenes und Alexis unterredeten ſich oft von Jeſus, ſie waren willens, ſich näher mit Ihm bekannt zu machen; und dies hofften ſie eben jetzt, da der Juden Oſtern vor der Thür waren, auszuführen, vorzüglich deßwegen, weil der Statthalter Pilatus dieſem Hauptmann Cornelius von Cäſarea auftrug, daß er mit ſei-

ner Beſatzung nach Jeruſalem kommen und während dem Oſterfeſt Ruhe und Ordnung handhaben ſollte: denn an jedem hohen Feſt der Juden mußte die Beſatzung in Jeruſalem verſtärkt werden, weil alsdann der Zulauf des Volks außerordentlich groß und die Stimmung deſſelben ſehr ſchwierig war. Cornelius und ſeine beiden Diener dachten, ſie hätten jetzt während der 14 Tagen oder drei Wochen Zeit, oft mit Jeſus zu reden und ſich von Ihm belehren zu laſſen, aber es ging ganz anders, als ſie dachten. Als ſie nach Jeruſalem kamen, ſo war die ganze Stadt mit einer Geſchichte angefüllt, die allenthalben erſtaunliches Aufſehen machte: Jeſus hatte einen ſeiner Freunde zu Bethanien, eine Stunde von Jeruſalem, der ſchon vier Tage im Grab gelegen hatte und an dem man den Anfang der Verweſung ſchon merkte, wieder lebendig gemacht. Die Vornehmſten, Prieſter und Phariſäer waren darüber äußerſt aufgebracht, denn ſie haßten Jeſum von Herzen, weil Er ihnen ohne Scheu die Wahrheit ſagte, und ſie innig und tief fühlten, daß ſie Ihm nicht gewachſen waren. Sie ſuchten alſo das Volk zu bereden, es ſey da eine Betrügerei geſpielt worden. Das Volk aber war, wie gewöhnlich, getheilter Meinung; viele hielten es mit den Vornehmen, die mehreſten aber ſahen Jeſum für einen großen Propheten an, und nicht wenige gar für den Meſſias.

In dieſer Stimmung fanden Cornelius und ſeine Bedienten und Freunde, Philomenes und Alexis, die Bürgerſchaft zu Jeruſalem, als ſie dahin kamen; das Erſte alſo, was ſie dort vornahmen, nachdem ſie ſich ordentlich eingerichtet und Zeit hatten, war, daß ſie nach Bethanien gingen und den

Freund Jeſus, den Er vom Tode auferweckt hatte, Lazarum, beſuchten. Die Schweſtern des Lazarus, Maria und Martha, erzählten ihnen die ganze Geſchichte ausführlich, und ihre Nachbarn bekräftigten dies Alles, ſo daß die drei ganz überzeugt wieder nach Jeruſalem zurückkehrten.

Cornelius und ſeine Begleiter fanden nun zwar, daß der Gott, den die Juden anbeteten und durch einen prächtigen Gottesdienſt verehrten, gewiß der einzige wahre Gott ſey; und daß dieſer Gott Jeſum von Nazareth geſandt habe, das grundverdorbene jüdiſche Volk wieder auf den wahren Weg der Tugend zu führen; aber weiter ſchauten ſie noch nicht; wie war das aber auch dieſen Heiden möglich, da ſie das Geſetz und die Propheten der Juden ganz und gar nicht kannten? Da ſie aber begierig nach der göttlichen Wahrheit waren, und nächſt fleißigem Gebet vollſtändigen Unterricht von Jeſus erwarteten, wie ſie ihr Leben und Wandel einzurichten hätten, und wie ſie ſich in Anſehung ihres äußeren Religionsbekenntniſſes zu verhalten hätten, ſo waren ſie getroſt und warteten die Gelegenheit ab, wo ſie mit Jeſus reden könnten.

Den beiden Griechen fiel zwar zu Zeiten ein, daß Er ihnen geſagt habe, nach ſeinem Hingang würde Er ihnen Jemand ſchicken, der ihnen ſagen ſollte, was ſie zu thun hätten; aber es war ihnen dunkel, was er mit dem Hingang meinte, und zweitens dachten ſie, wenn ſie den Unterricht von Ihm ſelbſt hätten, das wäre doch wohl beſſer.

Das Feſt war nun angegangen, Jeſus ließ ſich nicht ſehen, am Tage war er zu Zeiten im Tempel, aber nie des Nachts in der Stadt. Auf einmal aber an einem Morgen früh erſcholl das Gerücht durch

die ganze Stadt, Jeſus von Nazareth ſey gefangen und vom hohen Rath des Todes würdig erklärt worden, man habe Ihn vor dem hohen Rath verhört und des Todes ſchuldig gefunden, jetzt ſey er nun vor dem Pilatus, um Ihn zum Kreuztod zu verdammen.

Dies war ein Donnerſchlag auf die Herzen der dreien heidniſchen Freunde; ſie konnten nicht denken, daß man einen ganz unſchuldigen Mann zum Tode verurtheilen könnte; und eben ſo unbegreiflich kam es ihnen vor, daß ein ſo großer Wunderthäter zugleich auch ein laſterhafter Miſſethäter ſeyn könne. Während dem ſich alle drei darüber miteinander beſprachen, traurig und verlegen waren, kam ein Befehl vom Pilatus an den Hauptmann, er ſolle mit ein paar hundert Mann kommen, es ſeyen drei Miſſethäter nach dem Gerichtsplatz zu begleiten. Cornelius gehorchte; er befehligte zweihundert Mann und nahm auch den Philomenes und den Alexis mit; alle drei waren ſehr geſpannt, verlegen und traurig; Philomenes ſagte oft: mußten wir denn darum die weite Reiſe machen, um bei dem ſchimpflichen Tod dieſes unerklärbaren Mannes als Wache zu dienen? — Der Hauptmann war tiefſinnig und gab zur Antwort: die Sache muß ſich noch aufklären, dieſe Geſchichte kann nicht im Dunkel bleiben.

Alle drei gaben bei der Kreuzigung genau auf Jeſum Acht. Sein göttliches Betragen am Kreuz, ſeine Worte, ſein majeſtätiſcher Tod und die großen Wunderzeichen der Natur, Erdbeben, übernatürliche Finſterniß und dann endlich die Bosheit, der Spott und das unmenſchliche Betragen der Juden; dies Alles zuſammen ſtimmte den Hauptmann Cornelius zu dem Urtheil: Jeſus von Nazareth iſt

aus Neid und Bosheit der Juden gekreuziget worden; Er war unſchuldig und wahrhaftig der Sohn Gottes, für den Er ſich ausgab.

Einige Tage hernach erſcholl das Gerücht in der Stadt, Jeſus ſey von den Todten auferſtanden, viele glaubten es, viele auch nicht; Cornelius aber wollte Gewißheit von der Geſchichte haben, er fragte einige von den Jüngern und erfuhr die Wahrheit, gern hätte er ſich durch ſeine eigene Augen davon überzeugt, aber dazu kam es nicht. Er und die zween Griechen gingen alſo nach dem Feſt mit den zweihundert Mann wieder nach Cäſarea.

In den Seelen des Hauptmanns und ſeiner beiden Freunde entſtand nun ein beſtändiges Ringen nach Wahrheit; ſie beteten, und er ſuchte beſonders durch einen frommen Wandel und durch Wohlthätigkeit Gnade bei Gott zu erlangen; die beiden Griechen auf ihrer Seite thaten auch, was ſie konnten.

Beinahe zwei Jahre hernach, als der Hauptmann des Nachmittags um drei Uhr ernſtlich betete, ſo erſchien ihm ein majeſtätiſcher Engel; Cornelius erſchrack, aber der Engel beruhigte ihn und ſagte ihm: er ſolle nach Joppen in's Haus Simons des Gerbers ſchicken, da wäre Petrus, den ſolle er holen laſſen, der würde ihm ſagen, was er thun ſollte. Er ſchickte den Philomenes und den Alexis nebſt einem Soldaten dahin, den Erfolg leſe man Ap. Geſch. 10.

Cornelius und die beiden wurden nun wahre Chriſten und die Erſtlinge aus den Heiden. Was aus allen dreien nun weiter geworden iſt, das weiß ich nicht. Aber ſo viel weiß ich, daß der Herr ſich an keiner Seele unbezeugt läßt, die es redlich meint.

25.

Fritz und Rupert.

Eine wahre Geſchichte.

An einem ſchönen Morgen im Mai, als die kalten Nächte nun vorbei waren, der Kukuk aus dem Gebüſche heraus rief und die Vögel ihr fröhliches Morgenlied ſangen, da machten ſich die zween Bettelknaben Fritz und Rupert auch von ihrem Stroh auf und kratzten ſich eine Weile hinter den Ohren; ſie hatten in einer Scheuer geſchlafen, ein Bauer hatte ihnen das erlaubt. Endlich reichte Fritz nach ſeinem Bettelſack und ſagte: du, Rupert, wo wollen wir denn heut hinaus? — Ei, mir gilts eins, wo wir hingehen! antwortete Rupert; wir ſtreichen herum, wo wir etwas kriegen. — Ja, höre, Rupert, fuhr Fritz fort, ich muß dir etwas ſagen, mir iſts ſo recht nicht mit dem Herumſtreichen. Sieh', ich will dir erzählen, was ich dieſe Nacht geträumt habe: ich träumte, es wäre Morgens früh, die Sonne war noch nicht aufgegangen, und es war mir ſo, als wenn wir zween, ich und du, nach einer großen ſchönen Stadt hätten gehen ſollen, wo es uns recht wohl gehen ſollte. Nun wußten wir nicht, wie wir das machen ſollten, denn wir kannten den Weg nicht, und hatten auch keine Schuhe, und der Weg war weit; wir ſprachen

darüber, und ich war recht betrübt, du aber machteſt dir nicht viel daraus und ſagteſt, ich bleibe lieber am Betteln, ich mag nicht reich und glücklich werden, was ſoll ich mich da den ganzen Tag müde laufen, ich habe nichts in der Stadt zu thun. Ich aber hätte gar gerne den Weg gewußt und wäre gerne barfuß nach der Stadt gegangen.

Als wir noch ſo davon ſprachen, ſo kam ein ſchöner, vornehmer Mann wie ein Herr daher und redete uns an. Hört, Buben, was macht ihr da, ſchämt ihr euch nicht, daß ihr ſo müßig geht? geht nach der Stadt, da könnt ihr Brod bekommen und reiche, vornehme Leute werden, wenn ihr euch anders wohl aufführt. Ich fing an zu weinen und ſagte: Ja, Herr, ich will gerne gehen, aber ſiehe, ich habe keine Schuhe und ich weiß auch den Weg nicht. Der Herr lächelte mich an und gab mir einen Thaler, und dir einen und ſagte: kauft euch Schuhe dafür, und nun macht euch auf und geht immer da hinaus, wo die Sonne aufgeht, ſo werdet ihr gewiß die Stadt finden. Nun ging der Mann fort, ich lief und holte mir Schuhe, du thatſt das aber nicht, du kaufteſt dir allerhand Gutes zu eſſen für das Geld und dachteſt an keine Schuhe, ich aber gab mich nun ans Laufen, lief und lief, und kam bald auf einen hohen Berg; da ſah ich nun weit vor mir hin eine ſchöne große Stadt liegen, und indem ich mich ſo umſah, kam der fremde Mann wieder zu mir, er klopfte mir auf die Schultern und ſagte: Fritz, du biſt ein recht braver Junge! ich wollte nur ſehen, ob du auch das Herz hätteſt, dich auf den Weg zu machen; jetzt ſiehſt du das hübſche Haus, das will ich dir ſchenken, Eſſen, Trinken und Kleider ſollſt du genug haben, du ſollſt den Leuten, die da den Berg herauf wallen, den

Weg nach der Stadt zeigen, da mußt du immer am Berge auf und ab gehen und die Leute recht führen; wenn ich dir dann rufe, ſo kommſt du und ich führe dich dann auf einmal in die Stadt, wo du ein Haus haben ſollſt, wie ein König, und wirſt ein großer Herr werden, denn ich bin Herr der Stadt. Ich aber freute mich ſo, daß ich erwachte.

Rupert. Hm! da haſt du etwas rechts geträumt; was willſt du denn damit?

Fritz. Höre, das will ich dir ſagen, ich gehe einmal nicht mehr betteln, das Ding liegt mir ſo im Sinn, ich möchte gern nach der Stadt gehen!

Rupert. Du biſt ein Narr, es war ja ein Traum!

Fritz. Nun! laß es einen Traum ſeyn, ich will nun einmal nicht mehr betteln, ich gehe zu dem Pfarrer, weißt du, der geſtern zu uns ſagte, wir ſollten arbeiten lernen, er wolle uns dazu helfen.

Rupert. Da geh' du hin, ich mag nicht.

Fritz nahm ſtill ſeinen Sack, hing ihn an die Schultern und wanderte nach dem Pfarrhaus; ſo wie er in die Thüre trat, kam die Magd heraus, ſie fuhr ihn hart an und ſagte: biſt du ſchon wieder da, Bube? pack dich fort! Der Bube verſetzte traurig: ich wollte aber gern ein Wort mit dem Herrn Pfarrer ſprechen. Was wirſt du mit dem Herrn Pfarrer zu ſprechen haben! rief die Magd, geh', ſcheer' dich! — Zum Glück hörte der Pfarrer dieſe Worte in der Stube, er kam heraus und fragte, was es ſey? Der Knabe ſtand da mit Thränen in den Augen. Herr Pfarrer! ich mag nicht mehr betteln, ich habe dieſe Nacht etwas geträumt, das hat mir das Betteln leid gemacht. — Was haſt du denn geträumt? fragte der Pfarrer. Fritz erzählte Alles, was ihm im Traume widerfahren war; der Prediger gerieth

ins Nachdenken; endlich fing er an: Höre, Junge, das iſt ein ſehr merkwürdiger Traum, ſey fromm und brav, ſo kann noch etwas aus dir werden; jetzt ſetz dich dort an die Thür und warte, bis ich dich rufe. Nun ging er in die Stube und erzählte ſeiner Frau, was vorgefallen war. Der guten Frau Pfarrerin kamen die Thränen in die Augen, ſie erbarmte ſich über den Knaben und ſagte: Lieber Mann! unſer Herr Gott hat uns ja Brod gegeben, wir haben keinen Sohn, laß uns den Knaben erziehen, er kann uns ja doch im Haus allerhand Dienſte thun. Das war dem Pfarrer recht, er ging wieder heraus, rief den Knaben und verſprach ihm, ihn zu behalten, wenn er rechtſchaffen und brav ſeyn wolle. Fritz ſprang auf und weinte vor Freuden. Die Frau Pfarrerin kam auch herzu, und das ehrliche gute Geſicht des Kindes gewann vollends ihr Herz. Sie kleidete ihn reinlich, und ließ ihn für den Anfang kleine häusliche Arbeiten verrichten; bald merkte der Pfarrer aber, daß er mehr Luſt hatte, etwas zu lernen, daher ſchickte er ihn in die Schule, und da Fritz ſo aus der Maßen gut begriff und fleißig war, auch endlich auf die Univerſität, um zu ſtudiren.

Als nun Fritz Kandidat war und mit ſo vielem Beifall predigte, ſo daß ihn Jeder zum Prediger haben wollte, ſo bekam er bald eine ſchöne Pfarrei, und ſein würdiger Pflegvater gab ihm eine ſeiner Töchter zur Frau. Glücklich und geliebt von ſeiner Gemeinde lebt nun Fritz lange Zeit im Segen, er zeigte den Leuten den Weg auf den Berg mit aller Treue, und wartete auf ſeinem Poſten ruhig ab, bis der Herr ihn in die herrliche Stadt abrufen würde.

Einſtmals wurde in der Gegend, wo Fritz Prediger war, eine Bande Spitzbuben gefangen und feſt-

geſetzt. Fritz beſuchte ſie, um, ſeinem Amte gemäß, Alles zu thun, ſie zu bekehren, und ihnen dann zu zeigen, wo ſie allein noch Gnade zu hoffen hätten. Bald fand er unter ihnen einen Mann von ſeinem Alter, deſſen Geſichtszüge ihm auch etwas Bekanntes hatten; er fragte ihn alſo, wo er zu Hauſe ſey und wer ſeine Eltern geweſen wären? Der Uebelthäter antwortete, er habe keine Heimath, und ſeine Eltern habe er nicht gekannt, er habe von Kindesbeinen an gebettelt, weiter könne er ſich nichts beſinnen.

Nun ſo erzählt mir denn doch Eure Lebensgeſchichte, fuhr der Pfarrer fort. Das will ich gerne thun, Herr Pfarrer, verſetzte der Gefangene, und erzählte nun, er habe immer als Kind ſein Brod vor den Thüren geſucht, endlich, als er größer wurde, ſey er von den Leuten abgewieſen worden, geh' und arbeite, habe es immer geheißen, aber Niemand habe ihm Arbeit geben wollen, auch ſey es ihm nie recht Ernſt darum geweſen, ſondern das Herumziehen habe ihm beſſer behagt. Endlich habe er Luſt zum Heirathen bekommen, und bald auch ein hübſches Bettelmädchen gefunden, die er genommen habe und mit ihr herumgezogen ſey.

Der Pfarrer. Aber wo iſt denn nun Eure Frau?

Der Gefangene. Sie ſitzt auch hier gefangen, denn ſie war immer dabei, wo es ans Rauben und Stehlen ging.

Der Pfarrer. Aber nun erzählt doch weiter, wie kamt Ihr denn an dies ſchreckliche Handwerk?

Der Gefangene. Daran war eben meine Frau, und dann mein Hang zum Müßiggehen ſchuld, auch hatte ſie einen Bruder, der unter einer Bande Spitzbuben war, ich ſah ihn zuerſt auf einem einſamen

Bauernhof, ſein Weſen gefiel mir, er hatte Geld und ſchöne Kleider genug, aber mich ſah er kaum über die Schulter an; dies verdroß mich, ich fing an, mit meiner Frau zu zanken und drohte ihr, ſie ſitzen zu laſſen und fort zu gehen, wenn ſie nicht mache, daß ihr Bruder freundlich mit mir ſey. Nun fing ſie an, mir zuzuſprechen, ich ſolle mit ihrem Bruder gehen, ſagte ſie, aber es fehle mir an Muth, deßwegen könne mich auch ihr Bruder nicht leiden; bald brachte ſie mich ſo weit, daß ich ſelbſt Luſt bekam, ich ging mit und half rauben und ſtehlen, und befand mich gut dabei; oft hatte ich Ueberfluß, oft mußte ich aber auch wieder dazwiſchen betteln. Aber immer iſt mir's eingefallen, daß es doch am Ende nicht gut ablaufen würde, und da dachte ich oft an einen Kameraden, den ich hatte, als ich noch ein Kind war, der hatte einmal, als wir zuſammen in einer Scheuer ſchliefen, einen Traum, der ihn ſo unruhig machte, daß er fortging; ich habe ſeitdem nichts weiter von ihm gehört, als daß er zu einem Pfarrer gekommen iſt, denn ich kam nun in andere Länder; aber oft fiel mir der Bube mit ſeinem Traume ein, denn, dachte ich, vielleicht geht's dem guten Fritz beſſer als dir, und ich möchte doch gerne wiſſen, wo er hingekommen iſt.

Der Pfarrer. Heißt Ihr nicht Rupert?

Der Gefangene. Ja.

Nun, fuhr der Pfarrer fort, und ich bin der Fritz, der bei euch in der Scheuer lag und den Traum hatte. — Der Gefangene wurde blaß vor Schrecken; Allmächtiger Gott! rief er, ſo glücklich hätte ich auch werden können; aber ich Elender bin nun ein Dieb und ein Mörder, denn, ich will es Ihnen nur geſtehen, auch Mordthaten habe ich begangen; ach Herr

Pfarrer, ich habe nichts gelernt, ich weiß von Gott und ſeinem Worte nichts, aber das weiß ich doch, daß ein Gott iſt, und daß nach dieſem Leben die Frommen ſelig und die Gottloſen, wie ich einer bin, verdammt werden; ich weiß auch wohl, daß ich den Tod verdient habe und daß ich nun ſterben muß, aber wenn ich ſollte in die Hölle kommen! Ach Gott! Ach Gott! iſt denn kein Rath mehr, kann ich nicht mehr ſelig werden?

Der Pfarrer antwortete: O ja, Rupert, du kannſt wohl noch errettet werden, aber es wird dir doch ſchwer werden; du kannſt jetzt nichts beſſeres thun, als daß du alles bekennſt, was du gethan haſt, und dann, daß du alle angibſt, die Theil an deinem Rauben und Morden haben, damit auch ſie ihren verdienten Lohn empfangen.

Das will ich gerne thun, ſagte der Unglückliche; ach! ich will alles thun, was Sie mich heißen.

Der Pfarrer nahm ſich nun ſeines alten Kameraden treulich an und unterrichtete ihn in allen Stücken, die zu ſeiner Seligkeit nöthig waren. Rupert bekannte grauſame Dinge: er gab auch an, wo man ſeinen Schwager finden könnte, denn dieſer war Rädelsführer von einer andern Bande geworden; man bekam ihn auch, aber er blieb verſtockt bis zu ſeiner Hinrichtung; er wurde geradbrecht und geviertheilt.

Mit Rupert hatten die Richter Mitleid, weil er alles bekannte; er wurde durch das Schwert hingerichtet, und ſtarb als ein bußfertiger Sünder. Wir wollen hoffen, daß er noch zu Gnaden angenommen ſey, aber es iſt ſchwer, wenn man die Buße ſo lang aufſchiebt.

26.

Merkwürdige und wahrhafte Geſchichte eines armen Bauernknaben.

In dem ſogenannten baieriſchen Succeſſionskrieg, der im Anfang der vierziger Jahre des verfloſſenen achtzehnten Jahrhunderts gegen die Kaiſerin Königin Maria Thereſia von verſchiedenen europäiſchen Mächten geführt wurde, diente ein gewiſſer Herr von Falkenhain aus dem Elſaß als Offizier in der franzöſiſchen Armee; dieſer nahm einen armen Bauernknaben Namens Ammel, aus dem Dorfe Kolbsheim, der auch ſein Unterthan war, als Roßbuben mit. Ammel war ein guter, braver Burſche, aber ſeine blutarme Eltern konnten ihm keine Erziehung geben, und er hatte weder Leſen noch Schreiben gelernt; er folgte alſo ſeinem Herrn zur Armee und diente ihm treulich. Nun war das Fouragiren bei Lebensſtrafe verboten, und doch zwang ihn ſein Herr, der Kommandant eines franzöſiſchen Bataillons war, mit Gewalt dazu; alſofort wurde der arme Tropf von den Häſchern ertappt und ohne weitere Umſtände zu einem Baum geführt, an den ſie ihn hängen wollten. In dem Augenblick entdeckten ſie noch andere, die auch fouragirten; damit ihnen nun dieſe nicht entgehen möchten und um auch das Auf-

knüpfen an allen zugleich und in füglicher Ordnung zu verrichten, ſo übergaben ſie den Ammel ſogleich einer Vorwache, die ihn ſo lange verwahren ſollte, bis die andern Verbrecher auch eingefangen wären; nun war aber der wachthabende Offizier ein Freund des Herrn von Falkenhain, und um den armen Roßbuben zu retten, gab er der Wache einen Wink, die ihn alſo laufen ließ.

Ammel konnte nun nicht mehr in dem bisherigen Dienſt bleiben, daher ging er in ein anderes Lager der franzöſiſchen Armee und wurde Huſar. In den vielen Scharmützeln und Schlachten, denen er beiwohnte, bewahrte ihn die gütige Vorſehung dergeſtalt, daß er ohne allen Schaden davon kam.

Einſtmals, als er gefangen wurde, kroch er auf dem Bauch durch alle Wachen hindurch, und kam glücklich wieder zu ſeinem Regiment. Hier trug ſich's nun zu, daß ein Detachement Huſaren beordert wurde, Kriegsgefangene nach Maſtricht zu bringen; Ammel war mit unter dieſer Begleitung; auf dem Wege wurde er unter den Gefangenen einen ſchönen jungen Mann von edlem Anſtand und Anſehen gewahr, der bisweilen Thränen vergoß; ſein Herz wurde weich, er nahte ſich ihm und fragte mitleidig: was fehlt Ihm, mein Freund? fürchte Er ſich nicht! die franzöſiſche Kriegsgefangenſchaft iſt nicht ſo hart, und vielleicht wird Er bald ausgelöſt. — Ach, erwiederte der Gefangene, das iſt die eigentliche Urſache meiner Thränen nicht — aber — indem er einen Fuß aufhob — ſeh' Er da, welche ſchlechte Schuhe und Strümpfe ich habe! — Sie waren ganz zerriſſen, und dieſer Zug geſchah in den kalten und regnigten Novembertagen; dann fügte er noch hinzu, er ſey aus einem guten Hauſe und ei-

nes ſolchen Jammers nicht gewohnt. O! wenn es nur das iſt, verſetzte Ammel, ſo habe Er nur Geduld, bis wir dort an das Städtchen kommen, da ſoll Ihm geholfen werden.

Bald kamen ſie in dem Städtchen an, und da ſie an dem Thore Halt machen mußten, um daſelbſt zu ſpeiſen, ſo bat unſer Huſar ſeinen Offizier um Erlaubniß, in die Stadt zu reiten, weil er etwas kaufen müßte; er erhielt ſie, ritt in vollem Galopp hinein, kaufte ein neues Paar Strümpfe und Schuhe, ließ ſeine Flaſche mit Branntwein füllen, nahm noch einige Brödchen mit, und wie ein Blitz war er wieder da, rief dem Gefangenen freundlich zu: da neue Strümpfe, neue Schuhe — geſchwind weg mit den alten, und — indem er ihm die Flaſche und das Brod reichte — ſtärk' Er nun auch Sein Herz und ſey Er gutes Muths! — Der Herr wird ferner für Ihn ſorgen! —

Beſtürzt und innig gerührt erhob der Holländer die Hände gen Himmel, er wollte ſich zu den Füßen des Huſaren werfen, der es aber nicht zugab, dann rief er: Ach, mein Gott! wenn ich Ihm nur dieſe Wohlthat noch in dieſem Leben vergelten könnte, ſo wollte ich mich für den glücklichſten Menſchen ſchätzen! Bald kamen denn die Gefangenen nach Maſtricht, und Ammel mit ſeinen Kameraden wieder zurück zu ihrem Regiment.

Unſer guter Huſar diente treulich fort, da er aber Proteſtant war, ſo wurde er von ſeinen katholiſchen Kameraden unaufhörlich geneckt; er klagte es oft ſeinen Offizieren, allein die lachten dazu und bekümmerten ſich wenig um ſeine Klagen; endlich wurde es ihm unerträglich und er beſchloß zu deſertiren; dies gelang ihm, er kam glücklich durch und reiste

nach Frankfurt am Main, wo er damals ſicher war. Nun hatte er oft von Oſtindien gehört und daß man da wohl ſein Glück machen könnte; er beſchloß alſo, dorthin zu reiſen, und ganz von dieſem Gedanken erfüllt, ſah er im Traum ſchon das Schiff, das ihn über das Weltmeer nach Oſtindien tragen ſollte.

Des andern Morgens ſtand er früh auf und fragte nach dem Wege nach Oſtindien; man belehrte ihn, daß er den Main und Rhein hinab nach Holland, und zwar nach Amſterdam reiſen müßte, wo er Gelegenheit finden würde, ſein Vorhaben auszuführen. Alſofort machte er ſich auf den Weg und langte in Amſterdam an. Mit Geld, welches er ſich in ſeinem Dienſte erſpart hatte, ziemlich verſehen, kehrte er in dem nächſten gut ausſehenden Wirthshaus ein, ſetzte ſich und forderte Brod und einen Schoppen Wein; indem er ſo da ſaß und über ſeinen vorhabenden Plan nachdachte, trat ein junger, ſchöner und anſehnlicher Mann, in einem feinen perſianiſchen Talar und ſeidenen Bund gekleidet, ins Zimmer. Im Auf- und Abgehen fing dieſer fremde Herr an, unſerm Ammel ſcharf ins Angeſicht zu ſehen und ihn genau zu beobachten; dieſer gute Menſch wurde bange, denn die ſchrecklichen Seelenverkäufer fielen ihm ein. Endlich, als der Perſianer anfing und ſagte: Mein Freund, will Er mir nicht den Gefallen erweiſen und in einem andern Zimmer mit mir zu Mittag ſpeiſen? ſo überlief den armen Ammel ein eiskalter Schauer, und er ſchlug es dankend ab. Der Fremde merkte, was er fürchtete, und ſagte daher ſehr freundlich zu ihm: Seine Furcht iſt ungegründet, ich habe nichts Böſes, ſondern etwas ganz Anderes im Sinn; komm Er nur getroſt! — Ammel folgte; aber wie ward ihm, als der fremde

Herr nun unter vier Augen ihn fragte: Mein Freund! iſt Er nicht ehemals franzöſiſcher Huſar geweſen?

Antw. Ja, mein Herr!

Hat Er nicht einmal holländiſche Gefangene nach Maſtricht begleitet?

Antw. Ja, mein Herr!

Hat Er nicht einem dieſer Gefangenen Strümpfe und Schuhe gekauft und ihn in ſeinem Elend erquickt?

Antw. Ja, mein Herr!

Nun fiel der Fremde dem Ammel mit milden Thränen und ſchluchzend um den Hals und ſagte: Der Gefangene war ich, mein Freund, Gott! womit kann ich Ihm nun Seine Liebe vergelten! Sag' Er an, womit kann ich Ihm dienen? — wie Ihm helfen? Was nur in meinem Vermögen iſt, ſteht Ihm zu Dienſten! —

Ammel ſtand da wie verſteinert; endlich brach er auch in Thränen aus und erwiederte: Lieber Herr! das war ja eine gar kleine Gefälligkeit und außerdem Menſchenpflicht; ich habe keinen größeren Wunſch, als nach Oſtindien zu reiſen, — wenn ich nicht brauchte Matroſe oder Sclave zu werden.

O wie ſchön! rief der Fremde aus, ich bin Commandeur eines oſtindiſchen Schiffes und reiſe in vierzehn Tagen dahin ab, bleibe Er nun ſo lange bei mir, ich will dann ſchon aufs Beſte für Ihn ſorgen.

Jetzt war der Grund zu Ammels Glück gelegt; der Commandeur brachte ihn nach Colombo auf der Inſel Ceylon, avancirte ihn, ſobald es möglich war, zum Sergeanten, und gab ihm vor ſeiner Rückreiſe nach Europa alle erſinnliche Anweiſung, wie er ſich dort nicht allein ehrlich nähren, ſondern auch ein hübſches Vermögen erwerben könne; nun

hatte er ſchon in ſeinen Soldatenjahren nachgeholt, was ſeine Eltern verſäumt hatten; er war im Leſen, Schreiben und Rechnen geübt, und konnte ſich alſo nun um ſo leichter einem Geſchäfte widmen; er wählte die Juwelierkunſt zu ſeinem Beruf, blieb dreizehn Jahre in Colombo und machte inzwiſchen Reiſen nach China, Japan, Batavia, nach der Küſte von Coromandel u. ſ. w. Während dieſer Zeit erwarb er ſich ein anſehnliches Vermögen.

Daß Ammel von jeher ein gutherziger, braver und rechtſchaffener Menſch war, das erkennt man leicht aus ſeiner bisherigen Geſchichte, aber das wahre Chriſtenthum, die einzige Quelle aller wahren Tugenden und reinen Sittlichkeit, kannte er noch gar nicht; nun hatte ihn zwar der Erlöſer und Beglücker der Menſchen an irdiſchen Gütern geſegnet, aber ſeine unbefangene Wohlthätigkeit und ſeine Treue im Kleinen ſollte auch mit der ewigen Seligkeit bekrönt werden.

Einſtmals, als er in einer Spielgeſellſchaft den ganzen Abend bis in die Nacht zugebracht hatte, gerieth er bei dem Nachhauſegehen in große Gefahr; er kam ins Waſſer, welches ihm bis an den Hals ging, und er ſahe nun den Tod vor Augen; jetzt wurde die Angſt ſeines Herzens groß, er flehte zum Allerbarmer um Rettung; er fühlte ſeine Fluchwürdigkeit, und daß er, wenn er in dieſem unbekehrten Zuſtand ſtürbe, unfehlbar verloren gehen würde; zugleich entſtand der feſte, unabänderliche Vorſatz in ihm, daß er, wenn ihm jetzt der Herr das Leben friſten würde, alle ſeine Tage und Kräfte in der Furcht Gottes und in ſeinem Dienſt zubringen und verwenden wolle. Er fand Grund und wurde gerettet.

Als er nach Haus kam und ſein Mohrenſclave, den er im Chriſtenthum hatte unterrichten und tau- fen laſſen, ihn in dieſem erbärmlichen Zuſtand ſahe und ihm einen tiefbeſchämenden und drohenden Blick zuwarf, der ihm durch Mark und Bein drang, ſo wurde ſein Herz vollends zerknirſcht und ſein Vorſatz unabänderlich gegründet; von nun an beſchäftigte er ſich mit Singen, Beten, Leſen und gottſeligen Be- trachtungen.

Um dieſe Zeit kam auch der Apoſtel der Mala- baren, der berühmte und fromme Miſſionarius Schwarz nach Colombo, um dort einen Beſuch zu machen; dieſer leitete ihn nun vollends auf den wah- ren evangeliſchen Weg, wie er im Glauben an Je- ſum Chriſtum und ſeine Erlöſung der Heiligung nachjagen, und als ein wahrer Chriſt leben und ſter- ben müſſe.

Von nun an war ihm der Aufenthalt in einem Lande, wo die Chriſten zur Schande der Religion allen Laſtern ergeben und den tugendhaften Heiden ſehr anſtößig ſind, unausſtehlich; er machte alſo all' ſein Vermögen zu Geld und reiste nun wieder nach Europa und Deutſchland zurück.

Als er auf die Gränze ſeines Vaterlandes kam, ſo fiel ihm ein, daß er deſertirt war und nach den Geſetzen geſtraft werden könnte; er ſchrieb alſo an ſeinen ehemaligen Herrn, den Baron von Falken- hain, und erkundigte ſich, ob er ſicher kommen könnte? Dieſer Cavalier war während der Zeit auch zur wahren Selbſterkenntniß und zum Glauben an den Freund bußfertiger Sünder gekommen, und da er aus gewiſſen Ausdrücken in Ammels Brief die nämlichen Geſinnungen bemerkte, ſo beantwortete er ihn in demſelben Ton und verſicherte ihm, daß er,

ohne die geringſte Gefahr zu befürchten, kommen könnte.

Es iſt natürlich, daß dieſer Brief in mehr als einer Rückſicht dem guten, frommen Ammel Ruhe, Friede und Freude einflößen mußte, er kam alſo nun in ſein Vaterland zurück, ſetzte ſich zu Barr im Elſaß und fing eine kleine Handlung an, mit welcher er ſich nun über dreißig Jahr lang mit Glück und Segen beſchäftigt hat. Er lebt in einer kinderloſen Ehe, nunmehro in einem hohen Alter, ſtirbt den äußeren Sinnen nach und nach zuſehends ab, und wartet mit Sehnſucht auf die frohe Stunde ſeines Abrufs.

Der fromme, gottſelige Freund, der mir dieſe intereſſante Geſchichte erzählte und einer ſeiner nächſten Nachbarn und vieljähriger vertrauter Freund iſt, konnte mir nicht genug ſagen, wie ruhig, wie kindlich vergnügt und dankbar er jeden Schimmer von Hoffnung, bald aufgelöst und daheim bei dem Herrn zu ſeyn, aufnimmt.

Dort, ſagt er tauſendmal, wenn ich Ihn ſehen und mich zu ſeinen durchbohrten Füßen niederwerfen werde, dann will ich Ihm erſt für ſeine heilige Führung danken, hier bin ich zu ſchwach dazu.

Dergleichen Geſchichten ſind Fortſetzung der Bibel, unwiderſprechliche Beweiſe, daß der Welterlöſer auch Weltregent iſt, und die Schickſale der Menſchen zu dem Glauben an Ihn, an ſeinen verſöhnenden Opfertod und dadurch dann zur ewigen Seligkeit leitet. Mir ſind ſolche Erfahrungsbeweiſe köſtliche Kleinode, die ich da aufhebe, wo ich ſie finde, mich ihrer höchlich freue, und ſie dann gerne den Liebhabern der Wahrheit mittheile.

27.

Sonderbares Beiſpiel einer Erbſünde.

Man kann von den Eltern phyſiſche Uebel erben, ob aber auch Laſter und Tugenden? darüber wird noch geſtritten. Freilich bemerkt man oft, daß Leidenſchaften aller Art vom Vater auf den Sohn, von der Mutter auf die Tochter fortgepflanzt werden; allein dies kann auch ohne *angeerbte* phyſiſche Anlagen, durch Beiſpiel und Erziehung geſchehen; ja man will ſogar behaupten, es gäbe durchaus keine *Erbſünde*, und man hat Vortheil dabei, wenn man's behauptet, weil es in's herrſchende Syſtem paßt.

Phyſiſche Anlagen zu moraliſchen Handlungen gibt's gewiß in jeder menſchlichen Natur. Für den Sittenlehrer nach der Mode iſt das nun freilich ein ſchweres Problem zum Auflöſen; deſto leichter aber für den wahren erleuchteten Chriſten, denn der weiß ganz zuverläßige Quellen, woher man *moraliſche Anlagen zu phyſiſchen Handlungen* nehmen kann, und dieſe ſind ja gerade die Kräfte, wodurch man den *phyſiſchen Anlagen zu moraliſchen Handlungen* die wahre Direction gibt.

Es gibt hervorſtechende Erſcheinungen in der Natur — Stammwörter ihrer Sprache, die hernach un-

endlich viele Ableitungswörter haben. Selig, wer in dieſer Etymologie gute Fortſchritte macht! — er lernt die Grundſprache des erſten Theils der Offenbarungen Gottes an die Menſchen verſtehen; mit dem zweiten wird's ihm dann nicht ſchwer fallen, wenn er's auch im Hebräiſchen und Griechiſchen nicht weit gebracht hätte.

Leſer! ſtudirt folgendes Natur-Stammwort recht aus, ſucht ſeinen wahren Begriff zu beſtimmen und zu berichtigen, ſo wird euch ein großes Licht aufgehen.

Es gibt auch Fälle, in welchen die Geſchichte unter erborgten Namen incognito reiſen muß; ein ſolcher Fall tritt hier ein.

Zu Bauernheim im Fürſtenthum Niemandsleben wohnte ein alter wohlhabender Bauer nebſt ſeiner Frau und einer einzigen Tochter, wie man's nehmen will, zufrieden und glücklich; denn bei dem Landmann heißt dies gewöhnlich nichts mehr als: Mannskraft genug beſitzen, ſeinen Zuſtand zu ertragen. So lange der gemeine Mann durchgehends noch nicht ſo fein geſittet iſt, daß er das wahre Gute ſeiner Lage und Verhältniſſe, und das wahre Böſe in den Standpunkten der höhern Klaſſen durchzuſchauen vermag, ſo lang beneidet er dieſe, weil ſie keine ſchwere körperliche Arbeiten thun, beſſer eſſen und trinken, hübſchere Kleider haben, und mehrere Luſtbarkeiten genießen als er. Dies war auch gerade der Fall bei dem alten Johannes Schlitzer. Er hatte Hülle und Fülle in ſeinem Hauſe, und auch wohl ein Kapitälchen ausgeliehen, war aber doch eigentlich niemals froh, und niemals hatte ihn Jemand lachen geſehen. Sogar ſeine eigene Frau wußte ſich deſſen nicht zu erinnern. Immer ſah er ernſt und feierlich, nie weinerlich, aber doch auch nie heiter aus, er ſprach

wenig und lakoniſch, theilte keine Hiebe aus, nahm aber auch keine an, war nie unzufrieden, außer wenn der Herr Pfarrer zu viel Wein getrunken hatte, und das Wort Gottes, wie er ſich ausdrückte, nicht recht über die ſteiſe Zunge wegfließen wollte; oder auch, wenn ein junger Beamter ihn oder einen ſeiner Nachbarn duzte, oder aushunzte, oder ſeine Schuhe an ihm abputzen wollte. Dann klagte er gewöhnlich über Kopfweh, und es ward ihm übel. Seine Grethe war ein guter Schlag von Weibe; bäuriſchreinlich, nicht bösartig, keine Klätſcherin, und was erſtaunlich viel ſagen will, nie war einer ihrer Nachbarinnen auch nur von ferne der Gedanke eingefallen, ſie könnte wohl eine Hexe ſeyn. Grethe war ein gutes Weib, eine treue Hausmutter, eine hülfreiche Nachbarin und zuverläßige Freundin.

Agneſe, die dritte Perſon dieſer Familie, war mit einem Wort an Leib und Seel' ein vortreffliches Mädchen, wenn Schönheit, Tugend, Beſcheidenheit und Arbeitſamkeit, verbunden mit Reinlichkeit und feinen Sitten, anders den Begriff dieſes Worts ausdrücken. Sie lebte mit ihren Eltern in ununterbrochenem Einverſtändniß, und Niemand zweifelte daran, daß der Jüngling, der dieſe einzige Tochter heimführte, nicht ſehr glücklich ſeyn würde; es fanden ſich auch wohl einzelne Gelegenheiten, die aber vor der Hand allen dreien nicht paſſend waren.

Nun hatte aber die Bauernheimer Gemeinde einen gemeinſchaftlichen Hirten, Namens Schiffel; ein Weſen, das die Natur zum Gränzpfahl zwiſchen der Menſchheit und dem Reich, deſſen Bürger er auf die Waide führte, beſtimmt zu haben ſchien. Schiffel hatte kein einziges Glied an ſeinem Leibe, von dem man mit Wahrheit ſagen konnte, es ſey

verkrüppelt, aber auch kein einziges, das zum andern paßte. So oft ich ihn ſahe, kam's mir vor, als wenn der Schöpfer von ein paar hundert Menſchen die einzelnen Glieder genommen, und dann dieſes Schiffelding gebaut hätte; keine Bewegung war regelmäßig; wenn er ging, ſo kehrte er die rechte Seite vor und bewegte dann die Füße ſeitwärts; ohne dumm zu ſeyn, denn er war pfiffig und ſchlau, hatte er doch nie ein Gewerbe begreifen können, darum war und blieb er auch Hirte. Naſeweiß, drollicht, oder muthwillig war Schiffel ganz und gar nicht, er lachte eben ſo wenig als Johannes Schlitzer, aber er hatte es fauſtdicke hinter den Ohren. Da ihm nun ſein Hirtenamt blutwenig eintrug, ſo ergriff er ein leichtes Nebengewerbe, womit er ſich manchen ſchönen Thaler verdiente; er gab nämlich praktiſchen Unterricht in der Kunſt, Sachen von Werth für Dieben zu verwahren. Zur Belohnung nahm er dann gewöhnlich dasjenige, was nicht ſorgfältig genug aufgehoben wurde, und dies wußte er ſo ſchlau zu machen, daß niemals Jemand mit Grund an ihn kommen konnte; jeder wußte, daß der Hirte ſtahl, aber keiner durfte es öffentlich über ſeine Zunge kommen laſſen. Bei Schiffeln traf auch das Sprüchwort nicht ein, womit ſeine Bauern gar oft auf ihn ſtichelten, wenn hier oder da wieder etwas ohne Erlaubniß des Eigenthümers war beſeitigt worden:

Der Krug geht ſo lange zum Bach,
Bis er endlich bricht Hals und Krag.

Nein! Schiffel brach Hals und Krag nicht — er war ziemlich alt, und kam wenigſtens öffentlich mit Ehren an ſein Ende.

Es gibt viele unbegreifliche Dinge in der Welt,

aber eins von den allerunbegreiflichſten war's doch, als auf einmal die Mähre durch's ganze Dorf erſcholl: Schlitzers Agnes ſey in geſegneten Umſtänden, und zwar von dem Hirten Schiffel? — Jeder, der das zuerſt hörte, blieb eine Zeitlang in der Attitüde, worin ihn der Schall dieſer Zauberworte überraſchte; dem Tabacksraucher, der gerade Rauch ausblies, blieb der Mund ſo ſtehen; wer ſchnupfte, dem blieben der Daumen und der Zeigefinger an der Naſe hangen; der Näherin ſtarrte der Arm in der Luft, der Viehmagd an der Miſtgabel oder am Euter. Kurz! die Noth war allgemein, das ganze Dorf ſtand da mit offenem Maul, und jeder ſagte: Nein! das iſt nicht möglich! — Aber es war nicht blos möglich, ſondern ſogar wirklich; wie aber Schiffel, eine Art von Ungeheuer, ein ſo edles, treffliches und tugendhaftes Mädchen hatte verführen können, das gehört zu den Stammwörtern der Natur, die freilich nicht Jedermanns Ding ſind. Das Zuſammentreffen der Umſtände macht zuweilen eine Sache möglich und wirklich, die der ABC Schüler hernach für Wunderwerk anſieht. Genug! es war ſo; die Natur hatte ein Machtwort geſprochen, und ſo mußte der Menſch ſeine Vernunft unter ihren Gehorſam gefangen nehmen.

Johannes Schlitzer ſchwieg und griesgramte in ſich ſelbſt. Grethe rang die Hände und weinte, Agnes verhielt ſich wie ein Schaf, das zur Schlachtbank geführt wird, und Schiffel befand ſich ganz behaglich bei der Sache. Ein freundſchaftlicher Umgang in einer vergnügten Ehe, ein alles verſüßendes Familienverhältniß und die wechſelſeitigen Ausflüſſe der Liebe waren ſeine geringſten Bedürfniſſe; denn er war billig, was er ſelbſt nicht geben konnte, das forderte er auch nicht. Dagegen eine einzige Tochter

mit einem beträchtlichen Vermögen zu genieſsen, das war ihm behaglich; daſs ſie ſchön war, war auch wohl gut, allein für ihn nichts weniger als eine Hauptſache.

Schiffel und Agnes wurden alſo kopulirt; die Tage ihrer Verbindung waren keine Hochzeit, die man fröhlich feiert, ſondern eine Tiefzeit, die man betrauert, und von nun an war alles wie gewöhnlich, kein Menſch bekümmerte ſich mehr um die Sache. Daſs Schiffel in ſeinem ganzen Leben keine frohe und freundliche Miene in ſeinem Haus ſah, das war ſein geringſter Kummer, er hätte ſie ja auch nicht erwiedern können; Jahrelang vegetirte er ſo fort; Zank war im Hauſe ganz und gar nicht, wohl aber ein beſtändiges Schweigen; einzelne Sylben und Zeichen war alles, was man hörte und ſah.

Nichts war charakteriſtiſcher, als die vier Menſchen eſſen zu ſehen. Hinter dem Tiſch in der Ecke ſaſs Schiffel im Dunkel, ſeine groſsen, blaſſen, nichtsſagenden Augen rollten auf dem Tiſche umher, und ſuchten, was alles zu verſchlingen ſeyn möchte. Gegenüber vor dem Tiſch ſaſs der aſthmatiſche, beſtändig huſtende, auf beide Ellenbogen ſich ſtützende alte Schlitzer. Jeder Biſſen arbeitete ſich mit Girren und Knurren hinunter, und ſeine ganze grämliche Miene hatte den Ausdruck des Wunſches: daſs Schiffel doch am erſten beſten Biſſen erſticken möchte. Unten ſaſs die alte Grethe: ſie ſah aus wie einer, der im ſchweren Gewitter nach Hauſe eilt, und Agnes behielt ihre Schlachtſchafs-Phyſiognomie bis an ihr Ende.

Merkwürdig war es, daſs Schiffel von ſeiner Tiefzeit an mit Agneſen durchaus nicht mehr ſtahl; man konnte Geld verlieren, Schiffel konnte es ungeſehen finden; es wurde ausgerufen, und kam an ſeinen rechten Herrn. Es ſchien, als wenn er ſeine

Schwiegereltern und ſeine Frau durch Thatſachen hätte fragen wollen, was habt ihr denn an mir auszuſetzen? —

Indeſſen war denn doch das Nichtſtehlen bei weitem nicht alles, was ſeine Leute von ihm forderten. Nach und nach bekamen dieſe beiden ſonderbaren Eheleute auch zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, beide waren Ebenbilder der Mutter, ſowohl dem Körper, als dem Geiſte nach. Jedermann liebte dieſe Kinder, denn ſie waren die ſchönſten und wohlgezogenſten im ganzen Dorf; ja es ſchien, als wenn der grämliche Großvater und die duldende Großmutter noch einmal vor ihrem Ende Freude genießen ſollten; allein dieſe Freude war kurz. Beide ſtarben bald nacheinander, und ein Jahr darauf auch Agnes. Jetzt war alſo nun Schiffel mit ſeinen lieben und guten Kindern allein.

Ob wohl Schiffel jetzt ſein altes Gewerbe wieder ergreifen und ſtehlen wird? Nein, lieber Leſer! auch jetzt ſtahl er nicht, aber er ward ſo geizig und mißtrauiſch, daß gar nicht mit ihm auszukommen war; er glaubte nun vielmehr, alle Menſchen ſeyen Diebe und Betrüger, und dies machte ihm den Diebſtahl ſo verhaßt, daß er ſich ſelbſt nicht traute, und Geld und Geldeswerth vor ſich ſelbſt verbarg. Doch dies Leben dauerte auch nicht lange, denn er ſtarb drei Vierteljahr nach ſeiner Frau.

Jetzt waren von der ganzen Familie nur noch die beiden Kinder übrig. Der Sohn war zwölf, und die Tochter zehn Jahr alt, beide wurden unter die nächſten Verwandten vertheilt, und Haus und Güter verpachtet. Wo die Tochter geblieben und was aus ihr geworden iſt, das habe ich vergeſſen, aber deſto

unvergeßlicher iſt mir der gute Heinrich, der mein Spielkamerad und mit mir von einem Alter war.

Heinrich kam bei ſeinem Vetter in Koſt und Erziehung, der zunächſt an ſeinem elterlichen Haus wohnte und auch einen Theil der Schlitzer'ſchen Güter gepachtet hatte. Dieſer Vetter hieß Wilhelm und war ein durchaus rechtſchaffener, thätiger, ehrenvoller und wohlhabender Mann. Er hatte den kleinen Heinrich ſehr gerne zu ſich genommen, denn er war überaus wohl gezogen und von ſehr liebenswürdigen Sitten. Kaum mochte der Knabe ein halbes Jahr in dieſem Hauſe gelebt haben, als Wilhelm anfing zu merken, daß ihm von Zeit zu Zeit Geld geſtohlen wurde; der gute Mann ſtutzte und konnte nicht begreifen, wie das zuginge; denn auf Niemand in ſeinem Hauſe konnte er Verdacht faſſen, und Fremde kamen nicht hinein; da aber das Ding fortdauerte, ſo nahm er alle nöthige Maaßregeln und paßte insgeheim auf; da ertappte er dann zu ſeiner größten Beſtürzung den armen Heinrich auf friſcher That; — er ſtand wie verſteinert dem Knaben gegenüber, und die Thränen drangen ihm in die Augen, ehe er etwas ſagen konnte. Heinrich ſchwieg, zitterte und weinte; endlich fing Wilhelm an:

Aber um Gotteswillen, Junge! wie kamſt du zu dem Unglück? — Wenn deine Großeltern und deine Mutter das wüßten, ihre Knochen drehten ſich in der Erde herum — willſt du dich an den Galgen bringen? — Sieh'! ich verzeihe dir das; du biſt noch ein Kind: aber andere Leute verzeihen ſo etwas nicht, und dann biſt du auf dein Lebtag beſchimpft. Und denkſt du denn nicht, daß ein Gott im Himmel iſt, der alles ſieht, was du im Verborgenen treibſt, und

alles an's Licht bringt, und nach dieſem Leben in der Hölle beſtraft? —

Lange konnte Heinrich vor Weinen und Schluchzen nichts herausbringen; endlich aber antwortete er mit gebrochenen Worten: Ach, Vetter Wilhelm! ich kann's nicht ändern, ich hab' von Kind auf ſtehlen müſſen. Oft kommt's mich an, dann muß ich etwas ſtehlen, und wenn ich auch den Tod vor Augen ſähe. Als ich drei Jahr alt war, ſo nahm ich meinem Großvater ein Dreibatzenſtück aus der Taſche und verſteckte es; hernach ſtahl ich meiner Mutter ein ſilbernes Riechbüchschen, nun kamen ſie dahinter und ich wurde tüchtig gehauen, aber ich konnt' es doch nicht laſſen. Ich habe von meinem Vater und von meiner Mutter erſtaunlich viel Schläge gekriegt, aber das hilft nicht, wenn mich's ankommt, ſo muß ich ſtehlen, es mag gehen wie es will. Ich beſtahl aber immer meine Eltern und Großeltern, daher kam's nicht aus. Ach, Vetter Wilhelm! ſagt es doch Niemand, ich will ja auch wahrhaftig Niemand anders beſtehlen, als Euch.

Bei allem Unglück konnte ſich doch Wilhelm bei dieſen Worten unmöglich des Lachens enthalten. Ja ich will dir — etwas anders ſagen! — rief er: aber wo haſt denn das Geld gelaſſen?

„Das verwahre ich.“

Was willſt du denn damit machen?

„Nichts! — Ja das weiß ich nicht, daran hab' ich nicht gedacht.“

Wilhelm ließ ſich nun das Geld wieder geben; er bekam alles bei Heller und Pfennig wieder, was er bisher vermißt hatte. Indeſſen kam ihm die Sache doch ſonderbar vor; um aber den Knaben zu ſchonen, ſagte er damals Niemand etwas von der Sache, ob=

gleich Heinrich das Stehlen von Zeit zu Zeit fortſetzte und es aller Züchtigungen ungeachtet nicht laſſen konnte. Als er es aber endlich einmal gar zu arg machte, und deßwegen auch vielleicht zu hart geſtraft wurde, ſo ging er heimlich fort; man erfuhr hernach, daß er in holländiſche Dienſte gegangen, und weil er auch dort das Stehlen fortſetzte, gehangen worden ſey.

Doctor Gall hat dieſen bedauernswürdigen jungen Menſchen nicht gekannt, hätte er mit ihm zu gleicher Zeit gelebt, ſo würde er gewiß nach dem Diebsorgan geforſcht, und es vielleicht auch gefunden haben. Aber nun der Philoſoph — der Rezenſent aller göttlichen Einrichtungen in der phyſiſchen Welt, was wird der ſagen? — wenn der arme Heinrich Schiffel das Diebsorgan nicht gehabt hätte, ſo hätte er nicht geſtohlen, und was konnte er dafür, daß er das Diebsorgan hatte? Dies hab ich zwar den Doctor Gall nicht gefragt, als ich in Geſellſchaft des badiſchen Hofs ſein Collegium hörte, aber das ſagte ich ihm, daß ſein Syſtem Anlaß zu dieſer Frage geben könnte, und er antwortete mir: der Menſch behält, aller überwiegenden Neigungen ſeiner verdorbenen Natur ungeachtet, doch ſeinen freien Willen. Ich füge noch hinzu: und die Religion verſpricht Sieg und Ueberwindung auch über die Kräfte der Höllen-, geſchweige der Diebsorgane. Hätte Heinrich Schiffel eine ächt-chriſtliche Erziehung gehabt, doch daß er die nicht hatte, daran war er nicht ſchuld, hätte er ſich ſelbſt der Gnadenmittel bedient, die ihm bei reiferen Jahren angeboten wurden, ſo hätte er durch ernſten Kampf überwinden können; um dies durch

eine Erfahrung zu beſtätigen, ſo erzähle ich das Gegenſtück in einer Geſchichte.

In meiner Jugend kannte ich eine Bettelfrau, die große Elſe genannt; ihr Mann war wegen Dieberei gehangen worden, mit ihm hatte ſie drei Kinder gezeugt, die ſie mit ſich herumſchleppte. Das älteſte war ein Knabe von 10 Jahren, die beiden andern waren Zwillinge, Mädchen von 8 Jahren. An eine vernünftige chriſtliche Erziehung war hier nicht zu denken; ihre Erziehung beſtand blos darinnen, ſo lang mit Betteln an der Thür anzuhalten, bis ſie etwas bekommen hätten, und ſich ja durch nichts abſchrecken oder abhalten zu laſſen. Nun wurde die große Elſe krank, es war Sommer und ſie lag auf einem Dorf, im Fürſtenthum Naſſau-Siegen, auf der Lützel genannt, in einer Scheuer; vor ihrem Tod vermachte ſie dem Sohn das Fürſtenthum Naſſau-Siegen, der einen Tochter das Fürſtenthum Naſſau-Dillenburg, und der andern die Grafſchaften Wittgenſtein und Berlenburg, dabei machte ſie allen dreien zur Pflicht, daß keins im Lande des Andern betteln ſollte. Nun legte ſie die Füße zuſammen und ſtarb. Die Bauern ließen ſie begraben, und die Kinder traten nun ihre Erbſchaft an, jedes bettelte in dem ihm angewieſenen Land. Der Knabe hieß Hannes, er bettelte und wuchs unter dem Betteln heran, ſo daß er ein ſchöner, geſunder und wohlgebildeter Burſch wurde.

Nun wohnte dort ein ſchweizeriſcher Mennonite auf einem herrſchaftlichen Hof, den er gepachtet hatte; bei dieſem hielt ſich Hannes oft wochenlang auf, und fing auch allmälig an, die Arbeit zu verrichten, zu der man ihn anwies. Der Pächter Ulrich, ein ſehr frommer Mann, unterredete ſich mit ſeiner Frau,

und ſie beſchloſſen, den armen Jungen anzunehmen, ihn zu erziehen, und ſo viel lernen zu laſſen, als er in ſeinem künftigen Stand nöthig haben würde.

Sie nahmen alſo den Knaben vor und ſagten ihm, ſie wollten ihn behalten, wenn er ihnen folgen, ſich gut aufführen und fleißig ſeyn wollte. Der Knabe verſprach mit tauſend Freuden alles, er wurde ordentlich reinlich gekleidet, in die Schule geſchickt, und in den übrigen Stunden half er die Feldarbeit verrichten. Er lernte leſen, ſchreiben und rechnen, und in der Religion wurde er vortrefflich unterrichtet, welchen Unterricht dann ſeine Pflegeltern in Ausübung zu bringen ſuchten. Alles ging herrlich von ſtatten. Der Knabe wurde fleißig, brav und treu, in allen Proben, die man mit ihm machte, fand man ihn bewährt.

Als er ungefähr 18 Jahr alt war, ſo bemerkte man eine gewiſſe Schwermuth an ihm, er weinte oft in der Stille, zu Zeiten fand man ihn auch an abgelegenen Orten auf den Knieen liegen und beten. Ulrich und ſeine Frau drangen deßwegen in ihn, und wollten wiſſen, was ihm fehle. Endlich brachten ſie es heraus; unter vielem Schluchzen und Weinen ſagte er: „Liebe Eltern! ich hab' von Kindheit auf einen unwiderſtehlichen Trieb zum Stehlen gehabt, ich hab' auch immer geſtohlen, bis ich bei Euch gekommen bin; ſeitdem hab' ich Euch zwar nichts Wichtiges genommen, aber doch immer etwas, das Ihr nicht gemerkt habt. Ich kann's nicht laſſen, und wenn der Scharfrichter mit dem Strick vor mir ſtände. Der liebe Gott hat mich aber bis dahin bewahrt, daß ich noch keinen groben Diebſtahl begangen habe; nun ſteht mir immer meines armen Vaters Schickſal vor Augen, und wenn ich doch eine Gelegenheit etwas zu

ſtehlen finde, ſo iſt die Luſt immer viel größer als die Furcht vor der Sünde und vor der Strafe.

Ulrich und ſeine Frau ſtutzten gewaltig, als ſie das hörten, und faſt reute es ſie, daß ſie ſich des armen Jungen angenommen hatten; und doch dachten ſie auch, wenn ſie ihn jetzt wieder gehen ließen, ſo wäre er verloren und würde dann doch endlich am Galgen ſterben müſſen.

In dieſer Verlegenheit beſchloßen ſie endlich, zu einem gewiſſen frommen und gelehrten Mann zu gehen und ihn um Rath zu fragen; und nach reiflicher Ueberlegung beſchloßen ſie, den Hannes mitzunehmen. Sie gingen alſo zuſammen zum Herrn von Plönnies (ſo hieß der fromme vortreffliche Mann) und erzählten ihm die ganze Sache umſtändlich. Plönnies ſahe den jungen Menſchen durchdringend an und ſagte: du biſt alſo mit Ketten der Finſterniß gebunden, mehr als andere Menſchen, aber dieſe Ketten mußt du zerſprengen.

Hannes. Ach lieber Herr! das kann ich eben nicht, das iſt meine Klage.

Plön. Iſt es dir dann herzlich ernſt, dieſes Elends los zu werden.

Hannes. Ja wahrhaftig! herzlich ernſt, aber all' mein Beten hilft mich nichts.

Plön. Zu wem haſt du denn gebetet?

Hannes. Ei! wie können Sie fragen; zum lieben Gott.

Plön. Weißt du dann auch, wo man den lieben Gott ſuchen muß, wenn man erhörlich beten will?

Hannes. Ja, der liebe Gott iſt ja allenthalben, auch hier bei uns.

Plön. Das iſt wahr, aber wir müſſen Ihn in

ſeinem Sohn, unſerem Herrn Jeſu Chriſto, recht ernſtlich anbeten, ſonſt werden wir nicht erhört.

Hannes. Das habe ich nicht gewußt.

Plön. Jetzt weißt du es; bete unaufhörlich zum Herrn Jeſus, und flehe zu Ihm um ſeinen heiligen Geiſt, ſo bekommſt du Ihn gewiß, und der wird dir dann auch Kraft geben, dieſe abſcheuliche Neigung zu überwinden.

Nun will ich dir aber noch einen guten Rath geben, wenn du dem folgſt, ſo wirſt du gewiß des Uebels los: Nicht wahr, wenn du etwas ſiehſt, das dir gefällt, ſo bekommſt du Luſt, es zu nehmen, und nimmſt es auch wirklich?

Hannes. Ja! aber doch nicht immer: die Luſt kann ich zu Zeiten überwinden, aber zu Zeiten auch nicht.

Plön. Aber kommt dir dann nie die Reue, wenn du etwas geſtohlen haſt?

Hannes. O ja! einmal früher, ein andermal ſpäter.

Plön. Gut! ſobald dir dieſe Reue kommt, ſo bringe das Geſtohlene ſeinem Eigenthümer wieder, oder wenn du es nicht mehr haſt, ſo klage es ihm wenigſtens.

Hannes. Dem Rath will ich gerne folgen, aber es wird mir ſchwer werden.

Plön. Folge du nur, dieſe Uebung wird dir immer leichter werden, und bald wirſt du ſie nicht mehr nöthig haben.

Hannes verſprach das Alles treulich zu befolgen; er kämpfte, ſtrauchelte, fiel und raffte ſich wieder auf, ſo ging das nun eine Zeitlang fort.

Einſtmals, als er aufs Feld geſchickt wurde, um dort etwas zu verrichten, ſo führte ihn ſein Weg über eine Landſtraße; hier fand er auf einem Stein einen

Korb ſtehen, der mit einigen Kleidungsſtücken angefüllt war, neben ihnen am Rand guckte ein Päckchen mit Geld hervor, flugs griff Hannes zu, nahm das Geld und verſteckte ſich ins Gebüſch; bald kam ein junges Mädchen aus dem Gebüſche, hob den Korb wieder auf den Kopf, ohne gewahr zu werden, daß das Geld fort war; dann ging ſie ihres Weges, und Hannes nun auch. Nach und nach kam ihm die Reue; er wußte nicht, wem ers geſtohlen hatte, und es fing an wie Feuer auf ſeiner Seele zu brennen; nach ein Paar Tagen erſcholl das Gerücht, daß dem P.... zu K. die Magd mit 260 Gulden durchgegangen ſey; man verfolgte ſie durch Steckbriefe und fand ſie nicht. Dazu kam nun noch die Nachricht, ſie ſeye bei M.... in den Rhein geſprungen und ertrunken. Jetzt ging dem Hannes das Waſſer an die Seele, jetzt drang die Reue ſo tief in ſein Herz, daß er gänzlich von ſeinem Uebel kurirt war; das Erſte, was er vornahm, war, daß er mit dem Geld nach K. zu dem P. ging und ihm ſagte, da ſeye ſein Geld, er habe es auf der Landſtraße gefunden. P. ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen und rief: Ach mein Gott! das arme Mädchen! Hannes taumelte im tiefſten Kummer fort, und kehrte ſich nicht daran, daß ihm P. nachrief: er ſolle warten, er wolle ihm ein Trinkgeld geben.

Nun wurde in den Zeitungen bekannt gemacht, das Geld habe ſich gefunden, und das Mädchen ſey unſchuldig. Dieſe hatte arme, aber ſehr rechtſchaffene Eltern, die ſich über die Untreue ihrer ſonſt ſo braven Tochter krank grämten, und wie ſehr ſie ſich freuten, als ſie erfuhren, daß ſie unſchuldig ſey, das läßt ſich leicht denken; nun betrauerten ſie ſie chriſtlich, und befahlen Gott die Sache.

Der gute Hannes litte nun fürchterlich, der unglückliche Tod des armen Mädchens laſtete Centnerſchwer auf ſeiner Seele; er kam ſich ſelbſt abſcheulich vor, und es kam ſo weit, daß man ihn hüten mußte, weil man den Selbſtmord fürchtete. Auf einmal kam das Mädchen wieder zum Vorſchein, ſie war durch Fiſcher gerettet worden, die geſehen hatten, daß ſie ins Waſſer geſprungen war. Es läßt ſich kaum denken, welche Freude die Wiederkunft dieſer hartgeprüften Perſon allenthalben bei ihren Eltern, bei ihrem Herrn, und vorzüglich bei dem Hannes erregte. Dieſer nun gänzlich kurirte Jüngling fing nun eine Laufbahn an, die ihn als den edelſten Menſchen auszeichnete; er heirathete hernach das Mädchen, lebte glücklich und im Segen, und erſt auf ſeinem Todbette erzählte er Frau und Kindern zum Preis Gottes dieſe Geſchichte.

28.

Schreiben eines reiſenden Juden aus der Vorzeit.

Friede ſey mit dir, von dem Gott unſerer Väter, und mit deinem ganzen Hauſe!

Lieber Rabbi Aaron! ich hatte dir verſprochen, viel Neues aus dem Land unſerer Vorfahren zu ſchreiben, und wahrlich, ich kann es; ich hab' Dinge gehört und erfahren, die noch Niemand, ſo lang die Welt ſteht, gehört und erfahren hat. Ich werde mich der ſtrengſten Wahrheit befleißigen, und ich verſichere dir bei unſerem heiligen Tempel, den ich nun auch geſehen habe, daß ich nichts übertreibe, und daß ich mich nicht im Geringſten in irgend etwas täuſche.

Du weißt, daß ich im vorigen Jahr im Monat Sivan von Worms abreiste; in Rom hielt ich mich nur wenige Wochen auf. Von der unbeſchreiblichen Pracht dieſer Stadt ſag ich dir kein Wort, du haſt ſie ſelbſt geſehen; mir begegnete auch einmal der Kaiſer Tiberius zu Pferd, von einigen Trabanten begleitet, aber er machte wenig Eindruck auf mich; nur das ſchnitt mir Wunden in's Herz, daß dieſer Heide, der aber ſo wenig an ſeine Götter glaubt, als unſer Nachbar Levi an den Gott Iſraels und den Meſſias, das Volk Gottes beherrſcht; noch

nie war mir dieſe Vorſtellung ſo lebhaft als jetzt, und ich muß dir, meinem alten treuen Lehrer, ſo ganz ſagen, wie mir von dieſem Augenblick an auf der ganzen Reiſe zu Muthe war:

Ich ſtellte mir ſo vor, welche herrliche Verheißungen Gott unſern Vätern durch ſeine Diener, die Propheten, gethan, und was er ihnen verſprochen habe, und man erfahre nun gerade das Gegentheil. Dann fiel mir unſer Nachbar Levi ein — ſollte es denn wahr ſeyn, was er ſagt: die Heiden erzählten auch viel von Wundern, die ihre Götter gethan hätten, auch ſie hätten alte heilige Schriften, ſo gut als wir, jetzt aber zeige ſich bei ihnen, ſo wenig als bei uns, irgend ein Wunder, oder irgend eine göttliche Offenbarung; man ſehe alſo augenſcheinlich, daß alles nach der Ordnung der Natur gehe, folglich immer auch ſo gegangen habe; was in allen alten Büchern ſtehe, ſey Fabelei und Dichtung!

O lieber Rabbi! wie wehe wurde es mir dann um's Herz — ich flehte zum Gott Iſraels um Licht, aber ich erblickte auch nicht den geringſten Schimmer.

Auf dem Schiff waren mehrere Juden, die auch nach dem jüdiſchen Land reisten, aber mit denen war auch nichts zu thun, die dachten an ihren Handel, und bezahlten die Spöttereien der römiſchen Schiffer und Soldaten mit Witz.

Unter den Soldaten waren viele Teutſche aus den Stämmen der Markmannen, Schwaben, auch einige Katten; mit dieſen Landsleuten, die zwar rauh, aber ehrlich und bieder ſind, ging ich noch am liebſten um, ſie reisten auch nach Jeruſalem, um dort die Beſatzung zu verſtärken.

Das einzige, was mich in meinem Kummer noch aufrecht hielt, war der Gedanke an den verheißenen

Meſſias, von dem du mir ſo viel Schönes geſagt haſt, und ich vertrieb mir die Zeit mit dem Leſen dieſer Verheißungen in unſern Propheten; endlich kamen wir dann zu Joppen an, wo ich bei dem Gerber Simon einkehrte; ich überreichte ihm deinen Empfehlungsbrief, und wurde nun brüderlich aufgenommen. Du kannſt denken, daß ich die erſte beſte Gelegenheit ergriff, um mein Herz in die Seele dieſes braven Mannes zu ergießen; aber wie ward mir, als er mir mit lächelnder Miene, aber im Vertrauen ſagte: Höchſtwahrſcheinlich iſt der längſterſehnte Meſſias nun da: ein junger Mann, Namens Jeſus von Nazareth, hat ſeit mehr als zwei Jahren ſolche Thaten verrichtet, wie man ſie noch nie erfahren hat, kein Prophet hat jemals ſolche Wunder gethan, wie er, und das geſchieht nicht etwa in's Geheim, unter wenigen ſeiner Anhänger, ſondern vor den Augen vieler Hunderten, ja Tauſenden, ſo daß es unmöglich Jemand läugnen kann; er rührt die Kranken an, befiehlt, ſie ſollen geſund werden, und ſie werden geſund; er gebeut den böſen Geiſtern in den Beſeſſenen, und ſie fahren ohne weiters auf der Stelle aus, bekennen auch wohl laut, er ſey der Meſſias.

Mir ſtürzten Thränen der Wonne aus den Augen, ich muß ihn ſehen! rief ich aus; dazu kannſt du leicht kommen, antwortete Simon, denn er zieht immer im Land umher, viele Leute ſtrömen zu ihm hin, und man weiß immer und überall, wo er iſt. Aber, fuhr ich fort, was ſagt denn unſere Obrigkeit von ihm? Wofür halten ihn die Prieſter und die Schriftgelehrten? — Simon zuckte die Schultern und erwiederte: Der Vierfürſt, oder wenn du willſt, der König Herodes und ſein Hof, bekümmern ſich

nicht um ihn; zuweilen hören ſie von ſeinen Wundern und Thaten, aber das thut weiter keine Wirkung, als wenn man von einem neuen Schauſpiel hört, und wünſcht es denn zu ſehen; käme Jeſus und kündigte an, er wollte auf dem Theater einen Todten erwecken, ſo würde man mit der freudigſten Neugier erſcheinen, die Hände warm klatſchen, und hernach im Kabinet beſchließen, wie man den gefährlichen Menſchen ohne Geräuſch aus dem Weg ſchaffen könne und müſſe.

Die Prieſter, Schriftgelehrten und Oberſten, ſtolz auf ihren Adel und Würde, verachten Jeſum wegen ſeiner Herkunft, denn er iſt ein Zimmermann ſeines Handwerks, und eines gemeinen Zimmermanns Sohn aus Nazareth in Galiläa; zwar iſt er aus Davids Geſchlecht, aber dies iſt durchgehends arm und ohne Anſehen; die merkwürdigen Dinge, die bei ſeiner Geburt vor zwei und dreißig Jahren vorgingen, die hat man vergeſſen, und auf das Zeugniß eines heiligen Einſiedlers aus dem Stamm der Prieſter, des Johannes Zacharias Sohn, der ihn für den Meſſias feierlich ankündigte, achtet man gar nicht. Er müßte ein vornehmer Jude, von großem Anſehen, tapfer, ein Feind der Römer, ein eifriger Phariſäer u. ſ. w. ſeyn, dann würden ſie eher an Ihn glauben, und doch würde wiederum Jeder in ſeinem Herzen griesgramen, weil es Jeder ſelbſt gern ſeyn möchte.

Du kannſt denken, lieber Rabbi! wie ich erſchrack. — Mein Gott! ſagte ich, ſind die Väter unſeres Volkes ſo tief geſunken? Lieber Joſeph! verſetzte Simon, das ſind noch Kleinigkeiten, du reiſeſt jetzt in's Land, du wirſt noch andere Sachen erfahren. Aber, fuhr ich fort, was ſagt denn Jeſus

dazu? Simon antwortete: er predigt mächtig gegen das große Verderben, kündigt ſich mit größter Wärme und der herzlichſten Erbarmung als den Meſſias, den Erlöſer der Menſchen und den Seligmacher an; ſelbſt im Tempel zu Jeruſalem, wo Er oft erſcheint und lehrt, geht Er den Prieſtern und Oberſten mächtig zu Leibe, Er ſchilt ſie Heuchler und Schlangenbrut, und verkündigt ihnen ſchwere bevorſtehende Gerichte, aber das macht ſie nur noch erbitterter, und ſie trachten Ihm wirklich nach dem Leben. Dies alles kam mir ſonderbar vor. Wenn der Meſſias unſer Volk auf den höchſten Gipfel des Wohlſtandes erheben ſoll, wie das ja in den Propheten häufig verheißen iſt, — ſo dachte ich — ſo muß Er ja durchaus von Hohen und Niederen dafür angenommen werden, Alle müßten Ihm gehorchen und ſich Ihm als ihrem König unterwerfen; kurz, lieber Rabbi! es wurde mir wieder ſo dunkel, wie vorher. Nun beſchloß ich, den Mann ſelbſt zu ſehen, wo möglich zu ſprechen, alles genau zu prüfen, und mir ſo Gewißheit zu verſchaffen; ich reiste alſo, ſobald ich konnte, von Joppen ab.

Auf der Reiſe nach Jeruſalem hörte ich erſtaunliche Dinge von dem Propheten von Nazareth; man ſprach überall von Ihm; daß Vieles übertrieben war, das kannſt du denken, an Spotten und Läſtern fehlte es auch nicht, ich ſahe auch mehrere Kranken, die er geheilt hatte; daß dieſe voll Lobens und Rühmens waren, iſt leicht zu erachten, und eben ſo begreiflich iſt es, daß Ihn dieſe auch öffentlich für den Meſſias erklärten.

Gegen Abend des dritten Tages kam ich zu Jeruſalem an; der Anblick der heiligen Stadt machte einen tiefen, ehrfurchtsvollen Eindruck auf mich; der

prächtige Tempel, der hoch emporragt, ſein goldenes Dach, die Burg Zion und die vielen großen und ſtarken Thürme zeigen eine Majeſtät, die man ſehen muß, wenn man ſich einen Begriff davon machen will; aber wie ward mir, als ich in die Stadt kam und durch die vielen Gaſſen wandelte, bis ich zu meiner Herberge gelangte? — Muthwillige Jugend, die Jeden neckt, der bei ihnen vorbeigeht, liederliche Weibsperſonen, leichtfertig gekleidet; Römer und römiſche Soldaten, die mit einem Stolz einherſchreiten, der Jedem laut ſagt, daß ſie unſre Herren ſind, und dann Prieſter, Gelehrte und Rathsherren — nun davon ſag' ich nichts; kurz, es wurde mir weh um's Herz, und ich eilte in meine Herberge, die ich bei einem frommen Krämer fand, an den mich Simon von Joppen empfohlen hatte.

Mein Wirth und ſeine Familie ſind ſehr eingezogene, feine Leute, ſie glauben auch, daß Jeſus der Meſſias ſey, ſie erzählten mir viel wunderbare Dinge von Ihm, ſo daß mein Glaube wieder wuchs, aber auch das Verlangen, Ihn zu ſehen und zu ſprechen. Doch dies mußte ich noch einige Wochen aufſchieben, um in Jeruſalem erſt meine wichtigſten Geſchäfte abzuthun. Ein paarmal ging ich auch mit meinem Wirth nach Bethanien, wo drei ledige, reiche Geſchwiſter beiſammen wohnen; das ſind ganz vortreffliche Leute, bei denen ſich Jeſus häufig aufhält, wenn Er in die Gegend kommt. Dieſe heilige Familie beſteht aus einem Bruder und zwei Schweſtern, er heißt Lazarus, und die Schweſtern Martha und Maria. Ich wurde mit der größten Freundlichkeit aufgenommen, da hörte ich nun recht viel von Jeſus, ſeinem göttlichen Charakter und ſeinen herrlichen Thaten; da ich nun meinen

Wunſch äußerte, zu Ihm zu reiſen, ſo billigten ſie das ſehr, Lazarus gab mir einen Brief an Ihn mit. Dieſer liebe Mann iſt ſchwächlich und von einem freundlichen, ſtillen und wehmüthigen Weſen; darinnen iſt ihm auch ſeine Schweſter Maria ähnlich, Martha aber iſt eine raſche, thätige und ſehr lebhafte Perſon, aber eben ſo fromm und rechtſchaffen, wie ihre Geſchwiſter. Die Lieben ſagten mir, ich würde Jeſum in Galiläa, vermuthlich in Kapernaum, finden.

Den erſten des Monats Schebat trat ich meine Reiſe nach Galiläa an; in der Nähe von Kapernaum erfuhr ich, daß Jeſus nach Nazareth gegangen ſey, um ſeine Mutter zu beſuchen; dies freute mich ſehr, denn da konnte ich die merkwürdige Familie beiſammen antreffen, ich wendete mich alſo linker Hand gegen Abend und reiste zwiſchen den Bergen Hermon und Thabor herauf, quer durch das Thal Esdrelom und dann auf das Gebirge, wo ich dort das Städtchen Nazareth auf einem Hügel in einem flachen Thal liegen ſah; das Herz fing mir an vor Erwartung zu pochen, ich beflügelte meine Schritte, und bald ſchritt ich zum Thor hinein. Hier fand ich einen alten Mann vor der Hausthür ſitzen, den fragte ich, wo ſich der Prophet Jeſus aufhielt? — Er wies mich die Gaſſe hinauf und dann linker Hand eine Gaſſe hinein, dort würde ich viele Lahme, Blinde und Kranke vor einer Thür antreffen, da ſollte ich hineingehen. Ich eilte fort und fand es ſo, wie der Alte geſagt hatte.

Als ich nahe hinzu kam, ſo ſahe ich eine ältliche Frau, die mit ausgebreiteten Armen zur Thür herausſtürmte, in die Höhe und gierig um ſich blickte, als ob ſie die Welt noch nicht geſehen hätte; ſie

weinte laut und lobte Gott mit Jubel; ich erfuhr bald, daß ſie vor einer Minute blind hinein gegangen und nun ſehend geworden ſey. Nun drängten ſich mehrere Leidende hinzu, es ſtanden aber Männer an der Thür, die nur Einen nach dem Andern hineinließen; unter andern ſah ich einen Menſchen mit auswärts krumm gewachſenen Beinen, ſich auf Krücken herbeiſchleppen, dieſen beobachtete ich wohl, um ihn genau zu kennen, man half ihm hinein, und kannſt du es glauben? Lieber Rabbi! — gerad und geſtreckt kam er wieder heraus, die Krücken unter dem Arm, lief hin, rief laut, dankte und lobte Gott.

Jetzt hatt' ich genug geſehen, das kann nur der Schöpfer, dachte und ſagte ich. Aber wie konnte ich nun zu dem Wunderthäter kommen, das war jetzt meine Hauptſache — zur Thür hinein, das war nicht möglich; ich hörte aber die Leute im Haus arbeiten, hobeln, ſägen und mit einer Axt hauen; ich ging alſo um die Ecke des Hauſes und ſah durch's Fenſter einige junge Männer mit Schreinerarbeit beſchäftigt, ich grüßte ſie freundlich und bat ſie, mich hinein zu laſſen; einer von ihnen wies mir ein kleines Hinterthürchen, ich ging hinein und zu ihnen in die Werkſtätte; nachdem ich mich ihnen bekannt gemacht hatte, ſo äußerte ich meinen ſehnlichen Wunſch, den Rabbi zu ſehen und zu ſprechen — ſanft und freundlich antwortete mir der Aelteſte: Mein Bruder wird von der großen Anſtrengung ſehr müde, du wirſt ihn dieſen Abend ſchwerlich ſehen können; hierauf verſetzte ein Anderer: wenn er doch früh fertig würde — ich will einmal der Mutter rufen; er lief hin, und eine ſehr anſehnliche, einfach und reinlich gekleidete Frau

von 46 bis 48 Jahren trat herein; Rabbi! welch' eine Frau! aus dem ſanften, beſcheidenen Geſicht ſtrahlte eine verborgene Majeſtät hervor — Rabbi! ich hätte niederfallen mögen. Sie redete mich freundlich an und hieß mich zu ſich niederſitzen; das that ich, ſie ſprach lauter Worte der Weisheit und der Frömmigkeit; ſie erzählte mir, daß ihr ein Engel die Geburt ihres Sohnes angekündigt habe, daß er gewiß der Meſſias ſey u. ſ. w. Dann erfuhr ich auch, daß die zween junge Männer, die da arbeiteten, ihre jüngeren Söhne ſeyen u. ſ. w. Ich konnte nicht müde werden, mit der herrlichen Frau zu reden; indem trat ein bildſchöner junger Mann herein, ein kalter Schauer lief mir über die Haut, allein er war es nicht, ſondern ſeiner Jünger einer, er ſagte zur Mutter, welche Maria heißt: der Rabbi iſt ins Cypreſſenwäldchen gegangen. Dann ſtellte Maria mich ihm vor und ſagte: Siehe, Johannes! ein Sohn unſeres Volkes, der aus den fernſten Abendländern kommt und nun von Jeſus gehört hat; er brennt vor Verlangen, Ihn zu ſehen. Johannes ſah mich freundlich an und ſagte: Friede ſey mit dir! — Der Rabbi iſt müde, aber komm, ich will dich zu Ihm führen! — Mir traten die Thränen der Freude in die Augen — wir gingen — Ach! Aaron! welche Menſchen ſind das! — Solche hab' ich nie geſehen; tiefer, inniger Friede, Liebe und Frohſinn, und dabei Ruhe und Freundlichkeit leuchtet aus allem hervor, was ſie thun und laſſen; ſo fand ichs auch in Bethanien. — Ja, wenn der Meſſias lauter ſolche Leute verlangt, ſo ſieht's mit unſerm Volk übel aus, und doch muß ſein Reich aus lauter ſolchen Leuten

beſtehen, wenn es anders das ſeyn ſoll, wie es die Propheten beſchreiben.

Wir kamen ins Cypreſſenwäldchen, dort ſaß Er; wir nahten uns Ihm, Er ſtand auf und ging uns entgegen. — Rabbi! welch ein Mann! — Lang, etwas hager, mit braungelblichen Locken, die über die Schultern herabhingen, eben einen ſolchen Bart, der ſich in der Mitte ſpaltet, ein Grübchen im Kinn, nußbräunlich im Geſicht, eine gebogene Naſe, einen etwas aufgeworfenen Mund, helle, durchdringende, etwas röthliche Augen, ſo als ob Er eben geweint hätte; dabei ſieht Er freundlich, aber traurig ernſt aus; ſo ſtand Er vor uns; — je länger man Ihn anſieht, deſto mehr entwickelt ſich in ſeinem Angeſicht eine verborgene Majeſtät, die etwas Göttliches anzeigt und durchaus unbeſchreiblich iſt; Er ſah mich durchdringend an und ich fühlte, daß Er mein ganzes Weſen durchſchaute. Ich konnte mich des Niederfallens nicht enthalten, aber Er hub mich auf; nun ſagte ich: Herr! ich habe viel von dir gehört, und ich komme her, um mit eigenen Augen zu ſehen und mit meinen Ohren zu hören, ob du wirklich der Meſſias ſeyſt? Nun hab' ich aber ſchon ſo viel geſehen und gehört, daß ich nicht mehr zweifeln kann, ſondern wirklich glaube. Mit unbeſchreiblicher Huld und zurückgehaltener, aber durchdringender Stimme antwortete Er: Selig biſt du, daß du glaubſt!

Ich. Ich komme aus fernen Abendländern, wo ich im Dienſt eines Kaufmanns von unſerer Nation bin, ich hab' in Jeruſalem und dortiger Gegend Geſchäfte, der innige Wunſch, dich zu ſehen und zu hören, hat mich hieher zu dir geführt; vergib mir, wenn ich dich in deiner Ruhe ſtöre!

Er. Meine Ruhe iſt, wenn ich den Wil-

len meines Vaters erfülle, und der will, daß alle, die zu mir kommen und an mich glauben, ſelig werden ſollen.

Ich (mit Thränen in den Augen). Herr! was muß ich thun, um ſelig zu werden?

Er. Bleibe bis nach Pfingſten zu Jeruſalem, ſo wirſt du erfahren, was du thun mußt.

Jetzt gab ich Ihm den Brief von Lazarus, Er las ihn und fuhr dann fort: Halte dich, ſo viel es deine Geſchäfte erlauben, in Bethanien auf, da wirſt du mich wieder ſehen; jetzt gab mir Johannes einen Wink, und ich entfernte mich mit den Worten: Herr, gedenke meiner! Er drückte mir die Hand und ſprach mit unbeſchreiblicher Huld: Friede ſey mit dir, mein Sohn! beharre im Glauben an mich, und in der Liebe zu Gott und den Menſchen, ſo wirſt du dereinſt ein Erbe meines Reichs werden.

Wie mir zu Muth war, lieber Rabbi! das kann ich mit Worten nicht ausdrücken. Johannes ſagte mir unterwegs vieles, das ich dir einſt mündlich erzählen werde. Dieſer Mann iſt einem Engel Gottes ähnlich, er athmet lauter Liebe.

Des andern Tages reiste ich nun wieder nach Jeruſalem zurück und verſah meine Geſchäfte; ſo viel und ſo oft ich konnte, ging ich nach Bethanien, um mich mit dieſen Freunden von dem zu unterhalten, den unſre Seelen lieben; mein ganzes Weſen iſt mit Jeſus erfüllt, und ich bin ganz ein anderer ſeliger Menſch, ſeitdem ich Ihn geſehen habe.

Lazarus wurde immer ſchwächer und endlich ernſtlich krank; ſeine Schweſtern waren höchſt betrübt, aber alle ihre Haffnung war auf Jeſus gerichtet,

ſie ſchickten Boten zu Ihm, aber Er kam nicht, und Lazarus ſtarb.

Ich betrachtete mich, als zur Familie gehörig, ich weinte und trauerte mit — aber das konnte ich nicht begreifen, daß Jeſus nicht gekommen war, um ſeinen Freund zu retten. Lazarus wurde indeſſen begraben. Endlich am vierten Tage entſtand das Gerücht, Jeſus ſey unterwegs. — Jetzt machte ſich Martha auf und lief Ihm entgegen, ich aber nebſt noch vielen vornehmen Bürgern und Nachbarn aus Jeruſalem und Bethanien blieben bei der tiefgebeugten Maria, um ſie zu tröſten. Nach einer Weile kam Martha eiligſt gelaufen und ſagte ihrer Schweſter etwas ins Ohr, dieſe fuhr ſchnell auf und lief mit fort; wir folgten ihnen nach und ſahen, daß ſie die Straße nach Anathor zu hinauf liefen. Jetzt merkte ich, daß Jeſus am Kommen ſey, und ſo war's auch, denn bald hernach ſahen wir Ihn, von ſeinen Jüngern und vielen Andern begleitet, daher wandeln; Er unterhielt ſich mit den Schweſtern und ſahe traurig aus. Als Er uns nahe kam und ſo viele Menſchen weinen ſah, ſo weinte Er auch, und nun fragte Er: Wo habt ihr ihn hingelegt? Man führte Ihn hin zum Grabe; jetzt weinte Er noch einmal. Hebt den Stein ab! ſagte Er — alles war todtſtille, alles war Ohr und Auge. So wie der Stein abgehoben war, empfanden wir alle den Geſtank der Verweſung; dies bewog die voreilige Martha zu ſagen: Herr, er ſtinkt ſchon, denn er liegt ſchon vier Tage da — Jeſus antwortete: Hab' ich dir nicht geſagt, wenn du glauben würdeſt, ſo würdeſt du die Herrlichkeit Gottes ſehen? — Nun blickte Jeſus empor, mein Gott! welch ein Blick! — mit

göttlicher Majeſtät ſagte Er laut, daß es Jedermann hörte: Vater! ich danke dir, daß du mich erhört haſt, doch ich weiß, daß du mich allezeit erhöreſt, aber um des Volkes willen, das umher ſteht, ſage ich's, auf daß ſie glauben, du habeſt mich geſandt. —

Jetzt ſtreckte Er den Arm gegen das Grab aus und rief mit ſtarker Stimme: Lazarus, komm heraus! — Liebſter Rabbi! wie ward mir? Staunen ergriff mich auf meinem Scheitel — Lazarus ſtand auf geſund und friſch, ſo wie er in die Leichentücher eingehüllt war; ruhig und ohne irgend ein Zeichen einer Freude, oder ſonſt eines Affekts zu zeigen, ſagte Jeſus ferner: Löst ihn auf und laßt ihn gehen.

Du kannſt dir die Wirkung nicht vorſtellen, welche dieſes göttliche Wunder hervorbrachte — da war an keine Täuſchung zu denken, Hunderte wußten, Lazarus ſey geſtorben, Hunderte rochen den Geſtank der Verweſung, und alle dieſe nämlichen Hunderte ſahen ihn nun auf den Aufruf Jeſus geſund und friſch aus dem Grabe hervorkommen. Ganz Jeruſalem gerieth in Bewegung, da war bei dem Unbefangenen kein Zweifel mehr, daß Jeſus der Meſſias ſey, aber die Prieſter und Oberſten wurden wüthend darüber, und warum? — blos aus Neid — Jeſus iſt ſo ſehr gerade das Gegentheil von dem, was ſie ſind, daß ſie Ihn unmöglich, ſo wenig als Er ſie, dulden können. Jetzt ſäumten ſie nicht länger, um Ihn zum Tod zu befördern, — zum Tod! — du ſtaunſt, Rabbi Aaron! — lies nur weiter: Sie ſahen ein, wenn das ſo fortginge mit dem Wunderthun, ſo würde Ihm das ganze

Volk anhangen, und dann wäre es um ſie geſchehen; indeſſen war es doch auch mit dem Hinrichten keine ſo leichte Sache, weil Er einen großen Anhang hat. — Vielleicht biſt du neugierig, zu wiſſen, wie es dem Lazarus jetzt nun zu Muth war? ich ſprach oft mit ihm, und er ſagte mir, er ſey nach ſeinem Tod in einer großen dämmernden Weite erwacht, und zween Engel ſeyen bei ihm geweſen, die ſehr lieblich mit ihm umgegangen wären und ihm geſagt hatten, er müßte wieder ins irdiſche Leben zurückkehren, um die Würde des Meſſias zu bezeugen; übrigens iſt er juſt ſo, wie er vorher war, doch oft auch in ſich gekehrt und wehmüthig.

Ich habe auch Jeſum im Tempel lehren hören — da ſollteſt du an meiner Stelle geweſen ſeyn — alle ſeine Worte ſind Geiſt und Leben, aber oft auch geheimnißvoll, doch das konnte ich gar häufig merken, daß Er ſterben müſſe als ein Opfer für die Sünden der Welt, und daß Er hernach bald auferſtehn, zum himmliſchen Vater zurückgehn, einſt wiederkommen und dann erſt ſein Reich errichten werde. Dies will nun den Juden gar nicht einleuchten, ihre Begriffe vom Reich des Meſſias ſind damit gar nicht übereinſtimmend, der Meſſias ſoll ſie vom Joch der Römer befreien und zu Herren der Welt machen; ſelbſt ſeine Jünger, welche gemeine Leute und zum Theil Fiſcher, aber ſehr fromme und brave Männer ſind, hatten ungefähr die nämlichen Vorſtellungen, und die Winke ihres Rabbi von Sterben und Auferſtehen wollten ihnen nicht einleuchten.

Ob ich zwar auch mit meinen ſchwachen Augen dies Dunkel nicht durchdringen kann, ſo ſchimmert mir doch ein kleines Licht daraus hervor: es iſt unmöglich, daß ein allgemeines Friedensreich Gottes

auf Erden entſtehen kann, ſo lang die Menſchen ſo verdorben, gottlos und ruchlos ſind, und vorab wie es unſer Volk iſt, und mit dieſem ſoll ja doch das Reich Gottes beginnen; wenigſtens haſt du mich ſo unterrichtet. Es iſt alſo vorerſt eine Anſtalt nöthig, wodurch die Menſchen beſſer werden, und dieſen Zweck hat Jeſus im Auge; jetzt will Er ſterben und wieder zu ſeinem Vater zurückkehren, und wenn dann ſeine Anſtalten jenen Zweck erreicht haben, ſo will Er wieder kommen und ſein meſſianiſches Reich errichten. So ſehe ich wenigſtens die Sache ein, und eine kleine Unterredung, die ich mit dieſem — ich möchte ſagen — Gottmenſchen im Tempel, in Salomons Halle hatte, hat mich darinnen beſtärkt: Ich ging nämlich an einem Abend in den Tempel, um mein Gebet zu verrichten; nun hörte ich, daß Jeſus in Salomons Halle ſey, ich ging alſo dahin und fand Ihn mit einigen ſeiner Jünger allein, Johannes war auch bei Ihm; als Er mich ſah, winkte Er mir freundlich und ſagte: wirſt du über Pfingſten hier bleiben? — Ich antwortete: Ja Herr, wie du befohlen haſt! — dann fuhr Er fort: Eile dann zu den Deinigen, beſtelle deine Geſchäfte und ziehe nach Rom, dort wirſt du erfahren, was zu deinem Frieden dient. Mein Reich gehört nicht in dieſen Zeitlauf, und es beſtehet nicht in irdiſcher Herrlichkeit, ſondern in Befolgung meiner Gebote.

Ich. Herr! ich habe keine Gelegenheit gehabt, deine Gebote zu hören.

Er. Liebe Gott über Alles, den Nächſten als dich ſelbſt, und glaube an mich, ſo wirſt du zu ſeiner Zeit Alles erfahren.

Friede ſey mit dir! — Jetzt mußte ich Ihn verlaſſen; hochahnend ging ich von Ihm weg.

Die Oſtern rückten nun heran und allerhand Gerüchte gingen in Jeruſalem umher, die Geſchichte von der Auferweckung Lazarus verkühlte bald, und es war eben, als ob nichts geſchehen wäre; an einem Morgen früh aber kam mein Wirth mit lautem Geſchrei zu mir und ſagte: ſie haben dieſe Nacht Jeſum gefangen genommen, ſo eben hat man Ihn mit Stricken gebunden zu Pilatus geführt. Denk', einer von ſeinen Jüngern hat Ihn verrathen und den Hohenprieſtern den Ort geſagt, wo man Ihn finden könnte, ſogar hat er das Kommando, das Ihn fangen ſollte, begleitet, und im Garten Gethſemane am Oelberg hat man Ihn angetroffen, wollen wir nicht hin und ſehen, wie es geht?

Im Augenblick war ich angekleidet und wir liefen zum Richthaus. Mir ſtanden die Haare zu Berge, als ich dahin kam und die Menge Volks in der Wuth, ſo wie im Aufruhr ſah, wie die Prieſter und Oberſten das Volk immer mehr aufhetzten und alle das raſende Getümmel. Ueber dieſen Vorfall wurde ich tief bekümmert, und ich ſahe nun klar ein, daß unſerem Volk abermal ein ſchweres Gericht bevorſtund: denn dieſe entſetzliche Blutſchuld konnte nicht ungerochen bleiben. Wir blieben eine Weile da, um zu erfahren, wo es hinaus wolle; endlich ſahen wir Ihn auf dem Hochpflaſter herausführen. Ach, Rabbi! welch' ein Anblick! — über den ganzen Leib von der ſchrecklichen Geißelung mit Blut bedeckt, auf dem Haupt ein Diadem von Dornen, einen alten zerriſſenen Purpurmantel um die Schultern und ein Schilfrohr in der Hand, ſtand Er da — kaum kannte ich Ihn mehr — ſeine Phyſiognomie war leidend; ruhig

und mit tiefem Mitleid ſahe Er über das Volk hin.
Jetzt denke dir, ſo hatte man ſeine Königswürde verſpottet, und kannſt du es glauben? — das Volk klatſchte in die Hände und lachte. Ich hielt das Alles nicht aus, ſondern lief fort, verſchloß mich in mein Zimmer, weinte und heulte laut. Mein Wirth kam auch bald wieder, auch er weinte, und wir beteten mit einander. Endlich erfuhren wir, man hätte Ihn hinaus nach dem Golgatha geführt, um Ihn zu kreuzigen. Wir blieben zu Haus und waren in tiefer Trauer. Aber denke dir das Wunder, um Mittag fing es an auf einmal dunkel zu werden, die Sonne wurde viel ſtärker verfinſtert, als bei der größten Sonnenfinſterniß, es war wie in der Nacht; bei heiterem Himmel erſchien die Sonne dunkel blutroth, und doch war es Vollmond, wo eine Sonnenfinſterniß unmöglich iſt. Jedermann erſtaunte, zitterte und bebte, denn man merkte wohl, was das zu bedeuten habe; dieſe Finſterniß währte drei volle Stunden; gegen das Ende derſelben gingen wir hinaus nach dem Golgatha, um zu ſehen, was vorging. Da fanden wir nun Jeſum zwiſchen zwei Verbrechern am Kreuze hangen, noch lebte Er, ich nahte mich dem Kreuz, ſo ſehr ich konnte, ich fand da Maria ſeine Mutter und einige Freundinnen im tiefſten Jammer, auch Johannes ſtand da und ſchaute ſeinem leidenden Herrn mit Thränen-Augen in's ſterbende Antlitz. Auf einmal hörten wir ſeine ſtarke Stimme: Vater, ich befehle meinen Geiſt in deine Hände! und nun ſank ſein Haupt vorwärts, Er zuckte ein paarmal und ſtarb. In dem Augenblick entſtand ein Erdbeben, ſo daß Felſen von einander borſten. Wir eilten wieder nach Haus, und als wir durch eine Gaſſe mit geſenkten Häuptern unſers Weges gingen,

ſo ſahen wir verſchiedene glänzende Perſonen vor uns vorüber ſchweben; wir erſchraken und hielten ſie für Engel, aber wir erfuhren hernach, daß es heilige Menſchen der Vorzeit geweſen, welche auferſtanden ſeyen und ſich hin und wieder frommen Bürgern geoffenbaret hatten.

Zu Hauſe dachten wir über das Alles nach, und mein Glaube, daß Jeſus der Meſſias ſey, wurde durch ſeinen Tod im geringſten nicht geſchwächt, ob ich gleich nicht alles begreifen konnte, denn die Finſterniß, das Erdbeben und die Auferſtehung verſchiedener Heiligen machte mir's immer gewiſſer, daß der leidende und ſterbende Jeſus im Himmel und auf Erden eine höchſt wichtige Perſon ſeyn müßte; dazu kam noch etwas: auf einmal erſcholl das Gerücht, daß im Augenblick des Todes Jeſu, nämlich während dem Erdbeben, der koſtbare ſtarke Verhang, der im Tempel zwiſchen dem Heiligen und Allerheiligſten hängt, von oben bis unten von ſelbſt durchgeriſſen ſey, ſo daß man nun in's Allerheiligſte hinein ſehen konnte. Dies war mir beſonders merkwürdig, und es bedeutete nichts Gutes für unſer Volk.

In Jeruſalem war nun Alles ſtille, man ſahe überall traurige Geſichter, denn die Naſerei war nun vorbei; aber am dritten Tag des Morgens gab's wieder Unruhe, denn es hieß nun, Jeſus ſey auferſtanden — dies mußte ich wiſſen; ich lief in das Haus, wo ich die Mutter Maria und ſeine Jünger beiſammen wußte, und da erfuhr ich, daß es wirklich wahr war, und man wünſchte ſehnlich, Ihn zu ſehen. Ich mußte meiner Geſchäfte halber verreiſen, und konnte es nicht abwarten, und doch brannte ich vor Verlangen, den Ausgang dieſer wichtigen Sache zu erfahren; indeſſen war ich getroſt, denn in zwei bis drei Wochen kam ich wieder nach Jeruſalem.

Ich reiste nach Cäſarien, und dann nach Ptolomais; auf meiner Rückreiſe kam ich nach Capernaum, wo ich eine große Menge der Freunde Jeſus verſammelt antraf, ſie beteten zuſammen und unterhielten ſich mit der Hoffnung der Auferſtehung Jeſus; ich geſellte mich zu ihnen; die allgemeine Sehnſucht, den auferſtandenen Meſſias zu ſehen, ſtieg mit jedem Augenblick, und wurde endlich zum allgemeinen Gebet. — Lieber Rabbi! wie wurde uns: — auf einmal ſtand Er da, mitten unter uns — ja Er war der Nämliche, ſein Angeſicht ſtrahlte Freude und hohe göttliche Majeſtät; ein lieblicher Schimmer glänzte von Ihm umher, ſein Gewand war blendendweiß und ſeine Wunden ſahen aus wie rubinrothe Flecken. Die Freude, den Jubel kannſt du dir nicht vorſtellen, alle weinten, wir alle lagen auf den Knieen, unſerer waren bei fünfhundert. Friede ſey mit Euch! ſagte Er, dann ermunterte Er uns zur Liebe gegen einander, und befahl uns, nach Jeruſalem zu gehen, wo wir ferner ſeinen Willen erfahren würden; dann verſchwand Er.

Jetzt waren wir Alle getröſtet, wir blieben die Nacht über im Gebet beiſammen, und des Morgens reiste ich nach Jericho, einige Tage hernach dann wieder nach Jeruſalem; da war es nun wieder, als ob gar nichts vorgefallen wäre; außer den Freunden Jeſus hörte und ſahe man nichts mehr von der Sache, es war, als ob gar nichts Wichtiges vorgefallen ſey; das üppige Laſterleben ging unaufhaltbar ſeinen Gang fort.

Auf Pfingſten aber gab es wieder etwas Neues: nach einem gelinden Erdbeben ſtrahlte ein feuriger Glanz über dem Haus, wo die Jünger und Freunde Jeſus verſammelt waren, dieſer ſenkte ſich ins Haus

und man ſahe Flammen auf den Häuptern der Jünger; jetzt wurden ſie alle mit dem heiligen Geiſt erfüllt, und Einer von ihnen, Petrus, ein Fiſcher von Bethſaida, redete ſo kräftig zu dem zuſammenſtrömenden Volk, daß Tauſende zu dem auferſtandenen Meſſias bekehrt wurden. Merkwürdig iſt, daß jeder von den Zuhörern den Petrus in ſeiner eigenen Sprache reden hörte, da er ſich doch der Landesſprache bediente.

Ich war eben damals in Bethanien, als ich aber wieder zurückkam und das alles hörte, ſo beſuchte ich den Petrus; ich fand Johannes und Jacobus den Bruder Jeſus, den ich zu Nazareth hatte kennen lernen, bei ihnen. Jetzt erfuhr ich auch die Himmelfahrt Jeſus. Die Männer waren nun ganz umgeſchaffen, ſie ſprachen mit einer Kraft und Weisheit, wie ichs außer Jeſu noch nie gehört habe; und nun wurde ich ganz von der Erlöſung unterrichtet und überzeugt.

Sehr vieles werde ich dir noch dereinſt mündlich zu erzählen haben. Lieber Rabbi! lebe wohl!

Was dünkt Euch, meine lieben Leſer? wie würde uns zu Muth ſeyn, wenn wir unerwartet erführen, der längſt Erwartete, längſt Erſehnte ſey da oder dort angekommen — würden wir nicht Alles ſtehen und liegen laſſen, und dahin eilen, und wenn wir den Ort von weitem ſähen, würde uns da nicht auch das Herz klopfen, wo Er anzutreffen ſey?

Nun dann, ſo laßt uns treu aushalten im Kampf und in der Liebe zu Ihm, auf jeden Fall werden wir Ihn ſehen, und uns freuen mit unausſprechlicher Freude.

Geſammelte Gedichte.

Erſte Abtheilung:

Geiſtliche Lieder.

1.

Die Schöpfung.

Mel. Wacht auf! ruft uns die Stimme.

Ihr hohen Dank- und Jubellieder!
Schallt dort von allen Sternen nieder!
Die Sonn' hör' unſern Hochgeſang!
Der ganzen Schöpfung Lobgetöne
Ermunt're euch, ihr Adams-Söhne,
Und Töchter auch zum frohen Dank!
Rühmt unſern Elohim,
Die Engel jauchzen Ihm.
Hallelujah!
Er ſchuf die Welt,
Die Er erhält,
Lobſing, lobſing Ihm ſeine Welt!

Es ruhte noch in tiefem Schweigen
Die Zukunft, und der Jubel-Reigen
Der Morgenſterne war noch nicht.
Im tiefſten Dunkel lag der Morgen,
Der Same aller Welt verborgen,
Verborgen war in Gott das Licht.
Sein Wort in Himmelspracht
Rief in die alte Nacht
Es werde Licht!
Es wurde Licht,
Gut war das Licht!
Die Finſterniß begriff es nicht.

In tiefer Ferne ruht die Erde,
Das Wort des Lebens rief: Es werde
Ein weiter Luftraum um ſie her!
Der Raum erfüllte ſich mit Düften,
Die Wolken ſchwebten hoch in Lüften,
Noch war die Erd' ein trübes Meer;
Elohims Wort erklang,
Es ſtieg mit wildem Drang
Das feſte Land
Aus Fluthen auf;
Den raſchen Lauf
Lenkt hin zum Meer des Schöpfers Hand.

Der Gott der Liebe ſprach: Es werde
Zum Paradies die öde Erde!
Nun grünt und blüht es überall.
Dort prangen holde Blumen=Wieſen,
Durch welche klare Bächlein fließen,
Mit Pracht erfüllt iſt Berg und Thal.
Jetzt ging die Sonne auf,
Der Mond begann den Lauf,
Hallelujah!
Der Morgenſtern
In blauer Fern'
Freut ſich, und ſpricht: Auch ich bin da!

Das ew'ge Wort haucht Geiſt und Leben
In die Natur, und ſieh! es ſchweben
Die Vögelheere in der Luft.
Der Ocean braust vom Getümmel,
Von unzählbarem Thiergewimmel,
Wo ein Abgrund den andern ruft.
Und nun auf Feld und Flur
Regt ſich auch die Natur.

Der Löwe brüllt!
Wald, Berg und Thal
Sind allzumal
Mit tauſend Leben angefüllt.

Nun nah' ich mich, o Gott der Liebe!
Mein Heiland! Dir mit heißem Triebe,
Gedenke, wie Du Adam ſchufſt!
Ach blick' mich dann auch an mit Milde,
Wenn Du mich einſt nach Deinem Bilde
Erneuert aus dem Grabe rufſt.
Wie Adam ehmals da,
Als er Dich, Heil'ger, ſah,
Hallelujah!
Im Jubel rief,
Sich beugte tief:
So ruf' ich auch Hallelujah!

2.

Sonntags=Feier.

Jeſus Chriſtus! Sieh' ich Armer
Komm, ſo ſündhaft wie ich bin;
Komm zu Dir, o mein Erbarmer!
Geb' mich Dir zu eigen hin.
Dir bekenn' ich meine Sünden,
Blicke mich in Gnaden an!
Laß mich doch Vergebung finden
Du haſt g'nug für mich gethan.

Feſten Vorſatz faß ich heute,
Ernſtlich jede Sünd' zu flieh'n,
Mich auch jeder ſchnöden Freude
In dem Laſter zu entzieh'n.

Mein Erlöſer, ſchenk' mir Kräfte,
Dieſem Vorſatz treu zu ſeyn;
Meinem Heiligungs=Geſchäfte
Unverbrüchlich mich zu weih'n.

Segne dieſen Tag der Ruhe,
Mach' ihn meinem Herzen werth!
Daß ich immer denk' und thue,
Was Dein Geiſt und Wort mich lehrt!
Und die Kraft zum Ueberwinden
Jeder ſündlichen Begier
Laß mich unaufhörlich finden
In dem Umgang nur mit Dir.

Treuer Heiland! Deine Führung,
Ach! von meiner Jugend an
Preiste ich mit tiefer Rührung,
Denn auf meiner Pilgerbahn
Haſt Du heilig mich geleitet,
In Gefahren mich bewacht,
Manche Freude mir bereitet,
Dank, o Dank ſey Dir geſagt!

Heute bin ich feſt entſchloſſen,
Dir auf ewig treu zu ſeyn;
Für Dein Blut, das Du vergoſſen,
Will ich mich Dir ewig weih'n.
Ach! verkläre doch Dein Leiden,
Dein Erlöſungswerk in mir!
Alles, Alles will ich meiden,
Was mein Herze trennt von Dir.

Sieh', hier bin ich, Ehrenkönig,
Nimm mich ganz zu eigen hin!
Ach! es iſt noch viel zu wenig
Für das, was ich ſchuldig bin;

Aber wenn Du Dich mir gibeſt,
Dann bin ich ſo reich wie Du;
Und im Glück, daß Du mich liebeſt,
Find' ich wahre Sabbaths-Ruh'.

3.

Der Fall Adams.

Mel. Mein Freund zerſchmelzt aus Lieb' u. ſ. w.

Schwing dich, mein Geiſt, in Edens Luſtgefilde
Zu Vater Adam, Mutter Eva hin.
Ich ſehe ſie, und find', daß ihrem Bilde
Und ihrem Geiſt ich kaum mehr ähnlich bin.
Der Schlagengift und Ferſenſtich
Hat immer tief gewirkt, und wirkt noch fürchterlich.

Wie ſelig wallen ſie im Palmen-Haine
Und athmen froh den Duft vom Lebensbaum!
Wie iſt ihr Blick, wie iſt ihr Herz ſo reine!
Im Geh'n berührt ihr Fuß den Boden kaum.
Und ſieh'! Jehovah dort im Licht,
Wie Er als trauter Freund mit ihnen huldreich ſpricht!

Jehovah warnt, er warnt ſie vor dem Falle,
Vor dem Genuß der gift'gen Todesfrucht.
Im Finſtern ſchleicht, erfüllt mit Gift und Galle,
Der Höllenfürſt, ſieh! wie er flammt und flucht!
Ach liebes erſtes Elternpaar!
Ach kennteſt du doch jetzt die Größe der Gefahr!

Die Schlange kommt in Gold- und Purpur-Schimmer,
Im weiten Bogenzug, empor die Bruſt;
Und Satan ſchleicht wie falber Schwefel-Glimmer,
Erfüllt mit Wuth, mit teufeliſcher Luſt,
In einem Zug in's Schlangenherz,
Jetzt ſchwillt ſie wüthend auf und züngelt himmelwärts.

Sie birgt die Wuth und kommt mit ſanftem Schmeicheln
  In weiten Kreiſen zum verbot'nen Baum;
Genießt die Frucht und ſchleicht mit frommem Heucheln
  Zum Elternpaar und ſagt: ich glaub' es kaum,
    Daß Gott die Frucht euch hat verſagt,
Mir widerfährt ja nichts, und ſeht! ich hab's gewagt.

In mich hat ſich jetzt Himmelskraft ergoſſen,
  Ich ſpreche jetzt und hab' Verſtand wie ihr.
So bald ihr habt die ſüße Frucht genoſſen,
  So ſeyd ihr gleich wie Gott, dies glaubet mir!
    Allein ihr ſeht, Gott will das nicht,
Er hält euch gern zurück von ſeinem höhern Licht.

Unſel'ger Blick! die Eltern eſſen beide,
  In ihren Adern wüthet Gift und Tod,
Argwohn und Mißmuth tilgen jede Freude,
  Und füll'n die Bruſt mit trüber Angſt und Noth.
    Aus Scham ſieht Keins das Andre an,
Und jeder Pulsſchlag klagt: was haben wir gethan!

Die Sonne ſinkt in Trauerflor verſchleiert,
  Der Mond ſteigt ſchamroth dort im Oſten auf.
Es ſchweigt der Wald, der ganze Himmel feiert,
  Das Wild erbebt, der Strom hemmt ſeinen Lauf.
    Der Richter kommt! — Erbarme Dich!
Das Menſchenpaar verſteckt im dunkeln Buſche ſich.

Die Stimme tönt, und Berg und Thäler zittern,
  Der Himmel horcht, bedeckt mit Wolken ſich,
Jehovah ſpricht, Er ſpricht nicht in Gewittern,
  Sein Fluch iſt Huld, Er zürnt nicht ewiglich.
    Erlöſung iſt ſein hoher Plan,
Er blickt mit ew'ger Gnad' die ganze Menſchheit an.

Der Schlangenfluch erſchüttert alle Welten,
  Doch Jeder fühlt, wie höchſt gerecht er iſt:

Sie ſticht die Ferſ' des Helden aller Helden,
Und freut ſich höchlich ihrer Schlangenliſt,
Sie ſticht und tobt, und ſcheut das Licht,
Bis einſt der Schlangentreter ihr den Kopf zerbricht.

Kommt, Adams-Kinder, zum Verſöhnungs-Throne!
Und huldigt Ihm, der liebend für uns ſtarb.
Schenkt Ihm euch ganz zum Dank- und Schmerzenslohne,
Ihm, der uns ja die Strahlenkron' erwarb.
Herr, wir ſind Dein in Ewigkeit!
Durch Deine Kraft ſind wir zum Tod für Dich bereit.

Nun komm ich auch, o Herr! zu Deinen Füßen,
Und bete Dich gerührt im Staube an,
Ich laß Dich nicht, wenn Alle Dich verließen,
Und folge Dir auf meiner Pilgerbahn.
Iſt dann vollbracht mein Kämpferlauf,
So nimm den müden Geiſt in ſeine Ruhe auf.

4.

Kains Brudermord.

Durchwehe Du mein Herz mit ſchmerzenvoller Trauer,
Erhab'ner Geiſt aus Gott! den erſten Ferſenſtich,
Den erſten Brudermord, mit tief empfund'nem Schauer
Zu ſchildern treu und wahr, ach, dazu ſtärke mich!
Den Kains unſrer Zeit zur Warnung, zum Gericht,
Den Habels unſrer Zeit zu Stärkung, Troſt und Licht.

Dort kreist im hohen Thor des Cherubs ſtrahlend Feuer,
Kein Frevler wage mehr den Weg zum Paradies!
Das erſte Elternpaar ſteht hier in ſtiller Feier
Und fleht um jenes Heil, das ihnen Gott verhieß.
Sie harren in der Näh' des Weibesſamens ſchon,
Vergeblich harren ſie, es iſt noch weit davon.

Und nun bemerken ſie mit tiefem Seelen-Schmerze,
Daß Kain keineswegs der Mann Jehovah iſt;
Und daß das Schlangengift in ſeinem wilden Herze
So tiefe Wurzeln ſchlägt und immer um ſich frißt.
Die dunkle Zukunft trübt den ſehnſuchtsvollen Blick,
Sie ſehnen ſich umſonſt in's Paradies zurück.

Doch ſtärkt ihr mattes Aug' ein holder Morgenſchimmer,
Der ew'gen Liebe Keim ſproßt auf in Habels Bruſt.
Die Nähe ihres Heils erwarten ſie noch immer,
Und Habels Frömmigkeit füllt ſie mit Himmelsluſt.
Sie hoffen nun in ihm den Menſchenſohn zu ſeh'n,
Und einſt an ſeiner Hand in's Paradies zu geh'n.

Dies merkte Kain wohl, die Höll' in ſeinem Herzen
Erhitzt ſich nun und füllt ſein ganzes Weſen an.
Die Eltern fühlen tief des Ferſenſtiches Schmerzen,
Und wanken tief gebeugt auf ihrer Kummerbahn.
Doch wenn ſie Habel ſah'n auf Gottes Wegen geh'n,
So glaubten ſie von fern des Jammers Ziel zu ſeh'n.

Ein Opfertag erſchien, ein Lämmlein von der Heerde
Ward jetzt von Habels Hand zum Altar hingeführt.
Auch Kain brachte Frucht mit trotziger Geberde,
Getreide von dem Feld, ſein Herz blieb ungerührt.
Auf Habels Opfer blitzt des Cherubs Flammen-Schwert,
Es lodert himmelwärts und iſt dem Herren werth.

Und kalt und unberührt bleibt Kains Opfergarbe,
Doch iſt ſein Herz nicht kalt, es kocht in Höllengluth.
Sein Angeſicht wird wild, verliert die Lebensfarbe,
Und Rache blitzt ſein Aug', die Zähne knirſchen Wuth.
Die ew'ge Liebe warnt, ſie warnt zum letztenmal,
Die Warnung lindert nicht des Herzens Höllenqual.

Bald ward die Rache reif, ſie glüht in Kains Herzen,
Er lockte Habel hin in's Trauerweiden-Thal
Und ſchlug ihn wüthend todt, und unter tauſend Schmerzen
Erſchien der erſte Menſch im dunkeln Todtenſaal,
Indem der ſanfte Geiſt im Frieden Gottes ruht,
Schreit laut und himmelan um Rache Habels Blut.

Jehovahs Donnerfluch verbannt aus ſeinen Augen
Den Brudermörder weg. Ein Zeichen im Geſicht
Lähmt jede Rächer-Hand; er darf nun nicht mehr ſchauen
Das Angeſicht des Herrn und ſeine Eltern nicht;
Unſtät und flüchtig ſchleicht er über Berg und Thal,
In ſeinem Herzen tobt Verzweiflung, Höllenqual.

Mit banger Ahnung harrt in dunkeln, öden Hütten
Das erſte Elternpaar auf ſeinen liebſten Sohn.
Ach, Eva trauert tief! — und auf ihr ernſtes Bitten
Geht Adam mit ihr fort; ſie ſehn von weitem ſchon
Das Trauerplätzchen, wo die Leiche Habels ruht,
Sie ſeh'n den rothen Fleck gefärbt mit Habels Blut.

Entſetzen ſträubt ihr Haar und falbe Todtenbläſſe
Durchſchauert ihr Geſicht, das Auge ſtaunt und ſtarrt;
Kein Seufzer löst die Bruſt und keine Thränen-Näſſe
Erleichtert das Gemüth, das Herz iſt kalt und hart.
Jehovah ſieht's. — Er flößt der Liebe Strahl in's Herz,
Nun weinen ſie, und warm verblutet nun ihr Schmerz.

Sie fleh'n Jehovah an, bekennen ihre Sünden,
Sie weinen ſich ſo recht vor ſeinen Augen aus.
Im Blick auf Golgatha läßt er ſie Gnade finden,
Ihr Schmerz wird ſanft und ſtill, ſo wallen ſie nach Haus.
In's erſte Grab wird nun die Leiche eingeſcharrt,
Wo Habels edler Staub der Auferſtehung harrt.

O Gott! Dir ſind bekannt die Ferſenſtiche alle,
Vom frommen Habel an bis an des Kampfes Ziel.
Du kennſt die Folgen all' von Adams ſchwerem Falle,
Und weißt auch unſre Noth, der Kains ſind ſehr viel.
Zertritt den Schlangenkopf, o großer Siegesfürſt!
Beſchütz' uns, bis Du bald Dein Reich errichten wirſt.

5.

Das Leben der Patriarchen.

Mel. Mein Salomo, dein freundliches u. ſ. w.

Schwing dich, mein Geiſt, empor auf Adlers Flügeln!
Zum Thron des Lichts, allwo der Väter Schaar,
Die in der alten Welt voll Muths und Glaubens war,
Im Harfen-Jubel auf den ew'gen Hügeln
Mit Wonne preist den Herrn der Herrlichkeit,
Und horch', was führte ſie zu ſolcher Seligkeit.

Mit reger Sorgfalt zähmten ſie die Lüſte
Der Sinnlichkeit, und auch im Kleinſten treu,
War die Verläugnungskraft tagtäglich neu,
Und ſtärker durch das Wallen in der Wüſte.
Durch ihre Sehnſucht nach dem fernen Heil,
Ward ihnen hoher Muth und Kraft zu Theil.

Im dunkeln Blick in die Erlöſungs-Tiefen
Erſchlaffte nicht des Glaubens Heldenmuth,
Und wenn ſie büßend bei dem Opferblut
Um Gnade weinend zum Erlöſer riefen,
So ſtrahlte vom geheimnißvollen Thor
Am Paradies ein Gnadenlicht empor.

Mit ſteter Wachſamkeit auf alle Schritte,
Gedanken, Worte und auf jede That,

Durchwallten ſie den langen Lebenspfad,
Mit Liebe fühlten ſie, was Jeder litte,
Und boten herzlich ihre Hülfe an,
Auch dem, der niemals ihnen Gut's gethan.

Sie wandelten vor Gott mit heißer Liebe,
In allen Weſen ſahen ſie den Herrn,
Und ſie erfüllten ſeinen Willen gern,
Sie wußten ihn: denn im erhab'nen Triebe
Zum innern immerwährenden Gebet
Sah'n ſie das Licht in ſeiner Majeſtät.

Die Demuth war der Väter höchſte Zierde,
Für den Geringſten ſah ſich Jeder an,
Empordrang war für ſie nur eitler Wahn,
Sie wußten, daß nur wahre Demuth führte
Zur wahren Ehre, zum erhab'nen Ziel,
Und alle Pracht war ihnen Kinderſpiel.

So lebten Sie Jahrhunderte mit Treue,
Und ſtiegen ſo von Kraft zu Kraft empor,
Aus ihrem Blick ſtrahlt' Gottes Bild hervor,
Und Jeder war der Wahrheit treuer Zeuge.
Und nah' am Ziele ſahen ſie ſehr weit
In's Dunkel der Erlöſungs-Herrlichkeit.

Und dieſer Weg iſt immer noch der wahre,
Ach, laßt uns ihn mit feſter Treue geh'n!
Und ſtets auf Ihn, den Seligmacher, ſeh'n,
Damit doch Jeder in der That erfahre,
Daß außer Ihm kein Heil zu finden iſt;
Dies findet nur allein der wahre Chriſt.

6.

Die Sündfluth.

Mel. O Haupt! voll Blut und Wunden.

Mit tief empfund'nem Sehnen
  Blick ich hinauf zu Dir!
O Vater! nimm die Thränen
  Zum Opfer an von mir.
Die Sünden-Greuel ſteigen
  Zum Himmel fürchterlich,
Und Deine Kinder neigen
  Gebeugt zum Staube ſich.

So wie vor alten Zeiten
  Die erſte Menſchenſchaar
Im Taumel wilder Freuden
  Und Luſt verſunken war,
So ſind auch wir verſunken;
  Den Taumelbecher hat
Europa ausgetrunken,
  Und wird doch nimmer ſatt.

Man aß und trank und freite,
  Und fragte dann nach nichts.
Es lachten dieſe Leute
  Des drohenden Gerichts.
Ganz unerwartet hüllte
  Die Luft in Dunkel ſich,
Und ſchwarzer Donner brüllte
  Von ferne fürchterlich.

Das war ſchon oft geſchehen,
  Man ſchmauste ſicher fort,
Des Sturmwinds heulend Wehen,
  Erſchütt'rung hier und dort,

Das waren lauter Sachen
Der wirkenden Natur,
Des kann der Starke lachen,
Der Feige fürchtet nur.

Die Arche Noahs blicken
Sie jetzt noch ſpottend an,
Die Wolken=Berge rücken
Indeſſen ſchnell heran.
In unerhörten Güſſen
Stürzt ab ein Wolken=Meer,
Man ſieht an Seen und Flüſſen
Nun keine Gränzen mehr.

Das hat noch nichts zu ſagen,
Man flieht, man rettet ſich.
Denn ſeht, in wenig Tagen
Verläuft das Waſſer ſich.
Allein es nimmt kein Ende,
Schon jedes Thal iſt See,
Sie ſpült am Berggelände,
Nun hört man Angſt und Weh.

Man flieht auf Berg' und Hügel,
Man glimmt an Bäumen auf,
Das girrende Geflügel,
Das Wild in vollem Lauf.
Und Löwen, Tiger, Schlangen
Geſell'n zu Menſchen ſich.
Es tönt die Luft vom bangen
Geheule fürchterlich.

Die letzten Seufzer ſteigen
Zu Dir, o Gott! empor.
Und nun herrſcht tiefes Schweigen,
Die Sonne bricht hervor.

Die Arche Noahs ſchwebet
Auf dieſer wilden Fluth,
Ein Hoffnungs-Strahl belebet
Den faſt geſunk'nen Muth.

Merkt auf, ihr Zeitgenoſſen!
Noch weilt die Gnadenfriſt.
Bald iſt die Zeit verfloſſen,
Wo noch Erbarmen iſt.
Eilt, fallt Ihm in die Ruthe,
Dem hocherzürnten Gott.
Und treibt mit Chriſti Blute
Und Tod nicht ferner Spott.

Ach Vater! Vater! ſchone,
Erbarm' Dich unſer doch
In Jeſu, Deinem Sohne;
Es gibt doch Viele noch,
Die ſo wie Noah lieben
Von ganzem Herzen Dich,
Und Millionen üben
In Lieb' und Demuth ſich.

7.

Mel. O geſegnetes Regieren!

Herrſcher Himmels und der Erden!
Großer König, Herr der Welt!
Der Du läſſeſt dunkel werden
Oder Licht, wie's Dir gefällt,
Der Du ſendeſt Strafgerichte,
Wann das Maaß gefüllet iſt,
Oder macheſt ſie zu nichte,
Wann Du wieder Vater biſt.

Höre unſer ſchwaches Flehen,
Das ſo ſehnlich aufwärts ſtöhnt!
Laß doch Gnad' vor Recht ergehen,
Denn Du haſt uns ja verſöhnt.
Ach! wir finden unſre Zeiten
In dem Bild der erſten Welt,
Frechen Abfall, Ueppigkeiten,
Wo iſt der, der Glauben hält!

Dennoch glänzt Dein Bundes=Bogen
Immer noch im naſſen Duft,
Wenn der Regen ſich verzogen,
In der faſt entwölkten Luft.
Auch wirſt Du noch Noahs finden,
Die in Deinem Opfermahl
Herzlich Deinen Tod verkünden,
Viele Tauſend an der Zahl.

Ach! bei dieſen Bundeszeichen,
Heiland! wir beſchwören Dich,
Richter! Ach! laß Dich erweichen,
Züchtge uns nur väterlich.
Rette uns, wann nun die Tage
Deiner Rache eilends nah'n,
Rette uns! Ach hör' die Klage
Deiner Kinder gnädig an.

Noahs Opfer ſchmolz Dein Herze
In dem Blick auf Golgatha,
In dem künft'gen Leidensſchmerze
Fand'ſt Du Dich dem Sünder nah'.
Denk' auch jetzt der blut'gen Stunden,
Die Du ehmals durchgekämpft,
Als Du durch ſo viele Wunden
Deines Vaters Zorn gedämpft!

Nur acht Menſchen konnt'ſt Du ſchonen
Im Gericht der erſten Welt,
Jetzo find'ſt Du Millionen,
Die Dein Gnadenzug erhält,
Wir ſind Deines Sieges Beute,
Bringe uns in Sicherheit;
Ja, wir wollen Dir zur Freude
Seyn in alle Ewigkeit!

Gib uns Kraft zum Beten, Wachen,
Und zum Bleiben ſtets in Dir!
Wir empfehlen unſre Sachen
Deiner Führung. Hier ſind wir!
Nimm uns ganz in Deine Pflege,
Mach' uns los von dieſer Welt!
Nur auf Deinem heil'gen Wege
Finden wir, was uns gefällt.

Lieber Heiland, ach! Erbarmen!
Für die ganze Chriſtenheit.
Sieh' die Millionen Armen
An mit Huld und Gütigkeit.
Wenn Du nach Verdienſt willſt ſtrafen,
Wer kann dann vor Dir beſteh'n?
Himmelsfürſt! leg' ab die Waffen,
Ach erhöre unſer Fleh'n!

Vielgekrönter Sieger, eile
Deinem armen Häuflein zu!
Unſre ſchweren Wunden heile,
Bringe uns nun bald zur Ruh!
Wir, des Pilgerwallens müde,
Sehnen uns nach Deinem Licht.
Hilf uns Herr nach Deiner Güte,
Und beſchleun'ge Dein Gericht!

8.

Mel. Alle Menſchen müſſen ſterben.

Großer König aller Welten!
  Groß von Rath und ſtark von That!
Der Du Jedem wirſt vergelten,
  So wie er's verdienet hat.
Schau auf uns im Staub hernieder
  Und erhöre unſre Lieder,
    Flehen wollen wir zu Dir,
    Deine Gnade ſuchen wir!

Vom Beginn der Weltgeſchichte
  War der Stolz ein Greuel Dir,
Schrecklich waren die Gerichte
  Ueber jede Herrſchbegier.
Ach wenn wir nur redlich prüfen
  Des verdorb'nen Herzens Tiefen,
    So erſcheint verborg'ne Luſt,
    Herrſchſucht, Stolz in unſrer Bruſt.

Wenn im Stolz ſich Jemand brüſtet,
  Und auf uns hernieder ſieht;
Ach! ſo wird man bald entrüſtet,
  Die verſtellte Demuth flieht,
Und wir ſinnen dann auf Rache,
  Giftig ſchäumt der Höllendrache
    Grimm und Wuth und Haß ins Herz,
    Glut wird der Verachtung Schmerz.

Wenn uns Jemand Ehr' erzeiget,
  Sich demüthig vor uns bückt,
Wenn wir reden, höflich ſchweiget,
  Dann wird unſer Herz entzückt.

Durſtig ſuchen wir die Quellen
Zu den höchſten Ehrenſtellen,
Freuen uns im Glanz der Welt,
Der uns immer wohlgefällt.

Große Dinge auszuführen,
Hat für uns beſondern Reiz,
Zu befehlen, zu regieren
Suchen wir mit regem Geiz,
Scharren Geld und Gut zuſammen,
Suchen einen großen Namen,
Bauen Babel in die Luft,
Sinken in die kalte Gruft.

Welches Schickſal wird nun finden
Der ſo ganz verarmte Geiſt,
Wann der Richter ſeiner Sünden
Ihn zum ew'gen Abgrund weist?
Menſchen! Brüder! laßt uns eilen
Zum Erlöſer, nicht verweilen,
Ach, es iſt nun hohe Zeit!
Nah' die ernſte Ewigkeit!

Ich bin rein! — ſo denke Keiner,
Rein ſind ſelbſt die Himmel nicht.
Wer ſo denkt, der iſt viel kleiner,
Als wer fühlt, was ihm gebricht.
Prüf' ich mich genau, ſo finde
Ich den Keim zu jeder Sünde,
Wahrlich! tief verſteckt in mir,
Guter Gott! ich klag' es Dir.

Wenn im Stolz ſich Jemand brüſtet
Und auf uns hernieder blickt,
Laß uns dann nicht ſeyn entrüſtet,
Auch wenn er uns unterdrückt.

Schenk' uns dann den Geiſt der Liebe,
Daß wir blos aus reinem Triebe
Ihm erzeigen Lieb' und Huld,
Wahre Demuth und Geduld.

Laß uns fliehen eitle Ehre,
Meiden allen Glanz der Welt!
Laß uns folgen Deiner Lehre,
Nur zu thun, was Dir gefällt.
Wahre Demuth in dem Herzen
Und Geduld in Leidens=Schmerzen,
Das ſey unſre Ehr' allein,
Deren wir uns ewig freu'n.

Große Dinge auszuführen,
Sey für uns nicht wünſchenswerth.
Nur der Wahrheit nachzuſpüren,
Die das Herze Dir zukehrt,
Kinderſinn und Kinderglauben,
Einfalt, Reinigkeit der Tauben,
Schlangenklugheit ſtachellos
Macht uns in der Wahrheit groß.

Dort wird unſer Geiſt dann finden
Nie empfund'ne Seligkeit.
Hochzeitkleider rein von Sünden
Sind für ihn zum Schmuck bereit.
Welterlöſer, Deine Leiden
Sind der Weg zu ew'gen Freuden!
Wandeln wir nur dieſe Bahn,
Dann nimmſt Du uns liebreich an.

9.

Mel. Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte.

Du Heiligſter! von Deiner Krone,
Wo Millionen Sonnen glüh'n,
Strahlt Glanz herab zum Erdenſohne;
In ſeinem Morgenſchimmer blüh'n
Die Roſen unbefleckter Tugend,
Wenn nur der Geiſt ſich aufwärts ſchwingt,
Sein Alter, ſo wie ſeine Jugend,
Dir, Heiligſter! zum Opfer bringt.

Ich nah' mich kindlich Deinem Throne
Mit demuthsvoller Zuverſicht.
Und fleh' im Staube: Ach belohne!
Belohne nach Verdienſt mich nicht.
Gedenke doch der Jugend Jahre
Der aus der Fluth entſtand'nen Welt,
Wie ſie ſo ſchwach zur Tugend ware,
Zu leben ſo, wie's Dir gefällt.

Da ſchränkteſt Du das Erdenleben
Mit Huld auf wenig Jahre ein,
Damit des Sünders Widerſtreben
Nicht konnt' von langer Dauer ſeyn,
Nicht konnte bis zum Gipfel ſteigen,
Den Satans Wuth erſtiegen hat,
Er mußte ſich zum Grabe neigen,
Durch's Glück getäuſcht und lebensſatt.

Die ſchönſte Tugend iſt doch immer
Vor Dir nur ein beflecktes Kleid,
Und ſie erreicht hienieden nimmer
Den höchſten Grad der Reinigkeit;

Drum riefeſt Du den frommen Pilger
Schon früh von ſeinem Poſten ab,
Und ſchenkteſt ihm, o Sünden-Tilger!
Die ſanfte Ruh' im kühlen Grab.

Im dunklen Blick auf Dich, Erlöſer!
Vertraute Dir der Väter Schaar,
Ihr Glaube wuchs, ward immer größer,
Je mehr die Welt verſunken war
Im Götzendienſt und Aberglauben,
In Sünden, Laſtern und Betrug,
Doch Niemand konnte ihnen rauben
Das Siegel, das die Stirne trug.

Ach, drücke Du auch dieſes Siegel,
Mein Heiland! meiner Stirne ein,
Der Väter Beiſpiel ſoll ein Spiegel
Für meine arme Seele ſeyn;
Ich widme Dir mein kurzes Leben,
Mein ganzes Ich ſey Dir geweiht,
Du wolleſt mir nur Kräfte geben
Zum Kampf in dieſer trüben Zeit.

Ganz hingeopfert ſey mein Wille,
Regiere Du allein in mir,
Geduldig harren, ſanft und ſtille
Erwarten alles nur von Dir,
Dies iſt mein feſter Plan, ach führe,
Mein Heiland! Du ihn ſelber aus,
Und endlich öffne mir die Thüre
Zum Eingang in des Vaters Haus.

10.

Mel. Der Glaube ſiegt u. ſ. w.

Der Glaube kämpft und ſiegt auch in den ſchwerſten Proben,
Wenn man der Ichheit und dem Stolz den Abſchied gibt,
Des Herren Willen treu und über alles liebt,
Und harrt in Demuth dann der Glaubenskraft von oben.
Wer eigner Klugheit nicht die Führung anvertraut,
Und ſeine Hoffnung ganz auf Gottes Liebe baut,
Der wandelt ruhig fort, er irrt und ſtößt ſich nicht
Im Glaubenslicht.

Im Glaubenslicht wird auch das Dunkle hell und heiter,
Dem Pilger ſtrahlt das Wort des Herrn auf ſeiner Bahn
Und ſeine ſtarke Hand faßt ihn mit Liebe an,
Und führt ihn jeden Tag auf ſchmalem Pfade weiter.
Wenn er nur unverrückt auf ſeinen Führer ſchaut,
Nicht hie und dahin blickt, nur ihm allein vertraut,
So bleibt ſein Gang gewiß, und ihm verlöſchet nicht
Das Glaubenslicht.

Das Glaubenslicht zeigt mir auf unbekannten Wegen,
Die meinem matten Fuß der Wille Gottes zeigt,
Wenn die Vernunft das Herz zu bangen Zweifeln neigt,
Der Vorſicht Flammentritt; ſie eilt mir dann entgegen
Und führt mich mütterlich auf jeder dunkeln Spur,
Sie ſpricht: ſey gutes Muths, folg' meinem Fußtritt nur,
Dir fehlt in Finſterniß, in Wind und Wetter nicht
Das Glaubenslicht.

Das Glaubenslicht allein hält aufrecht meine Seele,
Wenn ſie in Leiden oft gar keinen Ausweg ſieht,
Und wenn vor ihrem Blick auch jede Hülfe flieht.
Sie faßt dann Muth und ſpricht, was hilft's, daß
ich mich quäle,
Ich traue feſt auf Gott, ich weiß, der Glaube ſiegt,
Und wenn mein banges Herz im Kampf auch unterliegt,
So richtet Er mich auf, zurücke weich' ich nicht
Im Glaubenslicht.

Das Glaubenslicht erquickt, wenn alles um mich
ſchmachtet,
Im Strafgericht erbebt und mit Verzweiflung ringt,
Kein Blick nach oben mehr der Sehnſucht Lindrung
bringt.
Weil man des Herrn Geduld und Langmuth hat verachtet,
So ſteh' ich wie ein Fels in meines Glaubens Kraft,
Und weiß, daß mir der Herr gewiſſe Hülfe ſchafft,
Wenn ich nur hoffe, dulde und verſcherze nicht
Das Glaubenslicht.

Das Glaubenslicht hält feſt, wenn die Verheißung ſäumet,
Und alles anders geht, als man erwartet hat,
Ja gar das Gegentheil erreift zu Werk und That;
Die Hinderniß wird dann auf einmal weggeräumet,
Sobald der Glaube bleibt und in dem Sturm nicht
wankt,
Und man im voraus ſchon für die Errettung dankt.
Was Gott verheißen hat, hält Er gewiß, ſo ſpricht
Das Glaubenslicht.

Das Glaubenslicht gibt Troſt auch in den ſchwerſten
Leiden,
Wenn ich dem Herrn zum Preis das Liebſte opfern muß,

Und an des Abgrunds Rand oft ſchwankt mein mü=
der Fuß,
Ich keinen Ausweg ſeh', Gefahr auf allen Seiten
Mir bangem Pilger droht, dann zeigt der Glaube mir
Zur Burg der Sicherheit die unbemerkte Thür,
Ich geh hinein und ſeh', wie nun der Tag anbricht
Im Glaubenslicht.

Das Glaubenslicht zeigt mir in jener ſchweren Lage,
Wo ein Entſchluß des Lebens Wohlfahrt gründen kann,
Und kein Verſtand erforſcht der Zukunft ſich're Bahn,
Den rechten Pfad zum Ziel, und wenn ich's redlich wage,
Im Fall der Herr es will, den ſteilſten Weg zu gehn,
Und jeden harten Kampf mit Freuden zu beſtehn,
So fühl ich Kraft und Muth, verfehl' das Ziel auch nicht
Im Glaubenslicht.

Im Glaubenslicht ſeh' ich die Todes=Stunde nahen,
Und fürchte nicht den Pfeil, der dann mein Herze trifft,
Denn mein Erlöſer nahm dem Tod ſein herbes Gift,
Ich gehe dann getroſt, die Krone zu empfahen,
Die Er dem Glaubens=Kämpfer huldreich zugedacht,
Als dort auf Golgatha erſcholl: *es iſt vollbracht*;
Dann wird zum ew'gen Tag, der in dem Tod anbricht,
Das Glaubenslicht.

11.

Mein Geiſt, ſchwing' dich empor in's reine Element,
Entferne alles das, was dich vom Himmel trennt,
Es ſchweig' die Phantaſie, es feiern die Gedanken,
Die immer hin und her auf wilden Wellen ſchwanken,
Nur in *das Ew'ge Eins* ſollſt du dich jetzt verſenken,
Und ſeine Führung ernſt und feierlich durchdenken.

Als Iſaaks trübes Aug' ehmals kein Opfer ſah,
Er ſelbſt das Opfer war, dem blut'gen Tode nah,
Da opfert' er ſich ſelbſt, ſein Herz aus innerm Triebe,
Sein ganzes Weſen gab er hin der ew'gen Liebe.
So opfre ich mich auch, und weih' mein ganzes Leben
Dem, der ſich einſt für mich auch in den Tod gegeben.

Auch wählte Iſaak nicht, was ſeinem Aug' gefiel,
Nur was ihm Gott beſcheert, das iſt ſein Wunſch und Ziel.
Er überließ dem Herrn, die Gattin ihm zu wählen,
Er weiß: ihm kann ſein Glück bei dieſer Wahl nicht fehlen.
So will ich ganz und gar im Großen wie im Kleinen
Nur das, was mein Gott will, ich weiß, Er täuſchet Keinen.

Und wenn die Theurung drückt, Iſaak Egypten denkt,
So bleibt er willenlos und folgt ſo, wie's Gott lenkt,
Als Fremdling duldet er der Neider Widerwillen,
Er weicht der Bosheit aus; mit Sanftmuth ſie zu ſtillen
Iſt ſeinem Herzen ſüß. Auch ich will ruhig dulden
Das, was ich leiden ſoll, nur ſey es ohn' Verſchulden.

Rebekke ſehnte ſich, des Leibes Frucht zu ſehn,
Da ging er willenlos zum Herrn, Ihn anzuflehn.
Zween Söhne gab ihm Gott, ſo ward ſein Wunſch erfüllet,
Rebekkens Sehnſucht auch mit Ueberfluß geſtillet.
So ſey auch jeder Wunſch gemäß Jehovahs Willen,
So wird Er jeden auch mir zur Genüge ſtillen.

Wenn Iſaaks Vaterhuld zu Eſau Schwäche war,
So machte ihm der Herr die Schwäche offenbar,
Und nun gehorchte er, gab Jakob ſeinen Segen,
Empfahl ihn ſeinem Gott auf allen ſeinen Wegen;
So wird der Herr auch mir des Fleiſches Schwächen zeigen,
Gehorchend will ich mich vor ſeinem Scepter beugen.

Wie Iſaak mit Geduld die lange Blindheit trug,
So war das innre Licht ihm auch Erſatz genug.
Er lebte ganz vor Gott, ſein Geiſtes-Auge blickte
Zu höhern Sphären hin, wo ihn der Blick entzückte;
So will ich unverrückt den Blick zum Himmel wenden;
Und fehlt es mir an Kraft, ſo wird's der Herr vollenden.

O göttlich reiner Sinn! des Herzens ſtille Ruh',
Des hohen Friedens Quell, Gelaſſenheit! biſt du;
Des dunkeln Glaubens Licht, des nackten Glaubens Hülle,
Du gibſt dem Matten Kraft, dem Hunger Brods die Fülle.
O Geiſt des Herrn, verleih' mir Armen dieſen Segen!
Auf daß er mich begleit' auf allen meinen Wegen.

12.

Geheimnißvoll, o Herr! ſind Deine Wege,
Der blöde Menſch im Staube kennt ſie nicht,
Wenn ihm des Glaubens heller Blick gebricht,
Doch wenn er ſich ergibt der treuen Pflege,
Der Leitung Deines Geiſtes, willenlos,
So wächst ſein Licht und wird am Ende groß.

Dein heil'ges Wort entwirft in dunkeln Bildern
Dem Chriſten hell den großen Führungs-Plan,
(Die Thorheit ſieht das Bild als Mährchen an,
Das uns ſo ſchön die Männer Gottes ſchildern,)
Doch gehen wir ins Heiligthum hinein,
So wird uns Alles klar und deutlich ſeyn.

Der todte Buchſtab' kann uns nicht befreien
Von unſerm Hang zur ſchnöden Sinnenluſt,
Es muß ein andrer Geiſt in unſrer Bruſt
Dem innern Sinn erhabne Güter zeigen,
Und dieſer Geiſt ruht in dem Wort des Herrn,
Er gibt dem, der Ihn ernſtlich ſucht, ſich gern.

Egypter hat ein jeder Menſch im Herzen,
Sein eigner Wille iſt ſein Pharao.
Die böſen Triebe herrſchen eben ſo,
Und drücken ſtets mit tief empfundnen Schmerzen
Die guten Triebe, ſie erſticken ſchnell
Das, was ſich regt vom innern Iſrael.

Doch endlich, wenn aufs Höchſte iſt geſtiegen
Des armen Geiſtes Sinnen=Sklaverei,
Dann ſehnt er ſich und wünſcht zu werden frei,
Er ringt, er kämpft und muß doch unterliegen,
Bis Moſes kommt, des wahren Glaubens Kraft,
Der dem gequälten Geiſt bald Ruhe ſchafft.

Jetzt kämpft der Glaube mit den böſen Trieben,
Durch Gottes Kraft, der Menſch vermag es nicht,
Der Glaube iſt es, der die Riegel bricht;
Und iſt die Erſtgeburt im Kampf geblieben,
Die Samen=Kraft der ſchnöden Sinnlichkeit,
So wird der Geiſt vom ſchweren Druck befreit.

Der Glaube zeigt ihm nun die wahre Quelle,
Die aus dem rechten Oſterlamm entſpringt
Und ihm zur Pilgerreiſe Nahrung bringt;
Der Todes=Engel ſieht die blut'ge Schwelle,
Er geht vorbei, der Kämpfer Israel
Reißt ſich von allem los und fliehet ſchnell.

Doch ſeine Eigenheit der Sinnenlüſte
Sind nicht beſiegt und noch nicht wirklich todt,
Sie folgen ihm und er geräth in Noth,
Sie drängen ihn bis in die dürre Wüſte,
Er fühlt ſich eingeſchränkt, weiß keinen Rath,
Er fleht und ſieht nun ſeinen Pilgerpfad.

Das rothe Meer, auf Golgatha entſprungen,
Nimmt ihn mit Huld in ſeine Arme auf,
Nun fördert er mit Freuden ſeinen Lauf.
Nun wird die Macht der Sinnlichkeit verſchlungen,
Die rothe Fluth ſchwemmt weg das wilde Heer,
Gott lob! der eigne Wille herrſcht nicht mehr.

13.

Wer durch das rothe Meer gedrungen,
Des Geiſtes Tauf' empfangen hat,
Mit Freuden Moſis Lied geſungen,
Und nun betritt den Pilgerpfad,
Der trifft gar bald in dürren Wüſten,
In Mara bittres Waſſer an,
Der alte Menſch mit ſeinen Lüſten
Murrt über dieſe rauhe Bahn.

Der Glaube tunkt den Baum des Lebens
Ins bittre Waſſer, es wird ſüß,
Der Glaube tunket nie vergebens,
Er weiß, was ihn ſein Führer hieß.
Nun wird der ganze Menſch erquicket,
Das bittre Kreuz wird ihm Genuß,
Und wenn er Elim nun erblicket,
So ſchwelget er im Ueberfluß.

Der alte Menſch entbehrt mit Schmerzen
Egyptens Luſt und Fleiſchgenuß,
Und er bedauert nun von Herzen,
Daß er in Wüſten hungern muß.
Der Glaube ſchafft ihm Himmelsſpeiſe,
Die aber auch ihm nicht genügt,
Auch Fleiſch bekommt er auf die Reiſe,
Bis er ſich in ſein Schickſal fügt.

Entbehren nicht, nur ſtets genießen,
Will das verwöhnte Fleiſch und Blut,
Der Glaube läßt mit Fülle fließen
Aus Felſen eine kühle Fluth.
Man wird geſtärkt zu neuen Kämpfen,
Es nahen finſtre Kräfte ſich,
Denn Amalek will zeitig dämpfen
Das Werk des Herren innerlich.

Jetzt zeigt ſich erſt das neue Leben
Des Glaubens Zögling Joſua,
Und dieſem Jüngling wird gegeben
Das Kampf=Panier, der Feind iſt da.
Er ſiegt, wenn nur des Glaubens Flehen
Beſtändig bleibt, ihn unterſtützt,
Der neue Menſch kann nicht beſtehen,
Wenn ihn des Glaubens Kraft nicht ſchützt.

Nach dieſem Sieg wird man geführet
Zum Berge Gottes Sinai,
Der Chriſt, dem Heiligkeit gebühret,
Empfängt die Bundestafeln hie.
Die Gnade zeigt durch Angſt und Schrecken
Dem Chriſten ſeine Pflichten an,
Sie muß jetzt ſein Gewiſſen wecken
Zur Leitung auf der Pilgerbahn.

Der alte Menſch, erfüllt mit Schauer,
Liebt dieſe ernſte Strenge nicht,
Egyptens Heimweh füllt mit Trauer
Sein Herz und trübes Angeſicht,
Er ſehnt ſich nach Egyptens Götzen,
Macht ſich zu ſeinem Dienſt bereit,
Doch bald erfährt er mit Entſetzen
Die Folgen ſeiner Sinnlichkeit.

Jetzt wird das Prieſterthum errichtet,
Das inn're Heiligthum gebaut,
Der ſchnöde Götzendienſt vernichtet,
Das Prieſterthum wird anvertraut
Dem innern Aaron. Meine Seele!
Dein Muth zum Opfern ſtärke ſich,
Der ew'gen Liebe Feuer wähle,
Vor fremdem Feuer hüte dich.

14.

Wenn Fleiſchesluſt im Hochmuth ſich erhebt,
Des Glaubens Armuth ſie ermüdet,
Wenn ſie ſtets nach Genüſſen ſtrebt,
So wird im Innern ausgebrütet
Ein Baſilisk, der mit dem Blick
Durch's ganze Lager Peſt verbreitet,
So wird dem Geiſt die Luſt verleidet,
Er kehrt zu ſeiner Pflicht zurück.

Des Glaubens Schweſter, die Vernunft, fängt an
Zu murren, daß ihr jüng'rer Bruder
So vieles ohne ſie gethan,
Sie möchte das Regierungsruder
Gern helfen lenken, denn ſie iſt
Verſichert, vieles zu verſtehen.
Doch nun muß ſie mit Schrecken ſehen,
Daß Ausſatz ihre Glieder frißt.

Denn all' ihr Wiſſen iſt durchaus befleckt,
Beſchränkt in einem engen Kreiſe,
Vom Gift der Lüſte angeſteckt,
Sie faſſet nicht des Glaubens Weiſe,

Nur auf den Wink des Herrn zu ſehn.
Sie tadelt nun des Glaubens Werke,
Und muß, im Stolz auf ihre Stärke,
Mit Schande aus dem Lager gehn.

Die Sinnlichkeit taugt zu der Kundſchaft nicht,
Das Friedensland recht auszuſpähen,
Der neue Menſch hat nur das Licht,
Im Glauben Canaan zu ſehen!
Chriſtus in uns, das neue Herz
Kann nur das Himmelreich ererben,
Die Luſt muß in der Wüſte ſterben,
Nur Joſua führt himmelwärts.

Die Werkgerechtigkeit zeigt dann ihr Gift,
Sie ſucht das Prieſterthum zu rauben,
Sie ahnt den Tod nicht, der ſie trifft,
Sie trotzet frech dem wahren Glauben,
Doch ſie verſchlingt der Erde Schlund.
Der todten Werke dürre Stäbe
Sind ohne Frucht, die Mandel=Rebe
Macht uns den wahren Prieſter kund.

Nicht Moſis Stab, der nackte Glaube ſiegt,
Kein Zweifler kann das Land beſitzen,
Weil er gewiß im Kampf erliegt,
Der Glaub' lockt aus den Wunden=Ritzen
Des Heilands einen Waſſerquell,
Der fließt bis in das ew'ge Leben,
Und kann uns Lebenskräfte geben,
Er macht die blöden Augen hell.

Auf ſchnöde Luſt folgt feur'ger Schlangenbiß,
Der macht dem neuen Menſchen bange.
Der Heilung iſt er nur gewiß
Im Blick auf's Urbild jener Schlange;

Es hing am Kreuz auf Golgatha,
Die feine Liſt der Moabiten
Wird durch den Tod der Luſt beſtritten,
Nun iſt der Sieg vollkommen da.

Der Glaube führt bis an den Jordan nur,
Dort geht er dann in's Schauen über.
Es ſtirbt die ſündige Natur
Noch in der Wüſten; nicht hinüber
Kann ſie in's heil'ge Land eingehn.
Was nach Egyptens Fleiſchtopf lüſtet,
Sich ſtets mit Stolz und Starrſinn brüſtet,
Das kann das Friedensreich nicht ſehn.

15.

Mein Joſua! du Führer meiner Seele!
Merk' auf mein Lied und meinen Betgeſang!
Nur dich allein kann ich zum Führer wählen,
Ach kämpfe fort! mir wird die Zeit ſo lang,
Bis daß der Cananiter Heer
Erzwungen niederliegt und herrſcht in mir nicht mehr.

Ein Canaan iſt mir mein ganzes Weſen,
Herz und Verſtand, der inn're Seelengrund.
Ein Greuelland iſt es von je geweſen,
Mit Satan ſteht's in feſtgeſchloſſnem Bund,
Der Lüſte Heer regiert mit Kraft,
Wann wird dies ſtolze Volk durchaus hinweggeſchafft?

Der Herr zertheilt des ſtolzen Jordans Fluthen,
Die Eigenheit hält die Erob'rung auf.
Noch eh' der Stolz in Jericho kann bluten,
Wird ſie gehemmt in ihrem ſtolzen Lauf.
Und Joſua mit ſeiner Macht
Wird unaufhaltbar nun in Canaan gebracht.

Nicht eig'ne Kraft kann Jericho beſiegen,
Der Hochmuth herrſcht und ſchließt die Thore zu.
Will die Vernunft, will Rahab nicht betrügen,
Und gibt dem Geiſt der Prüfung ſich're Ruh.
Und hängt ſie gar das Seil hinaus,
Auf Golgatha gefärbt, ſo bleibt ſie und ihr Haus.

Wenn dir Vernunft ihr liederliches Leben
Verläßt und wird ein Mitglied Israels,
Dann kann der Herr ſie noch dereinſt erheben
Zur Mutter des Geſchlechts Immanuels.
Ein Licht, das unſerm Herrn gefällt,
Wird die Vernunft, wenn ſie die Geiſterſonn' erhellt.

Und Jericho muß ganz vertilget werden;
Der Hochmuth paßt in's neue Leben nicht.
Nur Demuth herrſcht auf dieſer neuen Erden,
Der Menſch hat nichts, das dieſe Mauern bricht,
Auf Golgatha das Blut allein
Schreit mit Poſaunenſchall, die Mauern ſtürzen ein.

Nun wird vertilgt, was nur von Stolz ſich reget,
Dem Herrn verbannt wird all' ſein Hab und Gut,
Wenn Schlangenliſt den Achan doch beweget,
Den eig'nen Geiſt, der im Verborg'nen ruht,
Trotz dem Verbot, ein Dieb zu ſeyn,
So trifft der Bann den Geiſt, er kann nicht Sieger ſeyn.

Im Feuer muß die Schlangenliſt verbrennen,
Das Herz wird nur durch Trübſal mürb gemacht,
Durch Prüfung lernt man die Verſuchung kennen,
Das Tiefſte wird durch ſie an's Licht gebracht.
Das Feuer ſtärkt den heil'gen Krieg,
Und bringt dem Israel den längſt erwünſchten Sieg.

Wenn Gibeon im Herzen ſich verſtecket,
Die Lieblings-Sünd' geſchützt zu werden ſucht,
Und ſie wird dann als Lieblings-Luſt entdecket,
So werde ſie zur Sklaverei verflucht;
Doch wenn ſie auch ſich einſt bekehrt,
So wird ſie noch wohl gar des Tempeldienſtes werth.

Nun gilt der Kampf dem ganzen Heer der Lüſte,
Der menſchlichen verdorbenen Natur.
Und tilgt ſie aus in jener dürren Wüſte,
Wo man bemerkt vom Leben keine Spur.
Die Sonne harrt, der Mond bleibt ſtehn,
Beim Himmelslicht allein kann man die Feinde ſehn.

Der Krieg währt fort, ſo lang das Leben währet,
Denn immer ſind noch Cananiter da;
Doch wenn das Herz nur ſtets den Sieg begehret,
So ſieget fort der Heerfürſt Joſua.
Er herrſcht im Land nun um und um.
Im Herzens-Silo ruht das inn're Heiligthum.

Mein Joſua! du Führer meiner Seelen!
Ach kämpfe doch die Cananiter weg!
Laß doch in mir den vollen Sieg nicht fehlen,
Hilf, daß ich nie die Waffen niederleg',
Bis daß das Land gewonnen iſt,
Und du allein Regent in meiner Seele biſt!

16.

Wer kann, o großer König, dich beſingen!
Die Harfe tönt ſo dumpf im Staub;
Ihr Klang kann nicht in höh're Sphären dringen,
Doch deine Ohren ſind nicht taub:

Du hörſt der Kinder leiſen Ton,
Noch eh' ſie lallen, hörſt du ſchon,
Du hörſt des Seraphs Harfentöne,
So wie das Lied der Erdenſöhne.

Nun hör' auch jetzt das Lied, das ich dir ſinge!
Es iſt ein blöder Lobgeſang.
Ein Opfer, das ich dir in Schwachheit bringe,
Für deiner Führung hohen Gang.
Sie iſt noch immer, was ſie war,
Und wird ſo bleiben immerdar,
Der ew'gen Liebe Lebensquelle
Strömt unaufhörlich klar und helle.

Wenn Israel die Cananiter duldet,
Und ſchändlich ihren Götzen dient,
Verwegen ſich an ſeinem Gott verſchuldet,
Und ihm zu trotzen ſich erkühnt,
So ſinkt es bis zur Sklaverei,
Des bittern Leidens Angſtgeſchrei
Dringt nicht zum Ohr der ew'gen Liebe,
Denn es kommt nicht aus reinem Triebe.

Wenn Seelen ſich in Sinnlichkeit verirren
Und jede Luſt ein Abgott iſt,
So muß ſich des Verſtandes Kraft verwirren,
Er wird getäuſcht durch Schlangenliſt,
Sich auszuhelfen weiß er nicht,
Ihm leuchtet nicht das wahre Licht,
Dann klagt und ſchreit der Geiſt vergebens,
Weil er nicht ſucht den Quell des Lebens.

Sobald ſich Israel zum Herrn bekehret,
Und treulich ihn allein verehrt,
So wird ihm endlich wieder Hülf' gewähret,
Ein Athniel wird ihm beſcheert,

Der durch des Herrn Gewalt allein
Kann Israels Befreier ſeyn.
Wie können Sklaven ſelbſt ſich retten?
Zerſprengen diamantne Ketten?

Sobald die Seele feſt in heil'ger Stille
Mit wahrem Ernſt zu Gott ſich kehrt;
Wenn unerſchütterlich ihr tiefſter Wille
In vielen Proben bleibt bewährt,
So kommt der Helfer Athniel *)
Zu Gottes Zeit und rettet ſchnell,
Der Lüſte Macht wird nun gedämpfet,
Mit Wonne Seelenruh erkämpfet.

Der feiſte Eglon mit den Moabiten
Beherrſcht das arme Israel,
Noch immer liebt's der Cananiter Sitten,
Daher der ſtete Leidensquell;
Doch endlich, wenn ein Thränenguß
Das Vaterherz erweichen muß,
So kommt ein Ehud **) unvermuthet,
Er zieht ſein Schwert und Eglon blutet.

Wenn ſich die Eigenlieb' in Lüſten mäſtet,
Und nur ſich ſelbſt zu nähren ſucht,
So wird der Geiſt mit Leib und Seel' verpeſtet,
Verſcheucht des heil'gen Geiſtes Zucht;
Bekenntniß, wahre Buß und Reu'
Macht dann die Vaterliebe neu,
Ein Ehud gibt der Eigenliebe
Den Herzensſtoß mit einem Hiebe.

---

*) Athniel heißt: Meine Zeit ſteht bei Gott.
**) Ehud heißt ein Bekenner.

Der ſtolze Jabin herrſcht noch tief im Herzen
Des Landes, denn es iſt befleckt
Mit vielen Sünden, in den Leidensſchmerzen
Bleibt noch Abgötterei verſteckt;
Debora ſpricht, und blitzend ſchnell
Erſcheint ein Theil von Israel,
Der Hauptmann flieht und ſucht den Frieden
Da, wo ihm iſt der Tod beſchieden.

Die falſche Weisheit *) drückt den Kämpfer nieder,
Und gibt den Lüſten freien Raum,
Nun dienet man den falſchen Göttern wieder,
Und kennt den Gott der Liebe kaum.
Der Dorn **), der tief in's Herze ſticht,
Schützt vor dem Dorn im Kopfe nicht,
Die Treue nur in kleinen Dingen ***)
Kann blitzend ſchnell †) den Feind bezwingen.

Nun kommt auch Midian mit ſeinem Heere,
Heuſchrecken gleich, in's arme Land.
Und alles flüchtet ohne Gegenwehre,
Die Armuth drücket jeden Stand,
Bis Gott den Gideon erweckt,
Der dieſen Feind mit Lärmen ſchreckt;
Und Midian mit eig'nen Waffen
Muß wunderbar ſich ſelbſt beſtrafen.

Das Splitterrichten ††) iſt ein Gift der Seelen,
Es zehrt das Mark des Landes auf.
Wer kann die bittern Folgen alle zählen?
Es hemmt den Geiſt in ſeinem Lauf.

---

*) Jabin heißt ein Vielwiſſer.
**) Siſſera, ein Dorn, der weicht.
***) Debora, die Biene, ſie iſt treu in kleinen Dingen.
†) Barack, der Blitz.
††) Midian heißt ein Richter.

Doch wann der Held das Neſt zerſtört *),
So wird kein Richten mehr gehört,
Man wird den Feind mit eig'nen Waffen
An jenem großen Tag beſtrafen.

Abimelech der Brudermörder trachtet
Mit Unrecht nach der Königskron'.
Er, der des Herrn Gebot und Recht verachtet,
Baut ſich auf Bruderblut den Thron.
D'rum ſteht ſein Reich auf loſem Grund,
Nur Sünder ſtehn mit ihm Bund,
Er herrſcht mit Unruh, und am Ende
Fällt ehrlos er durch Weibes Hände.

Der Phariſäer mordet ſeine Brüder
Und ſchlägt ſie mit der Zunge todt,
Er richtet ſcharf die beſſeren Gemüther,
Und hält doch nicht des Herrn Gebot;
Er will durchaus Gebieter ſeyn,
Und kann ſich nie des Friedens freu'n;
Er glaubt ſich ſtark und fällt am Ende
Aus Schwäche in des Richters Hände.

Wenn Ammoniter und Philiſter ſiegen,
Weil Israel den Götzen fröhnt,
So muß es endlich ſeinen Hochmuth biegen,
Bis es mit Jephtah ſich verſöhnt.
Der Ausgeſtoß'ne wird nun Held,
Er kämpft und ſiegt, behält das Feld,
Und muß zuletzt mit Händeringen
Das Liebſte Gott zum Opfer bringen.

Nur das Verworf'ne hat der Herr erwählet,
Das ſtets der Stolz von ſich entfernt,

---

*) Gideon, ein Zerſtörer, Austreiber.

Doch wenn er wird von Feindes-Macht gequälet,
Bis er die Demuth hat gelernt,
Dann ringt er durch das enge Thor *)
Durch Demuth ſich zum Sieg empor.
Doch muß er, ſoll's ihm ganz gelingen,
Den eignen Ruhm zum Opfer bringen.

Der ſtarke Simſon wird von Gott verheißen,
Er ſoll ein Held Jehovahs ſeyn.
Er ſoll mit Kraft der Feinde Macht zerſchmeißen,
Doch iſt er nicht von Weltluſt rein.
Er kämpft und ſiegt, wird übermannt,
Durch Liſt zur Sklaverei verbannt,
Und doch hat er, als überwunden,
Im Tod den größten Sieg gefunden.

Ein Chriſt, mit Kraft und Stärke ausgerüſtet,
Muß betend auf der Wache ſtehn,
Denn wenn es ihm nach Weltgenuß gelüſtet,
So wird ihm bald die Kraft vergehn.
Wenn er, der Augenluſt beraubt,
Nun feſt an ſeinen Heiland glaubt,
So kann dem Feind das eigne Leben
Durch ſeinen Tod den Herzſtoß geben.

Die Moabitin Ruth erwählt das Beſte,
Sie flieht mit Muth ihr Vaterland.
Sie glaubt an Jakobs Gott und traut Ihm feſte,
Iſt arm und lieſt mit blöder Hand
Auf Boas Acker Aehren auf,
Und blickt dabei zu Gott hinauf,
Nun hebt ſie auch ihr ſtarker Glaube
An Boas Seite aus dem Staube.

*) Jephta heißt eine Pforte oder Thor.

Wie herrlich kannſt du doch die Sorgen ſtillen,
O göttliche Gelaſſenheit!
Wer ganz ergeben iſt in Gottes Willen,
Ihm folget mit Einfältigkeit,
Der findet in der Armuth ſich
Geſättigt *), endlich wonniglich
Zur höchſten Ehr' emporgehoben,
Zum Lohn für ſeine ſchweren Proben.

Ein Eli will das Regiment verſtehen,
Und er regiert doch nicht ſein Haus.
Er ſieht den Weg, den ſeine Söhne gehen,
Und doch ſchmeckt ihm ihr Opferſchmaus.
Er ſpricht: Ihr Kinder! Ach ich bitt',
Seyd frömmer! — und doch ißt er mit,
D'rum muß ihn endlich auch mit Schrecken
Des Herrn Gericht zu Boden ſtrecken.

Wie hat doch Eli noch ſo viele Brüder!
Sie alle ſind nicht kalt, nicht warm.
Wenn's ihnen wohl geht, dann ſind die Gemüther
An Tugend reich, doch ſind ſie arm.
Sie miſchen Chriſtum und die Welt,
Genießen, was der Luſt gefällt,
Und endlich werden ſie zu nichte
Im Sturm der göttlichen Gerichte.

Gottlob! ein Samuel, von Gott erbeten,
Wird nun der Fürſt in Israel.
Wenn ſie in Lauheit ihre Buß verſpäten,
So kommen die Philiſter ſchnell,
Nun dringt die Noth ſie zum Gebet,
Und wenn der Prieſter opfernd fleht,
So rollt der Donner, und die Feinde
Sind aufgerieben, eh' man's meinte.

---

*) Ruth heißt geſättigt.

Der wahre Glaube wird von Gott erflehet,
Wird dieſer herrſchend im Gemüth,
So muß, wenn es der laue Smum*) durchwehet,
Der Glaube ſo, wie's Opfer glüht,
Auch durch ein freudiges Gebet,
Das durch die wahre Buß entſteht,
Bis zu dem Thron des Höchſten dringen,
Und ſo den ſtolzen Feind bezwingen.

17.

Denk' nicht, o Chriſt! daß ein getheilter Wille
Dem Herren wohlgefällig ſey;
Sey willenlos und horche in der Stille,
Von allen Leidenſchaften frei,
Was dir im innern Seelengrund
Die Stimme aus des Herren Mund
In's Herze ſpricht, und dieſen Willen
Mußt du ganz unbedingt erfüllen.

Willſt du dir dies und das noch ausbedingen,
So wie dir's deine Luſt gebeut,
So kann dir nie des Herren Werk gelingen,
Du lebſt in ſtetem Widerſtreit.
Natur und Gnade kämpfen dann,
Und wenn die Gnad' nicht ſiegen kann,
So weichet ſie, die Sünde ſieget,
Sie triumphirt, der Geiſt erlieget.

Doch will er noch ein Diener Gottes heißen,
Und glaubt ein guter Chriſt zu ſeyn:
Wenn er, nach eig'ner Einſicht, ungeheißen
Bald hie bald da, doch ohne Pein

---

*) Smum, ein lauer tödtender Wind in dem Morgenlande.

Und Müh', ein gutes Werk ausübt,
Auch, wie er glaubt, kein Waſſer trübt,
Und doch ſind dieſe guten Werke
Nur wilder Auswuchs eig'ner Stärke.

Wer opfern will, der muß von ganzer Seelen,
Sein ganzes Ich muß Prieſter ſeyn.
Will er zugleich als König auch befehlen,
So iſt ſein Sinn vor Gott nicht rein.
Dem Herrn gehorchen iſt nur Pflicht,
Nach Willkühr opfern heiligt nicht;
Den eig'nen Willen hinzugeben,
Iſt Opferdienſt zum ew'gen Leben.

Den Amalek, dies ganze Heer der Lüſte,
In unſerer verdorbenen Natur,
Der ganz und gar vertilget werden müßte,
Bekämpft man ſchwach, zur Hälfte nur.
Man ſchonet, was der Luſt gefällt,
Die Selbſtſucht in der Kraft erhält,
Im unbeſonn'nen Widerſtreben
Läßt man ſogar den Herrſcher leben.

Ein ſolcher Saul kann nicht das Reich vererben,
Der Erbe muß ein David ſeyn,
Und dieſer kann durch Trübſal nur erwerben,
Durch Selbſtverläugnung, Schmach und Pein,
Nach langer Prüfung Juda's Thron,
Gelaſſenheit erkämpft die Kron',
Durch Demuth wird der Rieſ' bezwungen,
Durch Liebe nur das Ziel errungen.

Die Selbſtſucht will nur ſtets durch Herrſchen ſiegen,
Durch Sanftmuth herrſcht allein der Chriſt.
Die Selbſtſucht muß am Ende unterliegen,
Weil ſie durch Lieb' entwaffnet iſt.

Nun ſucht ſie Troſt im finſtern Reich
Und kriecht im Staub der Schlange gleich,
Um bald ſich hoch emporzuſchwingen,
Und drachenähnlich durchzudringen.

Doch eben dies beſchleunigt ihr Verderben,
Das Maaß der Sünden iſt nun voll,
Das Urtheil ſpricht: du mußt des Todes ſterben,
Das Gift, das aus dem Abgrund quoll,
Hat deine Adern angefüllt,
Den Blick in's Heiligthum verhüllt,
Du ſtirbſt durch deine eig'nen Hände,
Wie du gelebt, ſo iſt dein Ende.

Ihr Chriſten lernt aus König Sauls Geſchichte
Dem Herrn nur ſtets gehorſam ſeyn.
Der Selbſtſucht droht ein ſchreckliches Gerichte,
Ihr Lohn iſt endlich Höllenpein.
Gelaſſenheit erkämpft den Thron,
Und Sanftmuth ſetzt ihr auf die Kron',
Ihr Reich währt ſtets, ihr iſt beſchieden
Im Land der Ruhe ew'ger Frieden.

18.

Mel. Herr und Aeltſter deiner Kreuzgemeine.

Davids Sohn! und König aller Welten!
Du der wahre Salomo!
Fürſt aus Juda! großer Held der Helden!
Auch der Seraph nennt dich ſo;
Möchte mich dein holder Geiſt durchwehen,
Möcht' ich dich in deiner Würde ſehen,
Oeffne doch mein inn'res Aug',
Daß ich dich im Lichte ſchau.

David wollte dir den Tempel bauen,
Aber ſeiner blut'gen Hand
Wollte Gott den Bau nicht anvertrauen,
Doch zum ſichern Unterpfand
Seiner Treu' erhörte Er ſein Flehen,
Was du wünſcheſt, ſprach er, ſoll geſchehen,
Meinen Tempel baut dein Sohn,
Wann er ſitzt auf deinem Thron.

Salomo erfüllte dies Verſprechen,
Aber doch im Vorbild nur,
Und zerſtörte dann durch ſeine Schwächen,
Was Jehovah David ſchwur.
Denn der Tempel, der vom Golde ſchimmert,
Wird vom Feinde endlich ganz zertrümmert;
Ach! die Stelle ſieht man nur,
Und vom Tempel keine Spur.

Wird das Wort Jehovahs nicht erfüllet?
Gibt es keinen Tempel mehr?
Wird des Glaubens Sehnen nicht geſtillet?
Siegt denn doch der Spötter Heer?
Iſt der Tempel denn ſo ganz vergeſſen?
Hat ihn doch Johannes ausgemeſſen,
Auch ſah ihn Ezechiel
Stehen auf derſelben Stell'.

Du, mein Heiland! biſt der Tempelbauer,
Salomo und Davids Sohn.
Mich durchweht der Zukunft heil'ger Schauer,
Und im Blick auf deinen Thron
Seh' ich die Verheißung ganz erfüllet,
Und das Allerheiligſte enthüllet,
Mir iſt jetzo offenbar,
Was ſonſt tief verborgen war.

Libanons erhab'ne Cedern bilden
Mir die Schaar der Helden ab.
Mauerſteine ſind die rohen Wilden,
Und das Gold, das Saba gab,
Sind der hohen Wahrheit blut'ge Zeugen,
Die ſich ihrer Stell' im Himmel freuen,
Seiner Wände größte Zier,
Cherubim, die feiern Dir.

Heiden ſind die Maurer, Zimmerleute,
Sie behauen Holz und Stein,
Bis ein jedes Stück auf jeder Seite
Paßt in ſeinen Ort hinein.
Wer nun will ein Stein im Tempel werden,
Muß durch Kreuz und mancherlei Beſchwerden,
Ganz von allen Flecken rein,
Glatt und hell poliret ſeyn.

Jeder Chriſt ſoll auch ein Tempel werden,
Wo dein Geiſt im Dunkeln thront,
Wo die Seel', entbunden von der Erden,
Innig vor dem Vorhang wohnt,
Abgeſchieden und in heil'ger Stille
Emſig horcht, was ihr dein heil'ger Wille
Jederzeit zu thun gebeut,
Und des Thuns ſich kindlich freut.

Aber nun erhebt ſich mein Gemüthe
Auf des Tempelberges Höh',
Wo ich ſchon des neuen Tempels Blüthe
Wie im Geiſt von Ferne ſeh'.
Lauter lebensvolle Bäume ſproſſen,
Libanons erhab'ne Cedern ſchoſſen,
Steine wachſen wie Kriſtall
Aus dem Felſen überall.

Wann wirſt du, mein Salomo! erſcheinen?
    Alles blickt zu dir hinauf.
Wann wirſt du aus lebensvollen Steinen
    Bauen deinen Tempel auf?
Schau', uns drücken kummervolle Zeiten,
Löw' aus Juda komm, für uns zu ſtreiten,
    Komm, beſteige deinen Thron!
    Salomo! und Davids Sohn!

Dann erſt wird der Tempelbau beginnen,
    Alles iſt dazu bereit.
Alles lebt von Außen und von Innen,
    Und man ſieht in kurzer Zeit
Strahlend ſich die Zinnen hoch erheben,
Thürmen gleich zum hohen Aether ſtreben,
    Und in ihren Spitzen bricht
    Sich das ſiebenfarb'ge Licht.

Aber in dem unverhüllten Chore
    Thronet deine Schechinnah.
Und es ſtrömen durch die offnen Thore
    Fromme Schaaren fern und nah.
Ach! dann werd' auch ich mit meinen Brüdern
Freudenthränen miſchen zu den Liedern
    Davids in dem höhern Chor,
    Vor des Tempels goldnem Thor.

19.

Mel. O der alles hätt' verloren.

O du Herrſcher aller Welten!
    Hör doch unſer Flehen an.
Alles bebt vor deinem Schelten,
    Bald iſt es um uns gethan.

So wie zu Eliä Zeiten
Alle Welt im Argen lag;
Eben ſo ſind ſchwere Leiden
Unſer Schickſal jeden Tag.

Ach, wir müſſen ſelbſt geſtehen,
Es iſt unſrer Sünden Schuld.
Aber höre unſer Flehen,
Habe noch mit uns Geduld.

Möchte doch dein ernſt Gerichte
Immer uns vor Augen ſteh'n!
Möchten wir in deinem Lichte
Nur auf deinen Fußtritt ſeh'n!

Geiſt aus Gott! dein heil'ges Feuer
Dringe uns durch Mark und Bein,
Es verzehre alle Spreuer,
Mache unſern Weizen rein.

Sammle bald in deine Scheuer
Deiner Garben kleine Zahl!
Mach uns alle Tage treuer,
Bis zum großen Abendmahl.

20.

Mel. Mein Vater, zeuge mich, dein Kind u. ſ. w.

Verborg'ne Majeſtät!
Die Du die müden Seelen
Allmählig zu Dir führſt,
Geſtalteſt in Dein Bild.
Was kann ich Beſſers mir
Zu dieſem Liede wählen,
Als wie im Vorbild Du
Der Menſchheit Gang regierſt.

Die Väter führteſt Du,
Mein Gott! mit Vaterhänden.
Du offenbarteſt Dich
Mit langmuthsvoller Huld.
So führeſt Du auch noch
Mit Liebe die Elenden,
Die herzlich ſuchen Dich,
Und trägſt ſie mit Geduld.

Du prüfteſt ihre Treu',
Ihr kindliches Vertrauen,
Durch Proben aller Art,
Warſt ihnen ſinnlich nah'.
So prüfeſt Du auch noch
Den Geiſt durch manchen Grauen,
Und eh' er's ſich verſieht,
Biſt Du mit Hülfe da.

Du führteſt Iſrael
Auf ſchauervollen Wegen,
Bei aller Untreu' doch
In das verheiß'ne Land.
Doch mußte noch vorher
Der Tod die Tenne fegen,
Der Wüſte Kinder nur
Erreichen Jordans Strand.

Egyptens Sinnlichkeit
Herrſcht noch in jeder Seelen,
Und aus der Lüſte Heer
Kommt keins in Canaan.
Das Neugeborne nur
Kann ſicher darauf zählen,
Daß Joſua es führt
Zum hohen Ziel hinan.

Auch im gelobten Land
Will Juda einen König,
Denn Israel iſt ſtolz,
Es ſucht ein irdiſch Reich.
So iſt dem armen Geiſt
Der Himmelsfürſt zu wenig.
Er ſtellet die Vernunft
Dem Welten-Herrſcher gleich.

Israel iſt ein Bild
Von allen böſen Trieben,
Es fleht den Geiſt des Thiers
Zu Dan und Bethel an.
So kann der Fleiſches-Sinn
Nur Fleiſches-Lüſte lieben,
Und wandelt rettungslos
Auf des Verderbens Bahn.

Auf keine Gnade darf
Die Brut der Schlangen hoffen,
Sie tilgt der Ernſt des Herrn
Ganz aus der Seele fort.
Das Thor des Elends nur
Stand Israel einſt offen,
So ſtreng befolgt der Herr
Sein oft beſchwornes Wort.

In Juda lag der Keim
Des künft'gen Heils verborgen,
So wie ein Samkorn tief
In dürrer Erde ſteckt.
Unkraut und Tollkorn wuchs;
Man fande jeden Morgen
Des Ungeziefers Heer
Auf's Neue ausgeheckt.

Wenn in der Seele nur
Ein Gnadenfunke glühet,
Der in der Aſche tief
Und lang verborgen liegt,
So wird am Ende doch,
Wenn ſich das Herz bemühet,
Ihn anzufachen ſtets,
Der Widerſtand beſiegt.

D'rum wird der Fleiſches-Sinn
In Babylon gefangen,
Und endlich kehret nur
Ein kleiner Theil zurück.
Das, was den Keim enthält,
Kann nur dahin gelangen,
Wo ſich entwickeln ſoll
Der ganzen Menſchheit Glück.

Wenn Jeſus Chriſtus iſt
Im Innern ausgeboren,
So kämpft, wie Juda einſt,
Die Selbſtgerechtigkeit.
Die Seele glaubt nun faſt,
Ihr Heiland ſey verloren,
Und eh' ſie ſich's verſieht,
Strahlt er in Herrlichkeit.

Nun wälzt ſich das Gericht,
Wie wilde Meereswogen,
Gereizt durch Sturmgeheul,
Auf's Selbſtgewürke hin.
Dann glänzt im Seelengrund
Des Bundes Friedensbogen,
Die Geiſterſonne ſtrahlt
Durch Herz und Geiſt und Sinn.

21.

Mel. Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte.

Du, der Du alle Welten trägeſt,
Sie ſchützeſt durch Dein Allmachts-Wort,
Planeten auf der Wage wägeſt,
Beſtimmeſt jedem ſeinen Ort.
Kometen ſchickſt Du als Geſandten
Im unermeß'nen Raum umher,
Du leiteſt ſie an goldnen Banden
Zu ihrer fernen Wiederkehr.

Du führſt den Erdball um die Sonne,
Und ſchwingſt ihn um ſich ſelbſt herum,
Der Himmel jubelt Dir mit Wonne,
Das ganze All, Dein Eigenthum.
Die Myriaden Seraphinen,
Der Wurm, der in dem Staube kriecht,
Was lebt und nicht lebt, muß Dir dienen,
Kein Weſen hat Dich je beſiegt.

Nie können alle Engelzungen
Ausſprechen, was Du Ew'ger biſt,
Noch keinem Dichter iſt gelungen,
Und wenn er David ſelber iſt,
Nach Würden Deinen Ruhm zu ſingen.
Wer kennt Dich unzugänglich Licht?
Nur einem kann es wohl gelingen,
Dem, der des Todes Riegel bricht.

Was iſt der Menſch, der Erdenbürger,
Der Todes- und der Sündenknecht?
Sein ſelbſt und ſeiner Brüder Würger;
Sein Kopf iſt ſtolz, ſein Herz iſt ſchlecht.

Und doch, o Liebe ohne Schranken!
Den Grundverdorb'nen ſucheſt Du,
Und denkſt den göttlichen Gedanken,
Zu führ'n ihn ſeinem Urſprung zu.

Des Menſchen Fall ſah'ſt Du von ferne,
Beſchloßeſt den Erlöſungs=Plan;
Erbarmteſt Dich und nahmſt Dich gerne
Des tiefgeſunk'nen Sünders an.
O Ungrund gränzenloſer Liebe!
Mein ganzes Weſen fühlt ſein Nichts.
Ich nah' mich Dir mit heißem Triebe,
Durchſtrahle mich, Du Quell des Lichts!

Wie treu erzogeſt Du die Kinder,
Die Väter jener erſten Welt,
Und mitten in der Welt voll Sünder
Bewirkten ſie, was Dir gefällt.
Sie nahmen ab, die Gottgeweihten,
Bis endlich nur ein Noah blieb,
Wie ähnlich waren jene Zeiten
Den unſern? Vater, ach vergib!

Die Sündfluth ſchwemmte von der Erden
Den Wuſt der frechen Sünder fort,
Die Menſchheit ſollt erneuert werden,
Dies ſicherte Dein Bundes=Wort
Dem Noah und auch ſeinem Samen;
Die Völker wuchſen ſchnell heran,
Doch ſie vergaßen Deinen Namen,
Und riefen falſche Götter an.

Nun ſorgteſt Du mit Vaterliebe
Für's arme menſchliche Geſchlecht,
Damit auf Erden Wahrheit bliebe,
Erwählteſt Du den treuen Knecht,

Den Abraham, den Glaubens=Helden,
Zum Stifter der Religion,
Die einſt die Sünder aller Welten
Soll führ'n zu Deinem Strahlenthron.

Du prüfeſt ihn auf alle Weiſe,
Entwickelſt ſeinen Glaubensgrund,
Auf ſeiner ſchweren Lebensreiſe
Thuſt Du ihm Deinen Willen kund.
Er folgt ihm ſtreng durch Tod und Schmerzen
Und achtet eignen Willen nicht.
Er wandelt mit ergeb'nem Herzen
Vor Deinem heil'gen Angeſicht.

Dies iſt der Weg zum ew'gen Leben,
Den Abraham gewandelt hat,
Er iſt zum Muſter uns gegeben,
Zum Führer auf dem Lebenspfad.
Dann ſollte auch ſein künft'ger Same
Der ganzen Welt zum Segen ſeyn.
Geprieſen ſey Dein heil'ger Name!
Daß wir uns der Erfüllung freu'n.

Du heiligteſt Dir ſeine Kinder
Zu einem Volk des Eigenthums,
Und wählteſt dieſe armen Sünder
Zu Hütern Deines Heiligthums.
Sie eilten auf gewohnten Wegen
Der Menſchheit dem Verderben zu.
Du wechſelteſt mit Fluch und Segen,
Dem, der Dir traute, halfeſt Du.

Doch fandeſt Du ſtets unter ihnen,
Und unter andern Völkern nicht,
Noch viele, denen Du erſchienen,
Die treulich folgten Deinem Licht.

So ſammelteſt Du Dir die Heerde,
Du guter Hirte! Dir zum Preis,
Die dann Dein heil'ger Geiſt belehrte,
Zu folgen Dir mit allem Fleiß.

Wenn endlich Iſraels Verbrechen
Gebirgen gleich gen Himmel ſtieg,
So mußteſt Du das Unrecht rächen
Durch Hunger, Seuchen oder Krieg.
Du ſchleuderſt ſie in fremde Länder,
Dort tragen ſie der Schulden Laſt,
Doch ſind die Juden Unterpfänder,
Daß Du uns nicht vergeſſen haſt.

So führteſt Du viertauſend Jahre
Die Menſchheit an dem Gängelband,
Bis daß ſie endlich mündig ware,
Und Deine Huld es rathſam fand,
Den hohen Plan nun zu enthüllen,
Der Engeln ein Geheimniß war,
Das bange Sehnen nun zu ſtillen
Der lieben auserwählten Schaar.

Wir leben in den letzten Zeiten,
Dein ganzer Rath iſt uns bekannt,
Wir ſehnen uns im bangen Leiden
Nach unſerm wahren Vaterland.
Ach möchten unſre Zeitgenoſſen
Dein altes Bundes-Wort verſteh'n,
Und in den Jahren, die verfloſſen,
Den Fußtritt Deiner Gnade ſeh'n.

Doch leider! iſt der Wunſch vergebens,
Die Menſchheit bleibet, was ſie war,
Bis bald der Geiſt des ew'gen Lebens
Beſtrömt die auserwählte Schaar;

Und dann der ſchnöde Menſch der Sünden,
Mit ſeinem tief verſunk'nen Heer,
Nun den verdienten Lohn wird finden
In jenem Feu'r= und Schwefel=Meer.

Unendlicher! ich Staub vom Staube,
Bin kühn und wag' ein Lied an Dich.
Allein Dich ſucht mein ſchwacher Glaube,
Mein Herze liebt Dich inniglich.
Erhöre, was mein Mund Dir ſtammelt,
Erleuchte mich mit Deinem Licht,
Und wenn ſich Deine Heerde ſammelt,
Mein Heiland! dann vergiß mich nicht.

Gelobet ſeyſt Du Herr der Welten,
Geprieſen für Dein frohes Wort!
Daß Du nun kommſt mit Deinen Helden,
O eile doch! wir müſſen fort.
Wir kämpfen hier im ſchweren Leiden,
Im Warten wird uns angſt und bang,
Komm, führe uns in beſſre Zeiten,
In's Land des Friedens, bleib' nicht lang.

22.

Mel. O Haupt voll Blut und Wunden.

In's heil'ge Dunkel wallet
Der hohe Menſchenſohn,
Aus ew'ger Nacht erſchallet
Des Zorns Poſaunenton,
's lagern ſich die Sünden
KeiDer ganzen Welt auf Ihn,
DRuh'platz iſt zu finden,
Zornes Flammen glüh'n.

Wir folgen ihm von Ferne
Hin nach Gethſemane,
Und theilen mit Ihm gerne
Sein banges Ach und Weh.
Er trägt auch unſre Sünden,
Wird Bürge unſrer Schuld,
Und läßt uns froh verkünden
Die Botſchaft ſeiner Huld.

Er wankt mit lautem Stöhnen
Hin zum Cypreſſen=Hain.
Sein Ringen und ſein Sehnen,
Die Menſchheit zu befrei'n,
Und nun die Glut der Schmerzen,
Dies Alles wirkt auf Ihn,
Er ſieht mit bangem Herzen
Den letzten Troſt entflieh'n.

Sein menſchlich Weſen bebet,
Fühlt ſeine Kraft zu klein;
Wie ſich ſein Blick erhebet,
Des Vaters ſich zu freu'n:
So blitzt ein Zorngeſichte
Tief in ſein Herz hinein,
Ein ſchreckliches Gerichte
Stürzt Ihn in Todespein.

Des ew'gen Vaters Willen
Und Seinen hohen Rath
Vollkommen zu erfüllen,
Und durch den Leidenspfad
Zum Leben durchzudringen,
Durch Nacht und Finſterniß
Ob Ihm das wird gelingen?
Iſt Ihm noch ungewiß.

Mit blut'gem Schweiß umfloſſen,
In Todesangſt verſenkt,
Liegt Er wie hingegoſſen
Im Staube, und gedenkt,
Des ernſten Vaters Willen
Trotz jeder finſtern Nacht
Mit Treue zu erfüllen,
Das Opfer iſt gebracht.

Er hebt ſich aus dem Staube
Mit Heldenmuth empor;
Sein unbeſiegter Glaube
Strahlt ſonnenhell hervor.
Er iſt nun feſt entſchloſſen,
Den Kreuzesweg zu geh'n,
Mit Muth und unverdroſſen
Dem Tod in's Aug' zu ſeh'n.

Ach Brüder! dieſe Stunde
Wiegt alle Welten auf.
Preiſ't Ihn mit einem Munde!
Beſchleunigt euern Lauf!
Ach eilt zu ſeinen Füßen
Als ew'ges Eigenthum!
Laßt Liebesthränen fließen
Und bringt ihm Preis und Ruhm.

Du, der Du auf dem Throne
Der Welten nun regierſt,
Und in der Strahlenkrone
Das Scepter herrlich führſt!
Wenn uns auf unſerm Pfade
Beſtürmet Angſt und Weh,
Dann denk' mit Huld und Gnade
An Dein Gethſemane.

Mel. O ihr auserwählten Kinder.

Bringt ihr auserwählten Kinder
Unſerm König, unſerm Heiland Preis und Ehr';
Ihm, dem größten Ueberwinder,
Hallelujah, Hoſianna! Erd' und Meer,
Welten alle, jauchzt mit Schalle,
Laßt aus allen Engelchören
Ewig Jubel, ewig Hallelujah hören!

23.

Hymne an den Herrn, unſern Erlöſer.

Mel. Wacht auf, ruft uns die Stimme.

Der Du auf der Welten Throne
Nun herrſcheſt und die Siegeskrone
Anſtatt der Dornenkrone trägſt;
Der Du auch der Menſchen Leiden
Im Ocean von Himmelsfreuden
Auf Deiner goldnen Waage wägſt!
Ich ſchwing mich auf zu Dir,
Die Flügel ſchenkſt Du mir,
Hallelujah!
Du biſt mir nah',
Ich ſteig empor,
Sing Dir ein Lied im höhern Chor.

Du warſt ſchon vor Ewigkeiten,
Genoſſeſt ungemeſſne Freuden,
Und Engelheere dienten Dir.
Ein Pünktchen in dem Chor der Sterne,
Die Erde dort in dunkler Ferne,
Ein Engelfürſt bemerkt ſie ſchier,

Verlor ihr ſanftes Licht.
Ihr Glanz, zu Dir gericht,
Erbleicht, wird roth,
Sinkt in den Tod,
Das Menſchenheer
Empfindet ſeinen Gott nicht mehr.

Höhnend tobt die Höllenrotte,
Und jubelt nun mit wildem Spotte,
Und freut ſich ihrer Kriegesliſt.
Aber daß im Reich der Gnaden
Auf ſichern, nie betretnen Pfaden
Noch Rettung für die Menſchheit iſt,
Das wußte Satan nicht;
Ein göttliches Gericht
Scheucht ſeinen Blick
In Nacht zurück,
Er macht den Plan
Zum Kampf, und zieht zum Krieg voran.

Du erhebſt Dich von dem Throne,
Legſt ab des Urlichts Strahlenkrone,
Und ziehſt der Gottheit Waffen an.
Menſchenlieb' und Demuth blinken,
Zu Deiner Rechten und zur Linken
Biſt Du mit Weisheit angethan.
So kennt Dich Satan nicht,
Der Waffen ſanftes Licht
Verachtet er,
Ihm fällt's nicht ſchwer,
Dies ſanfte Licht
Zu löſchen, zweifelt Satan nicht.

Du entziehſt Dich ſeinen Blicken,
Und um ihn vollends zu berücken,
Ziehſt Du der Menſchheit Hülle an;

Wirſt ein Kindlein zum Erbarmen,
Das Aermſte unter allen Armen,
Mit ſchlechten Windeln angethan.
So ruhſt Du nackt und blos
In Deiner Mutter Schoos,
Und trinkſt mit Luſt
An ihrer Bruſt
Den Nektarſaft,
Nimmſt zu an Alter, Muth und Kraft.

Satan merkt, daß in dem Kinde
Sich etwas tief Verborg'nes finde,
Er hört der Engel Jubelton,
Sieht, daß weit entfernte Weiſen
Mit Sehnſucht nach Judäa reiſen,
Zu huldigen dem Menſchenſohn;
Er rüſtet ſich geſchwind,
Dich holdes Wunderkind
Dem Tod zu weih'n:
Nur dies allein
Kann ihn befrei'n;
Herodes ſoll der Mörder ſeyn.

Du entfliehſt zu überwinden,
Um in Aegypten Schutz zu finden,
Entziehſt Du Dich dem Mörderheer;
Wehrlos eilſt Du durch die Wüſten,
Und kein Geſchöpf läßt ſich gelüſten,
Dir weh zu thun, denn hoch und hehr
Umringen Engel Dich,
Der Seraph freuet ſich,
Dein Schutz zu ſeyn,
Im Mondenſchein
Eilſt Du mit Ruh'
Dem niedrigen Aegypten zu.

Um den Zweck nicht zu verfehlen,
Ermordet man, um nicht zu zählen,
Der Kinder eine große Zahl.
Dieſe erſten blut'gen Zeugen,
Die ſich vor Deinem Scepter beugen,
Erſcheinen im geſtirnten Saal;
Der Marterkronen Glanz,
Des Sieges Lorbeerkranz
Blendet ihr Aug,
Sie ſteh'n zur Schau
Dem Engelheer,
Und jauchzen in dem Strahlenmeer.

Satan wähnt, ihm ſey's gelungen,
Und daß er ſchon den Feind bezwungen,
Macht er dem Höllenheer bekannt.
Ruhig pilgerſt Du zurücke,
Entziehſt Dich ſeinem Späherblicke,
Nach Nazareth ins Vaterland.
In tiefſter Niedrigkeit,
Zu jedem Dienſt bereit,
Schauſt Du empor
Zum Perlenthor
Der Ewigkeit,
Und in die künft'ge Herrlichkeit.

Satan konnt' in dreißig Jahren
Das Mind'ſte nicht von Dir erfahren,
Denn Du warſt viel zu klein für ihn,
Kann der Fürſt von tauſend Welten,
Der Held von Millionen Helden,
Des Zimmermannes Säge ziehn?
So denkt der Böſewicht:
Er kennt die Demuth nicht
Und ihre Pracht,

Der Liebe Macht,
Die alles zwingt,
Bis in das Herz der Gottheit dringt.

Als Du nun, die Welt zu retten,
Das Amt des Mittlers anzutreten,
Erſchieneſt an des Jordans Strand;
Und ein Glanz vom Himmel wallte,
In dem die holde Stimm' erſchallte,
Die Dich des Höchſten Sohn genannt:
Da regte ſich die Wuth
In Satans Höllenglut,
Er ſinnt und denkt,
Und was ihn kränkt,
Iſt Deine Ruh',
Womit Du eilſt dem Siege zu.

Ruhig weilſt Du in den Wüſten,
Den Kampf mit allen Sinnenlüſten
Mit Heldenkräften zu beſteh'n;
Satan kämpft mit jenen Waffen,
Die Eva einſt in's Herze trafen,
Doch konnt' er keine Wunden ſeh'n.
Du gibſt mit ernſtem Blick
Die Pfeile ihm zurück,
Er unterliegt
Und iſt beſiegt;
Er flieht mit Scham
In's Drachen-Neſt, woher er kam.

Satan denkt, Er muß doch ſterben,
Er iſt ja Menſch, ihn zu verderben,
Bedarf's nur einen Todesſtich,
Wirkt Er wahre Gotteswunder,
Zum Hades muß Er doch hinunter,
Er rettet durch kein Wunder ſich.

Jetzt iſt der Plan gemacht,
Er hat's nun recht bedacht,
Der Juden Grimm
Genüget ihm;
Er flammt ihn an,
Und wähnt, der Streit ſey abgethan.

Du enthülleſt nun mit Klarheit,
Frei offen Deiner Sendung Wahrheit,
Mit nie geſeh'ner Majeſtät;
In der tiefſten Armuth Hülle
Verbirgt ſich Deiner Gottheit Fülle,
Die Deine Menſchheit ganz durchweht.
Du kündigſt an mit Macht
Des Reichs zukünft'ge Pracht,
Der Demuth Kraft
Die Liebe ſchafft,
Das gold'ne Netz
Zum Menſchenfiſchen Dein Geſetz.

Um den Zweck bald zu erreichen,
Und Deiner Gottheit Wunderzeichen
Zu endigen, eilt Satan ſich;
Haß und Neid, die Höllendüfte,
Erfüllen bald Judäens Lüfte,
Und Alles wüthet gegen Dich.
Du eilſt zum Kreuzesſtamm,
Du Gottes Oſterlamm!
In Spott und Hohn
Und Dornenkron'
Bet'ſt Du mit Huld
Um Nachlaß Deiner Mörderſchuld.

Dies Gebet, wie Flammenpfeile,
Durchbohrt mit Glut und Blitzes-Eile
Des Höllenfürſten wildes Herz,

Ohnmacht fährt durch ſeine Glieder,
Er ſinkt nicht fern vom Kreuze nieder,
Durchdrungen ganz von Höllenſchmerz.
Doch bald ermannt er ſich,
Und freut ſich inniglich
Auf Deinen Tod,
Der ſeiner Noth
Ein Ende ſchafft,
Nun ſteht er auf mit neuer Kraft.

Ja Du ſtirbſt, und doch die Trauer
Der ganzen Schöpfung füllt mit Schauer
Des Satans ganzes Weſen an.
Du wirſt nun zum Grab getragen,
Nun kann er kühn zu denken wagen,
Es ſey nun alles abgethan.
Zum dunkeln Schattenland
Den Drachenblick gewandt,
Brüllt er mit Macht
Zur ew'gen Nacht,
Er kommt zu euch
Als Menſchengeiſt in's Todtenreich.

Aller Geiſter wildes Toben,
Womit ſie ihren Fürſten loben,
Durchbebt das ganze Feuermeer.
Alles ſtrömt hinauf zur Pforten,
Man ſammelt ſich von allen Orten,
Im Kreiſe ſteht das Höllenheer.
Ein nie geſeh'nes Licht
Die alte Nacht durchbricht,
Die ganze Schaar
Nimmt dieſes wahr,
Sie eilt zum Spott,
Doch Weh! der Menſchengeiſt iſt Gott.

Wie ein Sturm den Wald entblättert,
Ein Blitz die Eiche niederſchmettert,
So Satan und das Höllenheer.
Sie erblinden von dem Blitze,
Und Jeder eilt zu ſeinem Sitze,
In's Felſenloch im Feuermeer.
Nun ſtrahlt Dein Recht und Licht,
Du hältſt ein Weltgericht!
Entführſt mit Macht
Der ew'gen Nacht
Der Büßer Schaar*),
Die harrt bei dritthalbtauſend Jahr.

Auch des alten Bundes Väter
Nun heimzuführ'n, eilſt Du, ihr Retter,
In's Scheol hin zu Davids Thron;
Alle jubeln Dir entgegen,
Du überſtrömeſt ſie mit Segen,
Von Adam bis auf Simeon;
Und führſt ſie nun empor
Zu Salems Perlenthor,
Die Seraphim
Und Cherubim
Jauchzen Dir zu:
Jehovah! — Gott und Menſch biſt Du!

Noch ruht Deine Menſchenhülle
In Joſephs Grabe todt und ſtille,
Du hauchſt ihr neues Leben ein.
Gott und Menſch bewohnſt Du wieder
Marien Sohns verklärte Glieder,
Willſt Gott und Menſch vollkommen ſeyn.

---

*) 1. Petri 3, 19. 20.

So ſehen Viele Dich
Und Alle freuen ſich,
Dein Auferſteh'n,
Dein Wiederſeh'n,
Dein Wundenſtrahl
Durchglüht der erſten Chriſten Zahl.

Du verweilſt, — in vierzig Tagen
Noch Deinen Jüngern das zu ſagen,
Was ihnen noth und nützlich war.
Führſt ſie auf des Oelbergs Spitze,
Und fährſt nun auf zum Thronenſitze,
Und ſtelleſt Dich dem Vater dar.
Nun ſtrömt ein Liebesmeer,
Das ganze Himmelsheer
Erſtaunt und trinkt,
Stürzt hin und ſinkt
Mit Jubelton,
Und Du ſchwingſt Dich auf Deinen Thron.

Preis ſey Dir, dem Ueberwinder!
Hoſianna Dir! Wir, Deine Kinder,
Wir, die Erlösten, huld'gen Dir.
Ach, wir können Dir nichts geben,
Wir ſind ja Dein, nur Blut und Leben,
Und was wir haben, bringen wir.
Alles iſt Dir geweiht,
In alle Ewigkeit,
Hallelujah!
Auf Golgatha!
Hallelujah!
Dereinſt im hohen Solyma!

24.

Wehe mir vom ew'gen Hügel,
Geiſt Jehovah's, Kühlung zu!
Stärke meine Andachtsflügel,
Meinen Aufſchwung lenke Du!
An des Alters ſteiler Höhe
Schleicht mein müder Fuß hinauf,
Dunkel iſt's, wohin ich ſehe,
Heit're meine Blicke auf!

Dir ein Loblied noch zu ſingen,
Eh' mein Harfenton verhallt;
Mich zu Dir emporzuſchwingen,
Wo Dir Jubeldonner ſchallt:
Dazu ſchenk' mir Licht und Leben,
Zeige mir die rechte Bahn.
Mich zum Urthron zu erheben,
Geht aus eigner Kraft nicht an.

Millionen Welten ſchwingen
Sich in ihren Kreiſen um,
Während ihre Bürger bringen
Opfer Dir in's Heiligthum.
Doch auf dieſem Staubplaneten
Opfert man ſich ſelbſten nur,
Eigenſucht beherrſcht hier Jeden,
Jede menſchliche Natur.

Tiefgeſunk'ne Menſchenkinder
Bleiben Deine Kinder noch,
Ja, Du führſt ſie weit gelinder
In dem ſanften Liebesjoch,
Als ein Menſchenvater führet,
Den die Leidenſchaft regiert,
Wenn die Glut des Zorns ihn rühret,
Die nur Fluch und Tod gebiert.

Dies beweiſt die ganze Führung
Deines Volks von Anfang an.
Die der Menſch nicht ohne Rührung
Leſen und betrachten kann.
Weisheit, Langmuth, Ernſt und Milde
Leiten Dich auf Deiner Bahn;
Dort in Edens Luſtgefilde
War dies ſchon Dein Liebesplan.

Deine ernſten Strafgerichte
Sind der Menſchheit Arzenei.
Prüft die ganze Weltgeſchichte,
Ob dies reine Wahrheit ſey?
Dann wird man mit Staunen finden,
Daß Dein Zürnen Liebe iſt.
Sünde ſtraft ſich ſelbſt durch Sünde,
Während Du ſtets Vater biſt.

Menſchengränzen ſind zu enge,
Dieſes deutlich einzuſeh'n,
Man muß immer durch Gedränge
In das heil'ge Dunkel geh'n.
Dort wird dann dem frommen Beter
Manch Geheimniß klar enthüllt,
Und man ſieht der heil'gen Väter
Fromme Wünſche froh erfüllt.

Dieſes hab' ich ſelbſt erfahren
Auf der langen Lebensbahn,
Dinge, die mir dunkel waren,
Wurden mir dann kund gethan.
Wann ich einſam in der Stille
Oft in Deiner Nähe war,
Machte mir Dein heil'ger Wille
Manch Geheimniß offenbar.

Auf dem Standpunkt, wo wir ſtehen,
  Seh'n wir in die Zukunft nicht,
Auf dem Pfade, wo wir gehen,
  Schimmert nur ein ſchwaches Licht;
Aber aus der heil'gen Quelle
  Schöpft der Glaube Kraft und Muth,
Und des Geiſtes Aug wird helle,
  Wenn es Blicke aufwärts thut.

Deines heil'gen Geiſtes Wehen
  Durch die ganze Chriſtenheit
Läßt uns ſchon von ferne ſehen
  Deines Reiches Herrlichkeit:
Denn Dein Wort wird ausgeſpendet
  Durch die ganze weite Welt,
Millionenweis verſendet
  Auf das große Ackerfeld.

Dieſer Same wird bald blühen
  Allenthalben hoch und hehr;
Denn Evangeliſten ziehen
  Ueber Inſeln, Land und Meer,
Um die Saaten zu begießen.
  Geiſt der Pfingſten, komm herab!
Laß nun Lebensſtröme fließen
  Bis zum Scheol tief hinab.

Sey gegrüßt, Du ew'ger Morgen!
  Steige, Sonne, bald empor,
Weicht nun all' ihr bange Sorgen,
  Tagsverkünder, tritt hervor.
Seht! der Berge Spitzen glühen
  Schon im ew'gen Morgenlicht,
Und die Frühlingsblumen blühen,
  Brüder! — Alle! — ſorget nicht!

25.

Geſang eines armen Kranken.

Mel. Mein Freund zerſchmelzt aus Lieb' in ſeinem Blute.

Mein Geiſt ſchwingt ſich hinauf zu Deinem Throne,
Hinauf zu Dir, Du Helfer in der Noth!
Ich fleh' im Staub mit dem verlor'nen Sohne:
Verlaß mich nicht, verlaß mich nicht im Tod!
Du Kämpfer in Gethſemane!
Dein Glanz umſtrahle mich, wenn ich im Dunkeln ſteh'!

Sieh' meinen Schmerz, Du Dulder aller Schmerzen!
Sieh', wie mein Geiſt im kranken Körper ſtöhnt,
Ich komm zu Dir mit tief gebeugtem Herzen,
Du haſt noch ſtets den Kampf mit Sieg gekrönt,
Wenn man nur kämpft, wie Du gekämpft,
Und in des Kreuzes Kraft des Fleiſches Lüſte dämpft.

Ich komm zu Dir mit ſehnſuchtsvollen Blicken,
Ich bin ſo ſchwach, an Leib und Seele matt;
Ich bin zu arm, den Körper zu erquicken,
Ich komm zu dem, der Hüll' und Fülle hat.
Die Nothdurft, Herr! verleih' mir nur!
Und ſchenke Leidenskraft der kämpfenden Natur!

Ich weiß ſehr wohl, daß ſolche Leidensproben
Beweiſe Deiner ew'gen Liebe ſind;
Ich werde Dich dereinſt am Ziele loben,
Wenn nun der Tag nach banger Nacht beginn';
Wär' nur der Jammer auszuſteh'n!
Wie ruhig wollt' ich dann dem Ziel entgegen-eh'n.

Allein die Fluth ſteigt mir bis an die Seele,
Mein Blick entdeckt die frohe Rettung nicht,
Viel ſind der Jammerſtunden, die ich zähle;
Ich fühl' ſchon, daß die morſche Hütte bricht,
Und ich, Verlaſſ'ner, weiß noch nicht,
Was für ein Urtheil mir der ernſte Richter ſpricht.

Du, Leidensfürſt, ſprachſt mir und meines Gleichen
Den hohen Troſt in unſern Seelen zu:
»Ich laß mich bald durch Leidende erweichen,
Wer an mich glaubt, der findet wahre Ruh'.«
Ich glaube, Herr! und wanke doch!
Die Laſt iſt ſchwer! Du ſprichſt: ſie ſey ein leichtes Joch.

Ich bin ſo ſchwach, dies leichte Joch zu tragen;
Und doch, wohlan! ich traue auf Dein Wort.
Wohlan, mein Gott! ich will es auf Dich wagen,
Hilf Du dem müden Strauchler mächtig fort;
Ich will! und ſieh! ich fühle Kraft;
Der ernſte Wille iſt des Glaubens Eigenſchaft.

Nun fürcht' ich nicht der Leiden bitt're Qualen,
Weil ſie Gemeinſchaft Deiner Leiden ſind.
Leid' ich mit Dir, ſo wirſt Du auch bezahlen
Die Schuld, die man auf meiner Rechnung find't.
Leid' ich und ſterb' ich ſo mit Dir,
So wird am frohen Ziel die Siegeskrone mir!

26.

Ein Gebetlied in ſchweren Zeiten.

Mel. Jeſu meines Lebens Leben u. ſ. w.

Vater! König aller Welten!
Höre uns in Deinem Sohn!
Willſt Du nach Verdienſt vergelten,
Dann iſt Jammer unſer Lohn.
Sieh doch an des Mittlers Leiden
Und der Menſchheit Schwächlichkeiten,
Ach, erlöſ' uns diesmal noch
Aus der Noth! erhör' uns doch!

Wir ſind werth der ſchwerſten Leiden,
Aber geh' nicht in's Gericht!
Ach, in dieſen dunkeln Zeiten
Zück' doch Deine Ruthe nicht
Ueber uns verlaſſ'ne Kinder!
Freilich ſind wir ſchnöde Sünder,
Aber ach! erlöſ' uns doch
Aus der Noth, nur diesmal noch!

Dir iſt alle Macht gegeben,
Treuer Heiland! Deine Huld
Gab der Welt ja Licht und Leben,
Tilgte auch der Menſchen Schuld.
Tilg' doch auch, was wir verdienet!
Sind wir denn nicht auch verſühnet?
Wir ſind Stroh in heißer Glut,
Löſch' ſie durch Dein theures Blut.

Sieh, wir wollen uns bekehren
Und von Herzen Buße thun,
Alle Weltluſt gern entbehren,
Darum, ach! verzeih' uns nun.

Herr! wir ſchwören Dir aufs Neue
Unverrückte, feſte Treue!
Ach, erlöſ' uns diesmal noch
Aus der Noth, erhör' uns doch!

Freilich iſt erzwung'ne Reue,
Liebſter Jeſus! wenig werth,
Und gewöhnlich ſchwört man Treue,
Wenn die Trübſal uns beſchwert.
Darum kann man uns nicht trauen
Und auf unſre Treu' nicht bauen:
Denn es iſt um ſie geſcheh'n,
Wenn es uns wird beſſer geh'n.

Ja, auch das geſteh'n wir gerne,
Aber ſchau' von Deinem Thron
Hier auf uns in dunkler Ferne,
Denk' an den verlor'nen Sohn!
Denk' an uns verlor'ne Söhne!
Fürſt der Gnaden! ach, und kröne
Uns in dieſer Jammerzeit
Jetzund mit Barmherzigkeit.

Aber dann nimm uns gefangen
Unter Deines Geiſtes Zucht.
Was das Herz dann wird verlangen,
Was der Geiſt auf Erden ſucht,
Ach! das prüfe Du nur ſtrenge;
Bring' die Seele in's Gedränge,
Bis ſie Alles gern entbehrt,
Was Dein weiſer Rath verwehrt.

Ach, Du weißt ja unſre Schwäche,
Daß der Menſch ſo wenig kann.
Liebſter Heiland! drum, ſo ſpreche
Kraft in unſer Herz, und dann

Taufe uns mit Geiſt und Feuer,
Um im Wachen immer treuer,
Im Gebet von Herzen rein,
Und im Kampfe ſtark zu ſeyn.

Daß doch die Erlöſungs-Gnade
Und Dein blut'ger Opfertod
Uns recht fühlbar auf dem Pfade,
Tröſtend wär' in jeder Noth!
Ach, verkläre doch Dein Leiden,
Herr, in dieſen trüben Zeiten,
In uns allen, daß wir nun
Sanft in Deiner Liebe ruh'n.

Doch in dieſem Ruh'n geſchäftig,
Treu in Deinem Dienſt zu ſeyn,
Laß doch Deinen Geiſt recht kräftig
Uns zu dieſem Dienſte weih'n.
Gib zu jedem guten Werke
Muth, Gelegenheit und Stärke,
Und es werde jede That
Einſt zur hoffnungsvollen Saat.

Vater! daß dies unſer Sehnen,
Unſers Herzens Vorſatz iſt,
Das bezeugen wir mit Thränen;
Und da Du doch Vater biſt,
O ſo nimm uns arme Sünder
Nun auch als verſöhnte Kinder,
Die ſich Dir in Demuth nah'n,
Wiederum zu Gnaden an!

Und dann wehre doch dem Jammer,
Der jetzt Land und Leute drückt!
Führ' doch aus der dunkeln Kammer
Jeden, der ſo tief gebückt

Unter Deines Zornes Bürde
Wankt, und endlich ſinken würde;
Laß den Sturm vorübergeh'n!
Herr, erhöre unſer Fleh'n!

27.

Der Morgenſtern.

Wie der Stern dort huldreich lächelt
Aus dem fernen Strahlenmeer!
Wie der Oſtwind lieblich fächelt
Ueber jene Hügel her!
Warum weilt ihr Erdenkinder,
Von dem Schlafe aufzuſteh'n;
Seht, er winkt der Todsverkünder,
Eilt, dies Schauſpiel anzuſeh'n!

Dämm'rung deckt noch Thal und Hügel,
Nur die Wolkenſäume glüh'n;
Auf der Morgenröthe Flügel
Seh'n wir ſie dem Licht entflieh'n.
Tief im Weſten weilt noch immer
Schwarzes Dunkel, öde Nacht,
Und des Mondes matter Schimmer
Weicht dem Licht in ſeiner Pracht.

Heitert in dem Morgenſchimmer,
Brüder, euern matten Blick!
Schauet vorwärts, und nicht immer
In die finſt're Nacht zurück!
Unſern Geiſtes-Augen lächelt
Ein erwünſchter Morgenſtern;
Und das matte Herz umfächelt
Wonnevoll der Geiſt des Herrn.

Seht, wie der Propheten Worte
Mächtig in Erfüllung geh'n!
Seht ihr an der Aufgangs=Pforte
Dieſen Lichts=Verkünder ſteh'n?
Dieſer iſt der Stern der Wonne;
Wie er glänzet hoch und hehr!
Bald folgt ihm die ew'ge Sonne,
Und das Dunkel iſt nicht mehr.

Ach, verſchlaft nicht dieſe Scene!
Seyd nicht träge, ſie zu ſeh'n!
Denn es trocknet jede Thräne;
Und in dieſes Geiſtes Weh'n
Wird das Auge klar und heiter,
Alles um euch her wird ſchön,
Und ihr könnt dann immer weiter
Durch des Glaubens Fernrohr ſeh'n.

Fürchtet nicht die Nacht der Schrecken,
Die dort fern im Weſten weilt,
Dunkel ſoll das Erdreich decken,
Bis der Tag es übereilt.
Laßt den Abfall immer wüthen,
Bis ſein Mondenlicht erblaßt,
Bleibt ihr nur im ſtillen Frieden,
Und auf jeden Fall gefaßt.

Wolken ſind der Luft Gedanken
Und Ideen der Natur;
Unbeſtändig, ohne Schranken
Irren ſie auf jeder Flur.
Wann ſie Licht des Himmels trinken,
Baden in dem Ocean,
Dann mit mildem Schimmer blinken,
Füll'n ſie uns mit Segen an.

Aber wann mit Finſterniſſen
  Sie den Himmel uns verhüll'n,
Auch mit Blitz und Waſſergüſſen
  Alle Welt mit Angſt erfüll'n;
Wann ſie auch mit falſchem Schimmer
  Unſ're Blicke auf ſich zieh'n:
Ja, dann ſollen ſie auf immer
  Schamroth vor der Sonne flieh'n.

Trinkt der Mond das Licht der Sonne,
  Dann erhellt er unſ're Nacht,
Tröſtet den mit holder Wonne,
  Den der Zeitgeiſt traurig macht.
Wann Vernunft das Licht von oben,
  Wie der Mond die Sonne, trinkt,
Dann wird ſie emporgehoben,
  Und ihr ganzes Thun gelingt.

Aber wann im Waſſerſpiegel
  Ihr ihr eig'nes Licht gefällt,
Sie auf jedem Wolkenhügel
  Sich ein ſchimmernd Denkmal ſtellt:
Dann muß ſie nach Weſten ſchleichen,
  Wann der hohe Morgen blinkt,
Und in ſeinem Glanz erbleichen,
  Bis ſie hin zum Staube ſinkt.

Du erhab'ne Geiſterſonne,
  Urquell alles wahren Lichts,
Ocean der ſel'gen Wonne,
  Fülle unſer leeres Nichts;
Mit den Strahlen Deiner Klarheit
  Helle unſ're Augen auf!
Zeige uns den Weg der Wahrheit,
  Und beförd're unſern Lauf!

Bring' durch Deines Geiſtes Wehen
Leben in das Knochenfeld;
Laß uns feſt und wachſam ſtehen
Da, wo Du uns hingeſtellt!
Bis wir einſt das Ziel gefunden,
Sich der hohe Aufgang zeigt,
Und im Glanze Deiner Wunden
Sich der ganze Erdkreis beugt.

28.

Erheb dich, armer Geiſt! und fliehe
Der ſchwarzen Sorgen Trauerhaus.
Was hilft dir deine bange Mühe?
Gott führt's doch endlich herrlich aus,
Er kennt den Weg zur ſüßen Freude;
Ermunt're dich! ſey ſtill, und leide!

Wenn dich geheimer Kummer drücket,
Den Niemand weiß, als Gott allein;
Wenn dich kein Stern der Huld anblicket:
So mußt du ſtill und ruhig ſeyn.
Das Trau'rgewölk wird ſich verziehen,
Dein Morgenroth im Oſten glühen.

Bald ſtrahlt die Sonn' der reinſten Freude
Und lächelt dir vom Morgen her;
Und auf des klaren Himmels Breite
Erblickeſt du kein Wölkchen mehr.
Dann wandelſt du den Pfad der Freuden,
Und weißt von keinem bangen Leiden.

Iſt's eine Sünde, die dich quälet,
Und drückt dich eine ſchwarze That,
Haſt du ſie dann mit Reu' erzählet
Dem, der die Welt erlöſet hat:
Nichts iſt ſo ſchwer, er kann's vergeben,
Er kann den Stein vom Herzen heben.

Geh' hin in deine ſtille Kammer,
Wirf dich vor den Erlöſer hin,
Und klag' ihm deinen großen Jammer,
Erheit're den bewölkten Sinn,
Verſprich, von nun an fromm zu leben,
Nach reiner Tugend treu zu ſtreben.

Dann kann die Lieb' den Kummer lindern,
Die Liebe löſcht der Höllen Glut,
Sie kann den Zorn des Höchſten mindern,
Die Lieb' bezahlt vergoß'nes Blut.
Nur blos durch ſie kann Gott vergeben,
Die Liebe ſchafft ein neues Leben.

Wenn du nicht liebſt, dann floß vergebens
Auf Golgatha das Bundes-Blut,
Und alle Thaten deines Lebens
Sind Höhlen, wo ein Drache ruht.
Ein Herz, wie diamant'ne Felſen,
Kann ächte Lieb' wie Wachs zerſchmelzen.

Drum weihe jede Lebensſtunde
Mit Thaten warmer Liebe ein,
Die Liebe laß im Seelengrunde
Ein ew'ges Opferfeuer ſeyn,
Das jeden Odemzug belebe,
Und jeder Tugend Hoheit gebe.

Die Lieb' verfeinert unſer Leben
Und macht es immer geiſtiger;
Sie kann uns höh're Kräfte geben,
Macht uns der Gottheit ähnlicher;
Sie iſt der Geiſter wahre Sonne
Und tröſtet ſie mit ew'ger Wonne.

29.

Troſt.

Komm, ſüßer Geiſt, in dieſe ſtille Wüſte,
Und tröſte doch mein ſchmachtend Herz!
Jetzt ſäuget die Natur, und bietet ihre Brüſte
Den Kindern dar. Sieh' meinen Schmerz,
Laß doch ein Tröpflein Troſt in meine Seele fließen,
Und mich ein Tröpflein nur aus Deiner Quell genießen.

Soll ich allein bei dieſer Fülle ſchmachten?
Mein Vater! ſieh' mit Huld mich an,
Wie lange muß ich ſchon nach dir vergebens trachten,
Durchſeufzen meine Lebensbahn?
Unendlich liebſt Du doch die Wohlfahrt Deiner Kinder,
Mit Andern, Gott verzeih'! verfährſt Du auch gelinder.

Ich murre nicht, ich bitte nur um Freuden,
Ein einzig Tröpflein ſchenk mir nur,
Dann will ich gern und froh noch manche Trübſal leiden,
Durchgeh'n des Kreuzes blut'ge Spur.
Du hörſt doch mein Gebet, erhör' es, ew'ge Güte!
Erfreue meinen Geiſt, erheit're mein Gemüthe.

30.

Weihnachtslied.

Seraphinen ſteigen nieder
Und ſingen hohe Jubellieder
Dem, den uns Maria gebar.
Strahlend bringt ein Engel Kunde:
Geboren ſey in dieſer Stunde
Der vor der Welten Daſeyn war.
Willkommen Wunderkind!
Dein Königreich beginnt,
Hallelujah!
Wir huld'gen Dir,
Denn Dein ſind wir,
Und bleiben's ewig für und für.

Arm und niedrig biſt Du kommen,
Auch arm und niedrig ſind die Frommen
Bei allen Gütern dieſer Welt.
Demuth kann Dir nur gefallen,
Du ließeſt Hoſiannah ſchallen
Nur armen Hirten auf dem Feld.
Ach, möchten wir doch rein
Von allem Hochmuth ſeyn!
Hallelujah!
Wir können's ſeyn
Durch Dich allein.
Dein Geiſt macht uns von Hochmuth rein!

Helle ſtrahlt aus Deiner Krippen,
Holdſeligkeit von Deinen Lippen,
Des innern Lichtes ſanftes Weh'n.
Ach! aus dieſer öden Ferne
Fleht unſer Herz, wir möchten gerne
Im Geiſt Dein holdes Antlitz ſeh'n.

Mach' unſre Herzen rein,
Dies kann Dein Geiſt allein;
Hallelujah!
Dann ſeh'n wir Dich
In deinem Licht
Schon hier, und einſt von Angeſicht.

Liebe zog Dich von dem Throne
Der Welt, Du legteſt Deine Krone
Zu Deines Vaters Füßen hin.
Alle Weltluſt gern zu meiden
Und Dir zu Liebe gern zu leiden,
Ach! gib uns dieſen Deinen Sinn!
Die Liebe ſchenkt uns nur
Die göttliche Natur.
Hallelujah!
Wir lieben Dich
Herzinniglich.
Dies macht uns ſelig ewiglich.

Heilige Du unſ're Freuden,
Die uns in dieſen Weihnachtszeiten
Der Eintritt in das Fleiſch beſcheert.
Armuth haſt Du mir erleſen,
Ein armes Kind biſt Du geweſen,
Der Armuth werde Hülf' gewährt.
Laßt uns barmherzig ſeyn,
Die Elenden erfreu'n;
Hallelujah!
Wir geben gern,
Von Herzen gern,
Denn was man gibt, gibt man dem Herrn.

Herr! verleih uns deinen Segen
Auf unſern ſchweren Pilgerwegen
In dieſer Erdenwaller Zeit.

Du wirſt dereinſt als Sieger kommen,
Dann triumphiren alle Frommen
In ihrem weißen Siegeskleid:
Willkommen rufen wir
Dann innig jauchzend Dir!
Hallelujah!
Nun biſt Du da,
Uns ewig nah'!
Uns ewig nah'! Hallelujah!

31.

An den Erlöſer.

Anbetung Dir! Du Weltregent!
Deß Herrſchen keine Schranken kennt,
Dir iſt der Sieg gelungen.
Aus dunkler Ferne nah' ich mich
Dem Thron des Lichts, auf den Du Dich
Mit Heldenkraft geſchwungen.
Kronen, Thronen,
Himmelsheere, Engelchöre,
Majeſtäten,
Sinken hin, Dich anzubeten.

Des Vaters Unergründlichkeit,
Sein Daſeyn außer Raum und Zeit,
Die Wunder ſeiner Güte,
Was nie ein Geiſt empfunden hat,
Das bildeſt Du in Wort und That
Dem fühlenden Gemüthe.
Heilig! Heilig!
Hallt es wieder, in die Lieder,
Dir zum Preiſe
In der Seraphinen Kreiſe.

In tief verborg'ner Herrlichkeit
Warſt Du vor aller Welten Zeit
Des Vaters höchſte Wonne.
Und als des Schöpfers Wort erſcholl,
Die Geiſterſchaar dem Licht entquoll,
Da wurd'ſt Du ihre Sonne.
Mächtig, prächtig
Wärmt und glänzet, unbegränzet,
Huld und Wahrheit
Und erfüllt die Welt mit Klarheit.

Die Menſchheit fiel, entfernte ſich
Vom Quell des Lichts und flohe Dich,
Der Seligkeiten Fülle.
Du rufſt: Iſt kein Erlöſer da!
Der Himmel ſchweigt, ſinkt fern und nah'
In tiefe Trauerhülle.
Hohe, frohe
Ruh' den Kreiſen, Dich zu preiſen,
Einzuflößen,
Sprachſt Du: Ich will ſie erlöſen!

Der Himmel hört es, ſtaunt und ſchweigt,
Der Seraph ſich am Throne neigt,
Nun tönt die hohe Feier.
Der Harfen-Jubel ſchallet weit,
Lobſinget Ihm in Ewigkeit,
Dem göttlichen Erfreuer!
Hallet! Schallet!
Himmelsſphären, Ihm zu Ehren,
Hallelujah!
Singt dem Herrn, dem Gott Jehovah!

Doch kein erſchaffner Geiſt erräth
Den Plan, den Deine Majeſtät
In tiefes Dunkel hüllte.

Der Engel ſtaunt ins Dunkel hin,
Bis Dein erhab'ner Liebesſinn
Den hohen Rath enthüllte.
Deine reine,
Holde Triebe ew'ger Liebe
Zu ergründen,
Kann kein Engel Worte finden.

Nun wirſt Du Menſch, gering und klein,
Und wählſt mit Fleiß verhüllt zu ſeyn
In lauter dunkle Schatten.
Zwar ſtrahlte Dein verborg'nes Licht
Zu Zeiten denen ins Geſicht,
Die Luſt zu ſehen hatten.
Kleine, reine
Herzenskinder, arme Sünder,
Haben Augen,
Die Dich zu erkennen taugen.

Du gehſt den ſchwerſten Leidenspfad,
Und zeigeſt nun mit Wort und That
Die Macht der ew'gen Liebe.
Denn in der allergrößten Pein
Den Peinigern noch hold zu ſeyn,
Gibt es wohl ſtärkre Triebe?
Ach nein! nur Dein
Marterdulden, ohn' Verſchulden
Wer kann's wehren?
Muß der Höllen Macht zerſtören.

Du ſtirbſt, indem Dein Auge bricht,
Empfind'ſt Du Deine Gottheit nicht;
Du ſtirbſt den Tod der Sünder.
Nun iſt der große Plan vollbracht,
Du haſt durch Deinen Tod gemacht
Aus Sündern Gotteskinder.

Fröhlich, ſelig
Wird nun jeder Miſſethäter
Noch auf Erden,
Wenn er Dir will ähnlich werden.

Der Gottheit Glanz bricht nun hervor,
Du ſprengſt mit Macht des Todes Thor
Und ſchwingſt Dich auf zum Throne.
Und in verklärter Menſchheit Pracht
Empfängſt Du neue Herrſcher-Macht,
Und trägſt die Siegeskrone.
Neue, treue
Jubellieder hallen wieder,
Dich zu preiſen
Hoch in allen Himmelskreiſen.

Nun herrſcheſt Du, Dein Geiſt regiert,
Die Menſchheit wird von Ihm geführt
Durch Leben, Dulden, Leiden.
Nur dadurch wird der Sieg erkämpft,
Die Macht der Finſterniß gedämpft,
Geführt zu Seligkeiten.
Kleinheit, Reinheit,
Lieb' und Demuth, Sünder-Wehmuth
Sind dem Chriſten
Nöthig, ſich zum Kampf zu rüſten.

Erlöſung iſt Dein Herrſcherplan,
Die Sünden werden abgethan,
Und ihre Folgen ſchwinden.
Sie dienen nun als Mittler Dir
Zu Segnungen, um für und für
Der Menſchen Heil zu gründen.
Schneller, heller
Glänzt die Klarheit dieſer Wahrheit,
Wenn wir handeln,
Fluch in Segen umzuwandeln.

Nur unter Deinem Schutz allein
Kann man recht froh und ruhig ſeyn,
Vollkommen ſicher leben.
Wer dieſes ſucht, der muß ſich bald
Mit Allem, ohne Vorbehalt,
Dir gänzlich übergeben.
Meiden, Streiten,
Blut und Wunden, bange Stunden,
Viele Leiden
Sind ihm Bahn zu Seligkeiten.

Noch niemals in der Chriſtenheit,
Nur jetzt in dieſer letzten Zeit
Verkennt man dieſe Wahrheit.
Man zweifelt und beſpöttelt ſie,
Man forſcht, man prüft, und ſieht doch nie
Den Glanz von ihrer Klarheit.
Und Du ſiehſt zu
Still und ſchweigend; tief ſich beugend,
Fleh'n die Frommen:
Herr! wird Deine Stund' bald kommen?

Sie kommt! ſie kommt im Jubelhall,
Im Schweigen lauſcht ein Donnerſchall,
Und Du biſt da im Blitze.
Nun ſieht man Dich und zweifelt nicht,
Man kennt Dich an dem Wunden-Licht,
An Deinem Königsſitze.
Traurig, ſchaurig
Stehn die Spötter, ihre Götter
Sind verſchwunden,
Für ſie wird kein Heil gefunden.

Wir Chriſten müſſen wachſam ſeyn,
Uns betend Deiner Zukunft freu'n,
Die Lampen brennend halten.

Und wenn die Macht der Finſterniß
Uns quält mit Spott und Aergerniß,
So laſſen wir Dich walten.
Deine kleine
Heerde lallet, hoch erſchallet
Hoſianna!
Bald ertönt Dein Maranatha!

32.

Mein Heiland! mein Erlöſer!
Blick unſere Sehnſucht an!
Sie wird nun immer größer
Auf unſrer Pilgerbahn.
Uns hüllt der Dämm'rung Schleier
In tiefes Trauern ein,
Wann athmen wir doch freier?
Wann wirſt Du bei uns ſeyn?

Wir harren ſchon ſo lange
Und Du erſcheinſt noch nicht;
Im Harren wird uns bange,
Wir ſehnen uns nach Licht.
Des Irrſals dunkle Schatten
Umgeben uns mit Macht.
Ach ſtärk' uns! wir ermatten
In dieſer öden Nacht.

Zwar Deines Geiſtes Wehen
Winkt uns zum frohen Ziel;
Doch leider! ach! wir ſehen
Von dieſem Licht nicht viel.
Die Augen ſind zu blöde,
Die Luft iſt dumpf und ſchwül,
Der Weg iſt ſchmal und öde
In dieſem Weltgewühl!

Und unſrer Lampe Schimmer
  Iſt matt, ſie glühet nur,
Bald leuchtet ſie uns nimmer
  Und wir verlier'n die Spur.
Erbarmer! dies verhüte,
  Stärk' unſern Lampenſchein!
Und laß doch Deine Güte
  Bei uns recht thätig ſeyn.

Mit neuem Muth beſeelet,
  Geh'n wir und fürchten nichts;
Du haſt uns ja erwählet
  Zu Bürgern Deines Lichts.
Du wirſt uns nicht verlaſſen;
  Begleit' uns ungeſeh'n
Auf unſern Pilgerſtraßen.
  Wohl uns! es wird geſcheh'n!

Nur Dulden, Lieben, Leiden
  Sey unſre ernſte Pflicht:
Mit Wachen, Beten, Streiten
  Verirren wir uns nicht.
Und bleibſt Du noch ſo lange,
  Wohlan! wir harren Dein;
Wird uns zuweilen bange,
  So wirſt Du uns erfreu'n.

Und eh' wir's uns verſehen,
  Wohl uns! ſo biſt du da!
Auch jetzt ſchon, ungeſehen,
  Biſt Du uns innig nah'.
Ach! könnten wir's empfinden,
  Wie glücklich wären wir!
Ach! richte doch uns Blinden
  Die Augen recht zu Dir!

Und öffne ſie zum Sehen
In deinem reinen Licht!
Erhör' doch unſer Flehen,
Du weißt, was uns gebricht!
Dann wandern wir aufs Neue,
Und faſſen hohen Muth,
Mit felſenfeſter Treue,
So geht's am Ende gut.

33.

Mein tiefgebeugter Geiſt ruht ſanft in Deinen Armen,
Du blickſt mich an, mein Gott! mit innigſtem Erbarmen,
Und läßt mich Wunder ſeh'n, ja Wunder Deiner Treu';
Ach, Jeſus! hilf, daß ich Dein Opfer ewig ſey!

Zerbrich im Seelengrund das tiefe Widerſtreben,
Und laß durch Kampf und Sieg in Deinem Tod mich leben;
Der Auferſtehung Kraft durchdringe meinen Geiſt,
Bis daß Dein Friedensſtrom durch meine Seele fleußt.

Nichts rühre meinen Geiſt als nur mein tief Verderben,
Und deine ew'ge Huld laß alles Eig'ne ſterben!
Weg Hoheit! weg Vernunft! weg eitle Wiſſenſchaft!
Ein zart Gefühl von Dir gibt meiner Seele Kraft!

Sobald mein Auge ſich fein ſtille zu Dir kehret,
Der Weisheit holden Kuß dann meine Seel' erfähret,
So wird mir innig wohl; ich fühle, Du biſt da,
Und ſehe, daß Dein Geiſt iſt meinem Geiſte nah'.

Ach! aber wann der Schwarm der eitlen Sinnlichkeiten
Und meiner Lüſte Macht mit Deiner Gnade ſtreiten,
Dann ſpür' ich nichts als Tod und bange Finſterniß,
Dann iſt mein armes Herz im Lieben ungewiß.

Oft zweifelt auch das Herz an Deiner Vatertreue,
Und dies geſchieht allzeit, wenn ich mich ſehr zerſtreue;
Da wank' ich hin und her, und habe keine Spur
Von Deiner Vaterhuld, da ſieget die Natur.

Dann fühl' ich Deinen Zug im tiefſten Seelengrunde,
Mein Herz verbindet ſich mit Dir im ew'gen Bunde,
Und ſchwört dir neue Treu' mit großer Zuverſicht,
Und dann empfindet es des Glaubens ſüßes Licht.

So ſchließe mich dann feſt, mein Fels! in Deine Wunden;
Sey mir beſtändig nah' in allen Lebensſtunden!
Verleihe, daß ich ſtets vor Dir recht wachſam ſey,
Und ſtehe mir hinfort auf meinem Wege bei.

Anhang.

Gebete in metriſcher Form.

1.

Das Gebet des Herrn*).

Weſen aller Weſen! Weltenſchöpfer!
Der Du uns in Chriſto Vater biſt!
Unentweiht, geheiligt ſey Dein Name
Allenthalben, wo nur Leben iſt.
Dein Reich komme, wo die Bürger alle
Durch des Heilands Blut Erlöste ſind.
Deinem Willen folge hier auf Erden
Wie im Himmel jedes Adamskind.

*) Der ſelige Vater Stilling ſagt (Taſchb. 1808, S. 157): „Das erhabene Einfache in dieſem alles umfaſſenden Gebet iſt unnachahmbar groß und ſchön; aber da man es von Jugend auf und täglich nachſpricht, ſo wird es endlich ſo geläufig, daß man ſich nichts mehr dabei denkt und ſich ordentlich anſtrengen muß, wenn man ſich deſſen, was man betet, bewußt ſeyn will. Dies erleichtert nun eine Umſchreibung dieſes göttlichen Gebets; ich habe dazu einen Verſuch gewagt und die Reimart gewählt, deren ſich Witſchel in ſeinen ſchönen Geſängen bedient, weil ſie vorzüglich gut zur Andacht und erhabenen Empfindungen paßt."

Vater, gib uns, was wir hier bedürfen,
Was den Leib und unſer Weſen nährt.
Ach! vergib uns, ſo wie wir vergeben,
Jede Schuld, die unſer Herz beſchwert.
Wenn uns Welt und eigne Lüſte locken,
Ach! dann ſchieb uns ſtarke Riegel vor.
Löſ' das Band, womit der Feind uns feſſelt,
Flügle uns zum ew'gen Licht empor.
Dein ſind ja die Reiche aller Welten,
Aller Dinge Kräfte ſind ja Dein;
Denn der Seraph und der Wurm im Staube
Schöpfen ihre Kraft aus Dir allein!
Aller Welten Pracht und Glanz und Ehre
Sind nur Schatten Deiner Herrlichkeit.
Keine Zeit mißt Deines Lebens Dauer,
Alles, was Du biſt, iſt Ewigkeit.
Sprich, es werde! was wir jetzt gebeten,
Amen, ja! es ſoll und wird geſcheh'n.
Laß uns Erdenkinder Deine Hülfe,
Und in Deinem Reich Dein Antlitz ſeh'n!

2.

Daſſelbe auf andere Art.

Majeſtät! der alle Welten dienen,
Schöpfer! Quelle! Herrſcher der Natur!
Licht und Leben aller Seraphinen!
Licht und Leben jeder grünen Flur!
Vater Deines ew'gen großen Sohnes,
Dieſer Sonn' der ganzen Geiſterwelt!
Vater deſſen, der am Saum des Thrones
Frommer Beter Weihrauchſchale hält!
Vater derer, die am Pfluge ſchwitzen,

Deſſen, der den Ocean durchfährt,
Vater derer, die auf Thronen ſitzen,
Aller, die die Mutter Erde nährt!
Du biſt Vater, wir des Mittlers Brüder,
Liebe einigt uns in's Bruderband.
Strahlend glänzen von dem Throne nieder,
Aus der Liebe ew'gem Vaterland,
Deines heil'gen Namens Flammenzüge;
Liebe iſt Dein Name ewiglich,
Durch der Morgenröthe Adlersflüge
Strahlt ſie weit und breit und preiſet Dich.
Heilig ſey Dein Name uns und theuer!
Ach! er werde nie von uns entweiht,
Und in Deiner Liebe Prüfungsfeuer
Unſer Herz vom Irrſal ganz befreit.
Laß uns Bürger Deines Reiches werden,
Deines Reichs des Friedens und der Ruh';
Pflanze es, o Vater! hier auf Erden,
Aller Fürſten Vater ſey dann Du.
Wenn Dein Wille ſo geſchieht hienieden,
Wie bei Dir in Deiner Engelwelt:
O dann herrſcht ja Lieb' und ew'ger Frieden
Und Dein holdes Reich iſt hergeſtellt.
Vater, drum geſchehe nur Dein Wille
Hier wie dort im ew'gen Vaterland!
Sieh, wir flehen nicht um Füll' und Fülle,
Oeffne täglich Deine milde Hand!
Was zum Weſen nöthig iſt, das ſchenke
Deinen Kindern jeden Augenblick,
Ach! und jedes von uns Kindern denke
An des armen Bruders Mißgeſchick.
Vater! ſieh wir ſtraucheln alle Tage,
Im Erlöſer ſchenkſt Du uns die Schuld;
Gib doch Jedem Kräfte, daß er trage
Seines Bruders Fehler mit Geduld.

Und, o Vater! dann verzeihſt Du Allen,
So wie Allen liebreich wir verzeih'n,
Und Du ew'ge Liebe haſt Gefallen
An uns allen, die ſich Deiner freu'n.
Wenn ſich böſe Leidenſchaften regen
Und die eitle Welt uns Netze ſtellt:
Ach! dann leite uns auf ſichern Wegen,
Wo Dein Licht uns jeden Tritt erhellt.
Alles Böſe wolleſt Du entfernen,
Jedes Leiden, das den Geiſt beſchwert,
Jeder Bruder müßte täglich lernen,
Was ſein Kinderrecht vor Dir entehrt.
Vater! Dein iſt Majeſtät und Ehre,
Und Dein Thron iſt lauter Herrlichkeit,
Kraft und Macht, das Reich der Himmelschöre
Und das All iſt Dein in Ewigkeit!

3.

Urquell der Liebe! wer liebt wie Du? Du ewige Liebe!
Denn Du ſtarbſt aus Liebe für uns, ſo liebſt Du die Menſchen;
Stärker als der Tod errungſt Du das ewige Leben,
Nicht allein für Dich, für Alle, die glauben und lieben.
Haſt Du uns nun den größten Beweis der Liebe gegeben,
Wahrlich! ſo wirſt Du uns auch den kleinſten Beweis nicht verſagen:
Wirſt uns Alles gewähren, was Leben und Nothdurft erfordert.
Gib uns Muth und Kraft, und Frohſinn auf dunkelem Wege,
Feſte Gewißheit des Glaubens, und führ' uns aufwärts zum Ziele!

4.

Dir Ewigem! Dir flammt mein liebend Herz entgegen!
Dir! Der den Himmel dreht, und tauſend Welten lenkt.
Du fährſt auf Wolken hin und ſtrömeſt Schutz und Segen
Dem Wurm, der niedrig kriecht, dem Wurm, der niedrig denkt.
Schau auf, Du Menſchenherr! von deinem Thron hernieder
Auf Menſchen, die Du liebſt, und gar mit Namen nennſt;
Enthüll' Dein blitzend Licht der Wahrheit endlich wieder,
Da Du in einem Blick ihr ganz Bedürfniß kennſt.
Vor Deinem Saphirthron weh'n ſüße Lebenswinde.
Ein düſtrer Nebel hält uns ihren Zufluß auf.
Du, Sonnenvater! komm, zerſtrahle ſie geſchwinde
Und laß dem Lebenswind doch endlich freien Lauf.

5.

Nach Jer. 25, 15.

Der Täumelbecher iſt, was man Aufklärung nennet,
Aus dieſem tränkſt Du jetzt die ganze Chriſtenheit.
Man trinkt und wird berauſcht, und gegen Dich entbrennet,
Weil man verachtete Dein Wort zur Gnadenzeit.
Es nimmt jetzt überhand der Mannaekel ſehr,
Drum iſt das Ganze auch wohl nicht zu retten mehr.
Ach Gott! ein ſchwer Gericht iſt's, wenn Verſtockung waltet,
Wenn nun der letzte Rath mit Muth verworfen wird;
Wenn aller Wärme Quell, die Sonne ſelbſt erkaltet,
Wenn man, was deutlich iſt, mit Vorſatz ganz verwirrt.

Bricht ſo das ſtolze Reich des Widerchriſten ein,
So muß der Taumelkelch das letzte Mittel ſeyn.
Herr! rette doch nur bald, was ſich will retten laſſen!
Ach reiß die Brände doch noch aus der Gluth heraus!
Ach heile doch geſchwind die Lahmen an den Straßen!
Führ' die Verirreten noch zeitig in Dein Haus!
Dann komme Dein Gericht, der Becher gehe dann
Im Zorn herum, es trinkt der, wer's nicht laſſen
kann.

6.

Ein Gebet für die Bedürfniſſe der Zeit im Jahr 1808.

Jeſus Chriſtus, vielgekrönter König!
Aller Himmel, aller Welten Fürſt!
Der Du endlich nach ſo bangem Harren
Mit des Himmels Heeren kommen wirſt,
Um das Reich der Finſterniß zu ſtürzen,
In ſein eignes finſtres Element,
Und hienieden dann ein Reich zu gründen,
Deſſen Herrſchaft keine Gränzen kennt.
Wo ſich Liebe, Huld und Eintracht küſſen,
Ew'ger Friede alle Welt durchweht,
Wie ein Frühlingslüftchen gold'ne Saaten,
Wenn der Hain in voller Blüthe ſteht.
Hör', Erbarmer! erſtgeborner Bruder!
Hör' das Flehen Deiner treuen Schaar!
Sieh' das Elend, ſieh' auf unſern Jammer,
Der noch nie ſo ſehr bedenklich war.
Deines Zornes Waffen ſind geſchäftig,
Elend waltet auf dem Erdenrund,

Unſers goldnen Leuchters Licht verlöſchet,
Man verhöhnet Deinen heil'gen Bund:
Du haſt ihn mit Deinem Blut verſiegelt,
Das man nun mit frechen Füßen tritt.
Ernſter Richter! ſchon Deiner Kinder,
Theil' uns Deines Geiſtes Fülle mit.
O Erbarmer! gib uns Kraft von oben,
Gib uns Kraft zum Wachen, zum Gebet!
Daß wir nicht in ſchwüler Luft ermatten,
Wenn der Samiel *) der Prüfung weht.
Gib uns Muth und Kraft zu jedem Leiden
Auf der Feuerprobe zu beſteh'n,
Bis zum blut'gen Tod Dich zu bekennen,
Ihn als höchſte Ehre anzuſeh'n.
Bring' uns doch zur Einigkeit des Geiſtes,
Uns, die jede leichte Meinung trennt.
Ach, wo bleibt die holde Bruderliebe,
Die am Bruder nur das Gute kennt!
Bind' uns All' in's Bündlein der Gerechten,
Quell der Liebe! in Dein heil'ges Band,
Daß ein jeder Deiner Bluterkauften
Reiche jedem ſeine Bruderhand.
Eingekehrt und ſtets vor Dir zu wandeln,
Willenlos, verſenkt in Dich zu ſeyn,
Dazu ſchenk' uns Kraft von Deinem Throne,
Mach' uns innig ruhig, ſanft und klein.
Lieb' und Demuth ſoll die höchſte Zierde
Unſers Glaubens, unſers Lebens ſeyn.
Führ' uns endlich, wenn wir ausgekämpfet,
Zu der Seligkeiten Fülle ein! Amen.

---

*) Ein heißer tödtender Wind in dem Morgenland.

Zweite Abtheilung.

Vermiſchte Gedichte.

1.

Aus Heinrich Stilling's Leben.

Als Heinrich Stilling in ſeinem zwei und zwanzigſten Jahre, im Jahr 1761, nach harten Leidenserfahrungen in Unruhe über ſeine Zukunft, ſeine alte Großmutter nochmals beſucht hatte, und dann auf das nahe Geiſenberger Schloß geſtiegen war, wo er in ſeiner Kindheit ſo manche Freude genoſſen, und wo er den Schauplatz ſeines jugendlichen Lebens, Wirkens und Leidens überſehen konnte, ſchrieb er folgendes Gedicht.

Hört, ihr lieben Vögelein!
Eures Freundes ſtille Klagen;
Hört, ihr Bäume! groß und klein,
Was euch meine Seufzer ſagen;
Welke Blumen! horchet ſtill,
Was ich jetzo ſingen will.

Mutter=Engel! wallſt du nicht
Hier auf dieſes Graſes Spitzen?
Weilſt du wohl beim Monden=Licht
Glänzend an den Raſen=Sitzen?
Wo dein Herz ſich ſo ergoß,
Als dein Blut noch in mir floß.

Schaut wohl dein verklärtes Aug'
Dieſe matten Sonnen=Strahlen?
Blickſt du aus dem Laſurblau,
Das ſo viele Stern' bemalen,
Wohl zuweilen auf mich hin,
Wenn ich bang und traurig bin?

Oder ſchwebſt du um mich her,
Wenn ich oft in trüben Stunden,
Da mir war das Herz ſo ſchwer,
Einen ſtillen Kuß empfunden?
Trank ich dann mit Himmelsluſt
Aus der ſel'gen Mutter Bruſt?

Auf dem ſanften Mondesſtrahl
Fährſt du ernſt und ſtill von hinnen,
Lenkſt den Flug zum Sternenſaal,
An den hohen Himmelszinnen
Wird dein Wagen weißlicht blau,
Zu dem ſchönſten Morgenthau.

Vater Stillings Silberhaar
Kräuſelt ſich im ew'gen Winde,
Und ſein Auge ſternenklar
Sieht ſein Dortchen ſanft und linde,
Wie ein goldnes Wölkchen zieh'n
Und der fernen Welt entflieh'n.

Hoch und ſtark geht er daher,
Höret ſeines Lieblings Leiden,
Wie ihm wird das Leben ſchwer,
Wie ihn fliehen alle Freuden.
Tief ſich beugend blickt er dann
Dort das Prieſter=Schildlein an.

Licht und Recht ſtrahlt weit und breit;
Vater Stilling ſieht mit Wonne,
Wie nach ſchwerer Prüfungszeit
Glänzt die unbewölkte Sonne,
Die verſöhnte Königin,
Auf des Lieblings Scheitel hin.

2.

Als Heinrich Stilling den zweiten Oſtertag 1762 auf die Wanderſchaft gegangen und des andern Morgens auf eine große Höhe gekommen war, wo er in der Ferne die geliebten Gegenden ſeiner Jugend ſchaute, dichtete er unter Thränen folgende Verſe.

Noch einmal blickt mein mattes Auge
  Nach dieſen frohen Bergen hin.
O! wenn ich die Gefilde ſchaue,
  Die jene Himmels=Königin
Mir oft mit kühnen Schatten malte,
Und lauter Wonne um mich ſtrahlte:

So fühl ich, wie in ſüßen Träumen
  Die reinſten Lüfte um mich weh'n,
Als wenn ich unter Edensbäumen
  Seh' Vater Adam bei mir ſteh'n,
Als wenn ich Lebenswaſſer trinke,
Am Bach in ſüße Ohnmacht ſinke.

Dann weckt mich ein Gedanke wieder,
  So wie der ſtärkſte Donnerknall
Sich wälzt vom hohen Giller nieder
  Und Blitze zücken überall,
Die Hindin ſtarrt, und fährt zuſammen,
Sie blinzelt in den lichten Flammen.

Dann ſinkt mein Geiſt zur ſchwarzen Höhle,
  Schaut über ſich und um ſich her,
Dann kommt kein Licht in meine Seele,
  Dann ſchimmert mir kein Sternlein mehr.
Dann ruf' ich, daß die Felſen hallen,
Und tauſend Echo widerſchallen.

Doch endlich glänzt ein ſchwacher Schimmer,
Der Menſchen Vater winket mir;
Und ſeh' ich euch, ihr Berge, nimmer,
So blüht im Segen für und für,
Bis euch der letzte Blick zertrümmert,
Und ihr wie Gold im Ofen ſchimmert.

Und dann will ich auf euern Höhen,
Dann, wann ihr einſt verneuert ſeyd,
Umher nach Vater Stilling ſehen,
Mich freuen, wo ſich Dortchen freut,
Dann will ich dort in euren Hainen
In weißen Kleidern auch erſcheinen.

Wohlan! ich wende meine Blicke
Nach unbekannten Bergen hin,
Und ſchaue nicht nach euch zurücke,
Bis daß ich einſt vollendet bin.
Erbarmer! leite mich im Segen
Auf dieſen unbekannten Wegen!

3.

Als Heinrich Stilling Hauslehrer bei Hrn. Spanier (Flender) im Bergiſchen werden ſollte, und nach Elberfeld reiste, um vorher Franzöſiſch zu lernen, ward er auf der Höhe zwiſchen Ronsdorf und Elberfeld zu Folgendem begeiſtert.

Ich fühl' ein ſanftes Liebewallen,
Es ſäuſelt kühlend um mich her.
Ich fühl' des Vaters Wohlgefallen,
Der reinen Wonne Wiederkehr.
Die Wolken ziehen ſanft herüber,
Tief unten braun, licht oben drüber.

Des kühlen Bachs entferntes Rauſchen
  Schwimmt wie auf ſanften Flügeln her,
Und wie des Frühlings Sänger lauſchen,
  So horcht mein Ohr; von ungefähr
Ertönt der Vögel ſüßes Zirbeln
Und miſcht ſich in der Bäche Wirbeln.

Jetzt heb' ich froh die Augenlieder
  Zu allen hohen Bergen auf
Und ſchlag' ſie wieder freudig nieder,
  Vollführe munter meinen Lauf.
Nun kann ich mit vergnügten Blicken
Den Geiſt der Qual zur Hölle ſchicken.

Noch einmal ſchau' ich kühn zurücke
  In's Schattenthal der Schwermuth hin
Und ſehe mit gewohntem Blicke
  Den Ort, wo ich geweſen bin;
Ich hör' ein wildes Chaos brauſen
Und Unglücks-Winde ſtürmend ſauſen.

Gleichwie ein blaß Geſpenſte wanket
  In öden Zimmern hin und her,
Wie's da im blöden Nachtſchein ſchwanket,
  Streicht längs der Wand und ächzet ſchwer,
Bemüht ſich lang ein Wort zu ſagen
Und Jemand ſeine Noth zu klagen:

So wankt' ich auch im Höllen-Schlunde,
  Im ſchwärzſten Kummer auf und ab;
Man grub mir jede Marterſtunde
  Ein neues grauſenvolles Grab.
Tief unten hört' ich Drachen grollen,
Hoch droben ſchwarze Donner rollen.

Ich ging und ſchaute hin und wieder,
Fand Todes=Engel um mich geh'n,
Und Blitze zuckten auf mich nieder,
Ich ſah ein Pförtchen offen ſteh'n,
Ich eilte durch, und fand mit Freuden
Das Ende meiner ſchweren Leiden.

Ich ſchlüpfte hin im ſtillen Schatten,
Es war noch dämmernd um mich her.
Ich fühlte meinen Fuß ermatten,
Mir wurde jeder Tritt ſo ſchwer;
Schon neigt' ich mich zum Staub darnieder
Und ſchloß die müden Augenlieder.

Ich ſank — doch wie in Freundes Armen
Ein Todtverwund'ter niederſinkt,
Wenn ihm das Auge voll Erbarmen
Des Arztes frohe Heilung winkt.
Ich ward erquickt, geſtärkt, geheilet
Und neue Kraft mir mitgetheilet.

Freund Iſaak war's! in ſeiner Halle
Fand ich ein laut'res Paradeis;
Da ſchmeckten wir die Freuden alle,
Da ſtieg zum Höchſten Dank und Preis.
Wie ſangen Ihm geweihte Lieder,
Er ſchaute gnädig auf uns nieder.

4.

Am Schluſſe von H. Stillings Wanderſchaft.

Dir nah' ich mich — nah' mich dem Throne,
Dem Thron der höchſten Majeſtät!
Und miſche zu dem Jubeltone
Des Seraphs auch mein Dankgebet.

Bin ich ſchon Staub — ja Staub der Erden,
Fühl' ich gleich Sünd' und Tod in mir,
So ſoll ich doch ein Seraph werden,
Mein Jeſus Chriſtus ſtarb dafür.

Wort iſt nicht Dank. — Nein! edle Thaten,
Wie Chriſtus mir das Beiſpiel gibt,
Vermiſcht mit Kreuz, mit Thränenſaaten,
Sind Weihrauch, den die Gottheit liebt.

Dies ſey mein Dank, wozu mein Wille
Sey jede Stunde Dir geweiht!
Gib, daß ich dieſen Wunſch erfülle
Bis an das Thor der Ewigkeit.

5.

Stillings Lobgeſang

nach dem 118ten Pſalm Davids.

(Am Schluſſe von H. Stillings häuslichem Leben.)

Mel. Wie lieblich winkt ſie mir, die ſanfte Morgenröthe!

Gelobet ſey der Herr! Sein Blick iſt Huld und Güte,
Sein Antlitz lächelt Freundlichkeit
Und ſeines Odems Hauch erquickt wie Roſenblüthe;
Er ſchenkt dem Geiſt Zufriedenheit.
Du Volk des Herren! komm und preiſe Seine Gnade,
Die heilig iſt und ewig währt!
Ihr Diener Gottes jauchzt! und wandelt auf dem Pfade,
Den euch Sein Wort ſo deutlich lehrt.
Hinauf zu Seinem Thron, die ihr den Herren liebet!
Hinauf! und opfert Preis und Dank.
Hinauf, gerechtes Volk! das wahre Tugend übet;
Es töne Ihm dein Lobgeſang.

Mein Pfad ging Felſen an in Dämmerung und Schatten
Und Blitze zückten über mir;
In Aengſten mancher Art, die mich umgeben hatten,
Drang mein Gebet, o Gott! zu Dir.
Und Du erhörteſt mich! erhörteſt, Herr! mein Flehen
Und ſtrömteſt Troſt ins müde Herz!
Du ließeſt mich den Glanz erhab'ner Hülfe ſehen
Und ſtillteſt liebreich meinen Schmerz!
Jehovah iſt mit mir, was kann mich weiter ſchrecken?
Kein Menſch ſtört meine Ruhe mir.
Und wird man neues Kreuz aus ſeinem Schlummer wecken,
So fürcht' ich nichts; der Herr iſt hier,
Der Herr iſt immer da, mich ſtets zu unterſtützen.
Wie wohl iſt mir in Seiner Hut!
Was kann das ſchwache Rohr, der Menſchen Troſt, mir nützen?
Der viel verſpricht und wenig thut.
Der Herr iſt treu und gut, Er hält, was Er verſprochen,
Wer auf Ihn traut, betrügt ſich nicht.
Wie oft wird Fürſten-Treu und Fürſten-Wort gebrochen!
Der Fürſten Fürſt thut, was Er ſpricht.
Gleich einem Bienenſchwarm umgaben mich die Leiden,
Sie ſumsten grimmig um mich her;
Wie Gottes Heerſchaar kämpft, ſo ſtürmten ſie im Streiten,
Und machten mir das Siegen ſchwer.
Wie Dornenfeuer dampft und kniſtert in der Flamme
Und jedes heitre Auge trübt;
Wie im Geheul der Glut vom Gipfel bis zum Stamme
Sich lechzend der Zerſtörung übt;
So drang die Leidensflamm' durch alle meine Glieder
Und leckte Spreu und Stoppeln auf.
Bald ſank mein mattes Aug' bethränt zum Staube nieder,
Bald ſchwang es ſich zu Gott hinauf.

Allein Jehovahs Hauch zerſtäubte dieſe Feinde,
Er kühlte dieſe Flamme ab,
Er zog mit ſtarker Hand noch früher, als ich meinte,
Wie neu verklärt mich aus dem Grab.
Der Herr iſt meine Macht, mein Lied und meine Wonne!
Mit Jubel tönt der Siegsgeſang
Aus Bauernhütten auf, aus Sphären jeder Sonne.
Der Wurm, der Seraph weiht Ihm Dank!
Des Herren rechte Hand behält auch Recht und ſieget,
Jehovahs Rechte iſt erhöht!
Jehovahs Rechte ſiegt, und wenn Sein Knecht erlieget,
So ſiegt er auch, ſobald er fleht.
Nein, nein! ich ſterbe nicht, ich ſoll des Herren Werke
Verkündigen noch lange Zeit.
Er züchtigt mich, der Herr! doch macht mich Seine Stärke
Noch lang zu Seinem Dienſt bereit.
Macht auf das gold'ne Thor des Rechts! Ich will Ihm bringen
Ein warmes und zerknirſchtes Herz;
Am goldnen Rauchaltar will ich mein Danklied ſingen,
Er ſchuf mir Glück aus meinem Schmerz.
Gelobet ſeyſt Du, Gott! daß Du zur Demuth führeſt
Den Himmelsſtürmer, meinen Geiſt;
Ihn dann zerknirſcht, gebeugt, mit Güte ſo regiereſt,
Daß er Dich nun als Diener preist!
Man hielt den Mauerſtein für ungeſchickt zum Bauen,
Hier war er morſch, dort war er hart;
Der Meiſter hielte an mit Bilden, mit Behauen,
Bis er zuletzt noch brauchbar ward.
Das that der Herr, Er that's! ein Wunder vor den Augen
Des Volks, das Ihn zum Herren wählt.
Dies iſt der Freudentag, wo wir mit Wonne ſchauen,
Daß Er noch unſre Haare zählt.

Herr, hilf noch ferner mir! o Herr, laß wohl gelingen,
Was Deine Güte an mir thut!
Geprieſen ſey, wer kommt, dem Herren lobzuſingen,
Und wer in Seinem Willen ruht.
Der Herr iſt unſer Licht! kommt, ſchmückt Sein Feſt mit Maien
Bis an die Hörner am Altar!
Es tön' im Saitenſpiel! und alles muß ſich freuen,
Daß Er ſo treu, ſo gütig war.
Du biſt mein Gott! und ich, ich danke Deiner Güte,
Die mich ſo wunderbar geführt;
Du biſt mein Gott! und ich, des Wohlthuns nimmer müde,
Bring' Dir den Dank, der Dir gebührt.
Hallelujah!

6.

Stillings Lied auf ſeine dritte Hochzeit.

Mel. Sieh' mein Auge nach den Bergen.

Auf, zum Thron des Weltregenten,
Auf, mein Geiſt! und nahe dich
Dem, der dich mit Vaterhänden
Führte ſichtbarlich.

Großer Vater aller Dinge,
Aller Weſen! höre mich,
Hör' mein Lied, das ich Dir ſinge,
Denn es ſingt nur Dich.

Auf des Frühlings Blumenpfade,
In dem Glanz des Morgenlichts,
Trank ich Fülle Deiner Gnade
Und mir fehlte nichts.

Hülfreich wallt' an meiner Seiten
Selma, dein Geſchenk, einher;
Sie beſchwor den Geiſt der Leiden,
Und er war nicht mehr.

Plötzlich hüllten Mitternächte
Morgenglanz und Frühling ein,
Und ein Blitz aus Deiner Rechte
Drang durch Mark und Bein.

Selma's Hülle rang im Staube,
Glänzend trat ihr Geiſt hervor;
Und er ſprach: Sey ſtark und glaube!
Schwang ſich dann empor.

Und er liſpelt im Verſchwinden:
Laß Eliſen Selma ſeyn,
Denn in ihr wirſt Du mich finden
Und dann glücklich ſeyn!

Einſam war ich, heil'ge Stille
Wehte ſchauernd um mich her.
Gott! es war Dein ernſter Wille,
Ach! es ward mir ſchwer.

Deine Gnade glänzte wieder
Hin auf meinen Pilgerſtab,
Und ſie ſtieg vom Himmel nieder,
Die mir Selma gab.

Heute tritt ſie mir zur Seiten,
Vater, laß uns glücklich ſeyn!
Schenk' den Becher hoher Freuden
Ueberfließend ein!

Laß des Wohlthuns holde Saaten,
Die wir Dir auf Hoffnung ſtreu'n,
Beſter Vater! wohlgerathen
Und uns Deiner freu'n.

Laß Eliſe mir zur Seiten
Deines Segens Fülle ſeh'n,
Und mit mir am Tag der Leiden
Feurig zu Dir fleh'n!

Dann erhörſt Du doch die bangen
Seufzer, die ein Paar Dir bringt,
Das mit ſehnlichem Verlangen
Nach Veredlung ringt.

Vater! und am Ziel der Reiſe
Führ' uns beide Hand an Hand
Auf, zum höhern Wirkungskreiſe,
Heim ins Vaterland!

7.

Am Schluſſe von H. Stillings Lehrjahren.

Mel. Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte.

Du, der Du auf dem ew'gen Throne
Das Schickſal aller Weſen wägſt,
Auf Deinem Haupt die Strahlenkrone
Von Myriaden Welten trägſt,
Umkreist vom Heer der Seraphinen,
Umglänzt mit ſiebenfachem Licht!
Im Jubel aller, die Dir dienen,
Verſchmäh' den Staub vom Staube nicht!

Merkt auf, ihr Himmel, hör' du Erde!
Des Donners Brüllen ſchweige ſtill,
Damit mein Lied verſtanden werde,
Das ich dem Herrn jetzt ſingen will;
Ihr Sänger am cryſtallnen Meere,
Ach leiht mir Euer Harfenſpiel,
Auf daß ich meinen Führer ehre:
Ach daß Ihm doch mein Lied gefiel!

Du unausſprechlich holde Liebe,
Du, meines Weſens Element!
Ach ſieh' doch, wie aus reinem Triebe
Mein Herz in Deiner Liebe brennt.
Ich war ein Nichts, ein Nichts im Staube,
Und Du, mein Alles! wählteſt mich;
Durch lange Prüfung wuchs mein Glaube
Und meine Sehnſucht fande Dich.

Du wählſt zum Schauſpiel Deiner Führung,
Zum Zeugen Deiner Wahrheit mich;
Nun ſpricht mein Herz mit tiefer Rührung:
Mein Gott! ich leb' und ſterb' für Dich.
Ja! ja ich will Dich treu bekennen,
Verleih' mir Kraft und Muth dazu;
Kein Schickſal ſoll mich von Dir trennen,
Wo iſt ein ſolcher Freund wie Du?

Du, Geber aller guten Gaben!
Fandſt in der niedern Hütte mich;
Du fandſt den armen Bauern=Knaben,
Du ſahſt mich und erbarmteſt Dich;
Du merkteſt auf des Vaters Flehen,
Der Mutter Seufzen hörteſt Du;
Nun ſprachſt Du: Ja! es ſoll geſchehen!
Und wehteſt Geiſt und Kraft mir zu.

Nun wogſt Du auf der goldnen Wage
Des Schickſals meine Leiden ab;
Beſtimmteſt auch die Zahl der Tage
Von meiner Wiege bis zum Grab;
Entwarfſt zu meinem Wirkungskreiſe
Schon damals den erhabnen Plan;
Und zeigteſt zu der Pilger=Reiſe
Von weitem mir die ſteile Bahn.

Ein Engel am Erlöſers=Throne
 Bekam nun auch Befehl von Dir;
Er legte ab die Perlen=Krone
 Und kam in Ernſt gehüllt zu mir.
Er ſchien das Mitleid nicht zu kennen,
 Als wüßt' er von Erbarmung nichts.
Vielleicht wirſt Du ihn einſt ernennen
 Zum Herold deines Welt=Gerichts.

Er führte mich mit Engels=Treue
 Durch meiner Jugend bunte Flur.
Ich folgte ihm mit banger Scheue
 Und ſah' auf ſeine Winke nur.
Bald folgt ich ihm durch rauhe Lüfte
 Mit wundem Fuß auf Dornen nach;
Bald ſchleppt' er mich durch Felſenklüfte.
 So war mein Schickſal Tag für Tag.

Oft ſchien ein zweifelhafter Schimmer
 Das Ende meines Wegs zu ſeyn;
Ich eilte ſtärker, hoffte immer
 Mich bald des frohen Ziels zu freun!
Allein auf einmal riß der ſtrenge
 Begleiter mich von meiner Bahn
Und führt' auf's neue durch's Gedränge
 Den ſteilen Felſen mich hinan.

Ich trug auf allen meinen Wegen
 Der Schulden centnerſchwere Laſt,
Wie Peſthauch wehte mir entgegen
 Die Schwermuth, ich erſtickte faſt.
Kein Oſtwind fächelt mit dem Flügel
 Dem müden Pilger Kühlung zu;
Ich fand auf keinem Blumen=Hügel
 Im milden Schatten ſanfte Ruh'.

So wankt' ich auf dem Thränen=Pfade
Durch manche Krümmung hin und her;
Auf einmal ſtrahlte Huld und Gnade
Und meine Bürde war nicht mehr.
Mein Führer nahm mit ſtarken Armen
Die Laſt von meiner Schulter ab,
Mit einem Blicke voll Erbarmen
Warf er ſie in das Thal hinab.

Ich wallte leichter, doch noch immer
Beſchwerlich, meinem Führer nach,
Bis endlich mir ein heller Schimmer
Verkündigte den nahen Tag.
Er kam, er kam! der gold'ne Morgen!
Nun ſah' ich mich am frohen Ziel!
Nun ſchwanden ſie, die bangen Sorgen;
Ertöne laut mein Saitenſpiel!

Stimmt ein, ihr Sänger dort am Throne!
Stimmt in mein Lied im Thränenthal,
Bis ich einſt in der Kämpfer=Krone
Dort bei des Lammes Hochzeit=Mahl,
Im Harfen=Jubel hoher Feier
Mit euch Jehovah preiſen kann;
Mit Bruderhuld umfaßt mein Treuer,
Mein Führer mich und lächelt dann.

Bis dahin ſtröme Gottes Frieden
Und hoher Muth in's matte Herz,
Und leite meinen Gang hienieden
Und meine Richtung himmelwärts.
Nun will ich gol'dne Körner ſtreuen,
Dann leite mich nach deinem Rath,
Und laß auch endlich wohl gedeihen
Des müden Pilgers Thränenſaat.

8*).

Empor, mein Geiſt! entfernt vom Weltgetümmel,
Schwing' mit der Lerche dich hinauf gen Himmel,
Und danke Dem, Der dich mit hohem Frieden
Durchſtrömt hienieden.

Jetzt ruht noch die Natur in heil'ger Stille,
Doch drängt in ihrem Schooß der Allmacht Wille
Zur Ausgeburt der holden Frühlings-Kinder
Nach rauhem Winter.

Ermüdet von dem Drang der Amtsgeſchäfte,
Erquickt mich hier die Quelle neuer Kräfte,
Im ſtillen Hain umſäuſeln mich gelinde
Die Frühlings-Winde.

---

*) Es war ein ſchöner Frühling i. J. 1794. Vater Stilling brachte ihn bei uns auf dem Lande zu und ruhte von ſeinen damaligen ſchweren akademiſchen Geſchäften einige Wochen aus. Wir wohnten einige Meilen von Marburg in einem kleinen Dorfe Dexbach, das in einem waldigten Gebirge liegt. Das Pfarrhaus beſaß während dieſer glücklichen Zeit unter ſeinem wirthlichen Strohdache die Familie Stillings, wozu noch einige ſehr liebe Freunde kamen; die ehrwürdigen Männer, Pfarrer Schlarbaum und Conſiſtorialrath Münſcher von Marburg, und noch einige junge Freunde. Die Familie des Hauſes beſtand aus Stillings Tochter und Schwiegerſohn und deſſen Mutter; der Herausgeber dieſer Sammlung, Stillings älteſter Enkel, war damals noch Säugling; einige Knaben, welche ſich da als Zöglinge befanden, und nun ſchon längſt als Männer in der Welt rühmlich ſtehen, waren die muntere Jugend in dieſem ländlichen Leben. Vater Stilling und ſeine Gattin, welche auch einen Säugling trug, fühlten ſich da ſehr froh, und wir Alle mit ihnen. Es war uns ein glücklicher Frühling. An einem hehren Sonntagsmorgen machte Stilling dieſes Gedicht. — (Anmerkung von meinem Vater.)

Wenn alle meine Lieben um mich ſcherzen,
Die Gattin mich mit unſchuldvollem Herzen
Und Hochgefühl an ihren Buſen drücket,
Gott, wie beglücket!

Wenn meiner Kinder Augen Freude ſprühen,
Geſchwiſter=Herzen heiß von Freundſchaft glühen,
Und Säuglinge am frohen Buſen lallen
Mit Wohlgefallen;

Wenn unſchuldsvoll die Kinder um mich ſpielen
Und dann mein Herz, gedrängt von Hochgefühlen,
Die Hand der ſchweſterlichen Mutter drücket —
Gott, wie beglücket!

Wir beide fühlen dann den hohen Segen,
Das größte Ziel, das man auf Kreuzes=Wegen
Noch hier erkämpft, wenn man auf Gott nur ſchauet
Und Ihm vertrauet.

Die ernſten Berge, die uns hier umzingeln,
Cryſtallne Bäche, die von ferne klingeln,
Und Vögel, die den Hocherhabnen preiſen
Nach tauſend Weiſen.

Des Landmanns Hütte, die ſo friedlich rauchet,
Die Ente, die im klaren Bach ſich tauchet,
Der Hahn, der in dem Hofe krähend nicket
Und Körnchen picket.

Der Hirte, der des reinen Odems Fülle,
Dahin geſtämmt, verpraßt im Horngebrülle;
Das Vieh, das nun nach friſcher Waide lechzet,
Nach Freiheit ächzet.

Die Kirche, um ſie her des Herren Garten,
Wo viele Thränenſäer ſchlummernd warten,
Bis der Verklärung Glanz ſie wird umgeben
Zum neuen Leben.

Und nun die Hütte auf dem ſel'gen Hügel,
Wo mancher Adler ſeinen jungen Flügel
Entwickelt hat, und dann mit hellen Augen
In's Licht lernt ſchauen. —

Wie dieſe Bilder mir vor Augen ſchweben,
Ach! ſo durchſchauert mich ein neues Leben. —
Der Frühling ſinkt von allen Sternen nieder
Und ſtärkt uns wieder.

Gelobt ſeyſt Du, o holder Frühlings-Geber!
Gelobt ſeyſt Du, Du großer Allbeleber!
Schenk' uns, o Herr! in dieſen ſchönen Zeiten
Recht reine Freuden!

Im Vollgenuſſe aller dieſer Güter
Erneuern wir des Geiſtes Kräfte wieder,
Und wirken dann zum Beſten unſrer Brüder
Auf's Neue wieder.

9.*)

Nach Jeremia 1, 7.

Herr! zeig' mir ſtets die rechte Spur,
Wenn die Vernunft ſucht eig'ne Pfade
Und widerſtrebet Deiner Gnade,
So folg' ich Deinem Willen nur.

Gebeut, o Herr! und lehre mich
Nur immer Dein' Befehl recht kennen,
Zu folgen ihm, vor Eifer brennen,
Für nichts zu leben, als für Dich.

---

*) Folgendes hat der Selige gedichtet, nachdem er von ſeinem akadem. Lehramte in Marburg nach Heidelberg berufen worden, um als religiöſer Schriftſteller und als Augenarzt frei zu leben und zu wirken.

Verkünd'gen will ich nun Dein Wort,
Mit eigner Weisheit mich nicht brüſten,
Dein Kreuz zu tragen ſtets mich rüſten,
Dir redlich folgen fort und fort.

Und ruhen will ich, wann du ruhſt,
Nur wirken, wann Dein hoher Wille
Mich winkt aus meiner dunkeln Stille;
Nur gut iſt, was Du willſt und thuſt.

10.

Nach Pſ. 1, 6. und Apoſtelgeſch. 13, 34.

Mein Heiland! Du kennſt meinen Weg;
  Du haſt mich ja geführet
Und mir gezeigt den rechten Steg,
  Auch meinen Gang regieret.

Ach mache mich nun auch gerecht
  Durch Dein Erlöſungswunder,
Dann auch zu Deinem treuen Knecht,
  Zum Reichsgeſchäfte munter.

Ach ſtärk' mich doch durch Deinen Geiſt,
  Erleuchte meine Seele;
Du kennſt mein Jnn'res, ja Du weißt,
  Wie häufig ich noch fehle.

Du ſitzeſt auf der Welten Thron
  Und herrſcheſt uns zum Segen;
Beherrſch' auch mich, o Davids Sohn!
  Leit' mich auf Deinen Wegen.

Ich habe keinen Willen mehr,
Dein Wille iſt der meine;
Auf dieſer Welt ich nichts begehr',
Als Dein zu ſeyn alleine.

11.

Nach Jeſ. 17, 7. und Joh. 14, 23.

Jetzt iſt die Zeit, wo man zu Dir ſich wenden,
Dich feſt ergreifen muß mit beiden Händen,
Und auf Dich ſeh'n, Dich Schöpfer, Dich Erlöſer;
Der Abfall wächst mit Macht, wird täglich größer.

Ich ſchau' auf Dich mit feſtem Glaubensblicke,
Ich wanke nicht und ſehe nicht zurücke,
Ich ſuch' mit Ernſt Dein theures Wort zu halten,
Und laſſe dann Dich Weltregierer walten.

Zu Allem dem hab' ich zwar keine Kräfte,
Mir fehlt ja Alles zu dem Heilsgeſchäfte,
Doch kennſt Du wohl den treuen feſten Willen,
Wie gern ich möchte Dein Gebot erfüllen.

Von Herzen lieb' ich Dich, und mein Verlangen
Geht ſtets dahin, dir treulich anzuhangen;
Ach! kommt zu mir, der Vater mit dem Sohne,
Daß Licht und Kraft in meiner Seele wohne.

Dann kann ich recht zu Deiner Ehre leben,
Mein ganzes Weſen ſtets zu Dir erheben,
Und fruchtbar ſeyn in Deinem Reichsgeſchäfte;
Ach! dazu heil'ge mich und gib mir Kräfte.

Gedichte auf andere Gegenſtände.

12.

Beim Anblick einer ſchönen ſtillen Gegend.

Mel. Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte.

Anbetung Dir! — Dir, ew'ge Güte!
Der wahren Schönheit Vater, Dir!
Hier ſchwingt ſich dankend mein Gemüthe
Mit Macht empor, hier fehlt es mir
Am Ausdruck, Deine Huld zu preiſen;
Kein Seraph ſingt nach Würden ſie,
Ihr tönt in allen Himmelskreiſen
Des Harfendonners Harmonie.

Hier ſtrömen Funken aus dem Feuer
Des unerſchaffnen Urlichts her;
Hier ſcheint die ganze Schöpfung neuer,
Als ob man noch in Eden wär';
Hier glänzt der hohe Himmel blauer,
Als drunten in der Dämmerung;
Der hohen Ahnung dunkle Schauer
Ergreifen zur Begeiſterung.

Hier ſchmettern nimmer Mordgewehre,
Kein Plätzchen werd' vom Blute roth,
Und wenn's von einem Würmchen wäre;
Im Paradies gibt's keinen Tod.
Durch keine Art werd' hier entweihet
Der Haine ſtilles Heiligthum,
Und jedes Blümchen ſey befreiet,
Nicht eines komm durch Pflücken um.

Des blauen Aethers kühles Fächeln
Fleucht vor dem hohen Lichtquell her;
Der Morgenröthe holdes Lächeln
Erheitert Himmel, Land und Meer.
Doch hier nur küßt in hehrer Feier
Der Himmel ſeine Braut, Natur,
Und hier entlockt er kühn und freier
Die holden Kinder ihrer Flur.

Dies ſollte nicht den Geiſt beflügeln
Zum Aufſchwung bis zum Thron des Lichts?
Hier ſollte mich die Trägheit zügeln?
Entſteig' der Laſt des Staubgewichts,
Du ew'ger Funke! — Meine Seele!
Schweb', Lerchen gleich, zur Sonne hin
Im Hallelujah! — und erzähle
Dem Himmelsheer, wie froh ich bin!

In dieſem hehren Tempel feiern
Natur und wir ein heilig Feſt.
Verſöhner! — ſiehe, wir erneuern
Den hohen Bund, daß wir den Reſt
Der Lebenszeit Dir ganz zu weihen,
Mit feſtem Muth entſchloſſen ſteh'n,
Bis in der Palmenträger Reihen
Wir jubelnd einſt Dein Antlitz ſeh'n.

13.

Das Lied des armen Mannes.

Es wankte ein Wanderer alt und müde
Das ſteile Felſenthal hinan,
Wo ſelten ein Röschen, ein Blümchen verblühte,
Der Weg war ſchmal und voll von Stein die Bahn.

Und droben ragte die felſigte Spitze
Noch viele Meilen weit hinauf,
Bald brauste ein Sturmwind, bald drückte die Hitze,
Bald hielt ein Abgrund ihn im Wandeln auf.

Er ſetzte ſich endlich im Abendroth nieder
Und ſchauete traurig den Abendſtern an:
»Ach funkelnder Stern! nun ſchimmerſt du wieder
»Und meine Reiſe iſt noch nicht gethan.

»Wie iſt mir die Reiſe ſo ſchwer und ſo bitter,
»Wie wenig Freude hab' ich gehabt!
»Mehr Sonnenſtiche, mehr ſchwere Gewitter,
»Als mich des Lebens Wonne gelabt.«

Ein Jüngling trat in des Abendſterns Glänzen
Dem armen Wanderer vor das Geſicht:
»Ich komm', um Dich mit Palmen zu kränzen,
»Verlier' nur Muth und Glauben nicht!«

Er führte den Wand'rer durch etliche Spalten
Im Schimmer des dämmernden Abendlichts;
Des ſchönſten Frühlings jubelndes Walten
Iſt gegen dieſen Anblick nichts.

Ein unausſprechlich weites Gefilde
Begränzt ein ewiges Morgenlicht,
Es glänzte durchdringend, erwärmend und milde,
Erfriſchend für Herz und für Geiſt und Geſicht.

Es lagen zehn Städte im weiteſten Kreiſe,
Mit grünenden Auen von Bächen getränkt.
Nun ſagte der Jüngling: Dies Ende der Reiſe
Iſt dir — o Wand'rer! vom König geſchenkt.

Du frommer Getreuer! dein Leben voll Leiden
  War bloßes Geburtsweh zu ewigem Glück;
Geh' über zu nie empfundenen Freuden
  Und laſſe dein trauriges Reiſ'kleid zurück!

14.

Die Freundſchaft.

Mel. Laßt die Politiker nur ſprechen.

Freut euch, ihr Jünger der Freundſchaft und Liebe!
Feiert dem ſanften Vereinigungstriebe,
Feiert, ihr Guten, im fröhlichen Kreiſe,
Singet der himmliſchen Freundſchaft zum Preiſe,
  Weiht ihr ein Loblied im höheren Chor:
  Schwingt euch, ihr Herzen, zum Himmel empor!

Siehe dort ſprudelt am Throne die Quelle
Seliger Freundſchaft kryſtallrein und helle;
Fluthend erfüllt ſie das Weltall mit Wonne,
Wallet in Strömen von Sonne zu Sonne.
  Liebe regieret den Himmel allein,
  Ohne ſie mag keine Seligkeit ſeyn.

Freundſchaft vereinigt die zahlloſen Sphären,
Sie kann den Seraph, den Engel verklären,
Sie überwindet durch Lieben und Dulden,
Schenkt auch von Herzen dem Feind ſein Verſchulden;
  Strahlte ihr Licht in die Hölle hinein,
  Würde die Hölle nicht Hölle mehr ſeyn.

Freundſchaft iſt Schild gegen Pfeile des Tadlers,
Leidende trägt ſie auf Flügeln des Adlers,
Hungrige Freunde erquickt ſie mit Nahrung,
Leiſtet dem Feind in Gefahren Bewahrung,
  Wehet dem Sterbenden Himmelsluft zu,
  Gönnet im Schooſe den Irrenden Ruh.

Engel der Freundſchaft! komm zu uns hernieder,
Weil' hier im Kreiſe, verlaß ihn nie wieder,
Fülle die Herzen mit Wohlthun und Güte;
Freundſchaft und Liebe gib jedem Gemüthe,
Kälte und Mißtrauen weiche von hier.
Engel der Freundſchaft, wir huldigen Dir.

Wollt ihr den Schleier der Freundſchaft enthüllen,
Müßt ihr auch treu ihre Pflichten erfüllen;
Denket nichts Arges vom liebenden Freunde,
Redet nichts Böſes vom haſſenden Feinde,
Gutes thut Jedermann, wo ihr nur könnt,
Jedem ſey Gutes, wie ſelbſt uns, gegönnt.

Freundſchaft befiehlet uns Liebe um Liebe,
Fordert, daß keiner den Andern betrübe;
Edelmuth ſtrömt aus der Freundſchaft Gebiete.
Willig, ach! bietet ein reines Gemüthe
All' ſeine Kräfte dem Liebenden an,
Hält auch das Beſte für wenig gethan.

Alle, ihr Guten! mit Herzen und Munde
Laßt uns vereinen zum himmliſchen Bunde.
Opfert der Freundſchaft auf loderndem Feuer
Herz und Gemüthe; ſchwört heilig und theuer:
Freundſchaft und Wohlthun iſt ſtets unſre Pflicht,
Denn auch im Sterben verläßt ſie uns nicht.

---

15 *).

Mel. Mein Salomo, dein freundliches Regieren u. ſ. w.

Hinauf, mein Geiſt! ſchwing' dich mit Adlers Flügeln
In's Element der reinen Liebe hin,
Wo ich von allem Gram entfernet bin;

---

*) Die edle Frau von Morgenthau an ihren Gatten.

Da ſpürt mein Herz das reineſte Vergnügen,
Da mach' ich ſchon mit Engeln mich bekannt,
Gewöhne mich an's wahre Vaterland.

So lang ich noch allhier im Fleiſche walle,
Muß dieſer Morgenthau mir Stärkung ſeyn.
Bis mich durchſtrahlt der Gottheit Sonnenſchein,
Bis ich, vom Fleiſch erlöst, die Freuden alle
Genießen kann in ungeſtörter Ruh',
Bring ich die Zeit mit Liebesblicken zu.

Wer kann ſchon hier den Vorgeſchmack genießen
Der Himmelsluſt, der vollen Seligkeit?
Der nicht, der hier der Wolluſt Weihrauch ſtreut;
In den kann nur der Friede überfließen,
Der glaubensvoll auf den Erlöſer blickt
Und liebevoll den Leidenden erquickt.

Erlöſer, Dir! Dir zollt mein zärtlich Auge
Der Sehnſucht Thränen jeden ſchönen Tag,
Und deinem Gang ſpürt meine Seele nach:
So lang, bis ich Dein holdes Antlitz ſchaue,
Sollſt Du bei jeder Liebespflicht allein
Mein Leitſtern und mein ſanftes Beiſpiel ſeyn.

So ſä' ich hier auf Hoffnung edlen Samen,
Streu' güldnes Korn in Menſchen-Herzen aus,
Und walle oft zu meiner Saat hinaus,
Und pflege ſie in unſers Königs Namen,
In meinem nicht, bis zu der Erndtezeit
Ich übergeh' zur vollen Seligkeit.

16.

Ein Frühlingslied.

Wenn der Lenz in allen Thälern blühet,
Blumenflor auf allen Hügeln glühet
Und Naturgenuß mein Herz entzückt;
Dann, o Gott! durchſchauert mich die Wonne,
Kraft entſtrahlt mir jede Morgenſonne,
Und mein Geiſt wird aller Noth entrückt.

Wenn die Lerchen in den Lüften zwirbeln,
Bunte Sänger auf den Auen wirbeln,
Flötenton im dunkeln Wald erſchallt;
Herr der Heerſchaar! dann entſteigt dem Herzen
Dankgefühl, es ſchwinden alle Schmerzen,
Und des Jammers Klageton verhallt.

Aber doch kann ich mir nie verhehlen,
Daß im tiefſten Grunde meiner Seelen
Stille Schwermuth oft die Freude trübt;
Vater! ſprich, es werde licht und helle,
Zeige mir des Unmuths bitt're Quelle,
Sieh'! Du weißt, daß Dich mein Herze liebt.

Ach! mein Geiſt verbirgt noch manche Triebe,
Leidenſchaften, ſelbſtſuchtsvolle Liebe,
Zum Genuß der jauchzenden Natur;
Ach! wann werd' ich das Entbehren lernen,
Wann wird ſich mein ew'ger Geiſt entfernen
Aus dem Taumelkreis der Kreatur?

Wenn ich nur in Deiner Gottheit Fülle
Einzig meinen ew'gen Hunger ſtille,
Dann genieß' ich erſt die Kreatur;
O dann ſteigt vom hohen Himmel nieder
Harmonie in alle Waldes=Lieder,
Mich erquickt dann jede Blumenflur.

Wenn ich, Vater! Deinen hohen Willen
Suche treu und redlich zu erfüllen,
Dann entſteht ein Frühling auch in mir.
Hoher Friede ſäuſelt aus der Höhe,
Alles jubelt, was ich hör' und ſehe,
Und der Jubel ſteigt hinauf zu Dir.

17.

Auf den Tod eines frommen Kapuziners, der im Juni 1815 in Baden bei Raſtadt ſtarb.

Was ſchwebt dort in dem Morgenrothe?
Ein kleines Wölkchen goldig=braun,
Vielleicht ein froher Himmelsbote!
Hinaus! das muß ich näher ſchaun,
Näher ſchaun.

Was äugelt ſo hell am goldnen Saume
Des Wölkchens, iſt's der Morgenſtern?
Doch nein! es ſchwebt im niedern Raume,
Der Stern, der äugelt, iſt nicht ſo fern,
Nicht ſo fern.

Es iſt kein Stern, ein Engel ſchwindet
Vom hohen Aether ſanft herab
Im Frühlingslüftchen und verkündet,
Ach, aber wem? ſein nahes Grab,
Nahes Grab.

Er ſenkt ſich über die Hütte nieder,
Wo Vater Dominik noch kämpft,
Und wo der Tod durch alle Glieder
Des Lebens letztes Flämmchen dämpft,
Flämmchen dämpft.

Der Bote tritt nun ungeſehen,
Geſenkten Haupts zum Kämpfer hin;
Er ſieht des frommen Dulders Wehen
Und ſchwingt die Sichel über ihn hin,
Ueber ihn hin.

Der Odem ſtockt, die Sinne ſchwinden,
Er zuckt, er ſtirbt, er ſchlummert ein
Und er erwacht; ſein erſtes Empfinden
Iſt: wer mag dieſer Strahlende ſeyn,
Strahlende ſeyn?

Der Engel ſpricht: Ich bin dein Bruder,
Dein Führer auf der Lebensbahn,
Ich lenkte deines Schiffleins Ruder
Und führe dich nun himmelan,
Himmelan.

Der Selige ſtaunt. Ach meine Sünden!
Der guten Werke ſind nicht viel;
Wo werde ich Vergebung finden?
Ich fürchte, ich bin noch weit vom Ziel,
Weit vom Ziel.

Du lieber Getreuer! nicht deine Werke,
Dein Glaube iſt's, der dich beglückt.
Des theueren Sühnbluts himmliſche Stärke
Hat dieſen Felſen weggerückt,
Weggerückt.

Die Seele ſteigt mit himmliſcher Wonne
Zum ewigen Morgen hoch empor,
Sie ſtrahlt viel heller als die Sonne
In Salems erhabenem Perlenthor,
Perlenthor.

18.

Der Blumenſtrauß.

Ich möchte meinem Seelenfreund
So gern ein Blumenſträußlein binden,
Helft mir die beſten Blumen finden,
Ihr Lieben! die ſein Geiſt vereint.

Die ſchönſten Blumen wißt ihr wohl,
Doch müſſen ſie auch Kraft und Leben
Durch ihre Wohlgerüche geben
Und jeder Tugend ein Symbol.

Die Demuth iſt ſo hold und rein,
Die höchſte Zierde jeder Tugend,
Sowohl des Alters als der Jugend:
Ihr Bild muß wohl das Veilchen ſeyn.

Wem ähnelt die Beſcheidenheit,
Dies Meiſterſtück der Jugendblüthe,
Dies Fundament der Herzensgüte?
Die Kelchblum *) trägt ihr ſchlichtes Kleid.

Die Unſchuld glänzt ſo weiß, ſo rein,
Mit Huld aus ſeelenvollen Blicken,
Die einem Herz und Geiſt erquicken;
Ihr Bild muß die Narziſſe ſeyn.

Wohlthätigkeit, ſo reich, ſo mild,
Die Frucht der höchſten Herzensgüte;
Von nun an ſey die Traubenblüthe
Ihr anmuthvolles Gegenbild.

---

*) Calicanthus floridus.

Der Liebreiz der Geſelligkeit
Erfüllt mit Luſt den Kreis der Freunde,
Belehrt den, der es übel meinte;
Die Hyazinthe trägt ihr Kleid.

Die Sanftmuth knüpft das Friedensband,
Sie wandelt bald den Haß der Feinde;
Es bildet ab den Kreis der Freunde
Der Nelke ſchönes Lichtgewand.

Der wahre Glaube wartet gern;
Wir pflanzen in fruchtbaren Erden
Die Samen, die einſt blühen werden,
Von jedem Samen einen Kern.

Die Hoffnung hebt das Haupt empor,
Sie tröſtet uns zur Zeit der Leiden
Und lehrt uns falſche Freuden meiden;
Reſeda ſtellt ſie bildlich vor.

Die Roſe glüht im Sonnenſchein,
Ihr Purpur glänzet in die Weite,
Ihr Duft erfüllt die Luft mit Freude;
Sie ſoll das Bild der Liebe ſeyn.

Doch was erhält dem Blumenſtrauß
Ganz unverwelkt Geruch und Blüthe?
Was ſichert ſeine inn're Güte?
Sinnt ein gewiſſes Mittel aus.

Des himmelblauen Blümchens Licht
Soll meinen Blumenſtrauß umglänzen,
Ihn wie ein Diadem bekränzen;
Das Blümchen heißt: Vergiß mein nicht.

Romanzen.

19.

Es ritt ein Ritter wohl über's Feld,
Er hatte kein'n Freund, kein Gut, kein Geld.
Sein Schweſterlein war hübſch und fein:
»Ach Schweſterlein! ich ſage dir Adie,
»Ich ſehe dich ja nimmermehr;
»Ich reite weg in ein fremdes Land,
»Reich' du mir deine weiße Hand!
Adie! Adie! Adie!

Ich ſah, mein ſchönſtes Brüderlein,
Ein buntig, artig Vögelein,
Es hüpfte im Wachholderbaum;
Ich warf's mit meinem Ringelein,
Es nahm ihn in ſein Schnäbelein
Und flog weg in dem Walde fort.
Adie! Adie! Adie!

»Schließ du dein Schloß wohl feſte zu,
»Halt dich fein ſtill in guter Ruh';
»Laß Niemand in dein Kämmerlein:
»Der Ritter mit dem ſchwarzen Pferd
»Hat dich zumalen lieb und werth;
»Nimm dich vor ihm gar wohl in Acht,
»Manch Mägdlein hat er zu Fall gebracht.
Adie! Adie! Adie!

Das Mägdlein weinte bitterlich;
Der Bruder ſah noch hinter ſich
Und grüßte ſie noch einmal ſchön.
Da ging ſie in ihr Kämmerlein
Und konnte da nicht fröhlich ſeyn:
Den Ritter mit dem ſchwarzen Pferd
Hätt' ſie vor allen lieb und werth.
Adie! Adie! Adie!

Der Ritter mit dem ſchwarzen Roß
Hätt' Güter und viel Reichthum groß;
Er kame zum Jungfräulein zart,
Er kame oft um Mitternacht
Und ginge wann der Tag anbrach.
Er führt ſie in ſein Schlöſſelein
Zum andern Jungfräulein fein.
Adie! Adie! Adie!

Sie kam dahin in ſchwarzer Nacht,
Sie ſah, daß er zu Fall gebracht
Viel edele Jungfrauen zart.
Sie nahm wohl einen kühlen Wein
Und goß ein ſchnödes Gift hinein
Und trank's dem ſchwarzen Ritter zu,
Es gingen beiden die Aeugelein zu.
Adie, Adie! Adie!

Sie begruben den Ritter im Schloſſe fein,
Das Mägdlein inbei ein Brünnelein;
Sie ſchläft da im kühlen Gras.
Um Mitternacht da wandelt ſie umher
Im Mondenſchein, dann ſeufzet ſie ſo ſehr,
Sie wandelt da in weißigem Kleid
Und klaget da dem Wald ihr Leid.
Adie! Adie! Adie!

Der edle Bruder eilt herein
Bei dieſem klaren Brünnelein
Und ſah' es, ſein Schweſterlein zart.
Was machſt du, mein Schweſterlein, allhier?
Du ſeufzeſt ſo, was fehlt dann dir?
»Ich hab' den Ritter in ſchwarzer Nacht
»Und mich mit böſem Gift umgebracht.«
Adie! Adie! Adie!

Wie Nebel in dem weiten Raum
Flog auf das Mägdlein durch den Baum,
Man ſah ſie wohl nimmermehr.
Ins Kloſter ging der Rittersmann
Und fing ein frommes Leben an.
Da betete er für's Schweſterlein,
Auf daß ſie möchte ſelig ſeyn.
Adie! Adie! Adie!

20.

(Nebſt Melodie.)

Es leuchten drei Sterne über des Königes Haus,
Drei Jungfräulein wohnten darin; :,:
Ihr Vater war weit über Land hinaus
Auf ein'm weißen Rößelein.
Sternelein blinzet zu Leide!

Siehſt du es, das weiße Rößlein, noch nicht,
Ach Schweſterlein, unten im Thal? :,:
Ich ſeh' es, mein's Vaters Rößelein, licht,
Es trabet da muthig im Thal.
Sternelein blinzet zu Leide!

Ich ſeh' es, das Rößlein, mein Vater nicht d'rauf:
Ach Schweſterlein, Vater iſt todt! :,:
Mein Herzel iſt mir es betrübet.
Wie iſt mir der Himmel ſo roth!
Sternelein blinzet zu Leide!

Da trat ein Reiter im blutigen Rock
Ins dunkle Kämmerlein klein; :,:
Ach, blutiger Mann, wir bitten dich hoch,
Laß leben uns Jungfräuelein!
Sternelein blinzet zu Leide!

Ihr könnt nicht leben, ihr Jungfräulein zart!
Mein' Weiblein, friſch und ſchön, :,:
Erſtach mir eu'r Vater im Garten ſo hart,
Ein Bächlein von Blut floß daher.
Sternelein blinzet zu Leide!

Ich fand ihn, den Mörder, im Walde grün,
Ich nahm ihm ſein Rößlein ab :,:
Und ſtach ihm das Meſſer ins Herze;
Er fiel d'rauf den Felſen herab.
Sternelein blinzet zu Leide!

Auch hätt'ſt du die liebe Mutter mein
Getödtet am hohligen Weg; :,:
Ach Schweſterlein, laſſet uns fröhlich ſeyn,
Wir ſterben ja wundergern.
Sternelein blinzet zu Leide!

Der Mann nahm ein Meſſer, ſcharf und ſpitz,
Und ſtieß es den Jungfräulein zart :,:
In ihr betrübtes Herzelein,
Zur Erde fielen ſie hart.
Sternelein blinzet zu Leide!

Da fließet ein klares Bächelein hell
Herunter im grünigen Thal; :,:
Fließ krumm herum, du Bächlein hell,
Bis in die weite See!
Sternelein blinzet zu Leide!

Da ſchlafen die Jungfräulein alle drei
Bis an den jüngſten Tag, :,:
Sie ſchlafen da in kühliger Erd'
Bis an den jüngſten Tag.
Sternelein blinzet zu Leide!

21.

Zu Kindelsberg auf dem hohen Schloß
Steht eine alte Linde, :,:
Von vielen Aeſten kraus und groß,
Sie ſaust am kühligen Winde. :,:

Da ſteht ein Stein, iſt breit, iſt groß,
Gar nah' an dieſer Linde, :,:
Iſt grau und rauh von altem Moos,
Steht feſt im kühligen Winde. :,:

Da ſchläft eine Jungfrau den traurigen Schlaf,
Die treu war ihrem Ritter; :,:
Das war von der Mark ein edler Graf,
Ihr wurde das Leben bitter. :,:

Er war mit dem Bruder in's weite Land
Zur Ritter=Fehde gegangen; :,:
Er gab der Jungfrau die eiſerne Hand,
Sie weinte mit Verlangen. :,:

Die Zeit, die war nun lang vorbei,
  Der Graf kam noch nicht wieder; :,:
Mit Sorg und Thränen mancherlei
  Saß ſie bei der Linde nieder. :,:

Da kam der junge Rittersmann
  Auf ſeinem ſchwarzen Pferde, :,:
Der ſprach die Jungfrau freundlich an,
  Ihr Herze er ſtolz begehrte. :,:

Die Jungfrau ſprach: Du kannſt mich nie
  Zu deinem Weiblein haben; :,:
Wenn's dürr iſt, das grüne Lindlein hie,
  Dann will ich dein Herze laben. :,:

Die Linde war noch jung und ſchlank,
  Der Ritter ſucht' im Lande :,:
Ein' dürre Linde ſo groß, ſo lang,
  Bis er ſie endlich fande. :,:

Er ging wohl in dem Mondenſchein,
  Grub aus die grüne Linde :,:
Und ſetzt' die dürre da hinein,
  Belegt's mit Raſen geſchwinde. :,:

Die Jungfrau ſtand des Morgens auf,
  Am Fenſter war's ſo lichte, :,:
Des Lindleins Schatten ſpielte nicht d'rauf,
  Schwarz ward's ihr vor dem Geſichte. :,:

Die Jungfrau lief zur Linde hin,
  Setzt' ſich mit Weinen nieder; :,:
Der Ritter kam mit ſtolzem Sinn,
  Begehrt ihr Herze wieder. :,:

Die Jungfrau ſprach in großer Noth:
  Ich kann dich nimmer lieben! :,:
Der ſtolze Ritter ſtach ſie todt,
  Das thät den Graf betrüben. :,:

Der Graf kam noch denſelben Tag,
Er ſah mit traur'gem Muthe, :,:
Wie da bei dürrer Linde lag
Die Jungfrau in rothem Blute. :,:

Er machte da ein tiefes Grab
Der Braut zum Ruhebette, :,:
Und ſucht' eine Linde Berg auf und ab,
Die ſetzt' er an die Stätte. :,:

Und einen großen Stein dazu,
Der ſteht noch in dem Winde, :,:
Da ſchläft die Jungfrau in guter Ruh'
Im Schatten der grünen Linde. :,:

22.

(Nebſt Melodie.)

Es ſaß auf grüner Haide
Ein Schäfer grau und alt; :,:
Es grasten auf der Waide
Die Schäflein längs dem Wald.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Der Schäfer, krumm und müde,
Stieg bei der Heerde her; :,:
Und wenn die Sonne glühte,
Dann war ſein Gang ſo ſchwer.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Sein Mädchen, jung und ſchöne,
Sein einzigs Töchterlein, :,:
War vieler Schäfer=Söhne
Ihr einz'ger Wunſch allein.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Doch einer unter allen,
  Der edle Faramund :,:
Thät ihr allein gefallen
  In ihres Herzens Grund.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Es hatte ihn gebiſſen
  Ein fremder Schäferhund, :,:
Sein Fleiſch war ihm zerriſſen,
  Sein Fuß war ihm verwundt!
Sonne noch einmal blicke zurücke!

Sie gingen einmal beide
  Im Walde hin und her, :,:
Eins an des andern Seite,
  Das Herz war jedem ſchwer.
Sonne noch einmal blicke zurücke!

Sie kamen nah' zur Haide,
  Allwo der Vater ſaß; :,:
Es trauerten an der Waide
  Die Schäflein in dem Gras.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Auf einem grünen Raſen
  Stand Faramund ſtarr und feſt; :,:
Die bangen Vögelein ſaßen
  Ganz ſtill in ihrem Neſt.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Er fiel mit blanken Zähnen
  Sein armes Mädchen an, :,:
Sie rief mit tauſend Thränen
  Ihn um Erbarmen an.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Das bange Seelenzagen
  Hört nun der Vater bald, :,:
Des Mädchens Ach und Klagen
  Erſcholl im ganzen Wald.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Der Vater, ſteif und bebend,
  Lief langſam ſtolpernd hin; :,:
Er fand ſie kaum mehr lebend,
  Ihm ſtarrte Muth und Sinn.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Der Jüngling kehrte wieder
  Von ſeiner Raſerei :,:
Und fiele ſterbend nieder,
  Zog Lorens Haupt herbei.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Und unter tauſend Küſſen
  Flog hin das Seelenpaar, :,:
In matten Thränengüſſen
  Entfloh'n ſie der Gefahr.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Nun wankt im Seelenleiden
  Der Vater hin und her; :,:
Ihn fliehen alle Freuden,
  Kein Sternlein glänzt ihm mehr.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

23.

Es zog einmal am Mondenſchein
  Ein Jüngling über Land;
Er ritt ein braunes Röſſelein,
  Den Zügel in der Hand.

Es äugelten die Sternlein klar,
Ein Windchen kräuſelte ſein Haar,
Ihm floſſen milde Thränen.

Sein Weg ging durch den wilden Wald
Nach einem feſten Schloß;
Den hohen Thurm erblickt er bald.
Nun ſpornt' er ſtark ſein Roß;
Und Trapp! Trapp! ging's den Wald hinein,
Bald wollt' er bei Jorinde ſeyn;
Sein Herz vor Liebe wallte.

Nun ging der Wald bald linker Hand
Bei dunkeln Buchen hin,
Und bei den dunkeln Buchen ſtand
Ein Reiter ſtolz und kühn.
Der Jüngling ſtutzt', doch ritt er zu
Und ſchrie ſo muthig: Wer biſt du?
Daß Berg und Thal erſchallte.

Nun ſtand der Reiter auf dem Pfad
Und drückte los den Pfeil;
Er rief: Hier findſt du keine Gnad',
Dein Schatz wird mir zu Theil!
Des Jünglings Bruſt quoll mildes Blut,
Es wallte fort in rother Fluth
Auf ſeine Lenden nieder.

Der Jüngling ächzt die Seele aus,
Geſtreckt am Wege hin;
Sein Roß trabt nach Jorinden's Haus.
Jorinde ſchaute hin;
Sie ſchaute, ob ihr Liebſter käm',
Daß ſie ihn in die Arme nähm'
Und an ihr Herze drückte.

Von weitem hörte ſie den Trab
Von ſeinem braunen Roß;
Nun flog ſie bald den Hof hinab,
Allwo ein Bächlein floß.
Nun hörte ſie kein Traben mehr,
Das Rößlein ſtand! — Der Sattel leer!
Der Mond war ſchwarz am Himmel.

Sie ſchriee ihrem Jüngling zu,
Und ſieh', im Mondenſchein
Rief eine Eule Schuhuhu!
Sie ſchaut den Wald hinein;
Ein Schattenbild wankt zu ihr her,
Sie eilt und ſchwankt, ihr Fuß war ſchwer,
Und ſchloß ihn in die Arme.

So kalt wie Eis! — Mit hellem Schrei
Sank ſie zur Erde hin.
Der Reiter ritt nun auch herbei,
Der ſchwarze Valentin;
Er hob ſie auf ſein fahles Pferd
Und führte ſie nach Rittersweerth,
So hieß die Räuberhöhle.

Jorinde flehte Tag und Nacht
Um einen ſanften Tod,
Und endlich ward ihr Wunſch vollbracht,
Gott ſahe ihre Noth.
Es trat am ſanften Mondesſchein
Ein Engel in ihr Kämmerlein,
In Sternenlicht gekleidet.

Jorinde, komm! im ſanften Ton
Sprach ihr der Engel zu:
Komm, erndte nun der Tugend Lohn,
Komm her zur ſtolzen Ruh!

Nun ſchloß er ihren ſanften Blick
Und führte ſie zum ew'gen Glück,
Wohl auf Elias Wagen.

Drauf kehrt' er um und hüllte ſich
In falbe Blitze ein,
Und trat zu Valentin fürchterlich
In ſeinen Saal hinein:
Er lag und dachte mancherlei
Des Nachts um's erſte Hahngeſchrei,
Vor Angſt konnt' er nicht ſchlafen.

Erſtarrt ſah er mit rothem Blick
Den Todesboten ſteh'n;
Der winkte ihm und trat zurück;
Nun war's um ihn geſcheh'n.
Der Geiſt des wilden Valentin
Starrt vor dem Todesengel hin,
Er ſtürzte ihn zur Hölle.

24.

Es äugelte der Morgenſtern
Im blauen Oſten hoch,
Als Egmund, Graf von Traubenheim,
In ferne Länder zog.
Und Margreth, die Gemahlin ſein,
Vergoß viel milde Thränen,
Im goldnen Becher bracht' ſie Wein
Und ſprach mit vielem Sehnen:

Mein Egmund, Gott geleite dich,
Er geb' dir Muth und Kraft,
Im goldnen Becher bring' ich dir
Hier edlen Rebenſaft.

Trink' nun den Abſchiedstrunk mit mir,
Den ich mit Thränen miſche,
Denk' ſtets an Weib und Kind allhier
Bei deiner Väter Tiſche.

Nie wird ein Freudentrunk allhier
Margrethen eingeſchenkt,
Bis Egmunds Roß in ſeinem Stall
Wird von mir ſelbſt getränkt,
Bis ich vom blanken Harniſch dir
Der Feinde Blut abwiſche,
Und du dann wieder trinkſt mit mir
An deiner Väter Tiſche.

Graf Egmund drückte ihr die Hand
Und ſchwung ſich auf ſein Pferd,
Auch ſeine Knappen folgten ihm,
Er ſchwung ſein blankes Schwert,
Er ſchwung es dreimal um ſein Haupt,
Die Knappen thäten's alle;
Der große Rappe ſtampft und ſchnaubt,
Es ſcholl durch Egmunds Halle.

Nun zogen hin die Reiter all',
Graf Egmund ritt voran;
Die Gräfin aber ſtieg betrübt
Ihr Kämmerchen hinan.
Da flehte ſie zum lieben Gott
Um ihres Egmunds Leben,
Und daß ein heil'ger Friedensbot
Ihn möge ſtets umſchweben.

Nun ging zur gelben Spindel ſie,
Zu ihren Jungfrau'n hin
Und ſprach: Jetzt werd't ihr Mägde ſeh'n,
Wie ich ſo fleißig bin.

Ein feines Gärnchen ſpinnen wir,
Graf Egmund zu bekleiden,
Wenn er, der edeln Helden Zier,
Heim kömmt mit ſeinen Leuten.

Nun ſponnen ſie viel Wochen lang
Der feinen Faden viel,
Die jungen Gräfchen trieben dann
Ihr kindlich Ritterſpiel.
Die Frauen waren wohlgemuth,
Sie ſcherzten treu und bieder,
Und ſangen dann mit frohem Muth
Viel alte Heldenlieder.

Vier keuſche Knaben webten nun
Das feinſte Flachsgewand,
Und edle Mägdchen legten es
Auf's grüne Raſenland,
Begoſſen's aus der Silberquell'
In warmen Sonnenblicken;
Das Leinwand wurde weiß und hell,
Es glänzte zum Entzücken.

Der trübe Herbſt ſchlich nun heran,
Gelb färbte ſich der Wald
Und alle Boten zeigten an,
Graf Egmund käm' nun bald.
Die Gräfin ging am Abend hin
Zu ihrer weißen Bleiche,
Sie war betrübt in ihrem Sinn,
Das Herz war ihr ſo weiche.

Sie ſchaut ſo eben auf das Tuch
Und wurde hoch erſchreckt,
Das ſchön' Gewand war überall
Mit Kreuzchen ganz bedeckt.

Voll Traurigkeit ſchlich ſie hinweg
Im blaſſen Mondesſchimmer,
Mit tauſend Thränen klagte ſie:
Ich ſehe Egmund nimmer.

In dunkler Dämm'rung ſah ſie nun
Ein Dunſtbild vor ſich ſteh'n,
Aſchgrau, hohlaugigt, fürchterlich
Und ſchrecklich anzuſeh'n.
Mit dumpfer Stimme ſprach das Bild:
Egmund hat überwunden,
Durch viele Wunden hat ſein Geiſt
Den Todesweg gefunden.

Nun wankt' die Gräfin ſtill und matt
Zu Egmunds ſtiller Halle,
Sank hin und ſtöhnt' aus enger Bruſt:
Hin ſind die Freuden alle.
Indem hört man der Roſſe Huf
Im blaſſen Mondſchein ſtampfen,
Doch ſtill und ohne Freudenruf
Sah man die Roſſe dampfen.

Die Knappen traten nun herein
Mit hängendem Geſicht,
Sie brachten ihren Herren mit,
Allein er lebte nicht.
Margrethe nahm ſein Todtenkleid
Von ihrer grünen Bleiche,
Sie ſenkten in der Väter Grab
Die hochgeliebte Leiche.

Die Gräfin gab das ſchöne Tuch
Den Armen zum Gewand,
Der Armen Mutter hieß man ſie
Umher im ganzen Land.

Gekränkt durch Kummer ſtarb ſie bald,
Sie liegt an Egmunds Seiten
Und ihre Seel' erquickt ſich dort
Im Reiche ew'ger Freuden.

25.

Ruhige, ſtille Muſe der ernſthaften Nacht,
Wo du, mit weißem Flor umſchleiert, im braunen Schatten
Des heiligen Hains die Silbertöne
Im Schimmer des ſcheidenden Neumonds prüfeſt!
Walle zu mir herüber auf den beperlten Grasſpitzen,
Auf den Staubfäden wolluſtduftender Blumen.
Sie tritt einher, leicht, wie ein Weihrauch=Nebel,
Den ein fächelndes Mailüftchen
Ueber ein fernes Roſengebüſche hinwegkämpft.
Nah' dich, Sophia! daß ich, durch deine Töne begeiſtert,
Dem ein Lied weihe, dem Endloſen fei're,
Ein Stündchen fei're dem Seraphinen=König.
Du, der du die Sphären der Ewigkeit dreheſt!
Millionen Welten weiter Räder herumſchwingſt,
Sonnen balleſt, Planeten ſchleuderſt,
Kometen wie Federbälle in's Unendliche hinwinkſt,
Vor dem ewige Heere ſpielen:
Vor deinem aufgebirgten Throne
Tönt das erhabene Spiel von tauſend Chören
Seraphiſcher Harfen und Cherubiniſcher Kehlen.
Tritt einher von der Seite des ewigen Hügels,
Gnädiger Horcher irdiſcher Seufzer!
Komm, beſuche mich hier in der Nacht,
Da ich in hohen Gedanken mich übe,
Mich in's Chor der Seraphim wage.

Geiſt geht um mit Geiſt, da gilt nichts die weit'ſte Entfernung,
Aus der niedrigen Hütte tönt vor geiſtigen Ohren
Jeder brüllende Seufzer wie ſieben brüllende Donner.
Wer biſt du, der du in dunkeln Schatten einhergehſt,
Gebückt wie ein Atlas, der Welten trägt?
Jeder Schritt iſt Majeſtät und jeder Schritt erſchüttert die Erde.
Gottmenſch! — von deinem Leibe trieft Blut;
Da fällt ein Tropfen auf ein zertretenes Würmchen,
Schau, wie die zerknirſchten Glieder ſich fügen!
Das Würmchen lebt — es wächſet zur ungewohnten Größe;
Es formt ſich, es fleugt — es wird zum glänzenden Adler.
Belebendes Blut! o triefe herüber,
Belebe auch mich, und bilde mich um zum Engel!
Was ſeh' ich da? — den ganzen verpeſteten Orkus!
Ein finſter verpanzertes Heer, gelagert weit auf der Breite der Erden.
Sie ziehen einher, ſie drohen die Welt zu verſchlingen;
Er hebt ſich empor, der Gottmenſch,
In göttlicher Stärke tritt Er daher,
Er wandelt ruhig über die Leiber der Starken;
Die Panzer zerknittern wie Eierſchalen,
Er zertritt ſie wie Schlamm auf dem Schlachtfeld.
Aber hinüber zu den gefangenen Kindern von Adam
Trieft der blutige Thau. Wie in dem Lenze
Verkältete Bienen ohnmächtig ſinken auf's Gras,
Ein warmer Sonnenblick ſtrahlt dahin, ſie leben,
Sie fahren auf, ſumſen von Blume zu Blume;
So lebt der ſterbliche Staub, vom ſeligen Thau belebt;
Belebe auch mich und bilde mich um zum Engel.
Auf, meine Seele! hinauf! verlaß das niedrige Dunkel!
Ja! ich werd' es verlaſſen, mich unter die Cherubim miſchen,

Wenn, wie ein älternder Baum, die morſche Hütte
einbricht.
Ueber den Donnerwolken weg werde ich Stürme ſeh'n,
Tief unter mir ſeh'n, wie ſie die Pfeile wetzen, die
Pfeile der Blitze,
Mir unfühlbar. Getragen von Flügeln des Aethers,
Schweb' ich und ſinge, wie die Lerche
Hoch gegen die Sonne zwitſchert, dann ſteiget, dann ſinket;
So ſing' ich dir dann auf- und niederſteigend,
O Ewiger! deinen Ruhm. Bald näher der Sonne,
Bald nahe dem Pol' am Gürtel des Orions ſteh' ich;
Dann bad' ich im Kryſtall des Eridans und ſtimme
Die Saiten der Leyer, bewandle den Thierkreis.
Schmilzt die Welt dann in Eins, ſo bleibet
Der Eingang der Ewigkeit ſicher, da ſeh' ich das Urbild
Aller geſchaff'nen Dinge, die ehmals waren;
Neue Welten entſteh'n und dann bin ich Engel,
Werde zu neuen Geſchöpfen geſandt, ſie Liebe zu lehren.
Es werde auch alles verändert, ganz andere Welten
erſchaffen,
So lang Du biſt, o Jehovah, ſo lang wird Liebe gepredigt.

Räthſel.

1.

Nacht iſt mein Kleid, mein Reich im äußerſten Süden
und Norden.
Eis iſt mein Palaſt, mein Thron auf Felſen gegründet.
Mein Geſchmeide iſt Reif, der Tod mein treuer Gefährte.
Jedes Leben ermattet, ſobald mein Hauchen es anweht.
Doch bin ich die Hand der Allmacht, das Werkzeug des
Schöpfers:
Alle Weſen beſtehen durch mich, und Alles, was lebet,
Würde zum Unding, ſobald mein ſchaffender Odem erlöſche,
Alle Welten würden zu Staub, ein unendliches Chaos.
Alles, was mir ſich nähert, ergreif' ich mit lechzender
Sehnſucht,
Knüpf' es feſt an mich, und ruh' in ſeiner Beſitzung.
Leſer! entkleide mich nun von meiner Buchſtaben-Hülle,
Bring' mich in's Reich der Geiſter und ſag' mir redlich:
wer bin ich?

2.

Licht iſt mein Kleid, mein Reich in den blühenden Zonen
der Erde.
Mein Palaſt iſt der Aether, mein Thron die blitzende
Sonne.
Morgenroth iſt mein Schmuck, mein Herold der Bogen
des Bundes.

Jedes Leben wird ſtärker, ſobald mein Hauchen es anweht.
Auch ich bin die Hand der Allmacht, das Werkzeug des Schöpfers.
Alle Weſen leben durch mich. Der geiſtige Aether
Würde zum Felſen, ſobald mein ſchaffender Odem erlöſchte;
Alle Güter ſind Früchte von mir und keine genieß' ich.
Alles ſuch' ich zu theilen und jedem das Seine zu geben.
Nichts beſitz' ich für mich; ich freue mich fremden Genuſſes.
Leſer! entkleide mich nun von meiner Buchſtaben-Hülle.
Bring' mich in's Reich der Geiſter und ſag' mir redlich:
wer bin ich?

3.

Majeſtät Gottes bin ich und die Mutter meines Erzeugers.
Aller Weſen das Erſte und allgegenwärtig der Schöpfung.
Ich unterrichte den Menſchen und zeig' ihm die Werke der Allmacht.
Durch mich blühet der Mai, ich bin die Mutter der Schönheit.
Sieben Söhne bekam ich von Gott, die ſo alt ſind, wie ich bin.
Jeder ſchmückt die Natur mit unnachahmlicher Zierde.
Wenn ich mit Lächeln die neugetränkte Erde begrüße,
Dann ſteh'n alle ſieben im Kreiſe und feiern mit Ehrfurcht
Jenen Tag der Weihe zu Zeugen des ewigen Bundes.
Ich bin die Freude des Lebens und wer mich entbehret, der trauert.
Leſer! entkleide mich nun von meiner Buchſtaben-Hülle.
Bring' mich in's Reich der Geiſter und ſag' mir redlich:
wer bin ich?

4.

Schauer und Schwermuth durchbebt dich, ſo oft dich mein
Schleier umhüllet.
Ich bin die Mutter des Irrſals, der öden Nacht und des
Schweigens.
Ich bedeckte das Chaos, war eher als Himmel und Erde.
Ich bin der Ort der Verbannung verarmter Engel und
Geiſter.
Mörderin bin ich der Söhne des Lichts, der Pracht
und der Schönheit.
Wenn mich mein ewiger Feind mit blitzenden Strahlen
durchbohret,
Dann entflieh' ich ihm zwar, doch übereilt ihn mein
Fittich;
Dämmernd entweicht er zum Schooß der Mutter und
ſpottet dann meiner.
Mein beſtändiger Sitz iſt tief im Schooße der Erden.
Jedem Körper entflieh' ich bei ſeiner Vollendung im Feuer.
Leſer! entkleide mich nun von meiner Buchſtaben-Hülle,
Bring' mich in's Reich der Geiſter und ſag' mir redlich:
wer bin ich?

5.

Ich, des Weltalls König, beſitz' den Urthron des Himmels.
Meines Vaters Erzeuger bin ich und glänzend entſtieg ich
Jener dunkelen Hülle, dem Schooß der Nacht und der
Zwietracht.
Vier Perioden durchlief ich und dann beſtieg ich den Urthron.
Jetzt durchweht mein zwiefacher Geiſt die Sphären der
Welten.

Einer durchbebt das All, er iſt Sprecher des Vaters der Weſen.
Was der Andere nur anhaucht, das lebt, er iſt Vater des Lebens.
Meines Erzeugers Geiſt iſt der Erſte, und mein iſt der Zweite.
Beide ſind E i n unzertrennliches E i n s, alle ſinnliche Dinge
Leben allein durch mich, denn Ich bin die Quelle des Lebens.
Leſer! entkleide mich nun von meiner Buchſtaben-Hülle,
Bring' mich in's Reich der Geiſter und ſag' mir redlich: w e r b i n i c h?

6.

Allgegenwärtig bin ich der Schöpfung, die Werkſtatt des Schöpfers,
Auch ſein ſchaffendes Werkzeug, Behauſung der Geiſter des Königs.
Was den Welten entflieht, das nehm' ich im liebenden Schooß auf;
Aber ich geb's auch zurück, ſobald es zum Wirken geſchickt iſt.
Ich bin der Grund aller Dinge, der Stoff des Lichts und des Lebens.
Ewig iſt meine Bewegung im Kreiſe, ſo lang auch die Welt ſteht,
Führ' ich die Welten in Sphären herum, die rollenden Sterne.
Ich erſchaffe die Wolken, den Donner, die zürnenden Blitze.
Fluren tränk' ich mit Regen und ſtraf' ſie mit zackigtem Hagel.

Alles lebet in mir und Niemand kennt meine Tiefen.
Leſer! entkleide mich nun von meiner Buchſtaben-Hülle,
Bring' mich ins Reich der Geiſter und ſag' mir redlich:
wer bin ich?

7.

Wir ſind Kinder des ewigen Vaters und wandeln im Kreiſe
Um den König einher und freuen uns ſeiner im Jubel.
Unſre Bahnen ſind richtig, Geheimniß iſt unſre Beſtimmung.
Was wir thun, iſt verborgen den Menſchen, ſie wähnen's zu wiſſen,
Aber ſie wiſſen es nicht; wir wirken auch ihnen zum Beſten.
Unſre Zahl iſt verborgen, wir dienen und werden bedienet.
Wenn uns der König ſein Antlitz verbirgt, ſo ſteh'n wir und trauern,
Flor umſchleiert den Anblick; doch lächelt er wieder, ſo glänzen
Unſre Wangen mit himmliſchem Licht im ewigen Morgen.
Einer von uns verkündet den Abend und lächelt am Morgen.
Leſer! entkleide uns nun von unſrer Buchſtaben-Hülle,
Bring' uns ins Reich der Geiſter und ſag' uns redlich:
wer ſind wir?

8.

Nur der Gottheit erkennbar, dem menſchlichen Geiſt unergründlich,
Steh'n wir in unermeßlicher Ferne und feiern dem Schöpfer.

Ruhend, doch niemals müßig, hat jeder von uns ſein Geſchäfte.
Wir bezeichnen den Weg der Trabanten des glorreichen Königs,
Auch dem irrenden Wandrer der Nacht mit ſchweigendem Winken.
Ahnend glaubten die Menſchen von jeher, wir leiſteten Hülfe
Ihrem Geſchäft und flehten ängſtlich um mächtigen Beiſtand.
Sie verwandelten uns in Geſtalten furchtbarer Thiere,
Suchten Rath bei Löwen und Bären und ſchrecklichen Schlangen,
Brachten ſogar Tyrannen der Menſchheit in unſre Geſellſchaft.
Leſer! entkleide uns nun von unſrer Buchſtaben-Hülle,
Bring' uns ins Reich der Geiſter und ſag' uns redlich: wer ſind wir?

9.

Einſam weinend und traurig, von einem Gefährten umgaukelt,
Wall' ich in ſchiefer Richtung einher; der zürnende Richter
Gab mir den Stoß, ich ſchwankte und blieb nun ſeitwärts gerichtet.
Ungehorſam war ich dem Schöpfer, in Trauer verhüllet
Lauf' ich die einſame Bahn und ſehne mich nun nach Erlöſung.
Oft verhüll' ich mein Antlitz in Flor und weine und bebe,
Dann erheitert der König den Anblick, ſein freundliches Lächeln

Macht mich munter und froh, ich ſpeiſ' und tränk' meine Kinder,
Harre meiner Verklärung, der höchſten Huld meines Vaters.
Denn Er zürnt nicht ewig und ſorgt für meine Erlöſung.
Leſer! entkleide mich nun von meiner Buchſtaben-Hülle,
Bring' mich ins Reich der Geiſter und ſag' mir redlich:
wer bin ich?

10.

Still und ruhig, im Schatten der Nacht, im Anblick des Königs,
Wall' ich einſam einher, vertraulich, der Traurigen Tröſter.
Alles ſchweigt, ich blicke umher und Greuel der Bosheit
Deckt das nächtliche Dunkel, ich ſeh' auch Seufzer des Jammers.
Wenn ich dem König mich nahe, ſo laſſ' ich mein Antlitz nicht ſehen;
Denn ſein Glanz iſt Wahrheit, geborgt mein ſchwächerer Schimmer.
Wenn ich dem König folge, ſo ſchiel' ich von Linker zur Rechten,
Wenn ich ſein Vorläufer bin, von rechter zur anderen Seiten.
Oft verhüll' ich das Antlitz des Königs, dann trauert die Mutter,
Aber ich ſeh' ſie unwandelbar an, ſie erhellt meine Nächte.
Leſer! entkleide mich nun von meiner Buchſtaben-Hülle,
Bring' mich ins Reich der Geiſter und ſag' mir redlich:
wer bin ich?

11.

Ich verhüll' das Antlitz der Mutter und wunderbar bin ich.
Auch der tiefſte Forſcher ergründet meine Natur nie.
Ich bin die Mutter der Blitze, der Vater des rollenden Donners.
Ich begieße den Garten des Herrn, mein Weg iſt verborgen.
Niemand weiß meinen Ein- und Ausgang. Der treue Behälter
Jedes unſichtbaren Weſens, das aus der Mutter emporſteigt;
Alles das bin ich und ſelbſt unſichtbar dem menſchlichen Auge.
Tauſend Geſtalten entſtehen in mir, oft furchtbar dem Anblick.
Wenn ſich der himmliſche Geiſt mit meinem Weſen vereinigt,
Dann krönt Segen und Heil die Natur in Hülle und Fülle.
Leſer! entkleide mich nun von meiner Buchſtaben-Hülle,
Bring' mich ins Reich der Geiſter und ſag' mir redlich:
wer bin ich?

12.

Niedrigkeit lieb' ich, ich ſuche immer die unterſten Oerter.
Wenn mich der Geiſt des Königs bewirkt, ſo werde ich geiſtig.
Ungeſeh'n erheb' ich mich dann in höhere Sphären,
Wo mich der Geiſt des Hartmonds ergreift, nun werde ich ſichtbar.
Dann erſchein' ich in vielen Geſtalten, beweglich und ſteinhart.

Oft bekleid' ich die Mutter mit Wolle und ſchönem Geſchmeide,
Oder ich tränk' ihre Kinder, erquick' ſie mit himmliſchen Kräften.
Oder ich diene dem zürnenden Richter auf mancherlei Weiſe.
Endlich ruh' ich im liebenden Schooß nach vollendetem Tagwerk,
Nähr' Myriaden, belaſtet mit mancherlei Schätzen des Fleißes.
Leſer! entkleide mich nun von meiner Buchſtaben-Hülle,
Bring' mich ins Reich der Geiſter und ſag' mir redlich:
wer bin ich?

13.

Ich bin himmliſchen Urſprungs, in allen Körpern der Erde
Stets gegenwärtig, doch ahnet mich Niemand; in Banden geſchloſſen,
Ruht meine Kraft und harrt im Schooß jungfräulicher Erde,
Bis die Hand der Kunſt mich löst; oft komm ich vom Himmel,
Mächtig und ſchreckhaft den Menſchen, mit rollendem Donner im Blitze,
Nothwendig bin ich und freundlich im Herrſchen der erſten Naturkraft.
Wer mir zu nah' kommt, der flieht vor meiner brennenden Zornfluth.
Ich verzehre die Kinder, die meine Tochter geboren hat;
Bringe Alles zurück zum erſten Urſprung der Körper.
Reinigen, Theilen, Zerlegen iſt meine natürliche Wirkung.
Ich erhelle das Dunkel, bin unentbehrlich der Menſchheit,
Willſt du mich kennen, ſo frag' die Natur der Körper und Geiſter.

14.

Unſer ſind fünf, vielleicht auch nur Eine in fünferlei Larven.
Töchter vielleicht der erſten, der Mutter und Tochter des Feuers.
Jungfräulich rein und weiß erſcheint ſie dem forſchenden Auge.
Lechzend nach Waſſer und ſcharf iſt die zweite, die Tochter der Meere;
Sie zerſtreut den Bau der Natur im Suchen nach Waſſer.
Kalt und zäh iſt die dritte und weiß im reinſten Gewande.
Sie widerſteht dem Zerſtörer der Körper, iſt unüberwindlich.
Selten erblickt man die vierte, ſie wohnt in der Tiefe der Erde;
Wenn ſie erſcheint, ſo täuſcht ſie mit Glanz und mit Schwere den Forſcher.
Schneeweiß, leicht und geſchmeidig, doch ſelten entdeckt man die fünfte;
Selten und doch allgemein bekannt im männlichen Luxus.
Willſt du mich kennen, ſo frag' die Natur der Körper und Geiſter.

15.

Unſer Reich erfüllet die Erde mit all' ihren Gränzen,
Die kein Menſchenverſtand enthüllt, kein Weiſer ergründet.
Unſer Entſtehen iſt Geheimniß, wir ſind auch im Tod unverweslich.
Viele von uns ſind verachtet im Staube, und viele beherrſchen
Selbſt die größten Monarchen; gebieten der irrenden Menſchheit.

Andre dienen dem Fleiß und geben dem Dürftigen Nahrung,
Wohnung dem Fürſten und Bauern, und mächtigen Schutz gegen Feinde.
Andre trotzen dem Sturm und Wolken ſtreicheln ihr Antlitz.
Wieder andre ſind feindlich den Menſchen, und Thieren gefährlich.
Unſre Verwandten im Meer verbinden uns vielfach und traulich
Auch mit andern Reichen, wir alle ſind Schweſtern und Brüder.
Willſt du uns kennen, ſo frag' die Natur der Körper und Geiſter.

16.

Lichtgeboren ſind wir, mit ſiebenfarbigten Strahlen,
Todt und kalt und hart und Bürger im Reiche der Todten;
Hoch von Menſchen geſchätzt, die den Werth der Dinge nicht kennen.
Fern von der Hütte des Armen, im Schimmer des prachtvollen Luxus,
Blitzen wir hin und her und blenden die Augen des Neiders.
Unanſehnlich und arm verlaſſen wir unſern Geburtsort.
Erſt durch viele Proben und Drangſal entſteht unſer Lichtglanz.
Auch dies Licht iſt geborgt, nur Abglanz von Sonne und Feuer.
Wann wir, mit Gold bekleidet, die Kronen der Könige zieren;
Dann erſt erhalten wir Werth, wenn chriſtliches Wohlthun ſie aufſetzt.
Willſt du uns kennen, ſo frag' die Natur der Körper und Geiſter.

17.

Unſer ſind ſechs Geſchwiſter, der Unſrigen Einer iſt König.
Neben ihm thront in lieblichem Glanz ſeine freundliche Schweſter.
Beide beherrſchen die Welt, und Jedermann dient ihnen gerne.
Aber Einer von uns, nicht ſo geſchätzt wie der König,
Iſt doch von Allen der Beſte; er wirkt in unzählbaren Formen,
Tauſendfach iſt er geſchäftig, und unentbehrlich den Menſchen.
Seine Schweſter iſt falſch, mit drohendem Anblick, doch nützt ſie
Ebenfalls viel, aber traue ihr nicht, ihr Inn'res iſt giftig.
Noch ſind unſrer Zween, der Eine der Königin ähnlich.
Schwach iſt der Andre und ſchwer, er heilt und tödtet die Menſchen.
Halbgeſchwiſter umgeben uns häufig in vielen Geſtalten.
Willſt du uns kennen, ſo frag' die Natur der Körper und Geiſter.

18.

Niemand weiß, wie viel unſer ſind, man findet noch täglich
Neue Verwandten von uns, doch irrt man auch täglich im Suchen.
Niemand traut uns mit Recht, verdächtig wirken wir Alle.
Keiner von uns beſteht auf der Probe, wir Alle entfliehen
Unſerm prüfenden Richter, doch ſind uns die Schlüſſel vertraut
Zu dem Geheimniß der Mutter Natur, zu mancherlei Schätzen.

Große Meiſter im Wirken ſind wir, in den Händen
des Meiſters;
Wagt ſich ein kühner Fremdling an uns, ſo iſt er verloren.
Tödtendes Werkzeug ſind wir, wenn der Menſchenfreund
unſer ſich annimmt.
Doch iſt einer von uns in jedem Fall ein Verräther.
Willſt du uns kennen, ſo frag' die Natur der Körper
und Geiſter.

19.

Wir ſind Melchiſedecks, Niemand kennt unſre Eltern
und Urſprung.
Prieſter des Höchſten ſind wir, wir opfern uns ſelbſt
der Natur auf.
Embryone, auf Flügeln des Windes getragen, erſcheinen
Da, wo noch nie ein Weſen gelebt, ein Gräschen
gekeimt hat.
Unſre Nahrung iſt Duft des Himmels, ein Stein unſer
Standpunkt.
Unſer Tod erzeugt die Mutter von Allem, was lebet.
Immer größ're Geſchlechter entſtehen aus unſerem
Staube.
Niemand achtet auf uns, der weiſeſte Forſcher ermüdet
Ueber dem Grübeln, er kann's nicht ergründen, und
ſiehe! da ſind wir.
Thörichte Menſchen! wir ſind euch ein Räthſel, wir,
die ihr doch ſehet,
Und ihr wähnt, überſinnliche Dinge zu wiſſen, o ſchämt
euch!
Wollt ihr uns kennen, ſo fragt die Natur der Körper
und Geiſter.

20.

Alles, was lebet, dient mir zur Nahrung, und ich
bin ein Chaos.
Welten von Weſen entſtehen in mir, kein Weiſer erfährt ſie.
Fäulniß iſt mein Vater, die Mutter Verweſung, ich lebe
Immer im Tod, denn der Tod iſt mein Leben und
Sterben mein Labſal.
In mir wird der Tod zum Leben, und Geiſter entſteigen
Meinem Schooß, ſie eilen zum Aether; kein Weiſer
bemerkt ſie;
Endlich entdeckt er den Einen und Andern, dann ſtaunt er,
der Schulknab'!
Aber ſie kommen wieder im lichten Gewande und tränken
Mich und die Kinder mit Waſſer des Lebens, mit jubelnder Freude
Steh'n meine Kinder, und weiden ihr Aug' im Antlitz des
Königs.
Sterbend gebär' ich und ſterbend ernähr' ich Alles, was
lebet.
Wer mein Brod ißt, der tritt mich mit Füßen, nun rathe,
wer bin ich?

21.

Unſer Entſtehen iſt bekannt, doch mannigfaltig der Urſprung
Unſers Daſeyns; denn viele von uns ſind Kinder des
Windes.
Viele zeugen geflügelte Eier, ſie fliegen zum Schooße
Unſerer Mutter, allwo ſie gedeihen, da leben und ſterben.
Wieder Andre entfallen dem Neſt, die Mutter empfängt ſie,
Brütet ſie aus, gewährt ihnen Nahrung und ſchickliche
Heimath.

Wann die erſte Naturkraft waltet, ſo ſchlafen wir Alle;
Viele entſchlafen auf immer, und ihre verwaiſeten Kinder
Wachen im Weſen der zweiten Naturkraft zum Leben mit uns auf.
Dann erſcheinen wir Alle im Brautſchmuck, im Anblick des Königs
Freuen wir uns mit ſchweigendem Jubel und blühender Schönheit,
Dienen den Menſchen und Thieren. Nun ſag' uns, Leſer, wer ſind wir?

22.

Einer von uns war das Werkzeug zur Sünde, ein Andrer zum Leben.
Viele von uns verbargen im Bauch das Stammhaus der Menſchheit.
Tauſendfach dienen wir Allen, zur Wohnung und Nahrung der Menſchen;
Abermal vielfach den Thieren, mit Schutz, mit Nahrung und Wohnung.
Einer von uns war ehmals der Altar des größeſten Opfers.
Unſrer viele ſind edlern Urſprungs, von guter Erziehung;
Dieſe ſind trauliche Freunde und liebreich dem müden Geſchäftsmann,
Wohlthätig reichen ſie dar ein Labſal dem König und Bettler.
Einer von ihnen iſt König; der Edelſte aller Geſchlechter.
Er gibt Leben und Tod, das Symbol der Menſchen-Erlöſung.
Wer ihm mit Ehrfurcht begegnet, dem iſt er freundlich und liebreich,
Aber gefährlich dem wilden Frevler. Nun rathe, wer ſind wir?

23.

Anmuthig ſtehen wir da und prangen im reinen Naturſchmuck;
Feiern dem Schöpfer und dienen dem Menſchen auf mancherlei Weiſe.
Viele von uns erfreuen das Auge mit prachtvoller Schönheit;
Unbemerkt ſtehen Andre, erfüllt mit Kräften von oben.
Wenn ſie der forſchende Menſchenfreund ſieht, ſo freut er ſich ihrer.
Uns hat der Schöpfer die Kräfte vom Baum des Lebens verliehen.
Wir ſind die Nährer der Menſchen und Thiere, ein himmliſches Manna.
Aber auch viele von uns ſind furchtbar, ihr drohender Anblick
Scheucht die Thiere zurück, und warnt den forſchenden Weiſen.
Große Geheimniſſe ruhen in uns, kein Sterblicher ahnt ſie;
Wer ſie entdeckt, der kann der größte Wohlthäter werden.
Willſt du uns kennen, ſo frag' die Natnr der Körper und Geiſter.

24.

Wir ſind ein Schmuck der Natur, das Kleid der älternden Mutter;
Sind ein eig'ner Staat im Staate, doch treu den Geſetzen;
Ganz verſchieden von andern Bürgern, doch unſre Beſtimmung
Iſt von größerm Umfang und Nutzen; wir machen den Kreislauf

Durch den Körper der Thiere, erquicken den Menſchen, und bilden
Nach und nach die Hülle des Geiſtes in's ewige Leben.
Viele von uns ſind höheren Werths, die Sorgfalt des Menſchen
Bringt ſie auf einigen Stufen bis zur höchſtmöglichen Würde.
Jetzt ſind ſie dem Reichen zur Nothdurft, dem Armen ein Labſal.
Einer von uns genießt ſogar den erhabenen Vorzug,
Als Symbol des größten Opfers dem Chriſten zu dienen.
Willſt du uns kennen, ſo frag' die Natur der Körper und Geiſter.

25.

Alles lebt und webt in unſerm ſcheußlichen Kreiſe.
Menſchen und Thiere ſchaudern zurück und wittern von ferne
Unſern Wohnplatz, den Feind der Geſundheit und Stifter des Siechthums.
Fremd ſind unſere Geſtalten und ſchrecklich. Die Forſchung des Weiſen
Bleibt unerreichbar die Zahl der Geſchlechter. Der Ewigkeit Schranken
Halten uns kaum zurück und die äußerſten Gränzen-Bewohner
Sind dem menſchlichen Auge ſo fremd wie die Bürger des Fixſterns.
Wir ſind die erſten Verſuche der bildenden Kräfte des Lebens.
Buchſtaben ſind wir im Buch der Natur, die erſten Organe

Alles deſſen, was lebt; Elemente ſind unſre Erzeuger.
Aller Weſen Tod iſt unſer aller Ernährer.
Unſre Embryone ſchwimmen im Aether. Wer ſind wir?

26.

Unſre Mutter iſt Erde, der Ozean unſer Erzeuger,
Unerforſchlich dem Weiſen iſt unſre Wohnung und Daſeyn.
Wir ſind des Lebens Beginn, Gebirge ſind unſre Kinder,
Wellen unſere Wangen, die Roſſe der heulende Sturmwind.
Sind wir durch Feuer gegangen, ſo dienen wir Menſchen zur Wohnung.
Eins von unſern Geſchlechtern iſt Bild von Jeruſalems Thoren:
Wer es ſucht, betritt gar oft die Thore des Todes.
Jedes Thier-Körpers Feſte iſt unſere äußere Bekleidung.
Viele von uns beſchämen die Kunſt des künſtlichſten Malers.
Schrecklich ſind wieder Andere dem Auge des ſtaunenden Forſchers.
Andre dienen dem Luxus, dem Praſſer zum köſtlichen Mahle.
Eins wohnt unter uns und zeigt der Sonne den Rückweg.

27.

Nur die Allwiſſenheit zählt die Geſchlechter in unſeren Reichen.
Viele ſah noch vielleicht kein menſchliches Auge, wir leben
Abgeſchieden von Allem, was Odem hat; unſere Nahrung
Finden wir in uns ſelbſt, wir dienen einander zur Speiſe.
Einige wärmen und leuchten dem Bürger des ewigen Eiſes.
Myriaden ziehen der Wärme entgegen, bereichern
Goldbegierige Menſchen und finden ihr Ziel auf der Tafel

Reicher und Armer, wenn Andere ſelbſt in entferntere
Länder
Reiſen und dort unerwartet das nämliche Schickſal
empfinden.
Viele wohnen auch zwiſchen den Menſchen und ſind ihnen
nützlich.
Andre ſind lebendige Gräber, lebendige Berge.
Niemand erforſcht das Spiel der Allmacht in unſerm
Gebiete.

28.

Schrecklich, furchtbar und fremd, erſcheinen wir Menſchen
und Thieren.
Scheußliche Satanslarven und Hieroglyphen der Höllen
Ahnet uns Mancher zu ſeyn. Wir wohnen in zweierlei
Reichen:
Behemoths furchtbarer Anblick, der ſchreckliche Wurm
Leviathan,
Dann der kriechende Fels und andere wilde Geſchlechter.
Dennoch ſind wir nicht alle ſo ſchädlich, als wir erſcheinen:
Ein Geſchlecht von uns iſt dem ärmſten der Völker zum
Segen.
Wieder ein Andres erquickt und heilt den kränkelnden
Seemann.
Lächerlich dumm und ſtolz durchkrächzt den blumichten
Frühling
Einer von uns, und ſeiner Schweſter ſcheußliches Flöten
Droht im hellen Geknarre des Bruders ein furchtbar
Gewitter.
Dieſer zeigt ſich im Raum ſeines Lebens in zweien
Geſtalten.

29.

Staune uns an, o Menſch! dies Wunder der göttlichen Allmacht,
Weisheit und Güte; die vielbelehrende Haupt-Hieroglyphe
Aller Veredlung, wozu das menſchliche Weſen beſtimmt iſt.
Wir ſind Würmer im Staube und ſteigen von Stufe zu Stufe,
Bis zum Ziel der Beſtimmung empor. Wir beginnen im Kleinen,
Oft iſt der Raum eines Zolls eine Welt für uns und wir ſterben,
Aber wir ſprengen das Grab und ſchwimmen in himmliſchen Lüften.
Menſchliche Stunden ſind uns Aeone, und menſchlicher Kunſtfleiß
Steht beſchämt an unſerer Seite. Die Kunſt zu regieren
Hat uns der Schöpfer gelehrt, die Menſchen ſind unſere Schüler.
Wir gehorchen dem göttlichen Recht, die Menſchen machen es ſelbſten.
Kennſt du der Endlichkeit Gränzen, ſo weißt du auch unſer Gebiete.

30.

Wer überſchaut das Ganze wie wir? wer naht ſich den Sphären
Himmliſcher Weſen? dem Sitz des Donners? der Mutter des Blitzes?
Wir die Bewohner unentweihter Gebiete. Doch leider!
Wagt der verwegene Menſch nun auch Regionen des Weltalls
Auszuſpäh'n, die nie ſeinen Hunger zu ſtillen vermögen.

Wenn die Meiſten von uns das früheſte Morgenroth
trinken,
Und im Jubel in's himmliſche Harfengetöne ſich miſchen,
Dann entfernen ſich andre vom Licht, der Finſterniß Kinder.
Abgefallen ſind ſie von uns, wie die Engel des Satans.
Andre ſtrebten nach unſerm Adel, nun irren ſie einſam,
Traurend, keines von beiden zu ſeyn, im ewigen Dunkel.
Jedem ein Scheuſal, tragen ſie nun die Bilder der Höllen.

31.

Alles hat die Weisheit der Allmacht zuſammengekettet;
Stufen hat die Himmelsleiter vom Staub bis zum Schöpfer.
Engel ſteigen auf und ab, ſey du ihr Begleiter;
Jede Stufe bringe dich näher der himmliſchen Wahrheit.
Wer verbindet des Ozeans Bürger mit denen des Stein-
reichs?
Wer vereint die Natur der Steine, Pflanzen und Thiere?
Wer knüpft Pflanzen und Thiere zuſammen, wer Fiſche
und Vögel?
See- und Landthiere finden ein Band, wo wird es
geknüpfet?
Auch den Vogel kettet ein Glied an das wandelnde
Landthier.
Wer vereinigt das ſäugende Thier mit Fiſchen und
Vögeln?
Wer die Pflanze, den Wurm, das Inſekt mit den Bür-
gern der Lüfte?
Wo iſt das Glied, das Himmel und Erde zuſammen
vereinigt?

32.

Wir ſind die erſte Klaſſe lebendiger Weſen und gränzen
An die Thore des Lichtreichs; die Zweige von unſern Geſchlechtern
Blüh'n in der ganzen Natur in unendlich vielen Geſtalten.
Wir beginnen das Leben in tief verborgener Hülle,
Bleiben in der Quelle des Lebens, vollkommene Bildung
Wird uns da gewährt. Die Natur beſiehlt nun den Ausgang,
Und wir treten an's Licht im Angſtſchweiß der ringenden Mutter.
Aber ſie öffnet uns nun die Quellen lebendigen Waſſers,
Tränkt uns mit Geiſt und Leben und ſchickt uns in unſer Gebiete;
Jedes wirkt da fort und befolgt den Willen des Schöpfers.
Doch nicht jedes: denn vorn an der Spitze erſcheint unſer König,
Wankend in Willkühr am Scheidweg, und wählt gewöhnlich den ſchlimmen.

33.

Ewig bleibt mein Geburtsort den weiſeſten Menſchen verborgen.
Wie ich mich bilde, entſtehe, weiß Niemand; unſichtbar
Wandle ich mächtig einher, du weißt nicht, wo ich verſchwinde.
Ich verfolge die Geiſter der Seuchen, befreie die Menſchen,
Wenn ungeseh'n ein Bote des Todes im Finſtern lauert.
Ich befruchte den Garten des Herrn, die lechzenden Fluren.
Mir gehorcht der brauſende Ozean, brüllende Wälder
Neigen ſich mir, ich führe den Donnerwagen Jehovahs.

Embryone unzählbarer Weſen bring' ich der Mutter
In ihren Schooß zur Nahrung und Pfleg, zum Verweſen und Aufblüh'n.
Ich bin dem Furcher des Ozeans Freund und ſtrenger Gebieter.
Ich entkleide die matte Natur und bring' ſie zu Grabe.

34.

Wo Gott iſt, da war ich nie, doch iſt Er auch in mir.
Böſe Thaten beſchütz' ich, mich lieben die Geiſter der Höllen.
Furchtbar bin ich dem Blöden, der Müde freuet ſich meiner.
Ich verfolge den Sohn des Königs, der Mächtige jagt mich
Ewig im Kreiſe herum, und keiner beſieget den Andern.
Nie ſind wir zugleich beiſammen, doch immer vereinigt:
Denn zwo Schweſtern ſind immer die Mittler zwiſchen uns Beiden.
Wir beherrſchen die Weite der Erden mit richtiger Gleichheit.
Ich beſuche zuweilen den Mond, meinen treuen Gefährten.
Und mein Gebiet wird immer kleiner, je höher es aufſteigt.
Mich gebar die Mutter an ihrem eignen Geburtstag.
Wird ſie dereinſt verklärt, ſo werd' ich auf ewig vernichtigt.

35.

Ich beſtimmte dem Schöpfer ſein Tagwerk. Ich meſſe die Zeiten,
Tret' in's Gebiet der Ewigkeit ein; mit gemeſſenen Schritten
Wandl' ich rings um die Erde und ſehe der Sterblichen Thaten.

Menſchen und Thiere freuen ſich meiner, mich fürchtet der Böswicht.
Aber die ältere Schweſter, ſo fremd ſie meiner Natur iſt,
Lebt doch einig mit mir, wir theilen unſre Geſchäfte,
Friedlich wirken wir fort, uns ſtört nicht der Sterblichen Schickſal.
Aber ich werd' am Ziel der Zeiten die Ewigkeit füllen,
Doch vorher noch furchtbar der Menſchen Schickſal beſtimmen.
Sterblicher, brauche mich recht, ich berechne Gutes und Böſes!
Gebe dem Engel des Todes den Maßſtab zum Leben und Sterben.
Was du heute verſäumſt, das bring' ich dir morgen nicht wieder.

36.

Wir ſind zwo Schweſtern von gleicher Natur und gleicher Geſinnung;
Doch iſt nie Vereinigung möglich, und ewig getrennet
Wirken wir Beide zur Einheit der allerverſchiedenſten Dinge.
Eine iſt Tochter und Schweſter der Nacht, die and're des Tages,
Keine hat je die Sonne geſeh'n, den Tag und die Nacht nicht.
Eine weckt den Fleiß zur Arbeit, die andere winket
Freundlich dem Müden zur Ruh', und jene duftet noch Schlummer
Auf das Bette des Schwelgers, wenn And're ſchon ſchwitzen und dürſten.
Dieſe lockt den üppigen Städter zum Spiel und Geſellſchaft,

Wann ſie dem ehrlichen Landmann Familienfreude gewähret.
Doch wir lieben beide, die Freundlichſten aller Planeten,
Sie beſuchen auch wechſelsweis beide mit lieblichen Blicken.

37.

Kennſt du die heilige Zahl, ſo kennſt du auch mich, ihren Stifter.
Mich, den Schritt der Zeit, erſchuf der allmächtige Schöpfer,
Als ſein ſchaffendes Wort das All' aus dem Chaos hervorrief.
Sechsmal tönte ſein Donner und gab der Unendlichkeit Gränzen.
Jeder gab mir ein Theil meines Daſeyns, nun fehlte noch Eines,
Dieſem zog Er ein Feierkleid an, es ſollte mein Haupt ſeyn.
Seitdem wall' ich ruhig im ganzen Gebiete der Menſchheit.
Denen, die Gott erkennen, beſtimm' ich Arbeit und Feier.
Seltſam mag es dir ſcheinen, daß ich mit dreifachem Haupte
Hie und da einen großen Theil der Erde beherrſche.
An der Vergänglichkeit Ziel verſchwinden ſechs meiner Glieder,
Aber das ſiebente bleibt und erfüllt der Ewigkeit Dauer.

38.

Sieh meinen Vater, wie er ſo traulich die Mutter umgaukelt!
Täglich erſcheint er anders und anders, bald vorne, bald hinten,
Dann auch gar nicht; er gab mich dem Menſchen zum Maßſtab der Zeiten.
Vierfüßig ſchreit' ich einher, doch bleib' ich endlich dahinten,
Wenn man mir mit zwei=, auch dreifachem Stabe nicht forthilft.
Einmal brauch' ich im Jahr den Stab nicht, doch kommt es zuweilen,
Daß ich einen bedarf. Ich gab in der früheren Jugend
Immer ein Feſt an meinem Geburtstag dem Volk der Erwählung.
Zwölfmal werd' ich geboren und zwölfmal verſchwinde ich wieder;
Dann erhalt' ich bei jeder Geburt einen anderen Namen,
Bis die Mutter einmal die himmliſche Reiſe vollendet.
Leſer! benutze mich wohl und treu, ich diene dir willig.

39.

Sonderbar iſt es — im Zeitpunkt des Todes werd' ich geboren.
Jedermann freut ſich meiner Geburt und ſegnet die Freunde.
Rauh, unfreundlich iſt meine Kindheit, im Schooße der Mutter
Mach' ich die Reiſe mit ihr auf Empyreiſchen Bahnen.
Dann durchſchau' ich den Weltraum, der Sonne ſtrahlend Gebiete;

Kehre allmählig zur Heimath zurück. Meine älternde Tage
Füllen dem Landmann Scheuer und Keller; die Thiere des Waldes
Locken den Waidmann; die Mutter empfängt den goldenen Samen,
Welcher, auf Hoffnung geſäet, der Zukunft Bedürfniſſe ſtillet.
Aber die ganze Natur eilt jetzt zum Tod, zur Verweſung.
Wenn ſie nun ſchläft, ſo jubelt die Kindheit dem Feſte entgegen,
Das am Geburtstag des Herrn die glaubige Chriſtenheit feiert.

40.

Jung und froh, in bunter Pracht, mit Jubelgeſängen
Wandl' ich ruhig einher — im lächelnden Blicke der Mutter
Blüht die ganze Natur, der holde Anblick des Vaters
Segnet die Hochzeit, in der ſich Himmel und Erde vermählen.
Seht, dies Alles bewirk' ich! ich bin ein Freuden-Erzeuger.
Wenn ich auf drei Füßen einhergeh', ſo jauchzen die Wälder,
Berg' und Thäler ſchmücken ſich ſchön im Feiergewande.
Iſt die Hochzeit vorbei, ſo räume ich alles Geräthe
Still beiſeit' und ſchaue dann ruhig und ernſt in die Waide,
Freue mich hoch des gedeihlichen Wachsthums auf Hügeln und Auen,

Geb' auch Acht auf die Ankunft des Bruders. Soſbald ich ihn ſehe,
Pack' ich zuſammen und zieh' mich zurück in hohe Gebirge.

41.

Schwer belaſtet ſchreit' ich einher und bringe der Menſchheit,
Bringe den Thieren Hoffnung der Zukunft, doch darf ich nicht ſpenden.
Dies thut mein Bruder, doch rüſt' ich ihm zu und vertheile auch vieles.
Früh und ſpät bin ich wach und treibe den Landmann zur Arbeit.
Wenn mein Hauch ihn erhitzt, ſo ſend' ich den fächelnden Oſtwind;
Dann erquickt ihn die Kühlung und labende Kuhmilch im Schatten.
Wenn mein Odem die Fluren durchweht, ſo wallen die Saaten,
Gleich dem Meer im Sturm, es rauſchen die Bäume des Waldes.
Wenn die wirkende Macht des Vaters dem Schooße der Mutter
Giftige Geiſter entlockt, die ungeſehen den Menſchen,
Thieren und Pflanzen tödtlich ſind, mit rollendem Donner
Blitz' ich das wilde Geſchmeiß hinweg in ihr dunkeles Chaos.

42.

Wenn meine Brüder die ſchönſten Tage des Lebens genoſſen,
Fleißig der Jüngſte geſäet, gepflanzt, der Zweite mit Sorgfalt

Alles erzogen und jedes geſchickt zum Wirken gemacht hat;
Dann durchzieh' ich Berg und Thal; mit Weisheit und Würde
Sprech' ich jedem Geſchöpf ſein Urtheil zum Tod und zum Schlafen.
Ich bin das Bild des Engels, der auf der ſchimmernden Wolke
Sitzt und harrt auf Befehl, die glitzernde Senſe zu ſchwingen.
Wenn mein Gericht über Gärten, Fluren und Auen ergangen,
Jedes Kind der Natur zu ſeiner Beſtimmung gelangt iſt;
Dann erſcheint in feſtlicher Trauer der Wald und die Auen
Schmücken ihr Kleid mit lillafarbenen Zeitloſen. Alles
Eilt nun, die Einen zum Grabe, die Andern zum ſtärkenden Schlummer.

43.

Ernſt und trauernd ſitz' ich nun hier. Die alternden Tage
Schmücken mein Haupt mit ſilbernen Locken, und glänzend Geſchmeide
Ziert meinen Anzug. Die ganze Natur ruht ſanft in dem Schooße
Ihrer ſchlafenden Mutter und harrt des frohen Erwachens.
Freundlich bin ich wohl nicht, doch weck' ich zu heiterer Freude
Jeden Kreis der Freundſchaft zum biedern, traulichen Umgang,
Bald zum lodernden Heerd, zum wärmenden Ofen den Bürger,
Auch den Reichen an's warme Kamin auf's Schönſte gezieret;
Bald den abgehärteten Waidmann ins Dickicht des Waldes,

Aecker=Verwüſter, das ſchwarze Gewild, aus dem Wege zu räumen;
Dann auch den Weiſen bei nächtlicher Lampe zu ernſten Gedanken.
Ich bin zu alt zum Gewinnen, allein zum Verzehren noch fähig.

44.

Höher ſtimm' ich dich hinauf, o Leſer! in's große Erhab'ne!
Dort erſcheinet ein Rieſe mit majeſtätiſcher Miene.
Seht den gemeſſenen Schritt, er denkt das Schickſal der Menſchheit,
Denkt und lenkt es. Er ſtreut auch einzeln goldenen Samen
Hie und da zu großen Genies; auch giftige Zähne
Hölliſcher Schlangen, aus denen ein Schwarm von Laſtern hervorſproßt.
Hin und wieder, doch einzeln, entkeimen dem Schooße der Menſchheit
Lieblinge Gottes, ein Salz der Erden und Muſter der Tugend.
Aus der Ewigkeit Dunkel erſcheint der Rieſ' auf dem Schauplatz,
Dreht den goldnen Zeiger einmal herum und verſchwindet.
Viel' ſind der mächtigen Brüder, doch ſind ſie zählbar, ſie folgen
Einer dem andern; der letzte iſt furchtbar, ſchrecklich und herrlich.

45.

Hoch und hehr erhebt ſich mein Blick, der Vergangenheit Maaßſtab

Schwebt vor den Augen; der Maaßſtab der Zukunft
ſchimmert im Dunkel,
Halbgeſeh'n, ein Räthſel, das nie der Menſch kann
entziffern.
Mächtiger Engel ſechs und jeder Gebieter von zehen
Jener Rieſen, der Lenker der Zeit und des goldenen
Zeigers,
Strahlen dem Auge vorüber; an jedem Tage der
Schöpfung
Stieg nur einer empor aus der Hand der ſchaffenden
Allmacht.
Jeder bekam den wichtigſten Auftrag, die Schule der
Menſchheit
Richtig zu ordnen: der Erſte begann nun die Kind-
heit zu leiten,
So auch der Zweite; der Dritte beſorgte das Alter
des Jünglings;
Aber der Vierte beſtrafte den Frevel und brachte
den König;
Elend und Jammer der Fünfte. Der Sechste be-
ſchließt die Erziehung.

46.

Komm, du ſiebenter Engel! die Morgenröthe des Früh-
lings
Geht vor dir her, ich ſeh' dich von ferne, der Morgen-
ſtern äugelt
Hoch am Laſur-Gewölb', es weht ein kühlender Oſtwind;
Ach! er fächelt die ſchwüle Luft von der kämpfenden Stirne.
Müd' iſt die Menſchheit des Jammers; o komm doch,
Bote des Friedens!
Sabbaths-Engel! komm und weide Lämmer und Wölfe,
Löwen, Tiger und Geier vereint mit dem friedlichen
Hausthier.

Ueberſtröme nun bald mit Huld den blutigen Erdkreis,
Löſe den Bann und bring' die Natur in die Gleiſe der Ordnung.
Blitze die hölliſchen Furien all' in den Abgrund, verſiegle
Ewig den Ausgang und führ' die holden Engel der Liebe,
Eintracht und ſittlicher Freud', in die traurige Wohnung des Jammers.

47.

Ernſt und Trauer umwölkt die Stirn' bei dem Anblick des Großen
Einzigen Engels; Sein flammendes Aug', die glühende Stirne,
Schrecken den Erdkreis auf; Er wälzt den reifen Planeten
Aus ſeiner Bahn; Er löſcht die Sonn' wie ein Licht aus; die Sterne
Hüllen ihr Antlitz in Dunkel; Er fordert die Engel und Menſchen
Vor den Thron der Welten; es waltet das ewige Lichtmeer
Fluthend herüber; das Sonnenſyſtem zerſchmelzt mit der Erde.
Alles zuſammen bildet nun Eins; eine prachtvolle Kugel:
Seht die verklärte Welt, der Menſchheit ewige Wohnung!
Aber nur verklärter Menſchen im Blute des Lammes.
Jenen Auswurf der adamitiſchen Sünde durchglüht nun
Ewige Qual im inneren Abgrund der ſeligen Erde.

48.

Alles und nichts bin ich, ein Unding und dennoch die Mutter
Aller Zeiten. Kein ſterbliches Weſen, kein Menſch und Engel

Denkt mich ganz wie ich bin. Der Schritt der M i l b e
im Staube
Und die Bahn des S a t u r n s ſind nicht verſchieden an
Größe.
Gott nur denkt mich, ſo wie ich bin, und Er nur
erfüllt mich.
Ich bin die Qual verarmter Geiſter, der Seligkeit Fülle
Wird durch mich erhöht, ohne mich kann Gott nicht
beſtehen.
Bin ich allein, ſo bin ich nichts; der ewige Vater
Ruht in mir; der Sohn erzeugt die Zeit, es erfüllt ſie
Dann der Geiſt mit unendlichen Werken der Weisheit
und Allmacht.
Alles kehrt in mich zurück zur neuen Verwandlung.
Mir iſt ein Punkt der Zeit ſo lang, wie des U r a n o s
Umlauf.

49.

Einfach mit weniger Kunſt ernährt' ich ehmals die
Menſchen,
Nach und nach erwuchs ich und ward ein künſtlich
Gemächte,
So wie Bedürfniß und Mode es fordern in jedem
Land anders.
Mich erfand der größte Böswicht, der größte Monarche
Feiert mir jährlich ein Feſt und ehrt mich mit Würde
und Anſeh'n.
Ehrwürdig ſchätzt mich der König und nützlich der Bauer
am Pfluge.
Jeder bedarf meiner Dienſte, und Gott und Menſchen
gefällig
Pfleg' ich zu ſeyn; und bin ich vielleicht Geſchöpfen
beſchwerlich,

Nehmt es nicht übel, ihr Menſchen, denn euch gebühret der Vorwurf.
Ich bin Symbol des Kreuzes; den Segen des geiſtlichen Ackers
Bringt mein erhabenes Urbild an's Licht, Zerknirſchung des Herzens
Iſt meine Wirkung — die Folge: das Wohlgefallen der Gottheit.

50.

Ich verſöhnte die Sünde des Frommen und wurde der Anlaß
Zur Erreifung des Sünders zum allerentſetzlichſten Böſewicht.
Aengſtlich ward ich erſehnt zum Erſatz des ſchrecklichſten Opfers.
Einſt in einer der traurigſten Nächte erlöste ich viele
Durch meinen Tod aus der Hand des furchtbaren Engels des Todes,
Ward hernach Symbol der Vergebung für reuige Sünder;
Endlich ward ich hinauf zur höchſten Würde geadelt.
Einfältig geh' ich einher und werde von vielen verachtet,
Aber dem beſſeren Theil der Menſchen dien' ich zum Muſter,
Doch bezeichnet mein wichtigſtes Glied eine Schwäche der Seelen.
Allen Klaſſen der Menſchen, vom König herab bis zum Bettler,
Bin ich unentbehrlich, ein Liebling der liebenden Gottheit.

51.

Feierlich ernſt auf Gottes Befehl erbaute mich ehmals
Einer der größten Männer, das wunderbarſte Gebäude,

Ohne Fundament; ich ſchwebt' in den Lüften und ruhte
Eher nicht aus, bis Menſchen und Thiere nicht mehr mich bewohnten.
Gegenſtand des bitterſten Spottes war ich, und endlich
Gegenſtand der lechzenden Sehnſucht, vergeblicher Wünſche.
Ach! ich knüpfte Welten zuſammen, den Abend der einen
Mit dem Morgen der andern, und ſelbſt eine Urwelt im Kleinen,
Macht' ich den Kreislauf im wilden Gewirre; doch ſicher und ruhig
Trug ich den Samen der Zukunft im dreifachen Bauche.
Mein Erbauer war meine Seele, die Eltern der Thierwelt
Waren mein Eingeweide, mein Grab ein hohes Gebirge.

52.

Kennſt du ein lebendes Weſen, das vor den Menſchen ſchon da war,
Unſchuldsvoll die grünende Erde in Ruhe bewohnte?
Freund der Menſchen war es und wurde ſein größter Verfolger,
Grimmiger Feind des Guten, Symbol der Höllen und Satans;
Wuchs Jahrtauſende durch und ſiegte dem Anſchein nach immer,
Nur von Propheten geſeh'n im hohen Traum und Entzückung.
Dennoch iſt es kein Traum, ſein Daſeyn die traurigſte Wahrheit.
Immer wächst es heran, wird zuſehends ſtärker und ſtärker.
Tödtend wäre ſein Anblick, wenn menſchliche Augen es ſähen.
Finſterniß deckt ſein Bild, ſeine Thaten erſcheinen im Lichte.

Schrecklich, allwaltend, füllt es die Erde mit Greuel und Unfug.
Nah' am Ziel wird es Menſch, gerichtet vom König des Himmels.

53.

Einmal war das größte Verbrechen erhabene Tugend;
Ja der Tugenden größte, der ganzen Menſchheit zum Segen:
Zwo durch enge Freundſchaft treu verbundene Seelen
Wallten bang und ſchwer und ſchweigend durch öde Gefilde,
Kamen endlich zur furchtbaren Stelle, die ſchrecklichſte Handlung
War die eine bereit zu verrichten, die andere harrte,
Stöhnte mit ängſtlicher Ahnung dem nahen Schickſal entgegen.
Jetzt erſchien der furchtbare Zeitpunkt, und tödtlicher Schrecken
Fuhr wie ein ſtrahlender Blitz durch beide geheiligte Seelen.
Aber ein Glanz von oben erquickte, wie kühlender Maithau,
Beide brennende Herzen, die Hölle wurde zum Himmel,
Dieſe That die größte, die jemals Menſchen begangen.

54.

Wer war der Erſte, der aus dem nahen Getümmel des Frevels,
Ohne den Tod geſchmeckt zu haben, zu Gott ſich emporſchwang?

Er, der erſte Prophet, der Zeuge des letzten Gerichtstags;
Er, ein Schaaf unter Wölfen, ein Engel unter den
Teufeln.
Im verpeſteten Dunſtkreis blieb er geſund und bezeugte,
Daß ein heiliges Leben der Weg ſey zur ewigen
Wohlfahrt.
Er entfloh dem Kreis ſeiner Feinde, dem wüthenden
Spottgeiſt,
Lebte Aeonen in höheren Sphären, in ſeliger Wonne;
Was er dort that und genoß, das erkennt der Sterb-
lichen keiner.

55.

Ich verherrliche Gott im lauteſten Jubel des Dankens,
Bete zu ihm im Kreuz und flehe in ängſtender Schwer-
muth,
Läſt're alles, was heilig, und ſchände, was Heiligen
werth iſt,
Zünde das Feuer der Rachſucht und Wildheit zu to-
bender Wuth an,
Tröſte den Leidenden, wenn ihm tödtender Kummer
das Herz frißt,
Fluche dem Frommen, wenn er durch mich mich ernſt-
lich ermahnet.
Gern verläugne ich Alles, entbehre die ſüßen Genüſſe
Und verſchwende in unerſättlicher Gier alle Güter.
Ich regiere die Welt und ſetze Alles in Flammen,
Löſche die Flammen des Kriegs und der Zwietracht.
Ein ſeltſames Weſen
Wirſt du mich nennen, mit Recht; darum ſuch' mich
klug zu beherrſchen,
Durch mich kannſt du zum Engel und auch zum Teu-
fel erreifen.

56.

Aus dem Reich der Gewächſe entſprungen, diente ich ehmals
Einem der größten Männer zum Hüter wolligter Heerden.
Lang ohne Leben, nur Werkzeug, erweckte mich endlich zum Leben
Der, der dem Feuer gebeut: brenn' nicht und leuchte nur lieblich.
Und ich ward ein lebendes Weſen und blieb mir doch ähnlich,
Bald aber kehrt' ich zurück in meinen vorigen Zuſtand.
Dieſe Verwandlung erlitt ich oft; doch einmal ergrimmt' ich,
Rächte mich an den Empörern und fraß ſie alle im Zorn auf.
Mächtiger, als im Leben, war ich im lebloſen Zuſtand.
Ich erſchien in der Luft, und nie geſehene Oerter
Wurden Menſchen zum Dienſt, zum Schutz und mächtiger Rettung,
Andern zur Strafe; Erquickung gab ich aus dürrem Geſteine.

57.

Ich, ein zerbrechliches Weſen, ein irdiſches ſchwaches Geſchöpfe,
Bin ein Bild der Gottheit, empfinde die Weite der Schöpfung.
Mir iſt Orion nahe und nahe die Blume des Feldes.
Ich durchirr' die Gefilde der Milchſtraß' des himmliſchen Wagens,
Und erforſche die Glieder des Würmchens im lebloſen Staube.

Keine Vernunſt erreicht mein wahres, inneres Weſen.
Schüchtern trink' ich das Licht der Sonne, das Glänzen des Mondes
Stärkt meine Nerven, empfindſamen Menſchen zu ruhiger Freude.
Ich bin das größte Glück des Menſchen im wirkſamen Zuſtand,
Aber ſobald mein Wirken aufhört, ein ſchreckliches Unglück.
Ich offenbare, was ſchön iſt, und zeig' den Charakter der Schönheit.
Licht iſt mein Leben, und Finſterniß winkt zur erquickenden Ruhe.

58.

Kann man auch Trauben von Dornen, und Feigen leſen von Diſteln?
Und doch trug ich Blüthen und Früchte aus ſaftloſem Stamme.
Lang entwöhnt des Genuſſes der himmliſchen irdiſchen Säfte,
Irrt' ich erſtorben umher und diente Einem zur Stütze,
Der, vom Aufruhr gedrückt, den Willen der Gottheit erfüllte.
Als das Scheol die wüthenden Frevler gierig verſchlungen,
Brachte man mich mit einigen Brüdern zum Throne der Gottheit;
Ruhend harrt' ich da und ſchweigend der großen Entſcheidung.
Endlich ſah man mit Staunen mich dürres veraltetes Weſen
Tragen Blüthe und Frucht und Sproſſen der ſaftigen Jugend.

Dann gebot ich Frieden und blieb am Throne der Gottheit,
Bis am traurigen Ziel der Thron von der Erde verſchwande.

59.

Meinen Vater liebt man, er nährt die Gewächſe der Fluren;
Und meine Mutter war immer der holde Liebling des Himmels.
Wenn mein Vater ernſthaft einhergeht im heiligen Dunkel,
Dann verhüllt die Mutter ihr Antlitz und läßt ſich nicht ſehen;
Aber ſobald der Vater vorbei iſt, entſchlüpft ihr die Hülle
Und ſie lächelt hinter ihm her mit himmliſcher Güte.
Jetzund tret' ich hervor, geſchmückt, wie Niemand geſchmückt iſt,
Bringe Freude den Menſchen und zeige mich Jedem beſonders.
Kennſt du den erſten Theil meines Namens, ſo kennſt du den Vater;
Aber der zweite bezeichnet das Werkzeug, das ehmals dem Freunde
Jonathans, dem David, das traurige Zeichen zur Flucht gab.
Ich bezeichne das Größte, was jemals die Menſchheit erlebt hat.

60.

Stumm und leblos, war ich doch ehmals der Sprecher der Gottheit.
Feierlich glänzend erſchien ich, doch nur an feſtlichen Tagen,
Oder wenn Jemand den Willen Gottes zu wiſſen verlangte.
Etwas Göttliches thronte in mir; doch ohne Empfindung,

Ohne Bewußtſeyn, ſprach die Allwiſſenheit ihre Befehle
Durch mich aus, und ich, die Tochter des Steinreichs, beſtimmte
Oft den Willen der Fürſten zu großen und löblichen Thaten.
Ich bedeckte gar oft den Quell der erhabenſten Tugend,
Aber vielleicht noch öfter die Pfütze abſcheulicher Laſter.
Wenn ich dem Thron der Gottheit mich nahte, ſo ſtrahlte ihr Wille
Tief in mein Weſen; ich brachte ihn treulich dem redlichen Forſcher.
Endlich verließ ich die ſündige Welt und komme nicht wieder.

61.

Als mein Urbild ehemals die Menſchen zum Abgrund beſtimmte,
Ward ich zum Fluch, zum Abſcheu, dem ſündigen Adams-geſchlechte
Und zum Symbol des grimmigſten Feindes der Wahrheit und Liebe.
Einmal wurde mein Bild aus Erz gegoſſen, zum Segen,
Als ein verwildertes Volk die Führung des Herren verkannte
Und ein Heer von meinem Geſchlecht die frechen Empörer
Schleunig und ſchmerzhaft zum dunkeln Todtenbehälter verſandte.
Nur ein Blick auf mich gab Kühlung und Heilung den Kranken:
Ich, ein Bild des Satans, war nun Symbol des Erlöſers,
Wurde dann Götze und wieder zum Fluch des Verehrers Jehovahs;
Bis mich endlich ein frommer Fürſt von der Erde vertilgte,
So wie einſt mein Urbild zum ewigen Abgrund verdammt wird.

62.

Wand'rer, blicke dorthin, du ſiehſt am dämmernden Ufer
Dieſes dünſtenden Meers im Wirrwarr des Dornenge=
büſches,
Eisgrau, alt und verwitternd ein Standbild von menſch=
licher Größe.
Spielend und drohend erfüllen die Gegend grimmige Thiere.
Dieſes Bild war ehmals Menſch und wurde verwandelt,
Als im ſchrecklichen Kampf der Natur die rächende Gottheit
Ueber ein ſündiges Volk das Austilgungs=Urtheil voll=
führte.
Dort verweilte die lechzende Seele nach irdiſchen Gütern,
Trotz der Warnung des Herrn; im ſträflichen Heimweh
erhaſchte
Sie ein wirbelnder Feuer=Organ, ihr Fleiſch und Gebeine
Wurde verglast und verſteinert. Da ſteht ſie, ein ewiges
Denkmal
Kühner Verachtung der göttlichen Warnung. Benutze
dies Beiſpiel!

63.

Sage mir, Freund! wo erhörte Gott das Fleh'n eines
Spötters?
Und wo log eine heilige Seele? und das, was ſie loge,
Sage! wo wurd' es der Name des Kindes, der Urſach'
der Lüge?
Weißt du, wo auf den ſchrecklichſten Kummer unſägliche
Freude
Gleich im Augenblick folgte und kennſt du den Ort dieſes
Wechſels?
Kennſt du den heiligen Mann, der ehmals dem Herren
beſtimmte,

Wie Er ihn führen ſollte? und ſiehe! Jehovah gehorchte.
Wo befahl der heilige Gott das größte Verbrechen?
Und wo wurde das größte Verbrechen zum Muſter der Tugend?
Wo hat ein feuriger Regen die Erde in Waſſer verwandelt?
Und wo gab ein beſchworner Bund einem Brunnen den Namen?
Dann erreiſte der Brunn' zur Stadt, zum Gränzort des Landes.

64.

Einer von meinem Geſchlecht trug ehmals die traurigſte Bürde
Tage lang fort; er ſelber empfand nicht den nagenden Kummer
Seines Herrn, er wandelte ruhig und froh ſeine Straße.
Einer von meinen Ahnen hatte die ſeltene Gabe,
Geiſter zu ſehen: er ſah einen Engel und wich ehrerbietig
Dieſem Glänzenden aus; man machte ihm das zum Verbrechen.
Ach! er wurde geſtraft; doch Er, der Erſte und Letzte
Aller, die je von unſerm Geſchlechte gelebet, erhub ſich
Plötzlich zur Würde höherer Weſen, er wurde der Lehrer
Seines Meiſters. Doch ſank er auf einmal wieder zurücke
In die Schranken ſeines Geſchlechts und wurde nicht klüger,
Als ſeine ſpäte Verwandtin, die einſt den König der Welt trug.

65.

Ehmals, als das Waſſer das Urtheil der zürnenden Gottheit
Schrecklich vollzog, ſo ſank ein Heer verarmter Geiſter
Tief hinab zum *Hades*, zum traurigen Todtenbehälter.

Als auch Siddims Thal in himmelſtürmender Bosheit
Durch den feurigen Regen und glühend brauſenden Sturmwind
Unterging, ſank ein Heer verarmter Geiſter zum Hades.
Korah's Rotte empörte ſich frech gegen Gottes Verordnung:
Und die Erde verſchlang ſie im furchtbar gähnenden Rachen.
Tief hinunter zum Hades ſanken die zürnenden Geiſter,
Viele gelangten ſo durch Gerichte zum Todtenbehälter;
Aber nur eine Klaſſe erlangte die tröſtliche Hoffnung,
Aus dem Hades erlöſt zu werden. Warum und welche?

66.

Menſchen bauten und ſchmückten mich herrlich, dann war ich verborgen.
Jeder, der mich ſah und berührte, war plötzlich des Todes.
Wenigen war es erlaubt, mich zu tragen mit heiligem Schauer.
Eingehüllt in koſtbar Gewand, durchzog ich die Wüſte;
Ueber mir thronte Jehovah und in mir ruhte ſein Machtwort,
Nebſt dem Brod vom Himmel, dem Zeugniß der Würde des Opfers.
Einmal war ich gefangen: doch ſtürzte ich in dem Gefängniß
Eine falſche Gottheit verſtümmelt zu Boden, und plagte

Ihre Verehrer mit böſen Geſchwüren; mit goldnen Bildern
Ihrer eiternden Glieder wurd' ich verſöhnt. Auf Moriah
Ruhte ich lang; man verlor mich im Feuer und fand mich nicht wieder.
Wenn das Urbild gekommen, bedarf man nicht länger des Nachbilds.

67.

Weißt du, wo ehmals ein Holz das bitt're untrinkbare Waſſer
Süß und trinkbar machte? — wie manches bittre Leiden
Wird nicht durch das verſüßt, was dort am Fluchholz geſchahe!
Sag' mir, wo jene Pilger nach bitterer Probe Erquickung
Oder das erſte Labſal fanden? Die Brunnenzahl ſtimmte
Mit der Zahl der Apoſtel zuſammen, und Palmbäume ſtunden
Schattend im Grünen; auch ihre Zahl war gleich den Geſandten,
Welche der Herr gleich Anfangs durch ganz Judäa verſchickte.
Nach der Erquickung führt wieder der Weg in die traurige Wüſte,
Eben ſo wechſelt es ab im Pilgerleben des Chriſten;
Jedes Labſal iſt Bote und Stärkung kommender Leiden.
Brauch' es jedesmal ſo und nie als Zweck deines Lebens.

68.

Ehmals waren zween Brüder, der ältere haßte den jüngern,
Beide erwuchſen zu ſtattlichen Herren. Die Kinder des jüngern
Zogen gewaltig einher, ein reiches Land zu erobern.

Neidiſch ſahen die Söhne des älteren Bruders ſie
kommen;
Obgleich ihr friedlicher Zug die Gränz' ihres Landes
nicht berührte,
So beſchloßen ſie doch den Kampf und hemmten den
Fortzug.
Jetzo kämpften zwei mächtige Heere, und doch hing der
Sieg ab
Nur von einem Mann ohne Schwert, ohne Harniſch
und Lanze;
Aber er betete ernſtlich mit aufgehobenen Händen,
Betete unermüdet und lang, das Sinken der Hände
Stärkte den Feind, das Aufheben ſtärkte die Arme der
Seinen.
So wird der mächtigſte Feind durch ernſtes Gebet über=
wunden.

69.

Ich, das Bild eines Thiers, das einſt das klügſte der
Völker
Göttlich verehrte, entſtand in den Händen des oberſten
Prieſters.
Vor den Augen der donnernden Gottheit ward ich erhöhet,
Angebetet mit Jubel des hohen und niederen Pöbels.
Schrecklich zürnend beſchloß ſein König, das Volk zu
vernichten;
Aber ein Mittler trat auf und flehte den zürnenden Richter.
Dieſer vergab, aber jener zertrümmerte Gottes Geſetze.
Mich zertrümmert' er auch, doch ſo, wie der Weiſe
zertrümmert;
Faſt vernichtet ward ich zum Kelch der Trübſal, des
Jammers.

Ich war die traurige Urſache, daß die Geweihten des Herren,
Jeder den Bruder, den Freund und den Nächſten mit blutendem Herzen
Morden mußte zur Sühn, zum ewig warnenden Beiſpiel.

70.

Einſam wandelnd, vertrieben von Haus durch neidiſche Rache,
Schlief ich auf freiem Feld und ſahe, wie Himmel und Erde
Durch überirdiſche Weſen ſo herrlich vereiniget waren.
In der fernen Fremde fand ich Heimath und Freunde;
Aber auch hier vertrieb mich am Ende der Neid und die Habſucht.
Fliehend zog ich einher, bereichert mit Kindern und Gütern.
Engel des Herrn begleiteten ſichtbar die wollichten Heerden.
Und im dämmernden Morgen ergriff mich gewaltſam ein Fremder;
Dieſer Starke kämpfte mit mir, ich kämpfte noch ſtärker,
Und überwand, o Wunder! den Ueberwinder der Höllen.
Bittend kannſt du es auch, nur ringe mit gläubiger Demuth;
Endlich ſiegſt du gewiß und findeſt am Ziel die Belohnung.

71.

Wunderbar iſt dies Räthſel und ſchwerlich wirſt du's errathen,
Pflügſt du nicht mit meinem Kalb und lieſ'ſt nicht hinten den Aufſchluß.

Ohne Eltern entſtand ich, enthielt die Quelle des Lebens.
Blüthe in ewiger Jugend, empfand und kannte mich ſelbſt nicht.
Was mein gefährlicher Bruder verdarb, das durft ich nicht beſſern;
Bald verließen wir beide die öde Welt, und mein Bruder
Hat ſich verloren, kein Menſch weiß ſeine bleibende Stätte.
Was er im Leben gewirkt, beherrſcht nun die ſterbliche Menſchheit;
Ich aber lebe verborgen auf vaterländiſchem Boden.
Meine Nachkommenſchaft iſt groß, wir alle bedienen
Adams ganzes Geſchlecht, die Chriſten, die Juden und Heiden;
Erſteren geben wir Speiſe, den letzten Mittel zur Heilung.

72.

Kniend, demüthig, gebückt, mit niedergeſchlagenen Augen,
Stunden und ruhten wir beide Brüder, wo niemals ein Menſch ſtand,
Ohne plötzlich zu ſterben; ein duftiges Weſen umhüllte
Unſre ſchimmernden Scheitel, und jenes Weſen bewohnte
Aller Weſen Urquell im Feuer und wäſſrichten Dunkel.
Niemand durfte uns anſeh'n, auch nicht der Geweiheten einer;
Und wir waren doch nie der ſündlichen Menſchheit gefährlich.
Als wir im Glanz der Jugend noch ſtrahlten, ſo reiſten wir öfters
Ungeſeh'n in brennenden Wüſten, doch ohne zu dürſten;

Müdigkeit, Hunger und Schlaf ſind Dinge, die wir nicht kannten.
Endlich ward uns zu Theil eine immerwährende Ruhe.
Wo wir endlich geblieben, weiß Niemand, wir wiſſen es ſelbſt nicht.

73.

Es wallt ein Trauergeiſt auf Deutſchlands dürren Fluren,
In ſpäter Dämmerung, umſchleiert von der Nacht;
Man merkt ihn oft entfernt, man findet ſeine Spuren,
Wo unter ſeinem Tritt der morſche Boden kracht.
Oft hört dein lauſchend Ohr ein dumpfes, heiſchres Stöhnen,
Gleich einem Ungethüm, das nirgends Ruhe find't:
Es iſt Poſaunenton im Ohr von Deutſchlands Söhnen,
Die taumelnd ſchon am Rand des gähen Abgrunds ſind.
Sein Wehruf rauſcht im Sturm, im nahen Ungewitter,
So wie von ferne ſchon des Richters Donner grollt.
Die Ernte eilt zum Ziel; noch hie und da ein Schnitter
Liest ſparſam Aehren auf, der Zeiten magern Sold.
Ach! horcht, es iſt noch Zeit! Der Trauergeiſt verſchwindet
Mit Wehmuthsthränen bald, wie ſie der Engel weint.
Ach! rettet, rettet euch! weil ihr noch Rettung findet;
Flieht jetzt in Davids Burg, da findet ihr vereint
Die Sicherheit und Ruh'. Doch bleibt auf euren Poſten,
Zieht nicht in fremdes Land, bis euch die Vorſicht winkt;
Denn Davids Burg iſt nicht im Weſten oder Oſten,
Sie iſt da, wo der Geiſt den Quell des Lebens trinkt.

Zerſtreute Aufſätze

aus

Jung-Stilling's Taſchenbuch 1805-1816.

Bemerkungen über die heilige Siebenzahl.

Es iſt äußerſt merkwürdig, daß in der heiligen Schrift die Zahl *Sieben* ſo oft und vielfältig, beſonders in religöſer Beziehung, vorkommt, und es muß unſtreitig einen wichtigen Grund haben, warum dies geſchieht. Wir wollen über dieſen Gegenſtand einige Betrachtungen anſtellen:

Die erſte heilige Zahl *Sieben* iſt die Schöpfungszahl; in *ſechs* Tagen ſchuf Gott die Welt, und am *ſiebenten* ruhte Er von allen ſeinen Werken. Er ſtiftete alſo den Sabbath, den noch die Juden feiern, und ich finde im neuen Teſtament keinen Befehl, nicht einmal einen Wink, von dieſem Tage abzugehen und die Sabbathsruhe auf einen andern Tag überzutragen. Unſer glorwürdiger Erlöſer ſtarb den Freitag am Kreuz und ruhte ebenfalls am *Samſtag*, am Sabbath der Juden. — Warum feiern wir nicht auch wöchentlich den Tag ſeiner Grabesruhe? Das Feſt ſeiner Auferſtehung wird ja ohnehin alle Jahr auf Oſtern feierlich begangen. Indeſſen, die erſten Chriſten wählten ſchon früh den Sonntag zu ihrem Sabbath, weil an dieſem Tage *Chriſtus* auferſtanden war, und — um auch nicht mit den Juden auf einen Tag Sabbath zu halten. In der Hauptſache kommt eben nicht viel darauf an, wenn nur unter den ſieben Wochentagen *einer* gefeiert wird, dies muß aber ſeyn, nicht der fünfte, ſechste, zehnte, ſondern *der ſiebente* ſoll gefeiert

werden. Wahrſcheinlich war alſo ſchon von Adam an die Feier des Sabbaths oder ſiebenten Tages im Gebrauch, und im Moſaiſchen Geſetz wurde ſie nur beſtätigt und zum Kirchengeſetz gemacht. Dieſe Vermuthung wird dadurch beſtärkt, daß die Feier des ſiebenten Tages das beſte Erleichterungsmittel zur Zeitbeſtimmung wurde; dadurch entſtanden die Wochen, deren Tage man leicht, ohne ſich zu irren, behalten und zählen konnte. Vier ſolcher Wochen machten beiläufig einen Monat aus, den man leicht durch Neumonde und Vollmonde beſtimmen konnte, und zwölf dieſer Monde wurden für ein Jahr gerechnet. 1. B. Moſe 8, V. 10 und 12 wird erzählt, daß Noah ſieben Tage geharrt und eine Taube habe ausfliegen laſſen, um zu erfahren, ob das Waſſer gefallen ſey, und dann hatte er abermal ſieben Tage gewartet, und wieder das Nämliche gethan; dies gibt einen Wink, daß man von ſieben zu ſieben Tagen die Zeit abgemeſſen habe.

Von den reinen Thieren, fliegenden und gehenden, mußte Noah ſieben Paar zu ſich in den Kaſten nehmen.

Bei der Einrichtung des iſraelitiſchen Gottesdienſtes war beſonders merkwürdig, daß der goldene Leuchter ſieben brennende Lampen hatte, die nie verlöſchen durften; und im Tempel zu Jeruſalem waren dieſer ſiebenflammichten Leuchter zehn, fünf zur Rechten und fünf zur Linken.

Aeußerſt merkwürdig war auch das Polizeigeſetz, daß das Iſraelitiſche Land ſechs Jahre bearbeitet werden, das ſiebente aber ruhen, einen jährigen Sabbath feiern ſollte, und nach ſiebenmal ſieben Jahren, nämlich im fünfzigſten, wurde das große Hall- und Jubeljahr begangen, in welchem alle

verpfändete und veräußerte Güter wieder an ihren Erbherrn kommen mußten.

Ich übergehe hier die kleineren Winke, und bemerke nur die wichtigſten: der Prophet Sacharia gedenkt eines Steins, der ſieben Augen hat, Kap. 3, V. 9.

In der Offenbarung Johannis, welche die Summe, das Aggregat, aller bibliſchen Weiſſagungen ausmacht, kommt die Siebenzahl am häufigſten vor: da finden wir erſt ſieben Gemeinden als Vorbilder der neuteſtamentiſchen Kirche.

Sieben Fackeln oder Flammen, die vor dem Thron Gottes brennen und alle Lande durchglänzen.

Das Lamm mitten im Thron, welches ſieben Hörner und die ſieben Augen hat, die Sacharia auf dem Steine ſah, und welche wieder die ſieben Geiſter Gottes bedeuten, die alle Welt erleuchten.

Das wichtige Buch mit ſeinen ſieben Siegeln, welches das Geheimniß der göttlichen Rathſchlüſſe enthielt.

Die ſieben Poſaunen im ſiebenten Siegel, und endlich

Die ſieben Zornſchalen in der ſiebenten Poſaune.

Auch die feindſelige Macht, die das Reich Chriſti bekämpft, hat ſieben Häupter.

Ich könnte vielleicht noch viele Stellen anführen, wo die merkwürdige Siebenzahl vorkommt, allein die angeführten mögen zu meinem Zweck genug ſeyn.

So viel ſcheint mir gewiß zu ſeyn, daß in der gegenwärtigen ſichtbaren Welt die ſieben Schöpfungstage die erſte Grundlage aller folgenden Siebenzahlen ſind, und daß ſie auch zugleich den erſten Maßſtab aller irdiſchen Zeitrechnungen — aber auch nur dieſer, und nicht der Zeitbeſtimmung des ganzen Geiſterreichs — ausmachen: denn dazu haben wir einen ganz andern Maaßſtab, der

aber auch zugleich für dieſe Erde und die Menſchheit gilt, und ſich ſehr wohl mit der Siebenzahl, beſonders in der Vollendung vereinigen läßt: denn da die Erde allein durch ihren doppelten Lauf um ihre eigene Axe und um die Sonne Tage und Jahre ausmißt, ſo können dieſe Tage und Jahre kein Maßſtab für das ganze All, oder gar für das Geiſterreich ſeyn, wenn auch gleich die Siebenzahl darinnen ſtattfindet.

Daß die Siebenzahl im Geiſterreich, und ſogar im göttlichen Weſen ſelbſt gegründet iſt, das iſt aus der bildlichen Vorſtellung der Gottheit, Offenb. Joh. 4, unwiderſprechlich: denn da wird der heilige Geiſt in einer ſiebenfachen Flamme und in den ſieben Augen des Lamms — weil der heilige Geiſt auch vom Sohn ausgeht — vorgeſtellt.

Wie aber und warum dieſe Sieben im Weſen der göttlichen und himmliſchen Natur ſo wichtig ſind? das wird künftig bei der Auflöſung der Räthſel, ſo viel ein ſterblicher Menſch davon lallen kann, erörtert werden.

Wozu aber nun die Sieben in der Bibel für uns? Ei, wozu anders, als wozu uns ihre erſte Anwendung anweist, nämlich zur Zeitenzahl und Zeitenbeſtimmung; die ſieben Schöpfungstage ſind die Grundlage, der Typus aller Zeitrechnungen, und alle fernere Vorſtellungen der Sieben ſind theils wiederholte Erinnerungen an jenen Typum, theils aber auch ſinnbildliche Vorſtellungen der ſiebenfachen Wirkungen des Geiſtes Gottes. Wir wollen nun dieſe Siebenzahl als den heiligen oder himmliſchen Beſtimmungsgrund der irdiſchen Zeitwährung bei Seite ſetzen, und nun auch das Objekt der Zahl, nämlich das, was eigentlich gezählt werden ſoll, und welches wiederum eine Zahl, und zwar eine menſchliche

Rechnungszahl ſeyn muß, weil ohne ſie nicht gerechnet werden kann, aufſuchen; dieſe menſchliche Rechnungszahl iſt von jeher zehn. Wer nur einigermaßen des Rechnens kundig iſt, der weiß ja, daß die ganze Menſchheit, in ſo weit ſie die Zahlen und das Rechnen kennt, durchaus mit Einheiten und Zehnern rechnet; wäre uns alſo die Zahl Sieben nicht in der Bibel offenbart worden, ſo hätte man gewiß auch das Zeitmaaß durch zehn und nicht durch ſieben feſtgeſetzt; dann wären zehn Tage eine Woche, etwa drei dieſer Wochen ein Monat, und zwölf dieſer Monate ein Jahr geworden; genau ſo wie die franzöſiſche Republik zur Zeit der Revolution das Zeitmaß feſtſetzte und ſich deſſen noch bedient.

Dieſes menſchliche Zahlenobjekt Zehn, des ſinnlichen Zahlenprinzips Sieben, iſt auch in der Bibel oft und vielfältig bezeichnet worden: überhaupt zählt ja auch die heilige Schrift mit eins, zehn, zehnmal zehn und tauſenden; und dann wurde im Tempel zu Jeruſalem, welcher gleichſam der Architypus — die Haupt-Hieroglyphe des himmliſchen Geheimniſſes iſt, alles verzehntfacht, man leſe die Beſchreibung des Tempels im erſten Buch der Könige; und dann bemerke man beſonders, daß auch der goldene ſiebenfache Leuchter, das heilige Sinnbild des göttlichen Geiſtes, zehnmal gemacht wurde u. ſ. w.

Wenn wir nun die Sieben mit den Zehn in die gehörige Verbindung ſetzen, ſo entſtehen daher 7 — 70 — 700 — 7000; und wenn wir nun nach dem Geheimniß, welches uns Petrus eröffnet, tauſend Jahr für einen großen Welttag anzunehmen haben, ſo wird die Erde in ihrem gegenwärtigen Zuſtand, nach dem Typus der ſieben Schöpfungstage und der Tradition des Hauſes Eliä, 7000 Jahre bleiben und dann verklärt werden. Dies ſind nun zwar nur

wahrſcheinliche Muthmaßungen, allein alles läßt ſich doch dazu an, um ſie immer mehr der Gewißheit näher zu bringen.

Der ſelige Bengel ſetzt die Dauer des gegenwärtigen Zuſtands der Erden bis zu ihrer Verklärung auf 7777 7/9 Jahre, dann nimmt er aber zwei tauſendjährige Reiche nach einander an. Es iſt hier der Ort nicht, dies Syſtem zu unterſuchen, ſo viel iſt aber gewiß, daß es die ſtrengſte Prüfung verdient und von äußerſter Wichtigkeit iſt; in meinem Nachtrag zur Siegsgeſchichte werde ich mich näher darüber erklären.

Alle dieſe Gedanken und Erörterungen ſehe ich keineswegs als Glaubensartikel an, ſondern ich betrachte ſie als Aufmunterungsgründe, die uns zum Wachen und Beten, zum Dulden und Hoffen, zum Harren und Fortringen, und zur Beſtändigkeit im Glauben antreiben ſollen.

Unterſuchung und Beantwortung der Frage: ob die in Ober-Egypten durch die Franzoſen beſuchten Ruinen und Thierkreiſe wirklich beweiſen, daß die bibliſche Zeitrechnung, folglich auch die Bibel falſch, und die Erde viel älter ſey als ſie angibt.

Die göttliche Autorität der Bibel bei dem Publikum verdächtig machen, heißt das Fundament der chriſtlichen Religion untergraben: denn mit jener ſteht und fällt dieſe; ob aber nun eine philoſophiſche, auf Vernunftſpekulation gegründete Natur-Religion oder der Deismus Erſatz für den Verluſt der chriſtlichen Religion ſeyn wird; ob der gemeine Mann aus

Pflichtgefühl und durch die Schönheit oder den Werth der Tugend Kraft erhalten kann, auch tugendhaft zu werden? — das iſt eine Frage, deren Beantwortung ich nicht auf die Erfahrung ankommen laſſen möchte. Noch nie war ein kultivirtes Volk ohne poſitive Religion, und Frankreich hat uns im letzten Jahrzehent des abgewichenen Jahrhunderts ein ſchrecklich warnendes Beiſpiel gegeben, und uns gezeigt, wohin philoſophiſche Syſteme ohne die chriſtliche Religion führen können.

Vielleicht denkt der Eine oder Andere, wenn auch die bibliſche Zeitrechnung unrichtig wäre, ſo ſchade das der Autorität der Bibel nicht, die darinnen enthaltenen göttlichen Offenbarungen behielten doch ihren Werth — allein dieſer Gedanke iſt übereilt und unrichtig: denn ſobald etwas Unrichtiges in der Bibel iſt, ſo wird man ungewiß, ob nicht auch noch andere Unrichtigkeiten darinnen enthalten ſeyen, man wird alſo bewogen, zu prüfen — dadurch wird nun die Bibel der Kritik der Vernunft unterworfen, welche jedes Jahrzehent neue und andere Grundſätze hat, von denen ihre Prüfung ausgeht, folglich entſteht am Ende nichts als Ungewißheit, Zweifel und Unglaube, und die ſo wohlthätige chriſtliche Religion geht verloren.

Wenn alſo Alterthümer entdeckt werden, die auf die Bibel Bezug haben können, ſo muß man mit größter Sorgfalt und Wahrheitsliebe prüfen, und wenn ſich auch entfernte Wahrſcheinlichkeiten zeigten, daß man dieſes oder jenes in der Bibel zweifelhaft machen könnte, ſo erforderte Menſchenliebe und Klugheit, ſo lang zu ſchweigen, bis man die Sache zur unzweifelbaren Gewißheit gebracht hätte, welches aber in Ewigkeit unmöglich ſeyn wird.

In der Mitte der 90ger Jahren des verfloſſenen Jahrhunderts laſen wir in den Zeitungen, die Franzoſen hätten in Egypten einen Thierkreis entdeckt, welcher bewieſe, daß die Erde viel älter ſey, als die bibliſche Zeitrechnung angibt; gute Seelen wurden über dieſe Nachrichten unruhig, und fragten mich, ob das wohl wahr ſey? — ich antwortete ihnen, daß kein Kunſtwerk möglich ſey, folglich auch keines entdeckt werden könne, aus dem man beweiſen könne, die bibliſche Zeitrechnung ſey unrichtig. Nun kam mir kürzlich das 2te Heft des erſten Bandes vom Muſeum des Wundervollen in die Hand, hier fand ich nun den Thierkreis in Kupfer geſtochen, und eine Beſchreibung dabei, in welcher auch behauptet, aber nicht bewieſen wird, daß die Erde viel älter ſeyn müſſe, als die bibliſche Zeitrechnung angibt.

Die Sache verhält ſich folgendergeſtalt: In Ober-Egypten an den Ufern des Nils findet man erſtaunlich große und häufige Ruinen von Paläſten, Tempeln, Statuen, Hieroglyphen u. dergl. Pocoke, Norden und Andere haben ſie ſchon längſt beſucht, aber ſie waren nicht ſo ſicher als eine franzöſiſche Armee, und konnten alſo auch nicht ſo lang und ruhig dabei verweilen. Hieraus folgt nun weiter nichts, als daß in uralten Zeiten eine ſehr prächtige Stadt da geſtanden habe; und wir finden auch in der Geſchichte gewiſſe Nachricht von ihr, ſie hieß Theben, und Homer ſagt, ſie habe hundert Thore. Da nun Homer nach der bibliſchen Zeitrechnung, ungefähr im 28ſten oder 29ſten Jahrhundert der Welt, oder auch wohl noch etwas ſpäter, folglich 13 bis 1400 Jahre nach der Sündfluth, gelebt haben mag, ſo iſt es gar nicht unglaublich, daß in einem ſolchen Zeitraum, zumal in einem Lande, das unter die zuerſt bevölkerten gehört, eine ſolche Stadt gebaut werden konnte.

Man gibt zum Grund an, daß ſich Hirtenvölker erſt ſpät entwickelten, und eine weit längere Zeit erfordert werde, als unſere gewöhnliche Zeitrechnung angibt, bis ſie einen ſo hohen Grad der Kultur erſtiegen hätten; aber wer ſagt denn, daß die erſten Egyptier ein Hirtenvolk geweſen ſeyen? Die Wiege der Menſchheit war in den großen und fruchtbaren Ebenen des Euphrats und des Tigris, wo alſofort der blühendſte Ackerbau mit der Viehzucht verbunden wurde, wo in ein paar Jahrhunderten nach der Sündfluth ſchon ein mächtiges Königreich entſtand, die Städte Ninive und Babel erbaut wurden, von welcher letzteren Stadt, ihren Mauern und ihren rieſenmäßigen Gebäuden die Geſchichtſchreiber nicht genug Rühmens machen können, ſie gaben wenigſtens der Stadt Theben nichts nach.

Dies Alles beweiſe ich nicht aus der Bibel, ſondern aus den bekannteſten griechiſchen Schriftſtellern, die doch wahrlich von keinem Bibelfreund beſtochen worden ſind, um ihr zu Gefallen zu ſchreiben. Wenn alſo ein paar hundert Jahr nach der Sündfluth eine Kolonie aus dem babyloniſchen Paradies nach Egypten an den Nil zog, ſo war das kein Hirtenvolk, ſondern Ackerbau und Viehzucht war ihr Gewerbe, und wenn man nun bedenkt, in welcher kurzen Zeit die Griechen und Römer aus dem Zuſtand der Barbarei zu hochkultivirten Nationen geworden und welche prächtige Städte und Gebäude ſie aufgeführt haben, ſo verſchwindet der ganze Verdacht, den man aus den Ober-Egyptiſchen Ruinen gegen die Bibel erregen will, wie ein Traumbild im Erwachen.

Wenn man aber aus der langen Dauer dieſer Ruinen irgend etwas der Bibel Nachtheiliges folgern wollte, ſo bitte nur zu bedenken, daß weit größere

Ruinen längſt von der Erden verſchwunden ſind, weil ſie durch immer ſich ablöſende Kriege, durch große Staats-Umwälzungen, und durch's Bauen neuer Städte allerhand Angriffen ausgeſetzt waren, welches in dem ruhigen Ober-Egypten, das wegen ſeiner Abgelegenheit weit ſeltener Verheerungen ausgeſetzt iſt, als Babylonien der Fall nicht war.

Aber nun die Thierkreiſe! werden dieſe denn der Bibel und ihrer Zeitrechnung vollends den Reſt geben? Man denke doch nur vernünſtig über die Sache nach: in dieſen uralten prächtigen und erhabenen Gemäuern entdeckt man große Kreiſe, in welchen aller Wahrſcheinlichkeit nach die zwölf himmliſchen Zeichen, dann allerhand Hieroglyphen, Sterne, Menſchen mit Hunds- oder Ibisköpfen, kurz Egyptiſche Hieroglyphen eingegraben ſind; was kann nun hieraus weiter geſchloſſen werden, als daß die alten Egyptier, ſo wie die alten Chaldäer Kenntniß von der Sternkunde hatten. Ich möchte wiſſen, wie auch der allergelehrteſte Aſtronom durchaus beweiſen wollte und könnte, die Erde ſey wenigſtens 6 bis 7000 Jahr älter, als die bibliſche Zeitrechnung angibt! O der Vermuthungen! — iſt es denn eine Kleinigkeit, auf Veranlaſſung bloßer entfernter Wahrſcheinlichkeiten (und das iſt hier nicht einmal der Fall) eine Urkunde zweifelhaft zu machen, auf der das Wohl der Menſchheit, des Staats und Ruhe und Troſt des Leidenden beruht? — aber was ſoll man nun zu

„dem Beweis von dem hohen Alterthum unſrer Erde“

ſagen, der im dritten Stück des 2ten Bandes des Muſeums des Wundervollen geführt wird! da wird erzählt: „daß man in dem ehemaligen Herzogthum „Modena in Italien zwanzig bis dreißig Fuß tief „in der Erden allerlei Rudera und Grundmauern

„von Gebäuden, ſo wie auch allerlei Geräthſchaften, „die ſowohl zum Bau der Häuſer, als zu andern „Bequemlichkeiten der Menſchen gebraucht werden, „finde. Daß man dies Alles abermal antreffe, wenn „man vierzig Fuß tiefer grabe; komme man noch „25 bis 30 Fuß tiefer, ſo ſey das Alles abermals wieder da, u. ſ. w.“

Hieraus ſchließt man nun folgenderſtalt: Da ſich durch die Verweſung der Pflanzen und die Ackerkultur die Oberfläche der Erden nur unmerklich erhöhe, ſo müßte eine erſtaunlich lange Zeit nöthig ſeyn, bis eine bewohnte Oberfläche zwanzig bis dreißig Fuß mit neuer Erde bedeckt werde, u. ſ. w. Hierauf dient zur Antwort:

1) Die Oberfläche der Erden wird durch die Pflanzenfäulniß und Ackerkultur ganz und gar nicht erhöht: denn wenn dies wäre, ſo müßten die uralten Städte, welche Jahrtauſende ununterbrochen bewohnt und gepflaſtert geweſen, und um welche auf allen Seiten herum der Ackerbau von jeher fleißig getrieben worden, merklich tiefer liegen, als die ſie umgebenden Gefilde, welches aber nirgends der Fall iſt. Geſetzt aber auch, man gäbe das zu, ſo würden doch Grundmauern, Geräthe u. dergl. in den vielen Jahrtauſenden, die eine ſolche Erhöhung erforderte, längſt aufgelöst und verwittert ſeyn, blos in dem Fall, wenn ein Körper verſteinert iſt, kann er Jahrtauſende in der Erden ausdauern.

2) Aus den Erſcheinungen und Entdeckungen im Modeneſiſchen kann man ja nicht auf den ganzen Erdkörper ſchließen — man müßte in allen Ebenen und Thälern der ganzen bewohnten Erde, oder doch in den Gegenden, die von undenklichen Zeiten her bewohnt geweſen, bei dem Brunnengraben die näm-

lichen Zeugniſſe oder Anzeigen finden, welches aber ganz und gar nicht der Fall iſt. Daher beweist

3) dieſe Entdeckung im ehemaligen Herzogthum Modena weiter nichts, als daß dieſe Gegend mehrmalen durch Ueberſchwemmungen, oder Bedeckungen mit Aſche aus den benachbarten Vulkanen gelitten habe: denn daß die 20, 30 bis 40 Fuß dicke Erdmaſſe zwiſchen den ehemals bewohnten Erdlagen durch eine Jahrtauſende fortgeſetzte Ackerkultur und Pflanzenfäulniß ſollte entſtanden ſeyn, iſt ein Gedanke, der bei reiferer Prüfung in Nichts zerfällt. Der Einwurf, den der Verfaſſer macht, daß man in keiner Geſchichte Nachricht von ſolchen Ueberſchwemmungen, Verſchüttungen, Erdbeben, und Erdrevolutionen finde, widerlegt nichts: denn wenn ſie zu einer Zeit geſchahen, in welcher die Nation noch nicht ſchrieb, etwa vor der Römer Zeiten, oder wenn die Nachrichten davon, wie ſo viele Schriften, verloren gegangen ſind, ſo iſt der Einwurf entkräftet — und wenn ich denn nun Beweiſe und Nachrichten von der viel längeren Dauer der Erde, die dieſe Herren behaupten, forderte, hätte ich dazu nicht das größte Recht? — denn die Ruinen zu Theben mit ihrem Thierkreis, und die Entdeckungen im Modeneſiſchen ſind wahrlich viel zu wenige und viel zu unſichere Prämiſſen zu einer Induktion von einer ſolchen unendlichen Wichtigkeit.

Es iſt wahrhaftig unbegreiflich, wie geſcheidte, aufgeklärte Männer das höchſtgefährliche Wagſtück beginnen, und die göttliche Autorität der heiligen Schrift zweifelhaft machen können — denn mit dem Fall dieſer Autorität fällt auch die Religion — denn die natürliche oder bloße Sittenreligion gehört nicht für das Volk — mit dem Fall der Religion aber ſchwindet alle Sicherheit, alle Kultur und geſetzliche Staatsverfaſſung.

Es geht dem Geiſt unſerer Zeit wie einem alten Wollüſtling, er weiß, daß der fernere Genuß ſein Leben verkürzt, und daß eine gute Diät, Mäßigkeit und Gebrauch ſtärkender Mittel ihn geſund machen und ſein Leben verlängern würde, aber er kann den Genuß nicht entbehren, er macht lieber Arznei und und Diät zweifelhaft, als daß er entbehren ſollte. Die Modelektür und das Philoſophiren hat die aufgeklärte Menſchenklaſſe ſchon dahin gebracht, daß bei ihr von der Bibel, als von einer göttlichen Offenbarung, gar nicht mehr die Rede ſeyn kann; ſie haben ſogar bewieſen, daß es keine göttliche Offenbarung geben könne, alſo bei dieſen Menſchen iſt meine Bemühung und jeder Verſuch zur Ueberzeugung vergeblich. Aber den Millionen meiner Mitmenſchen, denen die Bibel noch die einzige Troſtquelle in unſern bedenklichen Zeiten iſt, dieſe ihre heilige Quelle zu ſchützen und ſie zu überzeugen, daß alle Beweiſe, die man zu ihrem Nachtheil dem leſenden Publikum aufdringt, nichts anders als leere Sophiſtereien, unreife Schlüſſe, kurzſichtige Beobachtungen und philoſophiſche Seifenblaſen ſind, das ſoll mir Zeit Lebens ein heiliges Geſchäfte ſeyn, am Ziel wird ſich's dann zeigen, wer recht hatte.

Wunderbare Bewahrung Gottes.

Auszug aus einem Brief eines redlichen und glaubwürdigen Mannes vom 7. November 1806.

„Mein Vertrauen auf Gottes ſichere Führung wurde „vor ſechs Wochen durch ein beſonderes Ereigniß ge„ſtärkt: an einem ſchönen Tage ging ich in dem „.....berg ſpazieren. Zu meinem großen Vergnü„gen entdeckte ich einen hinaufführenden Pfad, der

„mir noch nicht bekannt war, und mich eben deßwe=
„gen anlockte, ihn bis auf die Höhe zu verfolgen,
„welches ich mir auch feſt vornahm. Der warme
„Tag nöthigte mich, wie ich ein Viertel des ſteilen
„Bergs erſtiegen hatte, zum Ausruhen ſtehen zu blei=
„ben. Hier fuhr mir der Gedanke wie ein Blitz in
„den Sinn: thuſt du auch recht, den Weg verfolgen
„zu wollen? will Gott das auch wohl haben? —
„dies machte mich aufmerkſam, und ſtatt meinen Weg
„fortzuſetzen, ließ ich mich einen Schritt ſeitwärts vom
„Pfade nieder, um darüber nachzudenken. Kaum ſaß
„ich, ſo kam ein 20 bis 30 pfündiger Stein von der
„ſteilen Anhöhe herunter, nicht gerollt, ſondern in drei
„bis vier Schuh hohen Sprüngen, gerade den Pfad
„herunter geflogen, dem ich nicht hätte entgehen kön=
„nen, wenn ich noch darauf geweſen wäre: denn er
„fuhr beinahe mit der Schnelle einer Kanonenkugel,
„auch mit eben dem Geziſche, nur 2 Schuh weit bei
„mir vorbei. Nun wußte ich, wer mich gewarnt
„hatte — ich erkannte es aber nicht allein mit de=
„müthigem dankbarem Herzen, ſondern ich nahm auch
„den ganzen Vorgang als eine gnädige Fügung an,
„um mir zu zeigen, wie ſicher ich des göttlichen Schu=
„tzes ſeyn könne, wenn ich mich ganz ſeiner Führung
„überließe. Dieſe Stärkung des Vertrauens auf Got=
„tes ſichtbaren Beiſtand gab Gott mir gewiß nicht
„ohne Urſache; ſein Vaterherz wußte, daß Zeiten
„eintreten würden, wo allein das Vertrauen auf Ihn
„mich aufrecht erhalten könnte. Ewig ſey er dafür
„geprieſen!“ So weit der Auszug des Briefs.

Wenn kein Haar von unſerm Haupt und kein Sper=
ling vom Dach fällt ohne den Willen unſers himm=
liſchen Vaters: wenn ſich kein Würmchen im Staube
ohne ſeinen Willen regt, und alſo auch dieſes Regen,
das Haar= und Sperlingfallen, einen Zweck, einen

Einfluß auf das Ganze hat, ſo gibt es durchaus keinen Zufall, kein Ungefähr — (ich bitte dies wohl zu beherzigen, denn alle unſere kleinſten, auch willkührlichſten Handlungen wirken eben ſo in's Ganze) — folglich war dies Steinſpringen den gä-hen Berg herab auch kein Ungefähr, denn es hatte den herrlichen Zweck, eine fromme Seele im Vertrauen auf Gott zu ſtärken, oder vielmehr Anlaß dazu zu geben, ob es gleich eine ganz natürliche Urſache zum Grund haben mochte. Aber nun die Warnung! — Wer war's, der hier warnte?

Der ſelige Profeſſor Böhm in Marburg, der nach-her, ſo viel ich mich erinnere, in Gieſen geſtorben iſt, war Lehrer der Mathematik; ein ſehr rechtſchaf-fener und zu nichts weniger als zur Schwärmerei geneigter Mann; er war unverehelicht, und wohnte in einem Hauſe zur Miethe, wo er ein paar Zim-mer hatte. Einſtmals war er an einem Nachmittag in einer Kaffee- oder Theeviſite unter guten Freun-den, als ihn auf einmal eine ganz unerwartete und ungewöhnliche Angſt überfiel, mit der dringenden Empfindung: er müſſe nach Haus gehen — der phi-loſophiſche Mann vernünftelt darüber, als über eine hypochondriſche Grille, und ſucht ſie ſich aus dem Sinn zu ſchlagen; allein das half nicht, die Aufforderung wurde immer dringender, er mußte endlich nachgeben und nach Haus gehen. Als er auf ſein Zimmer kam, ſo fiel ihm die Stellung ſeines Betts auf, und es war ihm, als müßte es da weg und in die gegen-überſtehende Ecke des Zimmers geſtellt werden. Jetzt vernünftelte er wieder: warum ſoll denn das Bett da weg? — es hat ja immer da geſtanden; allein ſeine Einwendungen halfen alle nicht, die innere Auf-forderung war ſo dringend, daß er endlich Leute rief

und das Bette in die andere gegenüberſtehende Ecke ſtellen ließ; nun war ſein Gemüth ruhig, und er ging wieder zur Geſellſchaft.

Am Abend ging er nach Haus und legte ſich ohne irgend eine Furcht oder Vorempfindung ſchlafen. Mitten in der Nacht weckt ihn ein ſchreckliches Krachen und Gepolter, und ſiehe da! über der Stelle, wo das Bett geſtanden hatte, war in der Zimmerdecke ein Balken gebrochen, und mit ihm ein großer Theil dieſer Decke herabgefallen; jetzt erkannte er die Barmherzigkeit Gottes, die ihn ſo väterlich gewarnt hatte, mit dem gerührteſten Dank, und erzählte dann dieſe Geſchichte, ſo oft ſich Gelegenheit dazu darbot.

Wer war es nun wieder, der hier warnte? — Sein Ahnungsvermögen, oder ein Engel, oder ein Inſtinkt?

Der Kaufmann, bei dem ich vor vierzig Jahren in Dienſten war und den ich in meiner Lebensgeſchichte Spanier genannt habe, erzählte mehrmals folgende Geſchichte:

Als er ſeine Handlung angefangen hatte, ſo mußte er eine Reiſe nach Holland und Seeland machen, um ſich Kunden oder Handlungsfreunde zu erwerben; ſeine Handlung beſtand aus einer Fabrik, in welcher Eiſen zum Schiffbau und zum Gebrauch auf der See vorbereitet wurde. Sein Plan war, erſt nach Rotterdam, dann nach Middelburg in Seeland, und hernach über Amſterdam wieder zurück zu reiſen. Dieſem Plan zufolge fuhr er nach Rotterdam, wo er ſchon von ſeinem Vater her Freunde hatte; nachdem er da ſeinen Zweck erreicht hatte, ſo beſtellte er einen Platz auf dem Marktſchiff nach Middelburg, den er mit einem Kiſſen verſahe und bezahlte; nun fragte er, wann das Marktſchiff abginge? und er erhielt zur Antwort: Präcis Mittags um 12 Uhr. Dem zufolge

ging er alſo fort in ſeinen Gaſthof und beſtellte ſich ſein Mittageſſen um 12 Uhr auf ſein Zimmer; dann machte er noch einige Beſuche und ſetzte ſich dann um die beſtimmte Zeit an ſeine einſame Tafel. Kaum war er mit dem Eſſen fertig, ſo trat ein Matroſe in's Zimmer und ſagte: Mein Herr! wenn's Ihnen beliebt zu kommen, das Marktſchiff fährt ab. In dem Augenblick überfiel Herrn Spanier eine nie empfundene Angſt: denn er hatte gar keine Furcht vor dem Waſſer, und mit der Angſt vereinigte ſich eine ſehr innige und nachdrückliche Warnung, ja nicht auf das Schiff zu gehen. Er ſuchte ſich zu ermannen und dieſe Angſt als eine Grille wegzudemonſtriren, allein der Drang, da zu bleiben, wurde immer ſtärker; während der Zeit hatte der Matroſe auf Antwort gedrungen, die er denn endlich mit den Worten erhielt: Freund, ich kann nicht mitfahren!

„Ja dann iſt aber das Geld für den Platz verloren!“

Das thut nichts, ich kann die Reiſe nicht machen.

Jetzt ging der Matroſe fort und mit ihm auch die Angſt. Aber nun machte ſich Herr Spanier ſelbſt die bitterſten Vorwürfe; denn er hatte einen großen Theil ſeiner Hoffnung auf Middelburg geſetzt. Voller Unmuth ging er ſpazieren, denn er glaubte nun ſelbſt, es ſey eine eitle Furcht und hypochondriſche Grille geweſen: dann beſuchte er, um die Langeweile zu vertreiben, einen Freund, mit dem er den Nachmittag zubringen und dann den andern Morgen weiter reiſen wollte. Ungefähr um drei Uhr Nachmittags zog eine ſchwarze Wolke über die Stadt, es donnerte und blitzte ein paarmal, aber nur ſchwach; und man achtete nicht darauf; bald aber entſtand ein unruhiges Lärmen auf den Gaſſen, man erkundigte ſich und hörte nun mit Schrecken, daß das Gewitter in's

Marktſchiff geſchlagen habe, und daß es mit allen Menſchen und Waaren untergegangen ſey.

Jetzt erkannte Herr Spanier mit dem herzlichſten Dank gegen Gott, daß ſeine Angſt keine hypochondriſche Grille, ſondern eine wahre Ahnung und väterliche Warnung der Vorſehung geweſen ſey. Ich frage auch hier: war das Ahnungsvermögen, oder ein Engel, oder der Inſtinkt, was Herrn Spanier warnte?

Ich habe ein ſehr gottesfürchtiges Frauenzimmer gekannt, die noch lebt, dieſe erzählte mir vor dreißig und etlichen Jahren, ſie ſey einſtmals in die Kirche gegangen; unterwegs geht ſie neben einem Haus vorbei, auf einmal fühlt ſie ſich wie zurückgehalten, ſo daß ſie ſtehen bleiben muß, und in dem Augenblick fällt ein ſchwerer Dachziegel vor ihren Füßen nieder, der ihr gerade auf den Kopf gefallen ſeyn würde, wenn ſie nicht angehalten ſeyn würde. Es war aber Niemand von außen, der ſie anhielt, denn ſie nahm ganz eigentlich wahr, daß der Drang oder das Anhalten zum Stillſtehen von innen heraus kam. Auch blickte ſie bei dieſer Empfindung zurück und ſah Niemand.

Zuweilen bedient ſich auch die Alles leitende Vorſehung der Thiere, und beſonders der Hunde, zu ihren Werkzeugen: Ein ſehr lieber und frommer Freund von mir war Pfarrer in einer öden, waldigten Gegend auf einem Dorf; mit ſeiner Pfarre war noch ein Filial verbunden, welches eine gute Stunde entfernt lag, und wohin er jeden Sonntag gehen und da predigen mußte; der Weg ging einen ſehr ſteilen Berg hinan, und auf der andern Seite wieder herunter.

An einem dunkeln Wintertage mußte er des Nachmittags nach gedachtem Filial gehen, um dort Amtsgeſchäfte zu verrichten; nun war ein ſehr tiefer Schnee gefallen, zudem mußte er des Abends in ſtockfinſterer

Nacht nach Haus gehen, indeſſen kümmerte ihn das nicht, denn er hatte den Weg viel hundertmal gemacht, und es fiel ihm nicht ein, daß er ſich verirren könnte. Theils um Geſellſchaft zu haben, theils auch um der Sicherheit willen, nahm er immer einen großen Hund mit, wenn er irgend wohin, oder auch nach ſeinem Filial ging. Dieſen hatte er auch jetzt bei ſich, und das treue Thier trabte im tiefen Schnee hinter ſeinem Herrn her.

Nach einer halben oder dreiviertel Stunde Gehens merkte der Pfarrer, daß er nicht auf dem rechten Wege war; er ging alſo hin und her, um wieder die Richtung nach ſeinem Pfarrdorf zu bekommen; auf einmal greift ihn der Hund von hinten her am Rock und reißt ihn zurück, ſo daß er auf den Rücken fällt; ärgerlich ſteht er auf, aber wie ward ihm, als er unmittelbar vor ſich den Rand einer ſteilen Felſenwand entdeckte? — noch einen Schritt — und er war zerſchmettert.

Jetzt konnte er ſich auch beſinnen, wo er war, und nun leicht den Weg nach Haus finden; mit welchen Empfindungen er ihn ging, das läßt ſich leicht erachten.

Da ich nun, ſo Gott will, mein Werk über Ahnungen und Geiſter-Erſcheinungen ausarbeiten werde, ſo hoffe ich alle darüber entſtehende Fragen zur Genüge beantworten zu können.

Merkwürdige Züge der Vorſehung.

Wir wiſſen, daß Gott alle unſere Schickſale lenkt; daß kein Haar von unſerm Haupt und kein Sperling auf die Erde fällt, ohne den Willen unſeres himmliſchen Vaters; und daß das Herabfallen eines Haars,

oder irgend eines andern unbedeutenden Dings in der Hand der Vorſehung große und wichtige Folgen haben kann. Aber auch der verborgene Gang, den ſie in der Leitung der menſchlichen Schickſale geht, wie ſie große und kleine Dinge benutzt und wunderbar zuſammenkettet, verdient unſere Aufmerkſamkeit im höchſten Grad. Selten aber kommt man ihr recht auf die Spur, weil ſie durch menſchliche Entwürfe und Plane gehindert werden könnte, ihren Weg zum Glück und Heil der Menſchen fortzuſetzen. Indeſſen läßt ſie doch ihren Flammentritt zuweilen ſo deutlich und ſo lang zurück, daß man ihre Spuren verfolgen und dann ihre anbetungswürdige und höchſt intereſſante Führungen entdecken kann. Folgende durchaus wahre Geſchichte gehört hieher.

Ich habe einen Mann gekannt, der in einem anſehnlichen Amt ſtand und gegen die Armen ſehr wohlthätig war. Dieſer hatte drei Söhne, von denen der älteſte jetzt noch eine Civil=, der zweite aber eine Militärſtelle bekleidet, der dritte hingegen wollte ſich zu nichts bequemen, er überließ ſich jugendlichen Ausſchweifungen, wurde oft von ſeinem Vater in eine ſtrenge Kur genommen, auch wohl gefangen geſetzt; allein bei dem jungen Menſchen half alles nicht; endlich ging er fort und Niemand wußte, wo er geblieben war. Seine Eltern hielten ihn für verloren.

Indeſſen war er nach Holland gegangen, hatte ſich auf ein oſtindiſches Schiff begeben, und da er ohne Geld war, ſo nahm ihn der Kapitän mit, um ihn bei der Ankunft in O ſ t i n d i e n als Sklave zu verkaufen. Die Reiſen nach dieſen entfernten Ländern ſind ein herrliches Mittel, ſolche junge Brauſeköpfe zu beſſern, ſie können da nicht entlaufen und müſſen eben aushalten, was Wind, Wetter, die See und

die Menſchen mit ihnen anfangen. Unſer Wildfang kam denn endlich ziemlich gezähmt in Batavia an; bei dem Ausſteigen aus dem Schiff fanden ſich, wie gewöhnlich, Bürger aus der Stadt und überhaupt viele Menſchen ein. Der arme Tropf ſtunde nun da und der Kapitän bot ihn feil, ob ihn Jemand zum Sklaven haben und kaufen wollte; ein Bürger, der in der Nähe ſtand, ſahe ihn an und hörte, daß er hochdeutſch ſprach, er nahte ſich ihm und fragte:

Seyd Ihr ein Deutſcher?

„Ja!“

Woher?

„Aus P......“

Wie! aus P.?

„Ja, mein Herr!“

Aus welchem Ort?

„Aus H......“

Freudig nahte ſich ihm der Bürger und fragte ferner: Wie heißt Ihr?

„Ich heiße W......, mein Herr!“

Was! Ihr heißt W......? ſeyd Ihr denn etwa mit dem Herrn geheimen Rath W. verwandt?

„Der iſt mein Vater.“

Nun fiel ihm der Bürger mit Thränen um den Hals, zahlte dem Kapitän, was er forderte, und nahm ihn mit ſich in ſein Haus; dann erzählte er dem jungen W., daß er auch aus H...... gebürtig ſey, ſeine Eltern ſeyen ſehr arme Leute geweſen, und er habe als Chorknabe mit Singen vor den Thüren ſein Brod, ſeine Kleider u. ſ. w. verdienen müſſen. Endlich wäre er dem Herrn geheimen Rath W. bekannt geworden, dieſer habe ſich nun ſeiner angenommen und ihm in allen Stücken fortgeholfen, daß er hätte ſtudiren können. Allein er wäre leichtſinnig

geweſen, endlich fortgelaufen, und dann auch ſo wie er nach Batavia gekommen und da verkauft worden; ſein Herr aber ſey ein ſehr rechtſchaffener Mann geweſen, er habe ihn wie ſein Kind gehalten, und ihm endlich ſeine Tochter zur Frau gegeben, mit der er bis daher ſehr glücklich gelebt und ein anſehnliches Vermögen geerbt habe, das nun durch eine glückliche Handlung noch beträchtlicher vermehrt worden.

Dieſe Erzählung machte tiefen Eindruck auf den jungen W......, Thränen der Rührung floſſen ſeine Wangen herab. Er erkannte da ganz deutlich die väterliche, liebevolle Führung Gottes, und entſchloß ſich, von nun an ein anderer Menſch zu werden; er hielt auch Wort, und nach einiger Zeit gab ihm ſein bisheriger Herr auch ſeine Tochter zur Ehe, mit der er lange ſehr vergnügt lebte. Seine Schwiegereltern ſtarben und er that eine reiche Erbſchaft. Endlich wurde er auch kränklich, das ungeſunde Klima wirkte nachtheilig auf ihn, und er entſchloß ſich, mit ſeiner Gattin und ſeinem anſehnlichen Vermögen wieder in ſein Vaterland zu reiſen. So kam er vor wenigen Jahren in H. an, ſeine Eltern waren todt, ſeine Brüder aber leben noch. Er kränkelte fort und ſtarb dann an der Auszehrung.

Dieſe ganze Geſchichte iſt nun dem mechaniſchen Philoſophen purer Zufall. Wir Chriſten wiſſen, daß es auch in den kleinſten, unbedeutendſten Dingen keinen Zufall gibt; aber laßt uns einſtweilen annehmen, viele Erſcheinungen im menſchlichen Leben hingen nicht von der Vorſehung ab, ſondern ſie entſtünden ohne Abſicht durch das häufige Ineinandergreifen der Wirkungen der Natur und der Menſchen, ich ſage geſetzt, aber nicht zugegeben, es wäre ſo, ſo laßt uns doch einmal unterſuchen, ob das

Zufall ſeyn konnte, daß der Bürger aus Batavia, der von dem alten W...... in H...... die Wohlthaten genoſſen, gerade da ſtand, wo der junge W...... ans Land ſtieg — kann das Zufall ſeyn, wenn vielerlei kleine Umſtände ſo ineinanderpaſſen, daß am Ende daraus ein herrliches Ganzes wird? — Und kann auch der kleinſte Umſtand, der zu dieſem herrlichen Ganzen mitwirkt, ein bloßer Zufall ſeyn? — Es iſt allemal Schwäche, Mangel an Kraft, einer Sache bis auf den Grund nachzudenken, wenn man ſolche Züge der Vorſehung als Zufälle anſieht.

Daß der Bürger aus Batavia an den Hafen ging, als er hörte, daß ein holländiſches Schiff angekommen ſey, war ganz natürlich. Nun waren aber tauſend Standpunkte da, wo er ſtehen und das Anlanden des Schiffs und die Ausſteigenden ſehen konnte, ohne den jungen W...... anzutreffen, daß er alſo genau auf den Standpunkt gerieth, wo jener in der Nähe war, daß der junge W...... dahin gerieth, wo der Bürger ſtand, und daß W...... gerade deutſch ſprach, in dem Moment, wo der Bürger aufmerkſam auf ihn war, das alles zuſammen genommen zeigt etwas Planmäßiges, das zu einem gewiſſen Zweck zielt, an, und kann unmöglich blinder Zufall ſeyn. Folgende Geſchichte iſt noch auffallender, merkwürdiger und ſchöner; ich erzähle ſie hier ſo, wie ich ſie in den Erzählungen intereſſanter Geſchichten aus dem Leben merkwürdiger und berühmter Perſonen älterer und neuerer Zeiten, Berlin in der Daiſenberger'ſchen Buchhandlung, 1803, gefunden habe.

Auf einem Kaffeehaus in London kamen alle Tage gegen die Mittagsſtunde zween Handelsmänner zu-

ſammen. Sie tranken Kaffee, ſchwatzten von Zeitungen und bisweilen auch, als vertraute Freunde, von ſolchen Dingen, die ihre häuslichen Angelegenheiten betrafen. Eines Tages kam ein Mäuſefallenjunge dahin — (es iſt bekannt, daß die Knaben armer Leute aus dem vordern Italien, aus dem Mailändiſchen, Piemonteſiſchen und vorzüglich aus Savoyen entweder mit Murmelthieren, oder mit Mausfallen und Hecheln durch die Welt ziehen, um theils damit, theils dann auch wohl mit Betteln ihre Nothdurft zu erwerben. Ein ſolcher Mäuſefallenjunge war es alſo auch, der in London aufs Kaffeehaus kam.) — Sein Elend machte ihn demüthig und ſeine einnehmende Miene auffallend. Mit dieſer doppelten Empfehlung ausgerüſtet, bot er ſeine Waare auch den beiden Kaufleuten an. Allein ſie wieſen ihn mit Unwillen ab. Der Junge, der unfreundlichen Aufnahme ſchon gewohnt, machte ruhig die Thüre wieder zu und ſchlich ſich ganz ſachte fort. Kaum war er aber weggegangen, als der eine Kaufmann etwas nachdenkend wurde. Er wußte, daß man dieſen armen Jungen mit einigen Groſchen hätte befriedigen können, und wirklich erregte ihm ſeine Härte Kummer. „Wie wär' es," ſagte er zu ſeinem Freunde, „wenn wir einmal ein gutes Werk thäten und einen elenden Menſchen glücklich machten? — wir wollen den armen Schelm zurückrufen laſſen?" Ich bin es herzlich zufrieden, ſagte der Andre, bin ich doch ſelbſt einmal in meiner Jugend durch einen Unbekannten von ſehr beträchtlichen Spielſchulden und Gewiſſensbiſſen befreit worden.

Sie ließen alſo den Burſchen zurückrufen. „Armer Junge," ſagte der eine Kaufmann, „wünſcheſt du wohl von deiner elenden Lebensart los zu ſeyn?"

O ſehr gerne! verſetzte derſelbe; allein hier kommt es auf den Wunſch nicht an. Muth gefaßt, fügte der andere hinzu: du ſollſt mit der Zeit ein reicher Mann werden. Ach! es beliebt Ihnen wohl nur zu ſcherzen, meine Herren! ſeufzte der Junge; aber haben Sie die Güte und geben Sie mir nur etwas Weniges, meinen Hunger zu ſtillen, denn es iſt Mittag und ich habe ſeit zween Tagen nichts gegeſſen. Gott im Himmel wird Sie dafür ſegnen! Ach! ich hatte — hier kamen ihm die Thränen in die Augen — auch einen liebreichen, guten Vater, der manchem Elenden aus der Noth half; aber er ſtarb, leider! zu früh für mich.

Die edle Aufrichtigkeit dieſes jungen Menſchen, die der bedrängten Unſchuld immer eigen iſt, machte ihn Beiden liebenswürdig. Gut, ſagte einer: du ſollſt von einem jeden von uns hundert Pfund Sterlinge (das machte zuſammen 2200 Gulden) haben. Wir wollen das Geld auf einige Jahre in unſern Handel ſtecken. Du lernſt bei uns die Handlungswiſſenſchaft und kannſt dann dein Kapital mit Zinſen auf eine dir beliebige Art nützen. Der gute Junge wußte nicht, wie ihm geſchah; er dankte ſeinen Wohlthätern mit Mund und Herzen. Beide hielten auch ihr Verſprechen redlich; und der junge Menſch betrug ſich ſo, daß ſie Urſache hatten, mit ihm vollkommen zufrieden zu ſeyn. Nach einer Zeit von ſechs Jahren kauften ſie ihm einen kleinen Laden. Er handelte nun ſo glücklich, daß er bald darauf in eine andere Stadt zog und große Handlungsgeſchäfte machte. So glücklich er war, vergaß er doch nie ſeines ehemaligen armſeligen Zuſtandes und verſäumte eben ſo wenig die Pflicht, Bedrängten beizuſtehen. Er beſtrebte ſich beſtändig, Andre glücklich zu machen, und

das Gute, das er von Andern empfangen hatte, wieder auf Dürftige zurückfließen zu laſſen.

Einſt fand er einen alten Kalender, der ſeinem Vater gehörte und in den er ſelber verſchiedene Merkwürdigkeiten ſeines Lebens eingezeichnet hatte. Unter vielen andern las er auch dieſe Nachricht: Den 19. März 1698 habe ich einen jungen Menſchen, Namens A.... G...., der mir ſeine Noth klagte, mit 20 Pfund Sterlingen von dem gänzlichen Untergang gerettet und zur Tugend zurückgebracht. — Wie erſchrack nun unſer glückliche Mann, da der hier angeführte Name gerade der desjenigen Kaufmanns war, der ihn auf dem Kaffeehauſe ſo glücklich gemacht hatte! Er ſchrieb ſogleich an ihn, machte ihm dieſe ſeine Entdeckung bekannt und bat ihn zugleich flehentlich, ihm Mittel und Wege zu zeigen, wie er ihm auch ſeine Wohlthaten vergelten könnte. Die Antwort blieb lange aus. Endlich erhielt er durch deſſen Freund die Nachricht, daß ſein großmüthiger Wohlthäter nach vielen erlittenen Unfällen zur ewigen Ruhe gegangen ſeye. Er hätte zwar einen Sohn hinterlaſſen, man wüßte aber den Ort ſeines Aufenthalts nicht zu entdecken. Dies beunruhigte den guten Mann nicht wenig. Er ſuchte aber indeſſen ſeine Unruhe einigermaßen dadurch zu lindern, daß er fortfuhr, auch Hausarmen durch ſeine Wohlthaten ganz im Stillen ihr Elend erträglicher zu machen.

Eine andere Nachricht, die ihn ungemein betrübte, war die: Miß Sara, ſeine einzige Tochter, die er in ſeinem Eheſtand erzeugt hatte, war mit einem benachbarten Handelsbedienten in Bekanntſchaft gerathen und hatte ſich mit ihm, in der Hoffnung, ihres Vaters Einwilligung zu erhalten, verlobt. Sie

wollte ſich auch durch keine Vorſtellung von ihrem Geliebten trennen laſſen, der Vater mochte ihr zu Gemüthe führen, was er nur immer wollte. Sie ſchilderte ihm ihren Geliebten von der vortrefflichſten Seite und bat in den rührendſten Ausdrücken um die väterliche Einwilligung zu ihrer Verheirathung, ſo daß endlich der Vater, der ſeine Tochter zärtlich liebte, dem jungen Menſchen, um ſeinen Charakter kennen zu lernen, den Zutritt in das Haus verſtatten mußte. Der Bräutigam kam und that alles, um den Vater auf ſeine Seite zu bringen. Er wurde nun um ſeinen Namen, um ſeine Eltern befragt; und — Gott! wie erſtaunte der Vater, als eben dieſer junge Menſch, der ſeither bei einem Kaufmann die Stelle eines Buchhalters vertreten hatte — der Sohn ſeines ehemaligen Wohlthäters war! Nun ſtund er keinen Augenblick mehr an, in die Heirath mit Freuden zu willigen, und überließ bald darauf ſeinem geliebten Schwiegerſohn ſein ganzes Vermögen und ſeine weitläufige Handlung.

Dieſe ſchöne Geſchichte enthält ſo viele planmäßige Voranſtalten zu einem glücklichen Ausgang, daß man unmöglich, weder die einzelnen Theile, noch das Ganze, dem blinden Zufall zuſchreiben kann. Sie gehört in die Klaſſe der Führungen, in welchen die Vorſehung gleichſam wie eine zärtliche Mutter mit ihren Kindern ſpielt; aber dieſe Spiele – man verzeihe mir den gewagten Ausdruck — ſind unwiderlegbare Beweiſe von der allerſpeziellſten Leitung unſeres Vaters im Himmel. Die wohlthätige Handlung des Vaters unſeres Mausfallenjungens, die Leitung ſeiner Wanderſchaft nach London, daß er gerade in das Kaffeehaus gerieth, wo der Mann ſaß, der ehemals von ſeinem Vater die Wohlthaten ge-

noſſen hatte; daß dem Freund dieſes Mannes die Anregung ins Gemüth kam, den Jungen wieder zurückzurufen, den man ſo kalt — wie gewöhnlich — abgewieſen hatte (dieſe Anregung iſt eigentlich der göttlichſte Zug in der ganzen Geſchichte); daß beide Männer einſtimmig dachten und eine ſo bedeutende Summe an einen ganz unbekannten Knaben von der niedrigſten Menſchenklaſſe verwendeten und ihn gleichſam erzogen und zum Kaufmann bildeten, ohne nur von ferne zu ahnen, daß dieſer junge Menſch der Sohn des Wohlthäters eines von ihnen ſey. Daß der Eine von ihnen verarmte und ſtarb, daß ſein Sohn in die Fremde gehen und als Buchhalter auf einem Comtoir ſein Brod verdienen mußte; daß er gerade den Ort traf, wo der ehemalige Mausfallenkrämer, nun aber reiche Kaufmann wohnte, und daß er ſich in deſſen Tochter und keine andere verliebte; das alles ſind, einzeln angeſehen, lauter Kleinigkeiten, deren jede blos Zufall zu ſeyn ſcheint; nimmt man aber das Ganze zuſammen, ſo ſieht man einen göttlich-weiſen und herrlich angelegten Plan, ehemals erwieſene Wohlthaten zu belohnen, gute Menſchen auf ſchweren Prüfungswegen zu läutern und zu ſich zu ziehen, und einen armen, aber hoffnungsvollen Knaben zu einem reichen, frommen und wohlthätigen Familienvater zu machen, der wieder als ein ſehr geſchicktes Werkzeug in der Hand der Vorſehung gebraucht werden konnte. Welche Züge der Vorſehung findet man in meiner eigenen Lebensgeſchichte! Sie iſt ja ſo auffallend providentiel und in allen Kleinigkeiten ſo meiſterhaft planmäßig, daß es unbegreiflich iſt, wie es Leute geben kann, die dennoch meine ganze Geſchichte für blinden Zufall und mich für einen ſtolzen Schwärmer halten, weil ich glaube,

der Gott und Beherrſcher aller Welten habe ſich die Mühe genommen, mich armes Individuum ſo an der Hand zu führen. Sie bedenken aber nicht, daß eben darinnen das Göttliche beſtehe, daß Er — der Schöpfer des Wurms und des Seraphs, der Sonnen und des leuchtenden Johanniswürmchens — die Bahnen der Orione und des Mausfallen- und Kohlenbrenner-Jungen leitet.

Erlaubt mir, meine lieben Leſer! daß ich bei dieſer ſo äußerſt wichtigen Materie noch ein wenig verweile. Der berühmte Philoſoph von Sansſouci hatte, ſo wie ſehr viele Weiſen dieſer Zeit, den Grundſatz, Gott ſorge wohl durch ſeine Vorſehung für ganze Völker und Staaten, auch für ganze Geſchlechter der Geſchöpfe, aber um das Einzelne bekümmere Er ſich nicht; warum denn nicht? — Ei! weil das einem ſo großen Monarchen unanſtändig iſt; der überläßt ſolche Kleinigkeiten der Natur, die dann nach ewigen Geſetzen die Polizei in ſeinem unermeßlichen Reich aufs Genaueſte ausführt. Allein wer hat denn die Natur gemacht und wer hat ihr ihre Kräfte eingegeiſtet? — Da hat ſich denn doch der Schöpfer auch um die Exiſtenz und den Lebensgang jedes Würmchens bekümmert. Doch es iſt hier der Ort nicht, mich in Weitläufigkeiten einzulaſſen, ich will lieber noch einige Beiſpiele anführen, wie die Vorſehung durch unbedeutende Kleinigkeiten große Dinge bewirkt, ja daß es ihre gewöhnliche Maxime ſey, die größten Weltbegebenheiten aus mancherlei kleinen und ganz unbedeutenden Umſtänden vorzubereiten, auszuführen und zu Stand zu bringen; eben ſo wie aus vielen an ſich kleinen und unbedeutenden Quellen endlich ein großer Strom entſteht.

Was kann wohl geringfügiger und unbedeutender

ſeyn, als der dem Anſehen nach willkührliche Flug eines Sperlings, und doch kann dieſer Flug, wenn das Vögelchen auf den hohen Alpen mit ſeinem Flügel den lockern Schnee berührt, eine Schneelawine bewirken, wodurch ganze Dörfer, reiſende Geſellſchaften u. ſ. w. lebendig begraben werden. Steht nun der Flug dieſes Sperlings nicht unter der Leitung der Vorſehung?

Wie oft bringt ein unbeſonnenes Wörtchen Duelle hervor, in denen der Eine todt darniederfällt und dadurch eine ganze Familie unglücklich macht? — das unbedeutende Wort war alſo die beſtimmende Urſache des großen Unglücks.

Wir haben im verwichenen Jahrhundert erlebt, daß der ſtarre Eigenſinn eines alten, mürriſchen Leibarztes Urſache war, daß eine anſehnliche Regentenlinie ausſtarb, dadurch der Regent eines andern Landes, als der rechtmäßige Erbe, ſein bisheriges Vaterland verließ und ſeine Reſidenz in jenem aufſchlug. Die Folgen davon haben wir alle geſehen und erlebt; und dürfte ich hier meine Bemerkungen, die ich in unſern thatenreichen Zeiten gemacht habe, öffentlich bekannt machen, ſo würden Züge der Vorſehung zum Vorſchein kommen, die meine Leſer in Erſtaunen ſetzen müßten. Allein die Klugheit befiehlt zu ſchweigen und ſie in einem guten und feinen Herzen zu bewahren.

Daß dem berühmten Iſaak Newton ein Apfel auf die Naſe fiel, als er unter einem Baum lag, erzeugte in ihm den Gedanken: wie mag es doch kommen, daß mir der Fall des Apfels wehe thut? — wär' er nicht ſo hoch herunter gefallen, ſo hätte er mir nicht ſo wehe gethan, alſo: je höher ein Körper herunterfällt, deſto ſchneller und ſtärker iſt ſein Fall. Auf dieſe Weiſe knüpft ſich ein Gedanke

an den andern, und das ging ſo weit, daß er nun die Kräfte beſtimmte und erklärte, nach denen ſich die Planeten um die Sonne bewegen; ſo wurde er der Erfinder eines neuen aſtronomiſchen und phyſiſchen Lehrgebäudes, das allgemeinen Beifall fand und eine bedeutende Revolution in den dahin gehörigen Wiſſenſchaften machte.

Es gibt wohl ſchwerlich eine Begebenheit in der Geſchichte, die wichtigere Folgen für die europäiſche Chriſtenheit gehabt hat, als die Reformation; und doch entſtand ſie aus einem geringen Umſtand: hätte der Kurfürſt von Mainz anſtatt Tetzels einen klugen, verſtändigen und feinen Mann zum Ablaßprediger gewählt, der nicht ſo mit der Thür ins Haus gefallen wäre, ſo wäre Luther gewiß ruhig geblieben, und es hätte ſich vielleicht eine Reformation, zwar keine ſo gewaltthätige, aber auch weniger vollkommene gebildet. Tetzels Grobheit war alſo der Grund einer ſo viel bedeutenden Umwälzung.

Es iſt alſo eine ausgemachte, unbeſtreitbare Wahrheit, daß die größten Begebenheiten gewöhnlich, und wenn man recht nachforſchte, vielleicht alle aus ſehr geringen Urſachen entſtehen. Wenn nun ſolche große Begebenheiten gewiß unter der Leitung der Vorſehung ſtehen, ſo iſt das auch nothwendig der Fall bei den kleinſten unbedeutenden. Es iſt alſo wahr, daß das Fallen eines Haars ein Gegenſtand des göttlichen Wohlwollens iſt.

Vorigen Zügen der Vorſehung will ich hier noch einen ſehr merkwürdigen von anderer Art beifügen, ſo wie ich ihn im Straßburger Kalender vom Jahre 1808, der hinkende Bote am Rhein genannt, gefunden habe:

Die ſtrafende Vorſehung.

Frau von Genlis hat in ihrer eben erſchienenen Fortſetzung der Souvenirs de Felicie eine Geſchichte mitgetheilt, welche eine auffallende Probe der ſtrafenden Vorſehung Gottes darbietet; hier folgt ſie in einer getreuen Ueberſetzung:

Was fordert der Unglaubige, um an an die Vorſehung zu glauben?.... Sie ſolle ſich zu allen Zeiten durch ſichere und unläugbare Thatſachen erweiſen laſſen. Jeder von uns könnte dieſe göttliche Vorſehung erkennen, wenn er ſich nur die Mühe geben wollte, über die Folgen ſeiner guten oder böſen Handlungen nachzudenken. Es fehlt in unſern Tagen nicht an auffallenden Thatſachen. Hier iſt eine ſolche, die ich hier — (die Verfaſſerin war damals zu Bremgarten in der Schweiz) — geſammelt habe, und wovon alle Umſtände merkwürdig ſind.

Das Geſetz legt jedem verführten Mädchen hier die Pflicht auf, ehe es Mutter wird, eine gerichtliche Anzeige zu machen. Iſt dies geſchehen, ſo bringt man es in ein Hoſpital und verpflegt es mit aller Menſchlichkeit. Es verläßt dieſen Zufluchtsort erſt ſechs Wochen nachdem es niedergekommen iſt; aber alsdann wird es einer fürchterlichen Beſchimpfung blosgeſtellt: der Scharfrichter holt es bei hellem Tage ab, legt ihm einen Strohwiſch auf den Kopf, und führt es, in Begleitung eines Troſſes von Gaſſenbuben, die es mit Koth werfen und es mit gräßlichem Geſchrei verfolgen, durch die Stadt. Am Thor gibt ihm der Scharfrichter — ſo will es das Geſetz — drei Tritte in den Hintern, und ſtößt es hinaus. Es kann zwar den andern Tag wieder herein kommen und da bleiben; nach einer ſolchen Begegnung

benutzt man aber ſelten dieſe Erlaubniß. Dieſe Mädchen werden faſt alle öffentliche Dirnen, oder ſie ſehen ſich gezwungen, ihr Brod zu betteln. Im Anfang meines Aufenthalts in Bremgarten war ich ſelbſt Zeuge eines ſolchen Auftritts, und ich dachte ſogleich, das ſchreckliche Verbrechen des Kindermordes müſſe hier gemeiner ſeyn, als anderwärts. Ungefähr ſechs Monate nachher erzählte uns der Bürgermeiſter von Bremgarten, Honegger, der uns oft beſuchte, folgende Geſchichte: Tages vorher in der Frühe hatte ein reicher Ackersmann aus der Gegend, da er an den Ufern der Reuß hinging, an derſelben eine tannene Lade im Schilf gefunden. Er öffnet ſie und findet darinnen ein neugebornes todtes Kind. Er trägt dieſe Lade zum Bürgermeiſter, und man nimmt ſeine Deklaration zu Protokoll. Ein nicht weniger ſonderbares und auffallendes Geſetz, als jenes, wovon ich im Anfang geſprochen habe, beſiehlt in ſolchen Gelegenheiten, ſogleich eine Unterſuchung bei allen jungen Mädchen der Stadt durch dazu beauftragte Hausmütter anzuſtellen, um die Schuldige zu entdecken. Niemand darf ſich der Unterſuchung entziehen. Das Gerücht, daß eine dergleichen vorgenommen werde, verbreitet ſich geſchwind in einer kleinen Stadt. Die Schuldige hört es, entweicht ſchnell, ob ſie gleich erſt um ſechs Uhr frühe niedergekommen war. Es geſchah im Februar. Das Mädchen verſteckt ſich in der Gegend. So glaubte man wenigſtens. — Hier endigt ſich die Erzählung des Herrn Honegger. Nun die Folge: Dieſes unglückliche Mädchen hatte ſich in die Gebirge geflüchtet, die mit Schnee bedeckt waren, ſechs Stunden von Bremgarten. Das Geſetz beſiehlt, daß man die, welche fliehen, verfolgen ſoll. Man fand ſie halb todt, und führte ſie nach Brem-

garten. Die Hüſsmittel, die man anwandte, brachten ſie ins Leben zurück, konnten ihr aber den Gebrauch ihrer Glieder nicht wiedergeben; ſie blieb lahm. Man ſetzte ſie in ein Gefängniß außerhalb der Stadt in einen Thurm, den wir von unſern Fenſtern ſehen konnten. Im erſten Verhör geſtand ſie Alles ein. Sie ſagte: ſie habe ſich zehn Monate vorher, da ſie bei frühem Morgen im Feld arbeitete und ſich allein mit einem Manne befand, den ſie vorher nie geſehen hatte, von dieſem Unbekannten verführen laſſen. Den andern Tag habe ſie erfahren, daß er ein verheiratheter Mann ſey, und ſey nun mit dem größten Abſcheu gegen ihren begangenen Fehler erfüllt worden. Seit dieſem Augenblick habe ſie ihren Verführer nicht mehr geſehen.

Ihres Verbrechens ungeachtet intereſſirte dies junge Mädchen (ſie war nicht einmal 17 Jahre alt) alle ihre Richter durch ihre Offenherzigkeit und Redlichkeit. Am Ende des Verhörs ließ man den Mann vortreten, der, ohne ſie zu kennen, die Anzeige gemacht und das Kind gefunden hatte, um ihn mit ihr zu confrontiren. Sobald der Angeber und die Beklagte einander zu Geſicht kamen, verſtummten ſie. Das Mädchen wurde ohnmächtig; ſie erkannte ihren Verführer und den Vater ihres unglücklichen Kindes in dem Angeber ihres Verbrechens. Die Richter thaten alles Mögliche, um dieſe Unglückliche zu retten. Sie ließen dem Mädchen den Rath geben, alles in der öffentlichen Rathsſitzung abzuläugnen, weil man ſie alsdann nicht verurtheilen könnte. Allein ſie beharrte auf ihrem Geſtändniß, begehrte einen Geiſtlichen, und dachte an nichts mehr, als ſich zum Tode zu bereiten. Man ſprach ihr das Urtheil nach der hier eingeführten Art. Eine Magiſtratsperſon in einem

langen Trauerkleid brach über ihr den Stab, ohne ein Wort zu ſprechen, und warf ihn zu ihren Füßen.

Herr Honegger beſuchte uns am Tage der Verurtheilung und erzählte uns alle dieſe Umſtände. Er fügte bei, daß dieſes unglückliche Schlachtopfer einer augenblicklichen Schwachheit den andern Tag würde hingerichtet werden. Da aber nie eine Hinrichtung in der Stadt geſchah, auch in der Gegend kein Platz dazu beſtimmt ſey, ſo würde dem Herkommen gemäß den andern Morgen in der Frühe gelost werden, auf welchem Felde die Exekution ſtatthaben ſollte. Wir machten Alle die Bemerkung, daß es etwas ſehr Auffallendes wäre, wenn das Loos den Acker des Verführes bezeichnete. Dies geſchah. Herr Honegger ließ es uns den andern Tag ſagen, und die feierliche und öffentliche Art, mit welcher gelost wird, erlaubt nicht den geringſten Argwohn, als habe man dabei mitgewirkt.

Alſo hat die Vorſehung dieſen Mann an die Ufer der Reuß geführt, um ihn zum Ankläger eines Verbrechens zu machen, deſſen Urheber er war. Sie wollte auch, daß der Acker des Verführers mit dem Blute ſeines Schlachtopfers getränkt würde, und daß künftig der Verführer der Unſchuld nicht ſollte ſeinen Acker bearbeiten oder die Früchte deſſelben erndten können, ohne ſich an ſein Verbrechen und deſſen klägliche Folgen zu erinnern.

Das Volk iſt überall geneigt, die Spuren der Vorſehung zu bemerken, weil es bei ſeinem einfacheren Leben weniger Intereſſe hat als wir, ſie zu verkennen. Das Volk von Bremgarten wurde durch die wunderbaren Umſtände dieſer Begebenheit ſo aufgebracht, daß es nur mit großer Mühe abgehalten werden konnte, das Eigenthum des Verführers zu

verwüſten. Der Schuldige verbarg ſich, und dem Rath gemäß, den ihm die Obrigkeit ſelbſt geben ließ, verkaufte er unverzüglich ſeine Güter um einen Spottpreis und zog in ein anderes Land.

Es wird nicht leicht einem Leſer die Bemerkung entgehen, wie mangelhaft die menſchlichen Geſetze ſind. Der Verführer, der Ehebrecher, wird nicht von ihnen erreicht. Den Urſächer des Kindermords laſſen ſie ungeſtraft, während die Verführte unter dem Beil ihr Leben verliert. Das Geſetz verfährt mit unerbitterlicher Strenge gegen das Schlachtopfer der Verführung, und zieht den Verführer nicht einmal zur Verantwortung. Aber der Funke der ewigen Gerechtigkeit, der im Gewiſſen der Menſchen verborgen liegt, erſetzt zum Theil dieſe Mangelhaftigkeit, und verurtheilt, wo die Geſetze oft losſprechen, und ſpricht frei, wo dieſe letztere verurtheilen.

So weit die Frau von Genlis. Ich habe den Bemerkungen der vortrefflichen Frau nichts zuzuſetzen, als daß in den Republiken die mangelhaften Geſetze ſchwerer verbeſſert werden können, als in einem Lande, wo nur Einer Herr iſt.

Merkwürdiger Beitrag zur Geſchichte der Ahnungen.

Ich habe in meiner Theorie der Geiſterkunde die Ahnungen in zwei Klaſſen getheilt: die erſte enthält ſolche, die nicht aus einer natürlichen Disposition, das iſt, aus dem entwickelten Ahnungsvermögen herkommen, ſondern es ſind wohlthätige Veranſtaltungen der Vorſehung, entweder Jemand vor Gefahr zu warnen, oder ihn zu einer edlen That zu

beſtimmen. Die zweite aber beſteht in zweckloſen Ahnungen, und dieſe rühren aus einem mehr oder weniger entwickelten Ahnungsvermögen her. Zu welcher von beiden Klaſſen folgende intereſſante Geſchichte gehöre, können meine Leſer leicht errathen.

Ein gewiſſer, lieber, vieljähriger und im Chriſtenthum weit geförderter Freund in den Niederlanden ſchrieb mir im Sommer, und theilte mir folgende Ahnung mit, die ich hier mit ſeinen eigenen Worten einrücken will.

„Zu dem Kapitel der guteswirkenden Ahnungen kann ich aus der Erzählung des alten N...... noch einen Beitrag liefern. Der Vater dieſes frommen Mannes, der auf dem Land wohnte und ebenfalls ein chriſtlicher Mann war, bekam einſtmals, kurz nachdem er zu Bett gegangen war, einen ſtarken innern Antrieb, wieder aufzuſtehen und hinaus in den Hof zu gehen. Er ſchämte ſich, es ſeiner Frau zu ſagen, weil er keine Urſache angeben konnte, ward aber, weil der Antrieb nicht nachließ, unruhig im Bette, ſo daß ſie ihn fragte, was ihm fehle? Er ſagte, er müſſe einmal in den Garten gehen, und erdichtete eine Urſache warum? aber ſeine Frau ſuchte ihm die Grille auszureden, beſonders da es eben regnete. Er wollte ſich auch beruhigen, aber er konnte nicht. Ich muß hinaus, ſagte er und eilte, ungeachtet der Vorſtellung ſeiner Frau, aus dem Bette, in die Kleider, in den Hof, und nun in den Garten. Hier ſtand er nun im Regen, und wußte nicht, was er da machen ſollte. Jetzt bekam er einen ſtarken Trieb, ins Feld zu gehen. Er ging das ganze Feld durch, und glaubte am Ende ein Geſchrei zu hören. Er horcht, geht auf die Gegend zu, woher es kam, und jetzt fällt ihm plötzlich ein, es könne wohl von einem dort neugegrabenen Steinkohlen-Bergwerk herkommen, und

dieſe Idee ergreift ihn mit ſolcher Macht, daß er nun aus allen Kräften zu laufen anfängt. Je näher er kommt, je mehr frappirt ihn das Zetergeſchrei eines jungen Menſchen. Dieſen trifft er endlich in der größten Anſtrengung an, ſeinen Vater vollends bis an die Mündung des Schachts heraufzuwinden. Seine Kräfte waren erſchöpft, lange hatte er die Kurbel feſtgehalten und ſich heiſcher geſchrieen, ſchon war er auf dem Punkt, ganz ermattet und verzweiflungsvoll die Kurbel fahren, und dadurch ſeinen Vater in den Abgrund zerſchmettern zu laſſen, als R.... die Kurbel ergriff und den mit Todesangſt ringenden Mann heraus brachte und rettete. Daß auch ſeine Frau, die unterdeſſen in großer Angſt um ihren Mann geweſen, nun mit ihm die Urſache des Triebs mit Dank zu Gott erkannte, iſt leicht zu denken, da beide fromme Leute waren; wie genau war die Zeit der Hülfe berechnet! — ein paar Augenblicke ſpäter wäre der Mann umgekommen."

So weit die Erzählung meines Freundes. Wer war es nun, der den guten R.... aus dem Bett hinaus trieb? gewiß war es einer von den dienſtbaren Geiſtern, die ausgeſandt ſind zum Dienſt derer, die die Seligkeit ererben ſollen. Die ſchreckliche Todesangſt, die der arme Bergmann in ſeinem Kübel, und die, welche ſein Sohn in dieſer ihnen gewiß ewig unvergeßlichen Nacht ausſtand, war ihnen vielleicht noch nöthig, um das zu werden, wozu ſie die ewige Liebe bringen wollte; und ihr Schutzengel fand vielleicht Niemand als den frommen R...., der ſeinem Antrieb ſo willig gefolgt hätte. Welch' ein rührender Auftritt muß es geweſen ſeyn, als der Vater aus dem Schacht, und in Sicherheit war! — wie herzlich werden alle drei Gott für ſeine ſo wunderbare Hülfe gedankt haben! —

Wenn mir Jemand ſagt, die Ahnung des R.... hätte auch wohl unmittelbar von Gott herkommen können, ſo hab' ich auch nichts dagegen einzuwenden. Weil aber der Herr die Engel zu ſeinem Dienſt gebraucht, ſo iſt mir dieſes wahrſcheinlicher. Man will den Dienſt der Engel und ihre Erſcheinnungen aus der Bibel, beſonders aus dem alten Teſtament, wegerklären, da doch ſolche Erfahrungen das Gegentheil beweiſen. Sieht man gleich die Engel ſelten mehr, ſo hat man doch Erfahrungen genug von ihrem Daſeyn und von ihrem Beiſtand. Der Herr ſey dafür geprieſen!

In dem nämlichen Brief erzählt mein Freund noch eine authentiſche und merkwürdige Geſchichte von Swedenburg, die meine Theorie von den Ahnungen ſehr beſtärkt; hier folgen wiederum ſeine eigene Worte:

„Von Swedenburg iſt mir auch noch vieles bekannt, daß mir der alte *) Sch..... (K..... Tochtermann) erzählt hat. Deſſen Schwager P. D. Sch....., welcher des Sch..... Frauen Schweſter zur erſten Frau gehabt, heirathete zum zweitenmal eine Jungfer G..... Auf dieſer Hochzeit fiel der Discours auf Geiſtererſcheinungen. Alle drei Prediger B....., E..... und S..... waren gegenwärtig und disputirten gegen Sch....., der es behauptete. Endlich kam die Rede auf Swedenburg, den die Prediger als Schwärmer und Irrgeiſt, und ſeine Erzählungen als Lügen und Träumerei ohne weiters verwarfen. Meine Herren! erwiederte der Bruder der Braut, der von Amſterdam war, werden Sie

---

*) Alle hier vorkommenden Perſonen habe ich perſönlich gekannt, und dieſe Braut nachher in der Kur gehabt.

mir glauben, wenn ich Ihnen als Augen- und Ohrenzeuge etwas von Swedenburg erzähle? — Jedermann kannte dieſen Herrn S..... als einen gottesfürchtigen, wahrheitsliebenden Mann, und geſtand, daß ſie ihm als einem wahrhaften Zeugen glauben müßten. Ich war (fuhr er fort) im Jahr 1762, gerade an dem Tage, als der Kaiſer Peter III. von Rußland ſtarb, in einer Geſellſchaft in Amſterdam, wo auch Swedenburg gegenwärtig war. Mitten im Geſpräch veränderte ſich ſeine Phyſiognomie, und man ſah ihm an, daß ſeine Seele nicht mehr gegenwärtig war und daß etwas Außerordentliches mit ihm vorging. Sobald er wieder zu ſich gekommen war, fragte man ihn, was jetzt vorgefallen ſey? — Er wollte nicht gleich mit der Sprache heraus, ſagte aber doch auf wiederholtes Anhalten endlich: Jetzt, in dieſer Stunde, iſt Kaiſer Peter III. in ſeinem Gefängniß geſtorben (wobei er auch die Art ſeines Todes anzeigte). Meine Herren belieben nur dieſen Tag zu bemerken, um denſelben mit der Nachricht in den öffentlichen Zeitungen, die ſeinen Tod ankündigen werden, vergleichen zu können; und die Zeitungen haben hernach den Tod des Kaiſers, als auf den nämlichen Tag vorgefallen, angekündigt.“ So weit mein Freund.

Wer an der Wahrheit dieſer Erzählung zweifeln kann, der muß keinen Sinn für das haben, was man hiſtoriſchen Glauben und ſeine Gründe nennt. Er muß alſo nichts glauben, als was er ſelbſt ſieht und hört.

Swedenburg gerieth in Entzückung, wenn er eine Nachricht aus dem Geiſterreich bekam, dies iſt mir von mehreren glaubwürdigen Perſonen, die ihn gekannt haben, geſagt worden. Dieſe Entzückung

war und iſt immer nichts anders als magnetiſcher Somnambulismus, alſo kein Wunder, ſondern eine natürliche Folge einer gewiſſen Dispoſition der Nerven und der darinnen wirkenden Lebensgeiſter oder des ätheriſchen Lebensſtoffs. Er wurde alſo auch jetzt Somnambul, indem ihm ein Weſen aus der andern Welt den Tod des Kaiſers von Rußland anzeigen wollte. Zu welchem Zweck, das können wir nicht wiſſen. Bei dieſer Art Ahnungen findet man aber gar oft, daß ſie durchaus, ſo viel wir in unſerer Lage urtheilen können, zwecklos ſind. Dieſe Swedenburgiſche Ahnung, ſo wie ſeine mehrſten, gehören alſo zur zweiten Klaſſe, das iſt: zu denen, die aus dem entwickelten Ahnungsvermögen, welches eine Art von Nervenkrankheit iſt, herrühren. Hätte Swedenburg, der ſonſt ein ſehr gründlicher Philoſoph und erleuchteter Chriſt war, das gewußt, ſo würde er ſich dem Geiſterreich entzogen, und dafür geſorgt haben, daß ſeine Natur eine andere Richtung bekommen hätte. Denn alle dergleichen Sachen ſind gegen die Ordnung Gottes und verbotene Wahrſagerei, ſo heilig ſie auch ſcheinen mögen.

Ich bin mit einem ſehr vornehmen ruſſiſchen Herrn bekannt, der ein anſehnliches Amt bekleidet, dabei aber ein hocherleuchteter Chriſt, und überhaupt ein vortrefflicher Mann iſt. Dieſer erzählte mir, daß er den ruſſiſchen Geſandten, der zu Swedenburgs Zeiten viele Jahre in Stockholm geweſen, wohl gekannt und vertrauten Umgang mit ihm gepflogen habe. Dieſer Geſandte war oft mit Swedenburg zuſammen gekommen, hatte ihn oft in ſeinen Entzückungen geſehen, und wunderbare Dinge von ihm erfahren. Die allgemein bekannte Geſchichte, wie Swedenburg einer gewiſſen Wittwe zu ihrer Quittung

verhilft und wobei man ihn einer Betrügerei beſchuldigt, verhält ſich folgendergeſtalt eigentlich und nach der ſtrengen Wahrheit: In Stockholm kaufte ein angeſehener Mann von einem andern ein Landgut, bezahlte es, und empfing die Quittung. Bald nachher ſtarb der Käufer, und nicht lange darauf forderte der Verkäufer von der Wittwe die Bezahlung des Guts, mit dem Bedrohen, daß er ſonſt das Gut wieder an ſich ziehen würde. Die Wittwe erſchrak, ſie wußte, daß ihr Mann das Gut bezahlt hatte, und ſuchte die Quittung, die ſie aber nirgends finden konnte; dadurch ſtieg ihre Angſt auf's höchſte, und da ihr verſtorbener Mann mit dem ruſſiſchen Geſandten freundſchaftlich bekannt geweſen war, ſo nahm ſie ihre Zuflucht zu ihm.

Der Geſandte wußte aus Erfahrung, was Swedenburg zuweilen in ſolchen Fällen geleiſtet hatte, uud da die Wittwe nicht bekannt mit ihm war, ſo übernahm der Geſandte die Beſorgung der Sache. Bei erſter Gelegenheit ſprach er mit Swedenburg darüber, und empfahl ihm die Sache der Wittwe. Nach einigen Tagen kam Swedenburg zum Geſandten und trug ihm auf, der Wittwe zu ſagen: daß in der und der Nacht ihr ihr Mann um 12 Uhr erſcheinen und ihr ſagen würde, wo die Quittung läge. So fürchterlich dies der Wittwe vorkam, ſo mußte ſie ſich doch darein ſchicken, weil ſie die nochmalige Bezahlung des Guts arm gemacht haben würde, oder ſie vielleicht gar nicht würde haben leiſten können. Sie ergab ſich alſo in ihr Schickſal, blieb am Abend der beſtimmten Nacht auf, und behielt eine Kammerjungfer bei ſich, die aber bald zu ſchlafen anfing, und mit aller Mühe nicht wachend erhalten werden konnte. Um 12 Uhr er-

ſchien der Verſtorbene; er ſah ernſt und gleichſam verdrießlich aus, und zeigte dann der Wittwe den Ort an, wo die Quittung läge, nämlich in einem gewiſſen Haus, in einem kleinen Wandſchrank, der ſchwer zu bemerken ſey. Dann verſchwand er. Die Wittwe begab ſich des Morgens an den beſtimmten Ort und fand die Quittung.

Mir ſind noch mehrere zuverläßige Anekdoten von Swedenburg bekannt, die ich aber auf eine andere Gelegenheit verſparen will.

Es iſt doch wahrlich ſonderbar, daß die Geiſtererſcheinungen, Ahnungen u. dgl. den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit ſind. Auch wahre Chriſten nehmen mir übel, daß ich darüber geſchrieben und eine Erklärung dieſer dunkeln Sache gewagt habe, und warum? — ich wüßte keine wichtigere Materie, und keine, die ein größeres Intereſſe für die Menſchheit hat: denn ſie ſetzt die Unſterblichkeit der Seelen, Belohnungen und Strafen nach dem Tod außer allen Zweifel, und das iſt es ja eben, was man heut zu Tage nicht mehr gelten laſſen will. Mit der Zeit wird mich die Wahrheit rechtfertigen.

Einige Bemerkungen über die äußere menſchliche Geſtalt Chriſti.

Obwohl wenig darauf ankommt, zu wiſſen, wie unſer Herr in den Tagen ſeiner ſterblichen Menſchheit auf Erden ausgeſehen habe: denn wenn es uns nützlich geweſen wäre, ſo hätte Er ſelbſt, oder doch einer ſeiner Jünger dafür geſorgt, daß wir ein ähnliches Portrait von Ihm bekommen hätten, ſo iſt es doch verzeihlich und angenehm, auch etwas davon zu

wiſſen oder zu vermuthen. Niemand hat ſich wohl mehrere Mühe gegeben, ein entſprechendes Ideal von der Phyſiognomie des Erlöſers ausfindig zu machen, als unſer ſeliger Lavater, und es iſt der Mühe werth, das zu leſen, was er in ſeiner großen Phyſiognomik, beſonders am Ende des vierten Bandes, darüber geſammelt und geſagt hat. Hier hat er auch zwei uralte Zeugniſſe mitgetheilt, die freilich zweifelhaft ſind, doch aber eine ſolche Beſchreibung von unſerm Herrn machen, daß man ſie wieder für wahrſcheinlich halten muß. Das Erſte von einem gewiſſen Römer, Namens Lentulus, der zu Chriſti Zeiten in Jeruſalem geweſen und Folgendes an Jemand nach Rom geſchrieben haben ſoll, lautet folgendergeſtalt:

„Es hat ſich bei uns hervorgethan, und lebt noch „ein Menſch von vielen Tugenden, den man Jeſus „nennt, welcher von vielen Menſchen ein Prophet „der Wahrheit, von ſeinen Jüngern aber ein Sohn „Gottes genannt wird. Dieſer erweckt die Todten „und heilet die Kranken; er iſt anſehnlich und lang „von Statur, und von ſolchem Anſehen, daß Ihn „Jedermann liebet und fürchtet; Er hat bräunliche „Haare, wie die Farbe einer reifen Haſelnuß, oben „glatt und dunkel, doch unten zu etwas kraus und „heller um die Schultern; auf dem Haupt getheilt, „nach Art der Nazarener; eine freie Stirn und munteres Angeſicht, ohne Runzeln und Flecken, mit einer „mäßigen Röthe gezieret; Naſe und Mund ſind ohne „Tadel. Er iſt eines aufrichtigen und beſtändigen „Geſichts, von großen, klaren Augen, entſetzlich, wenn „er beſtraft; liebreich und ſanftmüthig, wenn er ermahnet, fröhlich, doch mit einem anſtändigen Ernſt; „man hat ihn niemals lachen, wohl aber zum öftern

„weinen geſehen; er ſpricht wenig, aber Alles mit „Anſehen; ſeine Geſtalt iſt vortrefflich vor andern „Menſchen.“ So weit Lentulus.

Wenn man dieſe Beſchreibung mit unbefangenem, vorurtheilsfreien Gemüth liest, ſo fühlt man, daß Wahrheit zum Grund liegen muß. Wer eine Phyſiognomie erdichtet, der ſpricht ſo nicht, und dann iſt auch das Ganze des Menſch gewordenen Sohns Gottes und des Erlöſers würdig.

Das zweite Zeugniß iſt noch beſtimmter, und vorzüglich merkwürdig:

Vor ungefähr fünfhundert Jahren lebte in Conſtantinopel ein Mönch, Namens Nicephorus Calliſtus, welcher eine Kirchengeſchichte von Chriſti Geburt an bis auf ſeine Zeit geſchrieben hat; dieſe Geſchichte ſoll aber keinen ſonderlichen Werth haben; in derſelben beſchreibt er nun auch die Perſon des Erlöſers, ſo wie ich es aus dem Lateiniſchen in's Deutſche überſetzt habe, folgendergeſtalt:

„Nach alten Beſchreibungen war die Geſtalt Chriſti „folgendermaßen beſchaffen: Sein Körper war ſchön „gebildet und über ſieben Spannen lang. Sein „Haar war etwas gelblich, nicht ſonderlich dicht und „gegen unten etwas kraus gelockt, die Augbraunen „waren ſchwarz, nicht ſonderlich gebogen, mit einem „mäßigen Raum zwiſchen beiden. Die Augen waren „etwas röthlich, nicht blödſichtig, ſie hatten nichts „Ungeſtaltetes und irrten nicht unbeſtändig umher. „Der Stern war hellblau. Die Naſe ſtand gerade „aufwärts. Der Bart war gelblich, aber nicht ſtark „und groß. Das Haupthaar aber war lang, weil „es nie durch eines Menſchen Hand abgeſchnitten „worden. Der Kopf war etwas vorwärts gebogen, „ſo daß er nie ganz gerade aufrecht ging. Sein An=

„geſicht war nicht völlig rund, ſondern etwas läng„licht, ſowie das Geſicht ſeiner Mutter, der er über„haupt ſehr ähnlich war. Seine Geſichtsfarbe war „gelblich, wie reife Waizenkörner, mit etwas Röthe „vermiſcht. Sein Anſehen zeigte Verſtand, ernſte und „ruhige Sitten, und war des Zorns ganz unfähig.“ So weit Nicephorus.

Auch dieſe Beſchreibung, die der erſten in nichts widerſpricht, ſieht glaubwürdig aus. Die gelbliche, mit Röthe vermiſchte Farbe des Geſichts iſt orientaliſch und in Paläſtina allgemein.

Liebenswürdig, ſchön und wahrſcheinlich iſt auch dieſe Beſchreibung; wäre ſie eine Geburt der Phantaſie, ſo würde ſie anders herausgekommen ſeyn; bei dem allem aber kann man ſich doch noch keine deutliche Vorſtellung von dem Angeſicht Chriſti machen, und wir müſſen wohl damit warten, bis wir Ihn ſehen.

So viel iſt gewiß, daß diejenigen, welche durch die Apoſtel bekehrt wurden, ſich auch nach der äußern Geſtalt Chriſti werden erkundigt haben; und ſo kann es wohl ſeyn, daß ſich hin und wieder in alten Archiven, Briefen und Handſchriften Beſchreibungen fanden, welche Nicephorus benutzt hat.

Wenn man dieſe Sache recht überlegt, ſo findet man bald, warum die göttliche Weisheit nicht veranſtaltete, daß man ein ähnliches Bild von dem Allgeliebten erhalten hat; welche Abgötterei hat man ſchon mit den unähnlichen getrieben, was würde man vollends gethan haben, wenn ſich ein wohlgetroffenes Porträt von Ihm gefunden hätte! — Wir wollen alſo lieber ſuchen, ſelbſt in ſein Bild vergeſtaltet zu werden. Indeſſen finde ich auch gar nichts Uebels in dem Wunſch, ſeine menſchliche Bildung zu kennen.

Bei dieſer Veranlaſſung muß ich doch einen Traum

erzählen, den ich vor etwa einem Jahr gehabt habe: Meine ſehr lebhafte Phantaſie, die ich den Tag über in den Schranken halte, pflegt ſich dann des Nachts dafür an mir zu rächen, ſo daß ich jede Nacht unbedeutende Träume habe, in welchen allerhand Spiele der Einbildungskraft durch einander laufen. Drei oder vier Träume habe ich aber in meinem Leben gehabt, die ich nie vergeſſe; der oben gedachte war der letzte.

Es kam mir vor, als befände ich mich in einem bedeckten Gang, der den Kreuzgängen in alten Klöſtern glich; zur Rechten ſtanden Säulen und zur Linken eine Wand mit Fenſtern. Es war Dämmerung, doch ſo, daß ich noch Alles genau ſehen und erkennen konnte; indem ich ſo fortwandelte, bemerkte ich zur Linken ein offenes Fenſter, und in demſelben ein Frauenzimmer von mittlerer Größe, nicht ſchlank und nicht mager, in einem reinlichen, netten, aber nicht vornehmen Anzug. Ihr Angeſicht war ausnehmend angenehm und der Ausdruck des liebenswürdigſten Charakters. Sobald ſie mich ſah, ſagte ſie mit Freundlichkeit: Willſt du nicht meinen Sohn ſehen? — Ich antwortete: Wer iſt dein Sohn? — Sie verſetzte: Jeſus! — Mit freudigem Erſtaunen erwiederte ich: Du biſt alſo Maria? Sie ſagte: Ja! Nun fragte ich ferner: Wo iſt denn der Herr? Sie antwortete: Gehe nur weiter fort, dort wirſt du ihn finden. Ich ging mit unbeſchreiblichen Empfindungen vorwärts und kam am Ende des Gangs an eine Thür, die ich mit klopfendem Herzen öffnete; ich fand da ein großes und hohes, etwas dunkeles Zimmer, und in demſelben einen Tiſch, vor welchem wieder eine Frau ſtand, die der Maria ziemlich ähnlich, eben

ſo gekleidet war und ſich mit etwas beſchäftigte. Beide Frauen ſchienen mir in einem Alter von 46 bis 48 Jahren zu ſeyn. Ich fragte ſie: Wer ſie ſey? Sie antwortete: Die Mutter des Apoſtels Johannis. Ich fragte ferner: Wo iſt der Herr? — Sie wies auf eine Seitenthür mir zur Linken, und ſagte freundlich: Gehe da hinein! — Ich weiß nicht, wie mir war, als ich die Thür öffnete und hineintrat; Er ſaß auf einem Stuhl an einem Tiſch, mit der rechten Seite gegen dieſen Tiſch gekehrt, auf welchem ſein rechter Arm ruhte, und mit der linken Seite gegen mich gewendet; ſeine linke Hand ruhte auf dem Knie. Er war ſo gekleidet, wie man Ihn gewöhnlich abzumalen pflegt, und die Farbe ſeines Kleids war dunkel. Sein Haupt war unbedeckt; von Statur ſchien Er mir ziemlich lang, und mehr mager als fett zu ſeyn; Seine Augbraunen kamen mir auch dunkel vor, aber ſie waren ſchön gebogen; in dieſem Stück kamen ſie nicht mit der Beſchreibung des Nicephorus überein. Sein Blick auf mich war ernſt und freundlich, ich nahte mich Ihm und küßte ſeine auf dem Knie liegende Hand. Wachend und in der Wirklichkeit wäre ich auf mein Angeſicht niedergefallen und hätte ihn angebetet, im Traum aber geſchah das nicht, ſondern ich ſtand vor Ihm und ſprach mit Ihm; mir war unausſprechlich zu Muth. Ich hatte Vorgefühle der Seligkeit, ich hätte Ihn küſſen und umarmen können, allein die Ehrfurcht erlaubte es nicht. Indeſſen weiß ich nicht, was noch geſchehen wäre, wenn mein Traum nicht plötzlich aufgehört hätte. Seine Phyſiognomie iſt mir noch immer gegenwärtig, aber ſonderbar iſt es, daß ich des Morgens bei dem Erwachen mich auf kein einziges Wort mehr beſinnen konnte, was Er mit mir

und ich mit Ihm geſprochen hatte, da mir doch jedes Wort der Geſpräche mit den Frauen tief in's Gedächtniß eingedrückt iſt.

Unter den unzählbaren Gemälden, Statuen, Bildern, Crucifixen, Basreliefs und Kupferſtichen, die ich von Chriſto und ſeiner Mutter in meinem Leben geſehen habe, iſt auch kein Einziges Stück, das nur einer von beiden Perſonen, ſo wie ich ſie im Traum ſahe, nur von Ferne ähnlich wäre. Doch, indem ich dieſes ſchreibe, fällt mir ein alter Kupferſtich ein, den ich vor fünf und dreißig Jahren von einem Freund in Elberfeld bekam, und der damals ſtarken Eindruck auf mich machte, der mir aber nachher wieder aus dem Sinn kam, indem mir ſo viele andere Bildniſſe des Herrn zu Geſicht kamen, daß ich dieſen vergaß. Dieſer alte Kupferſtich iſt engliſch, und von einem Gemälde genommen, das in der Bodleian-Bibliothek zu Oxford in England aufbewahrt wird. Dieſer Kupferſtich iſt dem Angeſicht des Herrn, ſo wie ich Ihn im Traum ſahe, vollkommen ähnlich. Im Augenblick, ſo wie mir dies Bild einfiel, ſtand ich auf, ſuchte und fand es unter den alten Papieren, Kupferſtichen und Zeichnungen, die ich nach und nach geſammelt habe.

Es wäre eine unerlaubte Anmaßung von mir, wenn ich dieſen Traum für etwas mehr als einen Traum halten wollte; indeſſen der tiefe und wohlthätige, meine Heiligung befördernde Eindruck, und ein verborgenes, inneres und angenehmes Gefühl der Wahrheit macht mich doch faſt glauben, daß mein Traumbild von dem Herrn ähnlich mag geweſen ſeyn. Doch dem ſey, wie ihm wolle, genug, es war ein höchſt angenehmer Traum.

Wenn meine Vorſtellung von der Perſon Chriſti

richtig iſt, ſo fallen alle die überſpannten Ideale vom höchſten Grad männlicher Schönheit weg; aber Er iſt und bleibt doch, ſo wie ich Ihn ſahe, ein hübſcher, regelmäßig gebildeter, jüdiſcher Mann, aus deſſen Blicken und Mienen ſich eine verborgene Majeſtät entwickelt, die einen zum Anbeten hinreißt, wenn man Ihn aufmerkſam beobachtet; zugleich aber möchte man Ihm auch um den Hals fallen und Ihn an's Herz drücken. Die Beſchreibungen des Lentulus und des Nicephorus paſſen auch recht gut zu meinem Traum.

Wenn die menſchliche Geſtalt des Erlöſers, ſo wie ich ſie ſahe, wahr iſt, welches ich nun dahin geſtellt ſeyn laſſe, und ich denke mir ſie nun jetzt in ihrer göttlichen Verklärung. — Gott! welche Majeſtät! — und dieſer Verklärte — Gott, Regent aller Welten, — unſer Erlöſer und unſer Bruder — Wer kann ſich das Alles vorſtellen und nicht in Anbetung hinſinken? — Gelobt ſeyſt Du, der war, der iſt und der nun bald kommt. Amen! Hallelujah!

Darf man für Verſtorbene beten?

Die Symbolen beider proteſtantiſchen Kirchen ſagen geradezu Nein! und zwar darum, weil ſie feſtſtellen, daß im Tod das unendliche Schickſal des Menſchen unwiderruflich beſtimmt werde. Dieſem widerſpricht aber der Glaube der ganzen chriſtlichen Kirche, von der Apoſtel Zeiten an bis auf die Reformation, die Vernunft und die Erfahrung. Die Bibel entſcheidet hierüber nicht; doch gibt ſie Winke über die Fortſetzung der Seelenreinigung nach dem Tod, und wenn dieſe ſtattfindet, ſo iſt auch das Be-

ten für Verſtorbene nicht vergebens; in keinem Fall aber kann es ſchaden.

In einer namhaften Stadt, in welcher ich wohnte, lebte ein Bürger, der ein äußerſt roher Weltmann war und kein Gefühl für irgend etwas Schönes und Gutes in der Welt hatte, außer Geld und Gütern; dieſe zu erwerben war ſein höchſtes Beſtreben, um Gott und Religion bekümmerte er ſich, die äußeren kirchlichen Ceremonien ausgenommen, ganz und gar nicht. Dieſer Mann hatte einen Sohn, der gerade das Gegentheil von ſeinem Vater war: er war gebildet, von Herzen fromm, er hatte Sinn für alles Schöne und Gute, ſeinen Vater rührte nichts, und ihn Alles, und wenn es ihm in ſeines Vaters Haus zu eng wurde, ſo kam er zu mir und leerte ſein Herz aus. Da er nun in den Jahren war, daß er mit Anſtand heirathen konnte, ſo beſtimmte ihm ſein Vater eine Frau, welche Geld hatte, und deren Vater eben ſo dachte, wie er; auf meinen jungen Freund kam es gar nicht an, ob er das Mädchen würde lieben können oder nicht, davon war ja keine Rede; genug! ſie war reich, und von eben den Geſinnungen, wie ihre Eltern und ihr künftiger Schwiegervater. Mein Freund gehorchte: er heirathete, und war nun der Sclave einer ungefühligen Frau und geldgieriger Eltern.

Der junge Mann gab ſich alle erſinnliche Mühe, ſeiner Frau chriſtliche Geſinnungen einzuflößen; er behandelte ſie äußerſt ſanft und liebevoll und kam ihr in allen billigen Wünſchen zuvor, aber er bemerkte keine Veränderung, ſie blieb ein kaltes, unempfindliches Geſchöpf.

So lebte dieſes Ehepaar zwei Jahre mit einander, dann bekam die Frau ein hitziges Fieber und

ſtarb, ohne daß ihr Mann auch nur die geringſte Veränderung, oder irgend ein Verlangen nach ihrem ewigen Heil bei ihr bemerkt hätte. Dies bekümmerte ihn tief, und es entſtand in ſeiner Seele ein unaufhörliches Flehen um die Seligkeit ſeiner Frau; ob das den Symbolen ſeiner Kirche gemäß ſey, daran dachte er nicht, genug! er folgte ſeinem innern Trieb und ſetzte dies innere Gebet ein Jahr fort. An dem nämlichen Tag, als ſeine Frau vor'm Jahr geſtorben war, wurde der Drang, für ſie zu beten, noch ſtärker; er ſtand des Morgens früh auf, ging in einen entfernten dunkeln Wald, betete in demſelben den ganzen Tag mit unbeſchreiblichem Ernſt, und kehrte den Abend ganz beruhigt wieder nach Haus zurück.

Des andern Morgens ging er zu ſeinem Vater, um nach ſeinem Kind zu ſehen: denn ſeine Frau hatte ihm eins hinterlaſſen, welches ungefähr ein Jahr alt war, dies hatte der Großvater zu ſich genommen, weil er Leute hatte, die es verpflegen konnten, woran es ſeinem Sohn mangelte.

So wie ihn der Vater ſahe, ſagte er mit einer ungewöhnlichen Theilnahme: „Hör' du! deine Frau iſt geſtern Abend bei mir geweſen.“ Der Sohn entſetzte ſich und rief: Wie! — Vater! — meine Frau? — Nicht anders! fuhr der Alte fort: denn als ich geſtern Abend um zehn Uhr auf meine Schlafkammer kam, mich ausgezogen in's Bett gelegt hatte, noch darinnen ſaß und das Licht ausgelöſcht hatte, ſo kam die leibhafte Geſtalt deiner Frau zur Thür herein, ſie ging an die Wiege deines Kindes, welches darinnen ſchlief, und bückte ſich eine Weile darüber her, dann wurde ſie ganz hell, ſo daß ſie leuchtete, und nun ſchwebte ſie wieder fort. Den guten jungen

Wittwer freute dieſe Erſcheinung ungemein, er wurde dadurch ganz beruhigt, ſein Vater aber verwunderte ſich, und das war auch Alles, er blieb, was er war, ein unempfindlicher Weltmann. Wiederum ein Beweis, daß Geiſtererſcheinungen wenige oder gar keine Wirkung auf die Beſſerung oder Bekehrung der Menſchen thun.

Daß dieſe Erſcheinung kein Werk der Phantaſie war, davon iſt der Menſchenkenner überzeugt; denn dieſer alte Mann war einer ſolchen Täuſchung nicht fähig.

Eine Parabel.

Ein großer und mächtiger König in den Morgenländern beſchloß, ſeinem einzigen ſehr geliebten Sohn die Regierung zu übertragen; um ihn aber dazu geſchickt zu machen und wohl vorzubereiten, ſollte der Prinz das ganze Reich durchreiſen und überall wohl beobachten, wie die hohen und niedern Beamten ihre Aemter verwalteten; beſonders aber war es dem König und dem Kronprinzen um die Rettung der Stadt Adama zu thun, deren Einwohner urſprünglich aus der königlichen Familie abſtammten, aber ſchon ſeit langer Zeit unter einem tyranniſchen Fürſten ſtanden, dem ſie gehorchten und ihrem rechtmäßigen Herrn und König abtrünnig geworden waren. Nach dieſer Stadt alſo reiste er zuerſt, und damit er kein Aufſehen machen und ſich auch jeder in ſeinem gewohnten Wirkungskreis zeigen möchte, ſo wählte er das Incognito, und kam ganz allein, ohne irgend einen Bedienten, als Handwerksgeſell gekleidet, in der Stadt Adama an; er kehrte dort bei armen,

geringen Leuten ein und half ihnen ihre Haushal-tungsgeſchäfte verrichten; mittlerweile bereitete er ſich zu ſeinem Vorhaben vor, kundſchaftete alle alten Rechte und Verhältniſſe der Stadt aus und unterſuchte ge-nau, in wiefern die Bürgerſchaft ſeines Vaters Ge-ſetze befolgte; hier fand er nun, daß dies zwar äu-ßerlich nach dem Schein ſo ziemlich geſchahe, aber in dem Weſentlichen gehorchten ſie doch mehr dem ausländiſchen Tyrannen, als den wohlthätigen Ge-ſetzen ihres Vaterlandes. Dies beſchloß nun der Kronprinz zu ändern und die Stadt von dieſer Dienſt-barkeit zu befreien. Jetzt kam es aber nun darauf an, wie das auf die ſchicklichſte Weiſe geſchehen konnte? — Ein anderer Fürſt hätte ſich als Kronprinz an die Spitze ſeiner Armee geſtellt, die Stadt belagert, eingenommen, dann einen Statthalter und eine ſtarke Beſatzung da gelaſſen, um dadurch die Bürgerſchaft im Gehorſam und in der Ordnung zu halten; aber ganz anders verfuhr unſer Prinz Joſua; er wollte keine gezwungene Unterthanen, ſondern nur ſolche, die gern und willig ſeine Geſetze befolgten und ihm alſo ohne Zwang, ohne Statthalter und Beſatzung, gehorſam und dadurch auch glücklich wären; daher fing er nun, nachdem er ſich gehörig vorbereitet hatte, an, ſeine Grundſätze den Bürgern bekannt zu ma-chen und ihnen zugleich ſeinen wahren Stand anzu-zeigen. Dies wollte nun Niemand einleuchten; daß dieſer gemeine Menſch wirklich der Kronprinz ſey, das war ihnen unbegreiflich, beſonders ärgerten ſich die Magiſtratsperſonen und die vornehmen Stände darüber; denn ſie hatten ein Dokument in ihrem Archiv, in welchem der König verſprach, daß er ih-nen dereinſt einen Fürſten ſchicken wolle, der ſie von allen fremden Mächten ganz unabhängig und zur

vornehmſten, reichſten und berühmteſten Stadt im ganzen Königreich machen wollte; daß ſich nun dieſer arme gemeine Menſch da für dieſen Fürſten, ſogar für den Kronprinzen ausgab, das war ihnen lächerlich und unausſtehlich; und doch gab er ihnen ſo oft Beweiſe ſeines hohen Standes und Herkommens, daß ſehr viel Verhärtung, Bosheit und Vorurtheil dazu gehörte, um nicht überzeugt zu werden; indeſſen es geſchah nicht, und man wurde immer erbitterter gegen ihn.

Dem ungeachtet bekam Prinz Joſua doch einen großen Anhang in der Stadt, der zwar durchgehends, einige wenige ausgenommen, aus gemeinen Bürgerleuten beſtand, aber doch im Grund der edelſte und betriebſamſte Theil der Nation war, ohne welchen die Vornehmen nicht beſtehen konnten. Mit dieſen ſeinen Anhängern redete er vertraulich; er empfahl ihnen, die Geſetze, die er ihnen vorgeſchrieben habe, treulich zu halten, durch ihre genaue Beobachtung würden ſie glücklich werden, und wenn er ſein Königreich allenthalben eingenommen habe, ſo wolle er wieder kommen, ſeine Reſidenz bei ihnen aufſchlagen und dann alle ſeine Getreuen zu großen Ehren bringen, und ſie mit Reichthum und Herrlichkeit überſchütten. Hierzu fügte er noch ein merkwürdiges Verſprechen: Er wollte nämlich aus allen Jungfrauen der Stadt diejenige zur Gemahlin wählen, die es am würdigſten wäre und ſich zu der hohen Würde des Throns am beſten ausgebildet hätte.

Der fortdauernde Anwachs der Anhänger des Prinzen wurde endlich dem Magiſtrat und den Vornehmſten der Stadt bedenklich; die immer deutlichern Beweiſe ſeines hohen Standes und die bittern Vorwürfe, die er ihnen über ihren Stolz, Ungerechtig-

keit und Hartnäckigkeit machte, erbitterten ſie endlich ſo, daß ſie ihn durch den Scharfrichter auspeitſchen und zur Stadt hinausjagen ließen. Er ging alſo wieder zurück zu ſeinem Vater und übernahm nun unter deſſen Aufſicht und Leitung die Regierung des Königreichs. Während der Zeit ging es ſeinen Anhängern in Adama gar übel, ſie wurden beſchimpft, verſpottet und auf alle Weiſe gepeinigt. Endlich wurde der nunmehrige König Joſua des Duldens müde, er ſchickte einen Offizier mit einem Kommando Soldaten dahin, und ließ den ganzen Magiſtrat und die Vornehmen, die ihn nicht als König annehmen und erkennen wollten, beim Kopf nehmen und ihnen das Urtheil ſprechen; demzufolge wurden viele hingerichtet und die andern ins Elend verwieſen. Dann verordnete er einen andern Bürgermeiſter und Magiſtrat aus ſeinen Anhängern, und ſo ſchien Ruhe und Ordnung wieder hergeſtellt zu ſeyn.

Unter den Jungfrauen der Stadt fanden ſich nun einige, die den Schluß faßten, ſich des Thrones würdig zu machen und zu Königinnen auszubilden, die Mehreſten aber waren entweder zu leichtſinnig dazu, um einer ſo ungewiß ſcheinenden Sache etwas aufzuopfern, oder ſie zweifelten an dem Gelingen eines ſo ſchweren Unternehmens.

Eine aber unter ihnen legte es mit Ernſt darauf an, dereinſt Königin zu werden; ihr Name war Arſenia; dieſe fing nun damit an, daß ſie einen Hofmeiſter annahm, der ſie in allem Nöthigen unterrichten ſollte. Anfänglich übte ſie ſich auch ziemlich in den Wiſſenſchaften, die ſie als Königin dereinſt nöthig hatte, allein nach und nach gerieth ſie mehr auf das Aeußere, worinnen ſie auch ihr Hofmeiſter beſtärkte; denn er glaubte, eine Königin

müßte ſich durch Pracht und Majeſtät auszeichnen. Daher fing ſie an, Kutſchen und Pferde, Kammerfrauen und Bedienten zu halten, und damit ſie den Aufwand möchte beſtreiten können, ſo wußte der Hofmeiſter die Bürgerſchaft zu überzeugen, daß Arſenia wirklich die Braut des Königs ſey, daß man ihr alſo auch unbedingt gehorchen und ſie mit allem verſehen müſſe, was ihr königlicher Stand erfordere. Unter der Hand hatte aber der Hofmeiſter ſeinen eigenen Vortheil dabei im Auge, denn er war es, der die Arſenia kommandirte, und er war ihr Kaſſirer.

Nach und nach ging das immer weiter, Arſenia regierte endlich die ganze Stadt, und zwar mit despotiſcher Gewalt; zugleich machte ſie einen Aufwand, der kaum mehr beizubringen war. Oft machten Bürgermeiſter und Rath ernſtliche Vorſtellungen dagegen, allein der allgemeine Glaube, daß Arſenia die unbezweifelte Braut des Königs ſey, ſchreckte ſie dergeſtalt zurück, daß ſie doch nichts Ernſtliches unternehmen durften.

Während aller dieſer Zeit lebte eine gewiſſe Jungfrau Philothea ganz eingezogen, ſie befliß ſich mit Ernſt eines ſehr keuſchen und tugendhaften Wandels; — ein Lob, das man der Arſenia nicht mit Gewißheit beilegen konnte. Dann übte ſie ſich beſtändig in der großen Wiſſenſchaft, ſich ſelbſt zu beherrſchen, wodurch man das Herrſchen über Andere am beſten lernt, und dann auch in Allem, was dem König vorzüglich an ihr gefallen würde; ſie ließ ſich daher von denen, die den Charakter des Königs genau kannten, ſorgfältig belehren. Bei allem dem machte ſie aber keine öffentliche Anſprüche auf Ehre oder Anſehen: denn ſie dachte, das würde dereinſt von ſelbſt kommen, wenn ſie das Glück

haben ſollte, Königin zu werden. Nur dann widerſprach ſie heldenmüthig, wenn Arſenia Forderungen an ſie machte, die ihrem Gewiſſen und ihrer Ueberzeugung nicht gemäß waren. — Dies zog ihr dann oft Verfolgung zu, die ſie aber großmüthig ertrug.

Nach und nach trieben es Arſenia und ihr Hofmeiſter ſo weit, daß ihre Zwanggewalt den mehreſten Bürgern unerträglich wurde; man veranſtaltete Verſammlungen, entwarf Pläne, allein der Hofmeiſter vereitelte alles, und wenn ſich irgendwo einer zu dreiſt äußerte, ſo wurde er hart geſtraft, und mußte auch wohl gar mit dem Leben büßen. Endlich gelang es einigen rechtſchaffenen Bürgern, welche ſich die ſchriftlichen Geſetze und Verordnungen des Königs zu verſchaffen gewußt hatten, einige der mächtigſten Magiſtratsperſonen zu überzeugen, daß Arſenia unmöglich die Braut des Königs ſeyn könne, indem ſie Verſchiedenes thue, das den königlichen Verordnungen geradezu widerſpreche, und eben darinnen liege der Grund, warum ſie das Leſen dieſer Verordnungen verboten habe, damit man ſie nicht auf dem fahlen Pferd erwiſchen möchte. Jetzt widerſetzten ſich dieſe Magiſtratsperſonen der Arſenia und ihrem Hofmeiſter ernſtlich, und da ſie bald einen großen Anhang in der Bürgerſchaft bekamen, ſo mußte ſich Arſenia endlich bequemen, nachzugeben, und ſo entſtanden nun zwei Hauptparteien in der Stadt, nämlich Arſenianer und Philotheaner, weil ſich die neue Partei zur Philothea bekannte. Aber auch dieſe neue Geſellſchaft blieb ſich nicht gleich, man fing an, über Nebenſachen zu ſtreiten und vergaß der Hauptſache darüber, und ſo entſtanden viele Parteien, die ſich alle unter einander, und auch wieder alle die Arſenia an=

feindeten. Dadurch kamen endlich alle von der Philothea ab, und jede Partei beſtimmte nun eine Jungfrau aus ihrem Anhang zur Braut des Königs, wobei dann jede ſo räſonnirte:

„Da unſere Begriffe von den Geſetzen und Verordnungen des Königs allein, ausſchließlich und ohne Widerrede richtig und wahr ſind, ſo muß auch die Jungfrau, die wir ſo bilden, nothwendig die Braut des Königs werden.“

Zu dieſem allen ſchwieg Philothea ſtill, außer wenn es die Pflicht erforderte, dann redete ſie kühn die Wahrheit, und machte ſich dadurch alle Parteien zu Feinden, aber ſie bekam auch wieder aus allen viele Anhänger, die ſie unterſtützten. Ihre Hauptbeſchäftigung beſtand darin, ſich ganz genau nach dem Charakter des Königs zu bilden; daher ſtudirte ſie täglich die Geſchichte ſeines Lebens und Aufenthalts in Adama, und ſuchte ihn allenthalben in der Denkart, im Leben und Wirken nachzuahmen; damit verband ſie dann die genaue Beobachtung aller ſeiner Geſetze: denn ſie glaubte, der König würde doch gewiß diejenige wählen, die ihm am beſten gefiele, und diejenige würde ihm doch gewiß am beſten gefallen, die ihm in Allem am ähnlichſten wäre.

Nun muß ich doch auch noch etwas von den übrigen Jungfrauen ſagen, die von den verſchiedenen Parteien zu Bräuten beſtimmt wurden. Eine der erſten und bedeutendſten hieß Philomiſta, ſie lebte ſehr ſtreng und enthaltſam, übte ſich treu in der Selbſtverläugnung und ſtrebte nach hoher Tugend, denn ſie glaubte, der König würde gewiß die Tugendhafteſte wählen. Dadurch gerieth ſie aber allmählig in einen Eigendünkel, der ſie verleitete, immer andere zu verurtheilen und ihre Fehler aufzuſuchen. Dies

Urtheil traf dann auch die Philothea; dieſe lebte ihr nicht eingezogen genug, machte ſich zu ſehr mit den Leuten gemein, und bemühte ſich nicht genug, in die Staatsgeheimniſſe des Königs einzudringen, als welche doch die Königin wiſſen und verſtehen müſſe. Philothea aber glaubte, ſie müſſe erſt ſuchen, dem Könige zu gefallen, und wenn ihr dieſes gelänge, ſo ſey es dann leicht und noch früh genug, die Staatsgeheimniſſe zu erlernen, indem man ja dann an der Quelle ſäße.

Eine andere, auch viel Aufſehen machende und angeſehene Jungfrau hieß Polypragmoſine. Dieſe glaubte nun, ſie müſſe ſich darin üben, Menſchen glücklich zu machen; ſie war alſo wohlthätig, ſie ſuchte junge Leute nach ihrem Syſtem zu bilden und ſie dann zu Ehrenſtellen zu befördern und ihnen ans Brod zu helfen; ſie ſtiftete Heirathen, legte Fabriken an und ſorgte für Hoſpitäler und Findelhäuſer. Auch ließ ſie junge Leute Comödie ſpielen, damit ſie Menſchen-Charaktere genau kennen lernten und ſich im öffentlichen Reden üben und freimüthig werden möchten. Auch dieſe machte der Philothea oft Vorwürfe; allein dieſe kehrte ſich daran nicht, ſondern antwortete: Brich dem Hungrigen dein Brod, kleide die Nackenden, tröſte die Betrübten und thue wohl denen, die dich haſſen, aber das Alles aus Liebe zum König; liebe Polypragmoſine! indem du Gutes zu thun glaubſt, thuſt du oft ſehr viel Böſes, indem du Leute zu Aemtern beförderſt, die nicht dazu taugen; du bringſt oft Leute in Nahrung und Wohlſtand, die entweder dadurch in Luxus und Verſchwendung gerathen, oder ihre armen Nebenmenſchen drücken. Durch die Beförderung deiner Freunde hinderſt du manchmal einen Würdigern,

daß er die Stelle nicht bekommt, die ihm gebührt. Suche erſt in allem den Willen des Königs zu erkennen, und dieſen befolge, ſo wirſt du auf die rechte Art wohlthätig ſeyn. Polypragmoſine lächelte über ihre Einfalt und blieb bei ihrer Weiſe.

Eine andre, die Jungfrau Philomene, ſchlug einen ganz andern Weg ein: ſie nahm ein Porträt vom König, änderte, beſſerte und verzierte es ſo lang, bis es ihrer Vorſtellung vom Original gleich war; dann hing ſie es in ihrem Kabinet auf, ſchlug ihr Bett gegenüber auf, ſtellte einen Tiſch vor das Bild hin und aß, trank und ſchlief vor demſelben: denn ſie glaubte, durch das beſtändige Anſchauen dieſes Bildes würde ihre Liebe zum König alle Tage zunehmen und endlich ſo groß werden, daß ihr keine von den andern Jungfrauen gleich käme; nun war ſie aber feſt überzeugt, daß der König die gewiß wählen würde, die ihn am ſtärkſten liebte, und daher ihrer Sache ganz gewiß.

Noch eine andre Jungfrau, Namens Neophila, glaubte es am Beſten zu treffen, daher ſie ſich gegen alle Andern am mehreſten herausnahm und ſie neben ſich verachtete. Dieſe ſtudirte Philoſophie, die Geſchichte und Geſetze der Stadt Adama und andere Wiſſenſchaften; von den Geſetzen des Königs nahm ſie nur diejenigen an, die ſich mit ihrem Syſtem vertrugen, die andern hielt ſie für untergeſchoben, oder für Verordnungen, die für ihre Zeit nicht mehr paßten, und dann war ſie auch mehr republikaniſch als monarchiſch geſinnt; daher ließ ſie ſich oft verlauten, wenn ſie einmal Königin wäre, ſo würde ſie mitregieren und den König dahin zu bringen ſuchen, daß er die Stadt in eine Republik verwandelte. Dieſe Aeußerungen und ihr ganzes Sy-

ſtem fanden großen Beifall in der Stadt, ſo daß ſie über alle Jungfrauen, ſelbſt über Arſenien zu herrſchen begann. Dies ging immer weiter, ihr Anhang wuchs von Tag zu Tag, ſo daß ſie nun die ganze Stadt kommandirte und alles nach ihrem Willen gehen mußte. Dies Gelingen ihres Plans machte ſie ſo kühn, daß ſie endlich gegen den König ganz gleichgültig wurde und ſich als Selbſtherrſcherin auf den Thron zu ſchwingen ſuchte. Um zu dieſem Zweck zu gelangen, machte ſie die Herkunft des Königs zweifelhaft, erklärte ihn für einen Uſurpator und machte öffentlich bekannt, daß er nie wieder nach Adama kommen würde und man daher ſich ſelbſt helfen, eine beſſere Regierung einführen und dann allmählig ſeine Herrſchaft über das ganze Reich ausdehnen müſſe. Dies gefiel beſonders den Machthabern der Stadt, daher bedienten ſie ſich auch in allen Stücken des Raths der Neophila.

Ich habe gleich anfangs eines tyranniſchen Fürſten gedacht, der beſonders großen Einfluß auf die Stadt Adama hatte. Er hieß Adriel, war ehemals ein wichtiger Vaſall des Königs geweſen, aber aufrühriſch geworden und von ihm abgefallen; dieſer hatte beſtändig ſeine Spione in der Stadt, die alles auskundſchafteten und den wichtigſten Einfluß auf Bürgermeiſter und Rath hatten; dieſen wurde Neophila nach und nach merkwürdig, und ſie ſahen ein, daß durch ſie ein großer Plan auszuführen ſey; ſie berichteten alſo alles an ihren Fürſten; dieſer beſchloß alſofort, die gegenwärtige Lage zu benützen und ſich die wichtige Stadt Adama vollends ganz unterwürfig und vom König unabhängig zu machen. Er kam alſo ſelbſt insgeheim und völlig unerkannt nach Adama und verbarg ſich in

einem abgelegenen Hauſe, von wannen er durch ſeine Werkzeuge mächtig auf Neophilen und die ganze Bürgerſchaft wirkte, und es auch dahin brachte, daß ſich bei weitem der größte Theil an Neophilen anſchloß und ſie zur Königin von Adama und der dazu gehörigen Landſchaft machte und ihr huldigte.

Arſenia und die andern Jungfrauen, Philothea ausgenommen, waren wohl nicht zufrieden mit dieſer Staatsveränderung, allein ſie glaubten, es ſeye klüger, nachzugeben und ſich in die Zeit zu ſchicken; wenn der König käme, ſo würde Neophila mit ihrem Anhang ihren Lohn bekommen, und ſie würden nach dieſem Sieg doch noch Königinnen werden.

Ganz anders benahm ſich Philothea, ſie trat auf einmal aus ihrer Einſamkeit hervor, erſchien öffentlich auf dem Rathhaus, wo Bürgermeiſter und Rath verſammelt waren und Neophila mit der Krone auf dem Haupt auf einem Thron ſaß, und proteſtirte feierlich im Namen des Königs ihres Herrn gegen dieſe frevelhafte Rebellion. Dieſe Kühnheit erbitterte die Königin und den Senat, ſo daß man ſie mit Schimpf und Spott aus der Rathsſtube ſtieß; ſie kehrte ſich aber daran nicht, verſammelte ihre Getreuen und ermahnte ſie, ihrem König treu zu bleiben, denn ſie wiſſe gewiß, daß es ihnen der König bei ſeiner Ankunft, die nicht weit mehr entfernt ſeyn könne, königlich belohnen würde. Alle verſprachen ihr zu gehorchen, und durch die Bemühung der edlen Jungfrau vermehrte ſich die Zahl ihrer Anhänger von Tag zu Tage.

Neophila verheirathete ſich auch auf Fürſt Adriels Antrieb mit einem ſeiner nächſten Verwandten, nämlich dem Prinzen Azazel, welcher

die Krone von ihr empfing und nur durch ſie regierte. Dieſe Regierung war nun nichts weniger als republikaniſch, ſondern ſehr deſpotiſch, beſonders fühlten dies Philothea und ihre Anhänger am ſtärkſten, und da ſie feſt darauf beſtunden, daß ſie Niemand für ihren Herrn erkannten, als den König Joſua, ſo wurde der Druck und die Verfolgung immer härter und endlich ſo wüthend, daß ſich Philothea entſchloß, die Flucht zu nehmen. Ehe aber dieſes geſchahe, trug ſich noch etwas Merkwürdiges zu: Die Familien des ehemaligen Magiſtrats, welche den Prinzen Joſua ſo ſchimpflich aus der Stadt gejagt und bisher im Exil geſchmachtet hatten, waren durch alles das, was vorging, zur Erkenntniß gekommen. Einige derſelben kamen daher zur Philothea und erklärten ſich feierlich für getreue Unterthanen des Königs Joſua. Die Jungfrau nahm ſie mit größter Freude auf: denn ſie wußte aus alten Dokumenten, daß, wenn dieſe Erklärung geſchähe, der König gar bald kommen würde. Dann rieth ſie ihnen alſofort, den königlichen Palaſt, der in einer ſtarken Feſtung vor der Stadt auf einem Hügel lag, in Beſitz zu nehmen und ſich in denſelben einzuſchließen. Dies geſchah denn auch unerwartet plötzlich und auf der Stelle. Dieſer Schritt machte in der Stadt großes Aufſehen und man konnte nicht begreifen, was die Handvoll Leute damit vorhätte. Ob nun gleich Azazel und Neophila bisher nicht daran gedacht hatten, ihre Reſidenz im königlichen Palaſt aufzuſchlagen, weil er ihnen zu altfränkiſch war, und lieber in der Stadt wohnten, ſo kam ihnen doch der Beſitz dieſer alten königlichen Feſtung durch die ehemaligen Machthaber der Stadt, die nun noch dazu Philotheiſten geworden waren, ſo bedenklich vor, daß ſie auf der

Stelle beſchloſſen, die Jungfrau Philothea nebſt ihrem ganzen Anhang von der Erden zu vertilgen. Philothea merkte das, daher nahm ſie die Flucht und begab ſich mit einem großen Theil ihrer Anhänger in eine königliche Feſtung, welche außer dem Gebiet Azazels und ſeiner Gemahlin lag; man ſetzte ihr zwar nach, aber man holte ſie nicht mehr ein, dadurch wurde die Wuth ſo groß, daß man viele Philotheaner hinrichten ließ und nun die alten Familien im königlichen Palaſt belagerte, allein ſie hatten ſich ſo wohl verwahrt, daß man ihnen ſo leicht und ſo bald nichts anhaben konnte. Mittlerweile trug ſich etwas zu, das von ganz anderer Art war. Verſchiedene einſichtsvolle Männer, die zur Parthei der Philothea gehörten, hatten im Archiv nachgeſucht und aus einigen alten königlichen Reſcripten den Schluß gezogen, daß der König unfehlbar bald kommen müſſe. Der Eine und der Andere hatte ſogar das Jahr, den Tag und die Stunde ſeiner Ankunft beſtimmt; daher entſtanden von Zeit zu Zeit Gerüchte, der König würde nächſtens kommen; allein es geſchah nicht, ein Termin verfloß nach dem andern und von ſeiner Ankunft war nichts zu hören und zu ſehen. Selbſt ſeine treueſten Verehrer fingen an zu zweifeln, ob er je kommen würde. Aber plötzlich und ganz unerwartet wurde die ganze Stadt durch einen hundertfältigen Kanonendonner aufgeſchreckt, welcher auf die Belagerer der königlichen Burg gerichtet war; der ganze vermeſſene Haufe wurde in einer Minute zernichtet, Azazel, Neophila und ihre Helfershelfer wurden hingerichtet, und Fürſt Adriel, der auch incognito dabei war, wurde gefangen, in Ketten geſchmiedet und in ein tiefes, fürchterliches Gefängniß verſchloſſen. Während dieſem allem, welches gleichſam das Werk einer

Viertelſtunde war, erſcholl das Gerücht durch die ganze Stadt, der König Joſua ſey gekommen und habe ſchon in ſeinem Palaſt vor der Stadt ſeinen Einzug gehalten. Dieſe Nachricht ſetzte den größten Theil der Stadt in tödtlichen Schrecken, nur die wenigen Philotheaner, die noch übrig geblieben waren, freuten ſich hoch. Bei den vier Jungfrauen und denen, die zu ihnen gehörten, verhielt es ſich ſo halb und halb, ſie ſtanden zwiſchen Furcht und Hoffnung, und Alle erwarteten nun den ferneren Fortgang der Sachen, aber mit ſehr verſchiedenen Empfindungen. Fliehen konnte Niemand, denn die ganze Stadt war rundum eingeſchloſſen.

Bei der Ankunft des Königs in ſeinem Palaſt empfingen ihn die alten Familien im Schloßhof, barfuß und mit Stricken um den Hals; und als ſie ihn von Nahem ſahen, und nun erkannten, daß er wirklich der ehemalige Kronprinz war, ſo weinten ſie alle laut und ſchrien um Gnade. Der König ſahe ſie freundlich an, befahl ihnen aufzuſtehen und ſagte mit unausſprechlicher Huld: Ich bin Joſeph, euer Bruder; ihr gedachtet es böſe mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen, wie es jetzt am Tage iſt, zu erhalten viel Volks. Dieſe Worte brachen ihnen vollends das Herz, ſie küßten ſeine Füße mit vielen Thränen; er aber tröſtete ſie und machte ſie zu Großoffizianten ſeines Palaſtes und der Feſtung, und beſchenkte ſie mehr als königlich; ſie durften an ſeiner Tafel ſpeiſen und auch die königliche prächtige Uniform tragen.

Jetzt kam nun auch die Reihe an die Jungfrauen: denn der König befahl, daß alle, die den Zweck gehabt hätten, ſich ſeiner würdig zu machen, im Palaſt vor ihm erſcheinen ſollten. Dieſem Befehl zu-

folge ſchmückten ſich alle vier Jungfrauen, jede nach ihrem Geſchmack, ſo wie er durch die herrſchende Mode und ihre eigene Phantaſie gebildet worden war, und begaben ſich dann nach dem Palaſt. Arſenia fuhr in einem prächtigen Wagen mit ſechs Rappen beſpannt nach dem Palaſt, ſie ſtrahlte von Perlen und Juwelen, und wie ſie in den Hof kam, ſo wurde ſie von einem Kammerherrn empfangen und in einen Saal geführt, in welchem der Thür gegenüber der königliche Thron ſtand; Arſenia nahte ſich dem Thron und ſetzte ſich auf einen Seſſel, der ihm zunächſt ſtunde.

Hierauf erſchien Philomiſta, ſie kam zu Fuß in einem Nonnenhabit und ſetzte ſich auf die andere Seite des Throns.

Polypragmoſine führte, in einem niedlichen geſchmackvollen Anzug, eine große Anzahl weißgekleideter Mädchen mit Blumenkörbchen in Prozeſſion in den Saal und ſtellte ſie in zierlicher Ordnung in einen Kreis um den Thron her.

Endlich erſchien auch Philomene, ſie wurde in einer Sänfte getragen und war nach orientaliſchem Geſchmack gekleidet; das Porträt des Königs in Miniatur hing an einer Perlenſchnur auf ihrer Bruſt; ſie ſetzte ſich ſeitwärts und erwartete den König mit ſchmachtenden Blicken. Von Philothea ſahe und hörte man nichts. Die Jungfrauen ſchienen das zu billigen: denn ſie glaubten, von ihr würde doch die Rede nicht ſeyn.

Jetzt tönte die Poſaune, der König erſchien in einer ſolchen Majeſtät, welche die Blicke der Jungfrauen erſtarren machte und ſie bis zur Ohnmacht erſchreckte. Ihn begleitete eine Menge Herren und Damen, deren Glanz alle Augen blendete. Arſenia zitterte von ihrem Stuhl zurück und ſtellte ſich in eine Ecke an die Wand. Philomiſta ſchlich

in eine andere Ecke; Polypragmoſine bebte hinter die Reihe der Kinder, welche unſchuldig daſtanden und die große Herrlichkeit anſtaunten, und Philomene fand, daß ihr Medaillon auf der Bruſt nicht die geringſte Aehnlichkeit mit dem König hatte, und daß ſie nun auch nichts zu erwarten haben würde.

Nachdem ſich nun der König auf den Thron und ſeine Begleiter und Begleiterinnen auf Stühle im Kreis herum niedergeſetzt hatten, ſo wendete er ſich zu Arſenien und ſprach: Du biſt ſchon eine geraume Zeit Königin zu Adama geweſen, du brauchſt es alſo nicht mehr zu werden, entferne dich in ein anderes Land, ich bin nun ſelbſt hier und bedarf deiner nicht. Dann ſahe er Philomiſten bedeutend an und ſagte: Du biſt eine ſtrenge Richterin Anderer und hältſt dich für tüchtig zu herrſchen; du taugſt zur Königin nicht, denn du würdeſt eine Tyrannin ſeyn.

Nun kam auch die Reihe an Polypragmoſinen, die ſich noch immer etwas zutraute; zu dieſer ſprach der König: Du haſt nicht für mich, ſondern für dich gearbeitet, gehe und genieße Frieden in dem Bewußtſeyn edler Handlungen, ich werde dich dafür belohnen, aber Königin kannſt du nicht werden; denn du kennſt mich und die Grundſätze meines Reichs nicht. Philomene ſchlug die Augen nieder und erwartete nun auch ihr Urtheil; freundlich ſprach der König zu ihr: Du haſt dich getäuſcht in deiner Vorſtellung von mir, und dich in einer Liebe ohne Früchte geübt, die dir nun nichts nützt; werde Dienerin meiner Braut, der künftigen Königin. Hierauf befahl nun der König allen Vieren, bis zum Schluß der Entſcheidung da zu bleiben.

Jetzt trat ein ehrwürdiger, fürſtlicher Mann in den Saal; ſo wie ihn der König ſahe, ſtund er

vom Thron auf, ging ihm entgegen, umarmte und küßte ihn und ließ ihn dann neben ſich auf den Thron ſitzen. Dieſer Fürſt war ein naher Verwandter des Königs, der ſich ingeheim in der Gegend aufhielt, alles wohl beobachtete und jedem guten Rath ertheilte, der ſich an ihn wandte. Dieſes großen Mannes hatte ſich Philothea bedient und ſich genau nach ſeinen Vorſchriften gerichtet. Er hieß Theadelphus.

Dieſer große Mann ſprach nun zum König: Ich habe deiner Majeſtät eine Braut gebildet; ich hoffe, du wirſt mit ihr zufrieden ſeyn, ſie iſt draußen im Vorzimmer und erwartet deine Befehle. Nun befahl der König, daß auch dieſe hereinkommen ſollte. Dies wurde ihr angekündigt; nun kam Philothea, ganz einfach in ein ſchneeweißes Gewand gekleidet. Sie ſtand demüthig und ſchamhaft von ferne und ſahe den König ſeelenvoll an. Ihm wurde ſein Herz von Liebe zu ihr bewegt. Er ſtund auf, umarmte und küßte ſie und ſprach: Philothea, du haſt mir treu gedient und dich würdig gemacht, mit mir auf meinem Thron zu ſitzen; komm, du mußt nun auch als Königin gekleidet und gekrönt werden; wollt ihr drei Jungfrauen, Philomiſta, Polypragmoſine und Philomene, in die Dienſte eurer Königin treten, ſo ſteht das in euerm Willen, Arſenia aber kann ihr nicht dienen, ſie verfüge ſich nun an ihre angewieſene Stelle.

Des andern Tages hielt der König ſeinen Einzug in die Stadt. Alle Anhänger Azazels und Neophilens wurden verbannt und ins Elend verwieſen. Die Freunde Philotheens aber kamen zu hohen Ehren. Von dem an blieb Adama die Reſidenz des Königs Joſua und ihr Wohlſtand ſtieg aufs Höchſte.

Ein Geſpräch über die Gebets-Erhörungen.

A. Ich begreife nun einmal nicht, wie Gebets-Erhörungen möglich ſind.

B. Ich auch nicht; aber wollen Sie denn nur das glauben, was Sie begreifen können?

A. Dann würde ich ſchlecht wegkommen, denn es gibt gar vieles in der Natur, das ich nicht begreifen kann, und das dennoch wirklich da iſt. Es kommt hier nur darauf an, ob das, was man für Gebets-Erhörung hält, wirklich Folge des Gebets oder ein bloßer Zufall iſt.

B. Dies läßt ſich am beſten aus Beiſpielen erläutern: letzthin erzählte mir ein ſehr frommer Jüngling, er habe einmal an einer langwierigen Krankheit darnieder gelegen, nun ſey auch ſein Vater tödtlich krank geworden, ſo daß die Aerzte erklärt hätten, es ſey keine Rettung mehr für ihn. Dies habe ihn ſo erſchüttert, daß er aus ſeinem Bette gekrochen und zu ſeinem Vater geſchlichen ſey; mit trauriger Miene habe er ſeinen Vater angeſehen und ihn gefragt, wie er ſich befände; ohne die Augen zu öffnen, habe der kranke Vater nur das Wort — ſchlecht! — hervorgehaucht. Nun ſey er auf die Hausflur gegangen, ſey auf die Knie gefallen, und habe brünſtig um des Vaters Leben gebeten; hierauf habe er ſich wieder zum Kranken verfügt und ihn merklich beſſer gefunden, auch ſey er von dem an ſchnell geſund geworden.

A. Das nennen Sie eine Gebets-Erhörung?

B. Allerdings! der Sohn betete, und der Vater wurde geſund.

A. Gut! aber es kommt hier darauf an, ob das Geſundwerden Folge des Gebets war? — ich erkläre mir die Sache ſo: der Vater lag in der Kriſe,

in dem entſcheidenden Zeitpunkt, als der Sohn zu ihm kam, und als der Knabe gebetet hatte, war die Krankheit gebrochen, der Kranke befand ſich beſſer; folglich war es Zufall, daß das Gebet juſt mit der Geneſung zuſammentraf.

B. Was nennen Sie Zufall?

A. Ein zweckloſes Zuſammentreffen zweier Wirkungen, die keine Beziehung auf einander haben.

B. Ich werde Ihnen ein andermal beweiſen, daß es durchaus kein zweckloſes Zuſammentreffen verſchiedener Wirkungen, die keine Beziehung auf einander haben, alſo keinen Zufall geben kann. Doch das würde uns jetzt zu weit führen. Ich will mit obigem Beiſpiel noch ein Anderes verbinden, das in der Gegend, wo es ſich zugetragen hat, allgemein bekannt iſt: Eine Frau war viele Jahre bettlägerig und ſchwerlich krank. Einſtmals fand ihr Mann einen Trieb in ſich, in die Wochenpredigt zu gehen; er ging, und hörte eine Predigt über den Glauben des Cananäiſchen Weibes; er wurde dadurch ſo gerührt, daß er mit völliger Zuverſicht in ſeinem Gemüth zum Erlöſer flehte, und Ihn dringend bat, ſeine Frau geſund zu machen, und als er aus der Kirche nach Haus kam, fand er ſie geſund und in der Küche.

A. Iſt die Geſchichte wahr?

B. Ganz wahr mit allen Umſtänden; der ganze Ort, wo ſie geſchehen iſt, kann ſie bezeugen, ſie iſt dort allgemein bekannt.

A. Bei dem Allem kann ſie doch Zufall ſeyn; es traf ſich juſt ſo, daß der Mann gerade in dem Zeitpunkt in die Kirche ging und betete, als die Krankheit an ihrem Ziel war, die Frau wäre auch ohne das Gebet geſund geworden.

B. Ja! das kann man immer ſagen, der Fall iſt möglich, aber damit Sie doch hell und klar ſehen, wie unendlich ſchwer dieſe Möglichkeit wirklich werden kann, ſo will ich Ihnen dieſen ſogenannten Zufall durch einen empiriſchen Verſuch ganz deutlich vor Augen ſtellen; wir wollen zuerſt die Gebets-Erhörung des frommen Jünglings zu erläutern ſuchen: geſetzt, es hätte ihm einer 500 Kugeln von gleicher Größe, gleicher Schwere und gleich im Anfühlen in einem Sack an ſein Bette gebracht, und ihm geſagt: unter dieſen 500 Kugeln iſt eine weiße, 499 ſind ſchwarz. Nun iſt es der Wille Gottes, daß dein Vater geſund werden ſoll, wenn du auf den erſten Griff in den Sack die weiße Kugel triffſt. Der Knabe betet, greift in den Sack, und langt die weiße Kugel hervor. Wenn der Vater drei Wochen krank war, ſo betrug das 504 Stunden, in dieſen Stunden war nur Eine, in welcher der Sohn beten mußte, wenn das Gebet mit dem Zeitpunkt der plötzlichen Beſſerung zuſammentreffen ſollte. Nun bedenken Sie ſelbſt, wie höchſt ſelten ein ſolcher Fall iſt. Aber noch ſeltener und in Jahrtauſenden kaum einmal denkbar iſt dieſer Fall im zweiten Beiſpiel, die Frau war wenigſtens zehn Jahr krank geweſen, dieſe machen 3650 Tage aus; nun thue man wieder ſo viel Kugeln in einen Sack, unter denen nur eine weiße iſt; wenn nun wieder der Mann betet, und er bekommt im erſten Griff die weiße Kugel, halten Sie dann dieſe beiden Griffe, jenes Jünglings und dieſes Mannes, noch immer für Zufall, oder ſind es nicht vielmehr Gebets-Erhörungen?

A. Ich muß geſtehen, daß ich die Sache noch nicht aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet habe.

B. Wenn nun eine ſolche Gebets-Erhörung in

vielen Jahren nur einmal geſchähe, ſo würde ſie ſich dem Zufall nähern, aber jeder wahre Chriſt hat überzeugende Erfahrungen davon.

A. Ich denke über Ihre vorhin angegebenen Gleichniſſe mit den Kugeln nach, und je mehr ich nachdenke, deſto überzeugender kommen ſie mir vor.

B. Ich kann Ihnen dieſe Sache noch auf eine andere Weiſe anſchaulich machen: als die Kaiſerin Mutter von Rußland im Anfang der achtziger Jahre als Großfürſtin durch die Schweiz reiste und in Zürich war, ſo ging eine fromme Jungfrau, um einen ſehr frommen und berühmten Mann in der nämlichen Stadt zu beſuchen; als ſie vor die Thüre ſeiner Studirſtube kam, ſo hörte ſie ihn ſehr kläglich beten, und bemerkte zugleich, daß er in einer großen Geldnoth war, wie viel er aber brauchte, das erfuhr ſie nicht; ſie ſchlich ſich fort und ſchrieb einen Brief an die Großfürſtin, ohne weder ſich noch den Leidenden zu nennen. Die Großfürſtin gab Lavatern den Brief, mit dem Auftrag, ſich nach der Wahrheit der Sache zu erkundigen, und ihr dann nach Lauſanne zu ſchreiben. Lavater erkannte des Frauenzimmers Hand, ließ ſie kommen, und erfuhr nun mit Erſtaunen, wer der Leidende war. Er ſchrieb an die Großfürſtin, daß die Sache Wahrheit ſey. Während dem kam auch ein frommer armer Mann zu Lavatern, der fünfzig Gulden haben mußte, wenn er nicht aus dem Haus auf die Gaſſe geſetzt werden ſollte. Lavater verwies ihn zum Gebet. In ein paar Tagen ſchickte die Großfürſtin 50 neue Louisd'or, alſo 550 Gulden an Lavater. Dieſer ließ nun den leidenden Beter kommen und fragte ihn, wie viel er bedürfe? — Antw. 500 Gulden; die gab er ihm, und die 50 Gulden dem armen Bürger. War das Alles: das Gebet des

Leidenden, der Gang der Jungfrau zu ihm, das Kommen des armen Bürgers zu Lavater, daß die Großfürſtin juſt 50 Louisd'or beſtimmte, und daß dies Alles regelmäßig zu gehöriger Zeit und Stunde geſchah, ich frage Sie: war das Alles bloßer Zufall? — Daß die Geſchichte ſo ganz beſtimmt wahr ſeye, das läßt ſich durch gültige Zeugen unwiderſprechlich beweiſen.

A. Ich kann nichts dagegen einwenden, und doch nicht glauben.

B. Das begreife ich ſehr wohl.

Einige merkwürdige Anekdoten.

In den ſiebenziger Jahren des abgewichenen Jahrhunderts lebten in Duysburg am Rhein, fünf Stunden unterhalb Düſſeldorf, drei merkwürdige Männer: Gerhard Haſenkamp, Rektor am Gymnaſium daſelbſt, Collenbuſch, Doktor der Arzneigelehrtheit, und Henk, Prediger der evangeliſch-lutheriſchen Gemeinde. Alle drei waren theure Männer Gottes, innige Freunde untereinander, und auch meine ſehr lieben Freunde. Alle drei hatten gewiſſe ſonderbare Eigenheiten, die vielen kritiſirenden Chriſten und Nichtchriſten auffallend oder gar anſtößig ſchienen; der vernünftige wahre Chriſt aber fand gar oft, und ſogar immer etwas Anziehendes und Wohlgefälliges darinnen. Sie hatten lange mit dem theuren Mann Gottes, dem ſeligen Gerhard Ter Stegen der nur drei Stunden von Duysburg, zu Mühlheim an der Ruhr, wohnte, und am Ende der ſechziger Jahre geſtorben war, vertrauten Umgang gehabt. Mit einem Wort, es war mir innig wohl in ihrer Geſellſchaft; Collenbuſch kam

oft in die Gegend von Elberfeld, wir hatten oft Patienten zuſammen und waren ſehr gut miteinander. Haſenkamp kam auch, doch ſelten dahin, und dann beſuchte er mich, wir wechſelten auch Briefe miteinander; den frommen Prediger Henk aber ſah ich in Elberfeld nur einmal; ich hörte ihn über die Worte predigen: Jeſus Chriſtus, geſtern und heut, und derſelbe in Ewigkeit; dieſe Predigt vergeſſe ich nie, er predigte gewaltig, und nicht wie die Schriftgelehrten. Weiter unten werde ich Beweiſe davon anführen.

Haſenkamp war der älteſte Sohn eines wohlhabenden, ſehr rechtſchaffenen Kornhändlers in einer weſtphäliſchen Provinz. Da nun dieſer vortreffliche Anlagen und einen religiöſen Sinn bei ſeinem Gerhard entdeckte, ſo ließ er ihn Theologie ſtudiren; dies gelang auch vollkommen, denn er war ein grundgelehrter Mann, beſonders in den orientaliſchen Sprachen, und in dem Bibelſtudium war er einer der größten Forſcher; dies knüpfte ihn vorzüglich mit Doktor Collenbuſch zuſammen, welcher ebenfalls ſeine größte Freude an Erforſchung der Bibelwahrheiten hatte.

Haſenkamp wurde alſo Candidat, und als ſolcher Hauslehrer bei einem dortigen Poſtmeiſter. Nun predigte er auch zuweilen und zwar mit ungewöhnlicher Gründlichkeit, Ernſt und Eifer. Einſtmals, als der dortige Beamte eben in der Kirche war und Haſenkamp über die Geſchichte predigte, wie Johannes der Täufer dem Herodes in's Angeſicht ſagte: es iſt nicht recht, daß du deines Bruders Weib haſt, ſo wendete ſich der junge Prediger gegen das Ende ſeiner Predigt gegen den Beamten und ſagte: es iſt auch nicht recht, daß Sie eine Maitreſſe haben. Welch' ein Auf-

ſehen dieſer kühne Streich machte, das läßt ſich leicht denken; der Erfolg war, daß ihn der Beamte gleich nach der Predigt ins Gefängniß werfen ließ. Der Poſtmeiſter ließ ihn aber da nicht nothleiden, ſondern verpflegte ihn treulich. Der ganze Vorgang wurde indeſſen nach Berlin an den König Friedrich den Zweiten berichtet; dieſem gefiel das Betragen des Candidaten, und er befahl, man ſolle ihn los- und ſo oft predigen laſſen, als er wolle. Der Beamte ließ ihn zwar aus dem Gefängniß wieder in ſeinen Dienſt gehen, als er aber wieder predigen wollte, ſo fand er die Kanzel mit einer Wache beſetzt; er rief alſo in die Kirche hinein: Laßt uns zu Ihm hinausgehen vor das Thor und ſeine Schmach tragen; damit wanderte er hinaus auf den Kirchhof, ſtellte ſich auf einen Grabſtein, und die Gemeinde verſammelte ſich um ihn her; nun predigte er mit Kraft und Wärme.

Die älteſte Tochter des Poſtmeiſters, die Haſenkamp auch unterrichtete, hatte es auch im Studium der alten Sprachen weit gebracht, ſie liebte ihren frommen Lehrer, denn ſie war eine herrliche Seele, und als er Rektor in Duysburg wurde, ſo heirathete er ſie; wenn er nun zuweilen eine Stunde abgehalten wurde, ſo ging die Frau Rektorin in die Klaſſe und ſetzte den Unterricht fort; dabei war ſie aber die beſcheidenſte, liebenswürdigſte und häuslichſte Frau, und in allem Betracht eine wahre Chriſtin.

Haſenkamp war ein freier unpartheiiſcher Forſcher der Wahrheit; was er in der Bibel fand, das paßte er nicht erſt den Symbolen der Dordrechter Synode an (er war reformirt), ſondern er brachte es ſo, wie er es fand, auf die Kanzel und auf ſeinen Lehrſtuhl. Wenn er nun zu Zeiten predigte, ſo konnte die Kirche nie die Zuhörer alle faſ-

ſen, denn Jeder wußte, daß man wieder etwas Wichtiges lernen würde; zugleich predigte er aber auch ſehr rührend und erbaulich. Die Jülich- und Bergiſche Geiſtlichkeit, die damals noch ſtreng an der Dordrechter Synode hing, die unbedingte Gnadenwahl u. dergl. glaubte und predigte, und alſo unmöglich mit Haſenkamps Grundſätzen zufrieden ſeyn konnte, zog ihn mehrmals vor ihren Richterſtuhl; allein keiner war ihm gewachſen, er ſetzte ſie Alle feſt; ſie richteten weiter nichts aus, als daß ihm das Predigen verboten wurde. Der König Friedrich von Preußen aber glaubte, daß er mehr zu befehlen habe, er befahl alſo, Haſenkamp ſolle predigen ſo viel als ihm beliebte. Bei aller ſeiner ungeheuchelten Frömmigkeit hatte er oft komiſche Einfälle: In der Gegend von Elberfeld entſtand damals eine wichtige Streitigkeit wegen eines Kirchenbau's, wobei auch der Satan ſehr geſchäftig war; über dieſen Gegenſtand ſchrieb ich an Haſenkamp, und gedachte in dieſem Schreiben des Satans auf eine etwas ſpöttiſche Art. Hierauf antwortete er: Hüten Sie ſich, den Satan zu läſtern, denn auch er iſt Majeſtät. Hier hatte er den 9ten Vers des Briefs Judä im Sinn. Wenn im Leben des Chriſten ſo etwas vorkam, in dem man die göttliche Dazwiſchenkunft nicht verkennen konnte, ſo pflegte er zu ſagen: das iſt eine Kabinets-Ordre Jeſu Chriſti. Daß dieſer verklärte Gottmenſch unumſchränkter Weltregent ſey, und daß er durch Engel und Geiſter ſeine Beſchlüſſe ausführe, das war ihm eine ausgemachte Sache; und er hatte recht.

Als der alte ehrwürdige Profeſſor Withof auf dem Sterbebette lag, und keine Hoffnung mehr zu ſeiner Geneſung war, ſo beſuchte ihn auch Haſen-

kamp und unterhielt ihn mit herzerhebenden erbaulichen Geſprächen. Endlich fing er an: Herr Profeſſor! Sie werden nun bald hinüber kommen in's Land des Friedens. Dort iſt auch mein Vater, er war ein ehrlicher frommer Kornhändler; wenn Sie ihn ſehen, ſo grüßen Sie ihn von mir; ſagen Sie ihm, ich ſey lateiniſcher Schullehrer in Duysburg (den Namen Rektor kennt man dort ſchwerlich) und hätte meine beiden Brüder auch die Gottesgelehrtheit lernen laſſen, ſie ſeyen auch fromm und brav. Der todtkranke Mann mußte lachen über den ſonderbaren Auftrag. Bei Haſenkamp war das alles nicht geſucht, oder muntere Laune, ſondern ernſtliche Folge ſeiner Grundſätze, ob er gleich auch ſonſt kein Kopfhänger war. Er konnte auf eine anſtändige Art munter ſeyn.

Seine vielfältigen Anſtrengungen zogen ihm, bei ſeiner ohnehin ſchwachen Bruſt, endlich die Auszehrung zu. Als es bald mit ihm zu Ende ging, ſo beſuchte ihn ein Elberfelder Freund; dieſer fand ihn im Armſeſſel und ſeine Frau neben ihm. Auf die Frage, wie er ſich befinde, antwortete er mit hohler Stimme: Ich bin am Einpacken — gerührt ſprach der Freund: wie iſt Ihnen dabei zu Muth, Frau Rektorin? ſie antwortete Thränen lächelnd: ich helfe einpacken.

Als es zum Ende ging, ſo lag der liebe Kranke ganz ſtill, ohne etwas zu ſprechen. Endlich rief er mit ſtarker Stimme Hallelujah! — mit dieſem Wort hauchte er ſeine Seele in die Arme ſeines Erlöſers. Herrliche Menſchen! wie werde ich mich freuen, wenn ich euch dereinſt bewillkommen kann! — Im Jahr 1773 im Herbſt hatte ich eine ſehr

leidensvolle Zeit: und ich wurde genöthigt, nach Duysburg zu reiſen, um von der dortigen mediciniſchen Facultät ein Reſponſum zu holen, womit ich mich gegen Beſchuldigungen, die man mir in Düſſeldorf machte, vertheidigen mußte. Ich ritt alſo von Elberfeld nach Düſſeldorf, um mich zu vertheidigen, denn es war um Ehre und Brod zu thun; da ich aber dort mißhandelt wurde, ſo ritt ich Nachmittags um drei Uhr fort nach Duysburg; da ich nun dort keinen Gaſthof kannte, ſo ſtieg ich vor Haſenkamps Haus ab; es war im November, und finſtere Nacht als ich ankam, der Rektor hörte das Pferd vor der Thür auf den Boden ſtampfen; er kam alſo ſelbſt mit einem Licht, machte die Thür auf und leuchtete mir in's Geſicht; als er mich erkannte, ſo ſagte er: komm herein du Geſegneter des Herrn! warum ſteheſt du draußen? Ich folgte der Einladung, und herbergte bei ihm. Natürlicher Weiſe fragte er nach der Urſache einer ſo beſchwerlichen Reiſe in der rauhen Jahrszeit; ich erzählte ihm alles; nun fragte er mich: Haben Sie auch ernſtlich gebetet? — Dies ſchlug mir an's Herz, denn in der Noth, Angſt und vielen Zerſtreuungen war das freilich nicht ſo geſchehen, wie es hätte geſchehen ſollen; allein nun betete er mit einem ſolchen Ernſt und Nachdruck, daß es mir durch die Seele drang.

Des andern Mittags, als ich meine Sachen beſorgt hatte, und wir mit einander zu Tiſche ſaßen (Collenbuſch war auch eingeladen), ſo bemerkte Haſenkamp, daß eine Sänfte vor der Thür der lutheriſchen Kirche ſtand, er rief überlaut: Henck predigt, wir müſſen in die Kirche gehen; dies war mir beſonders recht, denn ich hatte viel von dieſem vortrefflichen Mann gehört, ihn aber noch nie ge-

ſehen. Während dem Hingehen bemerkte der Rektor, wir müßten uns ja in Acht nehmen, daß uns Henck nicht bemerkte, damit er in ſeinem einfachen natürlichen Vortrag nicht geſtört würde. Wir ſchlichen alſo neben der Kirchthür in einen Gitterſtuhl, wo uns Niemand ſehen konnte. Henck hatte einen gebrechlichen Fuß, er hinkte, und ging in ſeinem hohen Alter ſehr beſchwerlich, er ſaß alſo auf der Kanzel. Jetzt hielt er eine Vorbereitungs-Predigt zum heiligen Abendmahl über die Worte: ziehet Jeſum Chriſtum an; aber welch' eine Predigt! Kraft, Gnade und Salbung ſtrömten aus dem Mund des apoſtoliſchen Greiſen. Gegen die Mitte der Predigt zog er ein Buch aus der Taſche und ſagte: über dieſen Gegenſtand hat ſich eine erleuchtete franzöſiſche Dame vortrefflich ausgedrückt; nun las er das Franzöſiſche, und erklärte es dann auf deutſch; ich merkte gleich, daß es eine Stelle aus den Schriften der Madame Guyon war. Etwas ſpäter ſagte er: damit wir nicht träge werden, laßt uns ein Verschen ſingen; dann gab er dem Vorſänger an, was geſungen werden ſollte. Dies geſchah, und nun predigte er fort in einem ſchönen, aber ſehr verſtändlichen Styl, in hochdeutſcher Sprache; aber nun ſtand er auf und ſagte: es ſind noch viele alte Mütter und gute fromme Seelen zugegen, die mich wohl nicht ganz verſtanden haben, met denen maut ick plattdütsch küren, ick maut ihnen seggen, wie men Jesum Christum antrecken maut. D. i. mit denen muß ich plattdeutſch (niederſächſiſch) ſprechen, ich muß ihnen ſagen, wie man Jeſum Chriſtum anziehen muß. Dies geſchah nun mit einer ſolchen Würde, Herzlichkeit und Einfalt, daß die ganze Gemeinde tief

gerührt weinte, und uns dreien floßen auch die Thränen reichlich. Nachdem die Predigt aus war, ſo wurde geſungen, wo jetzt aber Henck geblieben war, das konnten wir nicht ausfindig machen; endlich bemerkten wir, daß er zwiſchen der Gemeinde und dem Communion-Tiſch, gegen dieſen mit dem Geſicht gerichtet, knieete. Als der Geſang aus war, ſo zog er ſein ſchwarzes Käppchen ab, reckte beide Hände gen Himmel und betete; ſo habe ich nie beten gehört, es war, als ob man das Wehen des Geiſtes Gottes empfände; ſo knieend ſtimmte er einen Vers aus einem Lied an, ſang es ſelbſt vor, und ſo knieend ſprach er auch den Segen.

Wir beſuchten den Abend alle drei den apoſtoliſchen Mann, er war ſehr heiter und unterhielt uns auf die angenehmſte und erbaulichſte Weiſe. Nachher habe ich ihn nur noch einmal in Elberfeld geſehen und, wie oben gemeldet, auch predigen gehört.

Man kann leicht denken, daß mir nun auch daran gelegen war, die Geſchichte dieſes merkwürdigen Mannes zu wiſſen; ſie wurde mir auch erzählt, und was ich davon behalten habe, das theile ich hier mit.

Die Stadt Duysburg und die Univerſität waren ganz reformirt; nach und nach hatten ſich auch Lutheraner dahin gezogen, die gerne ihren eigenen Gottesdienſt haben wollten. Dieſer wurde ihnen geſtattet; die angehende Gemeinde war aber noch klein und arm, ſie wählte alſo einen armen Candidaten zu ihrem Pfarrer, und dieſer war Henck. Seine fixe Beſoldung beſtand aus hundert Thalern, und die Univerſität räumte ihm das große theologiſche Auditorium, welches ſie nicht mehr brauchte, zur Kirche ein. So arbeitete er viele Jahre im Segen fort, ohne eine Erhöhung ſeines Gehalts zu erwarten und zu bekommen; wie er aber von jeher ein muthiger Glaubensheld war, ſo wagte er es doch, zu

heirathen: er wählte ſich eine ſehr fromme Perſon, die ſich zu ihm ſchickte, mit der er aber nie Kinder hatte. Ich ſah ſie als ein altes Mütterchen, ſie war in ein brauntüchenes Wammes gekleidet, und ihr Rock war von eben dieſem Stoff, auf ihrem, vom Alter und vielen Leiden ſchneeweiß gepuderten Kopf trug ſie eine feine weiße Ziehhaube. Sie war eine ehrwürdige Perſon, die zu ihm paßte.

Bei ihrem ſehr ſparſamen Einkommen mußten ſie nun auch noch, in Ermanglung eines Pfarrhauſes, zur Miethe wohnen, und auch noch die Miethe bezahlen. Daß es ihnen manchmal ſehr nahe und das Waſſer bis an die Seele ging, das läßt ſich leicht denken, aber Hencks Glaube war ſo ſtark und unüberwindlich, daß er niemals ſtecken blieb. Er ſchlug ſogar alle Berufe auf andere einträgliche und oft ſehr anſehnliche Pfarreien aus, denn er ſagte: wenn ich hier weggehe, ſo bekommt die arme Gemeinde keinen an meine Stelle.

Unter den vielen wunderbaren göttlichen Durchhülfen, welche Henck erfuhr, wähle ich nur eine aus, die mir jetzt gerade einfällt. Sein Hausherr war in Anſehung der Hausmiethe ſehr ſtreng, ſie mußte auf den beſtimmten Tag bezahlt werden, oder er wurde grob; nun traf ſich's einſtmals, daß dieſer ſorgenvolle Tag herannahte, und Henck wußte keinen Heller zur Miethbezahlung aufzutreiben. Nun hatte ihm eine fromme Dame in der Gegend von Aachen zu Zeiten ein Röllchen Dukaten geſchickt, weil ſie ſeine Lage wußte. Jetzt, da es die höchſte Zeit war, bekam er einen Brief von ihr, in dem ſie ihm ſchrieb und einen Tag beſtimmte, an welchem ſie durch Duysburg nach Pyrmont reiſen, des Mittags mit ihm ſpeiſen, ihn über ein und anderes zu Rath ziehen, und ihm auch dann ihren kleinen

Beitrag entrichten würde. Das gute Ehepaar lobte und dankte Gott, daß er abermal wieder den ſchweren Stein von ihrem Herzen weggehoben hatte. Der erwünſchte Tag kam; die Frau Pfarrerin war geſchäftig, ein gutes Mahlzeitchen zu bereiten, und der Herr Pfarrer zog ſeinen beſten Rock an, um den Engel der Hülfe anſtändig zu empfangen. Statt deſſen aber kam ein Bauer vom Lande, der eine ſtarke Stunde entfernt wohnte, und ſagte mit traurigen Mienen: Herr Paſtor! meine Frau liegt am Sterben, und ſie verlangt ſo ſehr nach Ihnen, kommen Sie doch geſchwind zu ihr. Das war ein Donnerſchlag für den armen Mann; die Dame erwartete er jeden Augenblick — ging er nun weg, ſo könne ſie ihn nicht ſprechen; indeſſen er folgte dem Ruf und ging mit dem Bauern; er hatte aber genug zu thun, daß er ſeinen Verdruß und Unmuth bekämpfte. Als er etwa drei Viertelſtunden des Wegs zurückgelegt hatte, ſo kam er an eine Landſtraße, eine Kutſche kam daher gerollt, ſie hielt ſtill, die Dame guckte zum Schlag heraus, rief dem Herr Pfarrer, reichte ihm ſein Röllchen Dukaten, und beklagte, daß ſie für diesmal einen andern Weg hätte nehmen müſſen. Henck empfing das Geſchenk mit inniger Scham vor Gott darüber, daß er mürriſch geweſen war. Hätte er ſeine Seelſorger-Pflicht nicht befolgt, ſo wäre er diesmal ſtecken geblieben. Lehrreich und herrlich iſt dieſe Geſchichte.

Während dem ſiebenjährigen Krieg lag ein Regiment Huſaren zu Duysburg im Winterquartier. In demſelben befand ſich einer, der wie ein eingefleiſchter Satan wüthete und tobte, überall, wo er in's Quartier verlegt wurde, da konnten es die Leute nicht aushalten. Er wurde geſtraft, geprügelt und gefangen geſetzt, das half aber alles nichts, er war

wie wüthend, beſonders wenn er etwas getrunken hatte. Einſtmals, an einem Morgen, ſtand Henck am Fenſter und hörte den Huſaren auf dem Markt entſetzlich fluchen, wüthen und mit dem Säbel in's Pflaſter hauen und wetzen. Ein heiliger Eifer durchdrang den Pfarrer, er zog ſeinen ſchwarzen Rock an, nahm ſeinen Stock in die Hand, ging auf den Markt, ſchlug den Huſaren mit der rechten Hand auf die Schulter, und ſprach ſehr ernſt, mit ſtarker Stimme: Im Namen Jeſu Chriſti ſage ich dir, ſtecke dein Schwert in die Scheide! Der Huſar ſtarrte ihn an, fluchte, hub den Säbel auf und ſchimpfte fürchterlich. Henck wiederholte obige Worte noch ernſthafter, jetzt ſank der Huſar zu Boden und rief mit lauten Thränen: Herr Pfarrer! was ſoll ich thun? — Henck nahm ihn mit ſich in ſein Haus, und ſagte ihm ſo wirkſam, was er thun müſſe, daß er von dem Augenblick an ein ganz anderer Menſch und ein wahrer Chriſt wurde, er hat ſich nachher verheirathet, wo ich nicht irre, in Duysburg, und führte ein ächt chriſtliches Leben.

Noch einen Charakterzug von Henck muß ich erzählen, der mir viele Freude machte: Unter der Cleviſchen Geiſtlichkeit, zu welcher auch Henck gehörte, war etwas Schändliches vorgegangen, welches allenthalben bekannt wurde und viel Aergerniß verurſachte; dies ſollie nun auf der nächſten Synode unterſucht werden, und dem Paſtor Henck wurde die Synodal-Predigt aufgetragen. Am beſtimmten Tag kamen die Leute aus der Nähe und Ferne, um zu hören, wie er die Herren Prediger zurechtweiſen und ihnen tüchtig die Wahrheit ſagen würde. Henck predigte vortrefflich über den ihm vorgeſchriebenen Text, berührte aber mit keinem Worte, nicht von Ferne, die oben erwähnte Sache. Am Ende der

Predigt ſagte er: Ich habe auch noch ein Wort der Liebe meinen Herren Amtsbrüdern zu ſagen, dies ſoll aber in lateiniſcher Sprache geſchehen, und nun hielt er auch noch eine treffliche Rede in dieſer Sprache und ſagte derbe Wahrheiten. Jetzt ſchlich ſich das neugierige Publikum fort, und Hencks Lob wurde allenthalben hoch gefeiert. Der Doktor Collenbuſch war in ſeinem Umgang ein ſehr angenehmer, freundlicher und höflicher Mann, von Herzen fromm und ein außerordentlich eifriger Bibelforſcher. Man kann ihn und ſeine Grundſätze am beſten aus ſeinen Schriften, die nach ſeinem Tod herausgekommen ſind, kennen lernen. Der Titel iſt: Erklärung bibliſcher Wahrheiten von Herrn Samuel Collenbuſch, weiland praktiſcher Arzt in Barmen, Elberfeld 1813, gedruckt und zu haben bei J. C. Eyrich, wie auch bei Heinrich Büſchler, Buchhändler. Haſenkamp und Collenbuſch waren des ſeligen Lavaters vertraute Freunde.

Eine merkwürdige Anekdote, den Apoſtel Paulus betreffend.

In der Lebens- und Martergeſchichte der heiligen Thekla wird etwas von Paulus erzählt, das ich meinen Leſern mittheilen muß. Als Paulus und Barnabas, nach Apoſtelgeſch. 13., nach der Stadt Ikonien reisten, ſo geſellten ſich Demas und Hermogenes, der Schmied, zu ihnen; Paulus kannte ſie wohl, er wußte, daß ſie es nicht redlich meinten, doch ging er freundlich mit ihnen um und ließ ſich nichts merken. Nun war aber zu Ikonien ein Mann Namens Oneſiphorus,

welcher, als er hörte, daß Paulus käme, mit ſeiner Ehefrau Lektra und ſeinen Söhnen Simmia und Zeno ihm entgegenging, um ihn zu bitten, daß er bei ihm einkehren möchte. Titus hatte ihnen ſchon erzählt, wie des Paulus Geſtalt beſchaffen wäre; denn perſönlich kannten ſie ihn noch nicht, ſondern nur dem Geiſte nach. Sie gingen alſo auf die Hauptſtraße gegen Lyſtra zu und warteten daſelbſt auf ihn, ſie ſahen auch alle, die vorübergingen, genau an. Endlich ſahen ſie Paulum daher kommen, klein von Statur, mit einem kahlen Kopf, krummen Beinen und dicken Waden, großen Augbraunen und einer gebogenen Naſe. Sonſten war er anzuſehen voll von göttlicher Gnade; ja bisweilen hatte er gleichſam ein engliſches Angeſicht. Da nun Paulus den Oneſiphorus ſah, wurde er darüber hoch erfreut; dieſer grüßte den Apoſtel mit den Worten: Sey gegrüßet, du Knecht des Hochgelobten! Paulus antwortete: Gnade ſey mit dir und deinem Hauſe. Demas und Hermogenes wurden ärgerlich, ſo daß der Erſte zum Oneſiphorus ſagte: Sind wir denn keine Knechte des Hochgelobten, daß du uns nicht auch grüßeſt? Jener verſetzte: Ich ſehe an Euch die Frucht der Gerechtigkeit nicht; ſeyd Ihr aber ſolche, ſo kommt auch Ihr in mein Haus und ruhet aus.

Paulus mit ſeiner Geſellſchaft kehrte bei dem Oneſiphorus ein; gegen dem Hauſe über befand ſich ein junges Mädchen, Namens Thekla, das bei ſeinen Eltern wohnte und durch Paulum bekehrt wurde, ſie wurde hernach die berühmte und erſte Märtyrin des weiblichen Geſchlechts, ſo wie Stephanus der erſte Blutzeuge des männlichen war.

Auszug aus einem merkwürdigen Brief des Herrn Baron von Salza, königlich ſchwediſchen wirklichen Kammerherrn zu Söderköping in Schweden, vom 4. December 1812.

Ich empfing dieſen Brief am Schluß des verfloſſenen 1812. Jahrs; und da der Herr Verfaſſer mir ausdrücklich ſagt, ich möchte die Geſchichte bekannt machen, ſo trag ich auch kein Bedenken, es zu thun. Nachdem er mir Verſchiedenes von ſeinen Reiſen, ſeiner chriſtlichen Geſinnung und andern Umſtänden eröffnet hat, ſo fährt er nun fort:

Ich hatte den 24. Juni 1799 bei einem meiner Nachbarn einen Beſuch gemacht und kam um Mitternacht nach Haus, um welche Zeit es im Sommer in Schweden ſo hell iſt, daß man jede Schrift leſen kann. Als ich auf unſerm Gut, Dienſtdorp genannt, ankam, ſo begegnete mir vor dem Hofthor mein Vater in ſeinen gewöhnlichen Kleidern, mit einem Stock in der Hand, den mein Bruder mit Schnitzwerk ausgeziert hatte. Es war ſehr licht und ich ſah alles deutlich, ich erſchrak nicht, denn ich glaubte wirklich, es wäre mein Vater; ich grüßte ihn und unterredete mich lange mit ihm; dann gingen wir zuſammen ins Haus und auf ebenem Boden in die Stube; ſo wie ich in die Thür hineintrat, ſo ſah ich meinen Vater ganz ausgekleidet im Bett in tiefem Schlaf liegen und die Erſcheinung war fort. Bald wachte er auf und ſah mich mit forſchenden Blicken an; mein Eduard! ſagte er, Gott ſey gelobt, daß ich dich ſehe, denn ich war in einem Traum um deinetwillen ſehr beſorgt, denn es kam mir vor, du

ſeyeſt in den Fluß gefallen und in Gefahr zu ertrinken.

Ich war ſehr beſtürzt, als ich meinen Vater in ſeinem Bette ſchlafend antraf: denn ich ſah nun die Erſcheinung als eine Botſchaft ſeines nahen Todes an, er lebte aber hernach noch drei Jahre. Jetzt erzählte ich ihm nun, was mir paſſirt war, nämlich: daß er mir erſchienen ſey und daß ich Verſchiedenes mit ihm geſprochen hätte; hierauf antwortete er mir: dies ſey ihm oft begegnet.

Merkwürdig aber iſt, daß ich an dem nämlichen Tag mit dem Freund, den ich beſuchte, an den Fluß gegangen war, um Krebſe zu fangen, und es war wirklich nahe daran, daß ich in den Strom fiel.

Daß dieſes alles Wahrheit iſt, bezeuge ich auf meine Seele, und wenn Sie dieſe Erzählung bekannt machen, ſo geſchehe es unter meinem Namen, denn ich ſchäme mich nicht, die Wahrheit zu bekennen. Ich weiß viele wahrhafte Geſchichten aus der Geiſterwelt, die ſo ſicher bewieſen ſind, daß man nicht daran zweifeln kann; wenn es Ihnen Vergnügen macht, ſo will ich ſie Ihnen bekannt machen. Die Freidenker laſſen wir lachen und die Abergläubigen erſchrecken, wir aber wiſſen, daß es für den Forſcher der Wahrheit und für den wahren Chriſten ſehr nützlich iſt, mit der Geiſterwelt bekannt geworden zu ſeyn. In den vorigen Zeiten glaubte man zu viel, aber in dieſen Zeiten, in dieſem ſchrecklichen Jahrhundert iſt alles, was nur Glaube heißt, erloſchen: der Heiland iſt nicht, die Verſöhnung iſt verwilderter Unverſtand, die Stimme der Vernunft iſts allein, der man folgen muß, und nicht der Offenbarung, ſo ſprechen die Unſeligen unſrer Zeit: denn das Licht des Leuchters auf dem Altar des Herrn iſt nahe am Erlöſchen, und die erſchrecklichſte

Finſterniß kommt gewiß über unſer Land. Selig ſind die, die im Glauben feſtſtehen! u. ſ. w.

Wenn irgend Jemand glauben ſollte, der Baron von Salza ſey ein Swedenborgianer, ſo verſichere ich, daß er das nicht iſt, er gehört zu keiner Sekte oder Parthei, ſondern er iſt weiter nichts als ein frommer, rechtgläubiger Lutheraner.

Folgenden Brief ähnlichen Inhalts theile ich auch meinen Leſern mit, ich kenne die ganze Familie, Eltern und Kinder, und bürge für die Wahrheit, inſofern man auf die Erzählung eines frommen, Gott und die Wahrheit liebenden Herzens bauen und trauen kann. Eine liebe Freundin aus S.... ſchrieb mir im vorigen Jahr Folgendes:

Mein Bruder J. H. C.... wurde von einem gewiſſen regierenden Herrn im O......iſchen als praktiſcher Arzt angeſtellt, und ihm zugleich der Titel als Hofrath wegen ſeiner beſondern Geſchicklichkeit ertheilt. Dort lebte er ungefähr vier ganze Jahre, wo er ſich dann nahe am Ende des vierten Jahrs auf das Verlangen meines nunmehr verſtorbenen Vaters entſchloſſen hatte, wieder nach H.... zurückzukehren, um ſowohl demſelben, wie auch den Seinigen nützlich zu ſeyn. Sehnſuchtsvoll ſahen wir mit jeder Woche ſeiner Ankunft entgegen, aber vergebens — während dieſer hoffnungsvollen Erwartung, meinen Bruder bald umarmen zu können, träumte mir in einer Nacht, kurz vor Weihnachten, mein Bruder ſäße zu Pferd und ſagte mir, er ſey auf einer Reiſe, er wolle mir daher noch verſchiedene Beſtellungen an meine Eltern auftragen — ich bemerkte, daß mir ſeine Geſichtsbildung ganz fremd vorkam und fragte ihn, warum er in ſeinem Geſicht ſo ſchwarzblau ausſehe? — da gab er mir zur Antwort: das verurſache ſein neu angezogener Mantel,

welcher mit Indigo gefärbt ſey. Hierauf reichte er mir ſeine Hand, und indem ich ihm die meinige geben wollte, ſo ſchlug das Pferd aus, ich kam hierüber in Angſt und erwachte. Nicht lange nach meinem Erwachen öffnete ſich die Thür meiner Stube, es kam Jemand vor mein Bett und zertheilte den Vorhang, wo ich die natürliche Geſtalt meines Bruders in ſeinem Schlafrock erblickte. Hier blieb er einige Minuten ſtehen, ging an den Tiſch, nahm die Lichtputze und ließ ſie fallen, und nun ſchloß ſich die Stubenthüre wieder zu. Furcht, Angſt und Schrecken überfielen mich ſo ſehr, daß ich in meinem Bette nicht mehr bleiben konnte. Ich bat meine älteſte Schweſter, welche dieſe Scene mit angeſehen hatte, ſie möchte mich doch, da ich zu meinen Eltern gehen wollte, begleiten. Beim Eintritt in die Stube meiner Eltern ſtutzte mein Vater und fragte mich nach der Urſache meines nächtlichen Kommens, ich bat ihn, er möchte mich doch mit der Antwort bis auf den kommenden Morgen verſchonen, mir aber nur erlauben, dieſe Nacht bei ihm zu bleiben, welches er mir auch erlaubte. Sobald ich des Morgens erwachte, mußte ich meinen Eltern das Vorgefallene erzählen, welches meine älteſte Schweſter bekräftigte. Meinem Vater, der, wie bekannt iſt, kein abergläubiger Mann war, kam denn doch dieſe Geſchichte ſo merkwürdig vor, daß er ſich die Nacht und Stunde aufzeichnete. Ungefähr drei Wochen nachher erhielt mein Vater die traurige Nachricht von dem Abſterben meines Bruders; ſo ergab es ſich, daß er in der nämlichen Nacht und Stunde an einer epidemiſchen Krankheit, worin er erſtickt und ſein Geſicht ganz ſchwarz geworden, geſtorben war. Er hatte in den letzten Tagen ſeiner Krankheit beſtändig von den Seinigen

geſprochen, und nichts ſehnlicher gewünſcht, als mich noch einmal ſprechen zu können.

S. den **24**. Juli **1811**. A. M. F....
geb. C....

Die erſte ſchwediſche Geſchichte gehört in die Klaſſe derjenigen, welche beweiſen, daß der inwendige Menſch, die Seele, welche aus dem vernünftigen Geiſt und einer ätheriſchen Hülle, mit welcher er innig verbunden iſt, beſteht, bei gewiſſen Menſchen, deren Organiſation dazu geeignet iſt, auf eine kurze Zeit verlaſſen und in denſelben wieder zurückkehren kann. Man hat mich wegen der, in meiner Theorie der Geiſterkunde erzählten merkwürdigen amerikaniſchen Geſchichte geſchimpft, verlacht und verläſtert, und doch iſt das alles wahr und in der Natur des Menſchen gegründet. Ich könnte eine Menge unwiderlegbarer Beweiſe davon anführen. Es iſt eine der merkwürdigſten Erſcheinungen in unſern Zeiten, daß nicht nur Neologen, Naturaliſten und Freidenker, ſondern mitunter auch rechtgläubige Chriſten mit beiden Händen wehren, daß man ja ſolche Geſchichten nicht erzählen, ja nicht davon reden und bei Leibe nicht allgemein bekannt machen ſolle. Ich frage hier feierlich, kühn und muthig in der Gegenwart Gottes: — Warum nicht? — Wenn es der Herr geſchehen läßt, daß ſich unſern Sinnen etwas Ungewöhnliches und Merkwürdiges darſtellt, ſo werden wir doch nachforſchen dürfen, was uns der Beherrſcher der Natur damit ſagen will. — Wenn Steine vom Himmel fallen, oder wenn man in den dreien Reichen der Natur, oder am Himmel, überhaupt in der Körperwelt, etwas Neues bemerkt, mit welcher Begierde, mit welcher Anſtrengung bemühen ſich dann die Naturforſcher, auf den Grund zu kommen und neue Ent-

deckungen zu machen, und das mit Recht; — ſobald aber von Erſcheinungen aus der überſinnlichen oder Geiſterwelt die Rede iſt, dann widerſtrebt man mit aller Macht, man will nicht hören, nicht ſehen, man widerlegt nicht, ſondern man ſchimpft und ſpottet. Was iſt wohl die wahre Urſache dieſes unbegreiflichen Betragen? — Man ſagt: um den Aberglauben nicht aufkommen zu laſſen! Aber iſt das denn Aberglauben, wenn ich etwas ſehe oder ſinnlich empfinde, das ungewöhnlich iſt oder meinem Vernunftſyſtem widerſpricht, und ich bin nun überzeugt und glaube es? Aberglauben iſt es dann, wenn ich ſolche Erſcheinungen mißbrauche und zu etwas anwende, wozu ſie nicht geeignet ſind.

Die wahre Urſache iſt vielmehr bei unſern Philoſophen nach der Mode die Ueberzeugung, daß ihr ganzes Syſtem falſch iſt, wenn es wahre Geiſter-Erſcheinungen gibt; und wenn rechtgläubige Chriſten ebenfalls dagegen kämpfen, ſo iſt das bei ihnen der Grund: weil es ihren einmal angenommenen Symbolen entgegen iſt. Dürfen aber Symbolen der Wahrheit widerſprechen?

Es iſt merkwürdig, daß ſogar auch ein berühmter Heide ein Beiſpiel anführt von Einem, deſſen Seele auf eine Zeitlang den Körper verlaſſen und dann in denſelben wieder zurückkehren konnte. Ein ſehr lieber und gründlich gelehrter Freund ſchrieb mir den 2. Juni 1812 Folgendes:

Ehe ich noch einen Brief von Ihnen habe, zeichne ich Ihnen, um es nicht zu vergeſſen, folgende Stelle über die Exiſtenz der Seele außer dem Leibe aus **Plin. Hist. nat. VII. 53.** auf, wobei zu bemerken, daß dieſer Plinius der Aeltere der epikuräiſchen Meinung vom Untergang der Seelen im Tod

zugethan, folglich hier ſehr unpartheiiſch war; er ſagt: „Wir finden unter andern ein Beiſpiel, daß des Hermotimus von Klazomenä Seele mit Verlaſſung ihres Körpers herumzuirren gepflegt habe, und mittelſt ihrer Wanderungen Vieles aus der Ferne zu berichten, was Niemand als einem Anweſenden bekannt ſeyn konnte, während ſein Körper halb todt dagelegen habe, bis daß ſeine Feinde (welche Cantharíten hießen) ſolchen verbrannt und der wiederkehrenden Seele gleichſam den Rückzug genommen.“ So weit Plinius und der mittheilende Freund.

Es war ein ſchlimmer Streich von den Cantharíten, daß ſie des armen Hermotimus Leib verbrannten, während dem daß ſeine Seele abweſend war.

Die in dieſer Hinſicht merkwürdige Stelle 2. Kor. 12, V. 2. gehört auch hierher: Paulus erzählt ſeine Entzückung in den dritten Himmel und bedient ſich dabei der Worte: iſt er in dem Leibe geweſen, ſo weiß ichs nicht, oder iſt er außer dem Leibe geweſen, ſo weiß ichs auch nicht, Gott weiß es. Hieraus erhellet wenigſtens ſo viel, daß es der hocherleuchtete Apoſtel wenigſtens für möglich gehalten habe, die Seele könne auf eine Zeitlang den Körper verlaſſen und wieder in denſelben zurückkehren. Was alſo dieſem Pflanzer des Chriſtenthums unter den Heiden nicht anſtößig war, das darf es uns auch nicht ſeyn.

Ich halte für höchſt nöthig, in unſern bedenklichen Zeiten auf dergleichen ungewöhnliche und ſonderbare Erſcheinungen aufmerkſam zu machen, um ſich vor den betrügeriſchen Zeichen und Wundern in Acht zu nehmen, die wir in der nahen Zukunft zu erwarten haben; man verfällt wieder hie und da auf den thieriſchen Magnetismus; denn man hat nun nach und nach erfahren, was durch denſelben

möglich iſt; wenn aber nun ungeweihte Hände über dieſes Heiligthum kommen und es zu vorwitzigen Zwecken mißbrauchen, — wenn unbekehrte, gottloſe Perſonen magnetiſirt, ſomnambül und gar clairvoyant (hellſehend) werden, nun ins Geiſterreich ſchauen, mit böſen Geiſtern in Beziehung kommen, und nun in dieſem exaltirten Zuſtand rathen, entdecken und erzählen, was in der Ferne geſchieht, ſogar was in den Kabinetten abgehandelt und beſchloſſen wird, — was wird und was kann daraus werden?

Es iſt jetzt ſchon arg genug, daß es hin und wieder einzelne Perſonen gibt, die von Natur in dieſen Zuſtand gerathen und viele gute fromme Leute zur ſchrecklichſten Schwärmerei und zum Fanatismus verführen; wenn man aber nun noch durch Kunſt dieſe gefährliche Sache vervielfältigt und zu ſchädlichen Zwecken mißbraucht, ſo muß ja eine Hölle auf Erden entſtehen, — und was nun noch beſonders höchſt zu bedauern iſt, das iſt der Heiligenſchein, der ſolche Perſonen umgibt, ſo daß auch wahre Chriſten dadurch getäuſcht, hinter's Licht geführt, und wenn ſich der Herr nicht über ſie erbarmt, ins Verderben geſtürzt werden.

Wahrlich, es wird eine Zeit kommen, wo man meine Theorie der Geiſterkunde aus beſtäubten Winkeln hervorſuchen und mir danken wird, daß ich ſie geſchrieben habe. Freunde und Freundinnen! Liebe Leſer! ich bitte um Gottes Barmherzigkeit willen, haltet mich nicht für einen Schwärmer, der die Sache übertreibt, ſondern ich rede wahre und vernünftige Worte; die Zeit wird mich rechtfertigen, wie ſie mich bisher gerechtfertigt hat. Laßt uns treu aushalten mit Wachen und Beten, es mag kommen wie es will, wir werden alsdann ſelig ſeyn.

Ende.

Jung-Stilling, Johann Heinrich,

Johann Heinrich Jung's, genannt Stilling, sämmtliche Werke

Bd.: 12

Stuttgart 1842

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.792(12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11722806-0